Euphorion

Digitized by Google

830.5
E89e

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Euphorion

Zeitschrift für Litteraturgeschichte

herausgegeben

von

August Sauer

Drittes Ergänzungsheft.

Leipzig und Wien
k. u. k. Hofbuchdruckerei und Verlagshandlung
Carl Fromme
1897.

Digitized by Google

148939

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Briefe und Gedichte aus dem Kreise der fruchtbringenden Gesellschaft. Mitgeteilt von Anton Chroust in München 1

Aus dem Briefwechsel Sigmund von Birkens und Georg Neumarks 1656—1669. Mitgeteilt von C. A. H. Burkhardt in Weimar . . 12

Poetische Staatsunterredung. Mitgeteilt von Max Rubensohn in Berlin 55

Mitteilungen aus Wielands Jünglingsalter. Von Bernhard Seuffert in Graz. Die Anbahnung mit Bodmer. Datierung der Oden. Ungedruckte Stücke aus der Züricher Zeit 63

Nachlese zu Bürger.

I. Von Carl Schüddekopf in Weimar 101

A. Bürger an Boie 102

B. Bürger an Dieterich 1—18 103

C. Briefe an Verschiedene 121

II. Von Karl Nutzhorn in Bissendorf bei Hannover 131

1. Ein Brief Bürgers an die Geschwister Mackenthun in Hannover 132

2. Sechs Briefe Bürgers an Friederike Mackenthun 136

3. Ein Brief Bürgers an seine Tochter Friederike Marianne 146

4. Glückwunsch Bürgers zum elften Geburtstage seiner Tochter Friederike Marianne, 15. März 1789 147

Neue Beiträge zur Charakteristik Lavaters und Jung-Stillings. Von S. M. Prem in Marburg a. d. Drau 148

Sieben ungedruckte Briefe Jean Pauls. Mitgeteilt von Paul Nerrlich in Berlin 158

Briefe von und über Uhland. Mitgeteilt von Rudolf Krauß in Stuttgart 163

Christoph Kuffners Gespräche mit Beethoven. Nach dem Originalmanuskripte mitgeteilt von Alfr. Chr. Kalischer in Berlin 169

Briefe Gutzkows an Georg Büchner und dessen Braut. Mitgeteilt von Charles Andler in Paris 181

Zur Entstehungsgeschichte der „Amaranth".

I. Ein Brief von Oscar v. Redwitz an Gustav Schwab. Mitgeteilt von Otto Gmelin in Kiel 194

II. Drei Briefe von Redwitz an Schwab. Mitgeteilt von Adolf Wilhelm Ernst in Hamburg 197

Digitized by Google

Findlinge. Seite

I. Ein Brief Wielands an W. D. Sulzer. Mitgeteilt von Richard Batka in Prag, mit Anmerkungen versehen von Bernhard Seuffert in Graz 203

II. Ein Brief Lessings an Lichtenberg. Mitgeteilt von Albert Leitzmann in Jena 207

III. Ein ungedruckter Brief Schillers. Mitgeteilt von Wilhelm Lang in Stuttgart 209

IV. Ein Brief von Ludwig Tieck aus Jena vom 6. Dezember 1799. Mitgeteilt von Gotthold Klee in Bautzen 211

V. Karl Schurz an Gustav Schwab. Mitgeteilt von Otto Gmelin in Kiel 216

VI. Ein Brief Grillparzers. Aus der Stiftsbibliothek von Heiligenkreuz mitgeteilt von Fr. Tezelin Halusa O. Cist., mit Anmerkungen versehen von August Sauer 217

Miscelle. Von Emil Horner in Wien 219

Digitized by Google

Briefe und Gedichte aus dem Kreise der fruchtbringenden Gesellschaft.

Mitgeteilt von Anton Chroust in München.

Das gräflich Dohnaische Archiv zu Schlobitten in Ost-Preußen, über das ich an anderer Stelle berichtet habe, bewahrt eine große Anzahl von Briefen des Anhalter Kreises an Christoph Burggrafen und Herrn zu Dohna aus der preußischen Linie dieses Hauses, den langjährigen Berater und Freund Christians I. von Anhalt-Bernburg und Christians II., dessen Sohnes.

Christoph zu Dohna (1583—1637), der Neffe jenes berühmten Fabian zu Dohna, der 1587 die deutschen Söldner zur Unterstützung Heinrichs von Navarra nach Frankreich geführt hatte und am Hofe desselben Heinrich in hoher Achtung stand, würde als Staatsmann in anhaltischen und pfälzischen Diensten, sowie als Schriftsteller wohl eine eingehende biographische Würdigung verdienen, der Christophs autobiographische Aufzeichnungen zu Grunde zu legen wären.[1]) Er gehört zu den ältern Mitgliedern der fruchtbringenden Gesellschaft und ist als der Heilende (le Guérissant) mit Christian I. von Anhalt im August 1619 in diese aufgenommen worden (vgl. F. W. Barthold, Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft, S. 117; G. Krause, Ludwig Fürst zu Anhalt-Köthen, 3, 324). Ich lasse es dahingestellt sein, ob seine engen Beziehungen zum anhaltischen und zum kurpfälzischen Hause, das eben damals den verhängnisvollen Griff nach der böhmischen Königskrone that oder seine litterarische Thätigkeit diesem

[1]) Vgl. J. Voigt, Des Grafen Christoph des Ältern von und zu Dohna Hof- und Gesandtschaftsleben. (Historisches Taschenbuch. III. Folge 4. Band, S. 1 ff.) Auf diesen autobiographischen Aufzeichnungen beruht Friedrich Spanheims Biographie „Commentaire historique de la vie et de la mort de messire Christofle vicomte de Dhona", Genf 1639.

Manne, der die ganze Bildung seines Stands und seiner Zeit in sich aufgenommen hatte, zu jener damals noch sparsam vergebenen Ehre verholfen haben. Allerdings ist Christoph als Dichter und als Schriftsteller wenig vor die Öffentlichkeit getreten;[1] aber handschriftlich hat sich von ihm eine stattliche Anzahl von Gedichten, meist religiösen oder politischen Inhalts neben einer Menge von Aufzeichnungen autobiographischer Natur, Reisebeobachtungen und Lesefrüchten erhalten. Er beherrschte die deutsche Sprache in den zahlreichen diplomatischen Berichten, die mir vorliegen, mit bemerkenswerter Leichtigkeit; in dem hochgebildeten Kreise der pfälzischen Räte und Diplomaten kann sich nur Ludwig Camerarius an Einfachheit der Rechtschreibung, Sorgfalt des Ausdrucks und Durchsichtigkeit der Satzfügung mit ihm messen. Auch seine Gedichte, die es vermeiden, der Wortfolge Gewalt anzuthun, weisen ähnliche Vorzüge auf; ob sie auch von der neuen Poetik angehaucht sind, die damals in Deutschland aufkam, habe ich allerdings nicht untersucht. Christophs litterarische Interessen lassen es nicht als unmöglich erscheinen, daß er bei seinem wiederholten und langen Verweilen in Paris sich mit den theoretischen Schriften Scaligers und Ronsards bekannt gemacht habe.

Ebenso vollkommen wie die deutsche beherrschte Christoph die französische Sprache, die an den Höfen jener deutschen Fürsten, welche später zur protestantischen Union zusammentraten, bereits zur Hofsprache geworden war. Der vertrauliche Briefwechsel zwischen Christian I. und II. von Anhalt und Christoph wurde nur französisch geführt, die anhaltischen Prinzessinnen schickten diesem französische Briefchen und kleine Übersetzungen in derselben Sprache und baten ihn um sein Urteil.[2]

[1]) Ich finde nur, daß er 1614 einen verdeutschten Caesar ohne seinen Namen und 1639 eine Übersetzung des hohen Liedes im Druck hat erscheinen lassen. Vielleicht sind auch sonst einige seiner religiösen Schriften gedruckt worden, denn sein Bruder Achaz schreibt 1614 an ihn und an Abraham zu Dohna, daß die beiden Wittenberger Hoë und Hutter schändliche Scharteken wider sie hätten ausgehen lassen; vgl. Anton Chroust, Abraham von Dohna. Sein Leben und sein Gedicht auf den Reichstag von 1613, München 1896, S. 111, Anmerkung.

[2]) Über das Eindringen der französischen Sprache an den protestantischen Höfen Deutschlands vgl. Barthold, a. a. O., S. 39 ff. Es ist aber ein Irrtum Bartholds, die Verwelschung des Heidelberger Hofs erst von der Heirat Friedrichs V. mit der Tochter Jakobs I. von England herzuleiten, sie beginnt in Wirklichkeit schon unter Pfalzgraf Johann Casimir in den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts; von Heidelberg aus wurden die verwandten und verbündeten Höfe für die französische Sprache und Bildung gewonnen; daß sie die Sprache Calvins und Bezas war, fiel schwer ins Gewicht. Thatsächlich haben sich die lutherischen Höfe zu Braunschweig, Dresden und Berlin der fremden Sprache viel länger erwehrt, noch erfolgreicher die katholischen Höfe, natürlich mit Ausnahme von Köln und Trier. Herzog Maximilian I. von Bayern hat bis zum Beginn des dreißigjährigen Kriegs in seiner Kanzlei keinen Sekretär gehabt, der französisch geschrieben hätte,

Die im folgenden mitgeteilten Briefe sind bis auf einen von Christian II. von Anhalt an Christoph geschrieben worden, kurz bevor der Fürst die Regierung in Bernburg antrat. Christian II., dessen Tagebuch G. Krause veröffentlicht hat, darf sich in mancher Hinsicht einen Schüler Christophs zu Dohna nennen, der ihn auf seiner ersten italienischen Reise begleitet hatte und seither das volle Vertrauen des jüngsten Fürsten genoß. Von seinem Vater hatte Christian II. zwar das sanguinische Temperament ererbt, keineswegs aber die Weite des politischen Blicks, die freilich verhängnisvoll gewordene Phantasie und den Schwung des Geistes, der Christian I. zu einer der anziehendsten Fürstengestalten des 17. Jahrhunderts macht. Selbstverständlich ist auch Christian II. Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft geworden, mit dem Beinamen des „Unveränderlichen" (l'immuable) wurde er 1622 aufgenommen (vgl. Barthold, a. a. O., S. 130; Krause, a. a. O., 3, 38 und 326); im politischen Leben hat er diesen Namen allerdings wenig bewährt. Die ihm erwiesene Ehre hat er sich dann nachträglich als Schriftsteller verdient: er hat den „christlichen Fürsten" aus dem Italienischen ins Deutsche übertragen (vgl. Krause, a. a. O., 3, 72 f.), als Dichter mögen ihn die zum Schluß mitgeteilten „Klinggedichte" kennzeichnen, seine litterarischen Interessen werden durch die weiter unten abgedruckten Briefe mehr ins Licht gerückt.

Von den folgenden fünf Briefen gehören dem Inhalt nach der erste und vierte zusammen. Der erste, undatiert, aber nach seiner Einreihung unter andere Briefschaften etwa dem Oktober 1628 zuzuweisen, ist ein unmittelbares Zeugnis, welcher Wertschätzung sich M. Opitz im Anhalter Kreis erfreute, obgleich man mit seiner Aufnahme in die fruchtbringende Gesellschaft damals noch zögerte. Christians Urteil über die Werke des Schlesiers ist wahrscheinlich nicht nur das persönliche, sondern das allgemeine des ganzen Anhalter Kreises. Wichtig scheint mir dieser Brief auch als ein Beleg für die rasche Wandlung des Geschmacks in den höfischen Kreisen zur selben Zeit: am meisten preist Christian Opitzens geistliche Dichtungen, die weltlichen aber werden gewissermaßen als Jugendthorheiten entschuldigt; auffallend ist aber, was am Schluß des Schreibens über die Astraea gesagt wird; gemeint ist offenbar der französische Schäferroman des Honoré d'Urfé, um dessen Vollendung noch 1624

auch die italienischen Konzepte sind in der Regel nicht vom ständigen Kanzleipersonal besorgt worden. Maximilian I. hat auch die Fremdwörter in den deutschen Ausfertigungen nicht geliebt und sie nicht selten eigenhändig verfolgt, wobei er es an derben Rügen für den neuerungssüchtigen Konzipisten nicht fehlen ließ. Man sieht, daß den Bestrebungen Ludwigs von Anhalt-Cöthen im katholischen Süden nicht die Entsprechung fehlt, welche wohl Aufmerksamkeit verdienen würde.

29 Prinzen und Prinzessinnen und 19 adelige Herren und Damen, meist Mitglieder der fruchtbringenden Gesellschaft, den Verfasser in einem Schreiben flehentlich beschworen, in dessen Geist sie einen Hirtenverein, die „academie des vrais amants" gründeten und sich selbst Namen aus jenem Roman beilegten (vgl. Barthold, a. a. O., 134 f.). Es ist doch erstaunlich, vier Jahre später Christian II. (der wahrscheinlich jenen Brief mitunterzeichnet hat und in dessen Briefen Myrtill und Celadon ihr Wesen treiben) neben Adolf von Borstel, dem vielgewandten anhaltischen Agenten zu Paris, der selbst jenes Schreiben an Urfé übermittelt hatte, in der Verurteilung des Romans einig zu sehen.

Der vierte Brief ist um ein Jahr später geschrieben, Opitz war mittlerweile als der „Gekrönte" in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen worden und Christian hatte den Gefeierten persönlich zu Breslau kennen gelernt. Die Beschreibung der äußern Erscheinung des Dichters dürfte nicht ohne Interesse sein, nicht minder die rückhaltlose Anerkennung seiner Verdienste und das Zeugnis, wie die Erneuerer der deutschen Dichtkunst, Ludwig von Anhalt, Werder und selbst der eifersüchtige Hübner sich vor Opitz beugten. Es ist Opitz bekanntlich nicht ganz leicht geworden, sich die Anerkennung des Anhalter Kreises zu erkämpfen; man war dort nicht sehr bereitwillig, um der „Deutschen Poeterei" willen das aufzugeben, was man selbständig gefunden hatte. — Übrigens glaube ich, daß das lange Zögern bei der Aufnahme Opitzens in die fruchtbringende Gesellschaft hauptsächlich durch Bedenken gegen die Person des Dichters verursacht wurde. Opitz, die rechte Hand des Karl Hannibal von Dohna, der Schlesien selig machen sollte, war trotz seines reformierten Bekenntnisses kein geeignetes Mitglied jenes streng-protestantischen Kreises, dessen Religiosität mit den zunehmenden Greueln des Kriegs immer mehr anwuchs. Wie weit Opitz sich in religiösen Fragen seine Selbständigkeit gegenüber Karl Hannibal von Dohna gewahrt hat, darüber würde wohl das Archiv der wartenbergischen Linie der Dohna Aufschluß geben können.

In dem fünften Stück teile ich den Schluß eines Schreibens Christians II. mit, das, sieben Jahre später geschrieben, zeigt, daß beim Schreiber die Verehrung Opitzens, auf dessen Erklärung des hohen Lieds angespielt wird, sich nicht vermindert hat.

Der zweite und dritte Brief behandeln innere Angelegenheiten der fruchtbringenden Gesellschaft. Bemerkenswert ist, daß das eigenhändige Schreiben Ludwigs von Anhalt-Köthen an seinen Neffen, noch dazu in einer so wichtigen Gesellschaftsangelegenheit wie die Bestimmung des Trauerzeichens für den kurz zuvor verstorbenen Kaspar von Teutleben, den „Mehlreichen", den eigentlichen Gründer

der Gesellschaft, in französischer Sprache abgefaßt ist. Die in dem Schreiben mit ihren Gesellschaftsnamen bezeichneten Mitglieder sind Ernst von Anhalt der Wohlbewahrte (Biengardé), Tobias Hübner der Nutzbare (l'Utile), Diederich von dem Werder der Vielgekörnte (Moullgrainé), Werner Hahn der Forttreibende (Dechassant) und Levin Ludwig Hahn der Zusammenziehende (l'Estraignant).

Zum Schlusse teile ich einige „Klinggedichte" mit, die, wie die mir wohlbekannte Handschrift sichert, zum Teil von Christian II. selbst herrühren. Bemerkenswert ist die kritische Note am Schlusse des zweiten Klinggedichts, welche die seit drei Jahren erzielten Fortschritte in der Dichtkunst hervorhebt. — Die Gedichte, sämtlich von fürstlichen Verfassern, das dritte sogar von einer Dame, sind nicht ohne kulturgeschichtliches Interesse.

An der Orthographie der Briefe und Gedichte ist nichts geändert worden, bei den Gedichten habe ich auch die großen Anfangsbuchstaben beibehalten. Alle im folgenden mitgeteilten Stücke mit Ausnahme des zweiten Briefs sind von Christians II. eigener Hand.

I.

[1628 etwa Oktober.]

Christian II. Fürst von Anhalt an Christoph zu Dohna.

J'espère qu'aurez recue mes precedentes avec les livres d'Opitius, lesquels à la verité sont digne de lecture et des oeuvres, qui se guindent d'un vol plus haut que le commun par-dessus le vulgaire. Si le commencement de ses oeuvres sont des amourettes en partie, en partie aussy des gentillesses dignes d'un bel esprit et plustost des essays d'une invention très-difficile et du tout moderne qu'autre chose parfaite, il le faut attribuer a l'effect de ses jeunes ans pour lors, qu'il n'a neantmoins voulu laisser croupir en oisiveté, afin de n'enterrer le beau talent de sa nouvelle tant renomée poesie allemande, que Dieu luy avoit fourny d'en haut comme un don très-excellent et extraordinaire. Depuis avec l'arge (qui toutesfois ne passe pas 30 ans comme on m'a dit) il a eu des conceptions plus sublimes comme en font foy: sa Zlatna ou tranquillité de l'esprit, son hymne de Christ, son prophete Jonas, le cantique des cantiques, les lamentations de Jeremie, les epistres des evangiles dominicaulx mis en chansons allemandes selon les melodies du Lobwasser fort gentiment et tout plein d'autres jolys traittèz non communs, la lecture desquels Vous delectera sans doute, qui estes amateur des beaux livres. Quant a celuy de l'Astrée Mr. A. Börstel, Vous et moy en faisons tous trois un mesme jugement, et ne scay a quoy telles fictions servent, qu'a confondre la jeunesse et a leur faire perdre le temps mal à propos, puis qu'on a tant de belles veritèz a lire qui servent a prou de passe temps; mais aussy de ne vouloir lire autre chose que de sainctetèz et y astreindre la jeunesse, je n'en suis pas d'advis, veu que l'esprit humain est ordinairement addonné a la varieté et ne peut s'assujettir a une devotion continuelle attentifve, ausy est-il bien raysonnable,

que nos functions differentes se reiglent selon leur vocation, soit ordinaire soit extraordinaire. O. D.

L'immuable.[1])

II.

1629 März 20./10. Nienburg.

Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen an Fürst Christian II. von Anhalt-Sternburg.

Monsieur mon très-aymé nepveu. Vous m'excuserez de ce que je ne Vous ay plustost respondu sur Voz deux dernières lettres. J'en donnois commission au Biengardé pour Vous dire aussi mon opinion touchant la marque du dueil, qu'on doit porter des accademiques pour l'autheur de nostre accademie, sur lequel j'ay faict un sonnet allemand et en feray faire des autres par l'Utile et Moultgrainé, sans qu'ils sçachent de cestuycy. Je regrette fort sa perte, car il estoit un sujet amiable, discret et sociable. Quand je les auray tous ensemble, je les envoyeray a madame ma soeur du Roudelstedt aprez la censure du mien, laquelle l'estimoit fort et a eu ce bienfaict de luy d'en avoir appris la langue italienne. Je Vous remercie aussi des faveurs, qu'il Vous a pleu faire à mon beau frère le conte Philippe de Lippe, il Vous en demeurera redevable. J'ay très bien receu les quattre riesdalers du Dechassant, les ay mis au conte general et il en aura son livre des devises, lequel est desja fini de cent cinquante pieces, auxquels j'ay faict adjouster encores quatorze pour accomplir quatre feuilles entiers, mais ne les pourray avoir devant la foire de Leipzig aprèz Pasques. J'attendray le mesme de l'Estraignant, quand Vous aurez eu sa quote. Le Guerissant portera sa peine luy-mesme, en faisant imprimez ses rimes mal limèz sans avoir voulu endurer leur amendement. Le sujet est beau quant a les paroles, mais le default consiste dans la mesure et convaincte des mots, la ou il n'y a guères de plaisir, en les voulant raccomoder. Si cela ne se faict de l'autheur mesme, toutefois fault-il, qu'il en scache les reigles et l'adresse avec la practique. Ma compagne et moy baisons les mains à Vous et m.me Vostre consorte et je suis à jamais.

Vostre très-fidele et très-affectionné oncle

Le nourrissant.

De Niembourg ce 10. di mars 1629.[2])

III.

1629 März 24./14. Ballenstädt.

Christian II. Fürst von Anhalt an Christoph zu Dohna.

....Ich thue dem herren auch hiemitt freundtgesellig zu wissen, daß der löbliche urheber unserer fruchtbringenden gesellschafft der Mehlreiche, des herren so wol als mein vor iahren guter bekandter und werther freundt Caspar von Teutleben sehl. andenckens newlicher zeitt mitt todt abgegangen, welches vor der wellt unzeitiges absterben nicht allein seinen befreundten und verwandten, sondern auch der ganzen löbl. gesellschafft so wol insgemein als einem ieglichen mittgliedt der-

[1]) Schlobittner Archiv, Fasc. 19/3, Original eigenhändig.
[2]) Schlobittner Archiv, wie oben.

selben absonderlich, bevorab seinen weylandt guten bekandten sehr zu hertzen gehett. Derentwegen dann zu anzeigung unseres danckbahren wolgeneigten gemühts, da wir beydes zu seiner person und zu seinen adelichen tugenden getragen, haben wir unß sämptlichen auf gn. verordnung des rechten urhebers (welcher zwar auß fursamkeitt dem Mehlreichen sehliger den vorzug undt die ehre selbsten gutwillig gelaßen), nemlich des Nehrenden, ein schwartzes trawerbandt vornen an der brust der wämmeßer umb die knöpfe gebunden undt in einer schleiffe zugemacht zu tragen gar gerne endtschloßen. Der herr wirdt auch auß beygefügtem schreiben [vom 20/10. März] undt klinggetichte [fehlt] des Nährenden, waß er vor ein urtheil von obgedachtem weylandt Mehlreichen gefellett und wie hoch er ihn gehalten, da es ihm anderst beliebig, dieselbigen zu verlesen, ersehen können. Jedoch undterwirfft sich ganz willig undt gerne itzterwehnter Nehrende (ob er schon nicht unbillich als der rechte stiffter undt anfänger unserer gesellschafft von keinem sollte getadelt werden dörffen) der verbeßerung anderer reimtichter undt will damitt zufrieden seyn. Wiewol ich nun vor meine person als ein geringes mittgliedt der Fruchtbringenden bey obgedachtem klag- undt klinggetichte gewißlich kein eintziges wortt zu verbeßeren wuste vndt dennoch auch davor halte, es werden andere gleichsfallß ein solches urtheil fellen, jedoch so vermeyne ich, es werde der Nährende durch solche seine wohlgemeinte demuth anderen ebenmeßig ein beyspiel der rühmlichen nachfolge haben geben und zeigen wollen. Der herr wirdt auch auß offtgedachtem schreiben, wie weitt unser gesellschafftbuch kommen und die newe stewer-anlage außgereichett, zweiffelsohne mitt lust ersehen können. Hiermitt will ich schließen undt Ihne göttlicher gnadenhüet sambt Seiner hertzgeliebten gemahlin undt lieben jugendt ganz trewlich befohlen haben. Gegeben auff meinem hause Ballenstedt am 14. tage des mertzens im jahr 1629.

Sein freundtwilliger guter geselle

Der Unveränderliche.[1])

IV.

1629 Oktober 23./13.

C[hristian] Baron de Ball[enstädt] (Fürst Christian II. von Anhalt) an Christoph von Dohna.

J'ay eu le contentement d'y [zu Breslau, wo eben ein Tag schlesischer Fürsten stattfand] voir aussy le S^r Opitius (ch'io connosceva innanzi solamente per fama, come il cavallerizzo Valerio Piccardini mi connosceva in Padova), duquel je puis dire avec verité: Minuit praesenti a famam; car c'est un hommelet (homuncio) fort petit, laid de visage et fort gresle, mais d'un grand esprit et de telle reputation en l'invention et sa nouvelle Poesie Germaine, que non seulement les illustres poetes de nostre temps et de nostre langue comme sont Mr. Hübener et Mr. Werder et mon oncle le Nourrissant, bien que premiers inventeurs ou renouvelleurs de la poesie allemande devant luy, neantmoins luy cedent unanimement et fort volontiers la palme, mais aussy S. M^te imp. l'a annobly et donné le glorieux arbre de laurier en ses armoiries et par consequent msgr. le Nourrissant l'ayant receu apres ceste noblesse et en l'estime, que la vertu extraordinaire annoblit sans cela, luy a ottroyé pour embleme un chappelet ou une guirlande de laurier, ein lorberkranz, estant le 200^me de la compagnie fructifere, laquelle il magnifiera sans doute par ses rimes extraordinairement et

---

[1]) Schlobittner Archiv, Fasc. 19/3, Original eigenhändig.

se souviendra de gaigner le laurier par toute l'Allemagne en sa Poesie. C'est autrement un personnage fort docte, scait bien ses langues, a bien voyagée et est addonée a nostre religion. Il sert maintenant a mr. le general de Silesie, ascavoir a mr. le baron Charles Hannibal de Dona, un seigr. qui est en grand credit et reputation par toute la Silesie Le Nourissant avec l'Invariable tesmoignent une singuliere affection au Guerissant et à son frère, qu'ils saluent et resaluent tous deux tres affectueusement de coeur et d'affection. [1629 Oktober 13.] [1])

Schon am 5. Oktober schrieb Christian II. aus Leipzig an Christoph von Dohna:

J'ay veu mes cousins tous deux a Vratislaviae en une très belle ville, j'ay veu les raretéz d'icelle et Opitius.

V.

1636 $\frac{\text{Juli 10.}}{\text{Juni 30.}}$ Naumburg.

Fürst Christian II. von Anhalt an Christoph zu Dohna.

.... V. S. illma ne ha dato un saggio particolare a me fra gli altri, inviandomi il gentilhuomo Nostiz con tanta benignità un gran pezzo di viaggio nella gratissima compagnia dei Suoi proprii figliuoli e mandandomi per lui un così bel libro, l'esplicazione del cantico de' cantici, la qual non ho potuto diporre senza haverlo letto da capo infin' al fine. Questi sono gli effetti della compagnia fruttifera, civè gli frutti veraci del arbore fedele, qual non può star ozioso ed un pregusto della vita eterna. Il Nodriscente havrà molto questa fatica del Sanante e l'apprezzera assai con quelle lodi, che meritan gli Suoi virtuosi e gloriosi travagli ....

Di Nawmburgo agli 30. di giugno 1636.

Il disperato sperante.[2])

VI.

1.

Auff des unveränderlichen Erstgebohrnen Sohn hat der Nährende nachfolgendes Klinggedichte gemacht.

Wie unveränderlich die Rhatschläg Gottes sindt,
Das kan man nicht genueg mitt wortten viel herzehlen,
Von Mutterleibe an die Seinen er thut wehlen
Und das bezeigett auch an diesem Lieben Kindt.

Im Niderlandt anfangs sich sein entpfängnüß findt,
In Franckreich nimbtt es zu, an ihm muß gar nichts fehlen,
Zum Knäblein lebendt wirdt gleich andern seinen Sehlen
Und kömbt vollkommen drauff zu dieser welt geschwindt.

---

[1]) Schlobittner Archiv, Fasc. 19/3, Original eigenhändig.
[2]) Schlobittner Archiv, Fasc. 20/3, Original eigenhändig.

Wiewol es weitt ins landt ein langen weg getragen
Durch manche groß gefahr, hat man dran nichts zu sagen,
Zu Schüttorff wirdt es jung undt da viel frewde bringtt

Der Alt fraw Mutter sein, die sich darob vernewett,
Der Großherrvatter auch sich mit dem Sohn erfrewett,
Der vater helts in arm undt mit herumber springt.

NB. Obgeschriebenes Kling- undt reymgetichtte ist im Jahr 1626 gestellet worden.

Nun folget die Antwort darauff:

2.

Des Unveränderlichen Andtwortt auff des Nehrenden wolgemeinte glückwüntschung.

Der Nährende gar wol die Rahtschläg Gotts betrachtt,
Das zeigen an die Reym, so er mir hat thun senden,
Darinnen er begreifft, an was für orth und enden
Der liebe trewe Gott mein Söhnlein nahm in achtt.

Darumb ich ihme auch danck billich in andachtt:
Er woll sein werck fortan erhalten undt vollenden.
Bey diesem trewen wuntsch laßt ichs allein bewenden,
Dieweil der Schöpfer weiß am besten, waß er machtt.

Hiebey kan aber ich zu dancken nicht umbgehen
Dem Nährenden, der sich so gar wol thut verstehen
Auff die umbstände all, auf den ortt, auf die zeitt

Nicht nur des Kinds geburtt, ja wie es wardt entpfangen,
Da wir noch wunschten all sein ankunfft mitt verlangen,
Wenns zeitig wurde seyn, wie es Gott lob da leytt.

Anmerckungen: Man muß sich, ob schon hieroben gesetztes reymgetichte nicht allerdings ohne fehl gestellet sein möchte, nicht darüber ärgern, in erwegung, das dazumahl, nemlich im jahr 26, die gebundene rede bey weittem noch nicht so herrlich erbawett undt außgearbeittet als sie anizo [1629] ist, gewesen. Bitte derowegen umb glimpfliche auffsicht.

3.

Kling- und wiege Getichte der Celideae (id est frewlein A.[nna] S.[ophie] F.[ürstin] Z[u] A.[nhalt] an ihren bruder.

Waß hat der Liebe Gott euch geben hie zu wiegen?
Ein jungen Sohn hör' ich, dabey ihr nunmehr sitzt,
Den ihr so fleißig wiegt, das ihr drob offtmals schwitzt,
Und also achtung gebt, damitt er still thue liegen.

Wie mancher anschlag wirdt darbey herumbher fliegen?
Das eim auch wohl der Kopff möcht werden gantz erhitztt.
Gott geb, daß diß ewr Kindt im alter sey verschmitztt,
Dann in der Jugendt sein werdt ihrs bey Zeitten biegen.

Drumb Gottes segen ich euch wunsch, das er reichlich
In ihm sich mehren woll sambt allem glück täglich,
Damitt ihr Elltern beydt an ihm groß freud erlebett,

Einsmahls den schwestern sein, wann ihm die Gott beschehrt,
Mag seim herr vatter gleich er sich ihn machen werth,
Das bey ihm stehts alsdann die Tugendt oben schwebett.

Folget hiernechst die antwortt des Unveränderlichen auf seiner lieben Schwester Wiegegetichte.

4.

Antwortt auf das Kling- undt Wiegegedichte der Celideae.

Waß dörfft ihr mich nun wohl außspotten mitt meim wiegen?
Hatt mir ein Jungen Heldt der liebe Gott bescheert,
So ists ia billich auch, das er bleib unversehrt,
Damitt er dermal eins sein feinden mög obsiegen.

Ich wolt genueg itzundt zu thun im felde Kriegen,
Das doch dabey fein sollt die welt sein wohl gemehrt,
Aber was hilffts? die Zucht des Kriegs ist verunehrt,
Das meine waffen nun mitt mir sich müßen schmiegen

Biß auf ein beßre zeitt. Ewr wunsch ist mir sehr lieb.
Ich bitte herzlich auch: O herre mein Gott gib,
Daß er erfüllet werd und spende deinen segen

Uber die freunde all, so unß viel gutts begehrt,
Das sie doch mögen auch ihrer bitt sein gewehrt
Und waß ihn sehlig ist, das thu, Herr, auf sie legen.

Mercks wol: Obgedachte auf vorigem blatt undten geschriebene anmerckung des Unverenderlichen [zu Nr. 2] ist alhier ebenmeßig in acht zu nehmen undt zu wiederholen.

5.

Sonnet oder Klinggetichte uber den außgang der Unverenderlichen ihrem herren undter dem Teller uber Tisch zu legen.

Wann ein Ehgatte ist sechs wochen lang gewesen
Vom andern, Solt er nicht nach solcher frist undt ruh
Erzeigen lustig sich, da sein lieb ihm genesen?
Er würd' es laßen nicht, sich schicken wol darzu.

Man darff drumb eusserlich nicht machen grosses wesen,
Es gehet in der still doch alles beßer zu,
Undt wenn die wochen seindt fein richtig außgehalten,
So werden undterm bett Sie beyde nicht erkalten.

Ce sonnet est fait du Nourissant l'an 1627, comme madame l'Immuable sortit des ses six semaines après l'accouchement de feu ma fille Sofie de bonne memoire.

6.

Ein anders vom Wolbewahrten an den Unveränderlichen, gleichsfalß undter seinen Teller bey der malzeitt wie obgedachtes zu legen.

Der Tag vorhanden ist, an dem nu thut außgehen,
Die euch am liebsten ist, o trewer Bruder mein,
Ein lange zeitt Ihr habt viel müßen drumb außstehen,
Undt nicht ohn ungedult im bette seyn allein.

Die frewde euch itzundt man an der Stirn kan sehen,
Auß ewrem hertzen leucht herfür ein heller schein,
Der mich zu wuntschen euch viel heylls undt glücks bewegett,
Wenn Ihr euch diese nacht zu ewrer Haußehr legett.

7.

Antwortt des Unveränderlichen auf des Nährenden sonnet oder, auf Teutzsche artt zu reden, Klinggedichte.

Deßelben vorschlag mir thut hertzlich wolgefallen,
Es soll gewißlich auch an mir ermangeln nichtt,
Damitt gar lustig wir erzeigen uns vor allen
Undt darthun in der still, das uns gantz nichts gebrichtt.

Die Kälte hette mich sonst mögen sehr befallen,
Da ich mein' einsamkeitt in wintter hett gerichtt,
Zu rechter Zeitt muß man sich in die sachen schicken,
Undt weder in dem frost noch in der Hitz erstick·n.

8.

Ein anders an den Nährenden vom Unveränderlichen gestellet.

Ein Beyspiel geb' ich euch, wie Ihr es sollet machen,
Damitt auch unser stamm durch Euch werd wol gemehrt,
Ich nehme auß den Todt,[1]) Gott geb' euch zu den sachen
Mehr glück, viel segen, heyll, herr vetter hochgeehrt,

Daß in dem ehstandt sein (ich weiß, Ihr werdett lachen)
Ihr funfftzig jahr zubringt undt mehr, wie ihr gelehrt
Mich habt vor dieser zeitt, da Ihr selbst köndtet sehen
In der Stadt Harderwyck solch hochzeittfest begehen.

9.

Antwortt auff das verdeckte offenbahre Bruderstücklein.

Danck habt, mein bruder frey, das ihr nicht undterlaßen
Euch zu erfrewen auch uber der frewde mein,
Alß ich mein Liebste sah heutt fahren auf der straßen
Zu ihrem Kirchgang nur, erfrewt sich groß undt Klein.

[1]) Vgl. Anmerkung zu Nr. 5.

Solt dan Herr vatters frewd der Schwestern ohne maßen,
Die ewrige darzu sämptlich nicht drüber seyn?
Ich zweifle nicht daran, Ich muß es ja gestehen,
Daß ich zufrieden bin, weil mir sehr wol geschehen.

10.

Sonnetto del Guarini.

Dolcissimo usignuolo
Tu chiami la tua cara compagnia,
Cantando: vieni, vieni, anima mia.

A me canto non vale
E non ho come tu da volar alo
O felice augeletto.

Come nel tuo diletto,
Ti ricompensa ben l'alma natura,
Se ti nego savier di die ventura.

Ist folgender gestaltt verdeutschtt:

Du liebe Nachtigall, wie thustu ruffen sehnlich
Dem süßen lieblein dein, das dir ist gleich undt ehnlich.
Du singst: fluchs, fluchs, nu komb, du allerliebste sehl,
Nun helff, das mein gesang mich auch nicht länger quehl,

Weil ich nicht, wie du hast, die federn, zu erfliegen
Dich glücklichs vögelein undt durfft sonst nieder liegen.
Dich hatt ja die Natur mitt frewdt so reich belohntt,
Daß du anstadt der witz mitt glück allein gekrohntt.[1])

Aus dem Briefwechsel Sigmund von Birkens und Georg Neumarks 1656—1669.

Mitgeteilt von C. A. H. Burkhardt in Weimar.

Obwohl die Litteratur über die fruchtbringende Gesellschaft, deren bedeutendste Förderer Harsdörffer und von Birken waren, mächtig angewachsen ist, wird man doch nicht behaupten können, daß das quellenmäßige Material zur Geschichte dieser Gesellschaft vollständig ausgebeutet erscheint. Jedenfalls gilt dies von den brieflichen Mitteilungen der Mitglieder aus der Zeit der weimarischen Oberleitung von 1651—1662 und aus der Zeit des Interregnums bis 1667.

[1]) Schlobittner Archiv, Fasc. 19/3 und 47/3.

Freilich darf man an diese brieflichen Ergüsse nicht mit der Erwartung herantreten, in ihnen allseitig den wissenschaftlichen Zweck der Gesellschaft vom individuellen Standpunkte des Briefschreibers erörtert zu finden. Nach dieser Seite pflegen mit geringen Ausnahmen die Briefe völlig bedeutungslos zu sein. Wahrscheinlich hat gerade dies Moment dazu beigetragen, daß diese auch ihrem übrigen Inhalte gegenüber unterschätzt worden sind und man deshalb kaum den Versuch gemacht hat, den einen oder andern wenigstens vollständig mitzuteilen.[1] Wesentlich anders wird sich das Urteil über den Wert dieser Briefe gestalten, wenn man sie gruppenweise aus dem Ganzen herausschält; es ergiebt sich da nicht allein eine klare Vorstellung von dem, was der Einzelne für das Gedeihen der Gesellschaft gewollt und geleistet hat, sondern es tritt auch die litterarhistorische Bedeutung dieser Briefe uns entgegen, weil wir eine Menge der persönlichen Lebensverhältnisse, Beziehungen und Bestrebungen der Einzelnen kennen lernen, die für die Beurteilung der Litteraturepoche von hohem Werte sind. Meinem ersten Versuche,[2] die Briefe Harsdörffers, in so weit sie sich auf die fruchtbringende Gesellschaft beziehen, demgemäß zu behandeln, lasse ich einen zweiten folgen, indem auch der lückenhafte Briefwechsel Birkens,[3] so klein dieser auch an Umfang ist, immerhin ein ergiebiges Material in litterarhistorischer Beziehung darbietet. In der Formgewandtheit, wie in der teilweisen Überschwänglichkeit und Schwülstigkeit geben diese den Briefen Harsdörffers nichts nach. Doch ist dieser frei von Fremdwörtern, während bei Birken französische und lateinische Floskeln und Sätze in hinreichender Menge unterlaufen. Dagegen ist dieser über die Kämpfe wegen richtiger Anwendung des Dativs oder Akkusativs längst hinaus. Harsdörffer schreibt Deutsch ohne Dialektformen, während von Birken seinem Dialekte freien Lauf läßt, sein „Briefl und Bäuml“ zur Geltung bringt und selbst im Umlaut den Dialekt beurkundet, falls er jenen zur Anwendung bringt, was doch nicht regelmäßig geschieht. Ohne auf die eigentümlichen Wortbildungen und Spracheigentümlichkeiten von Birkens einzugehen, die mehr in das lexikalische Gebiet

[1] Höchst einseitig sind die Auszüge, die Joh. Mich. Heinze in dem weimarischen Schulprogramme 1781 gemacht hat: Vermischte Nachrichten aus der fruchtbringenden Gesellschaft 2c. Auszüge aus diesen finden sich an verschiedenen Stellen des Grundrisses von Goedeke.

[2] Die Briefe Harsdörffers und die an diesen gerichteten Schreiben werden 1897 in den Schriften des Pegnesischen Blumenordens erscheinen. Die Briefe und deren Inhalt habe ich bereits in einem Aufsatze der „Allgemeinen Zeitung“, Beilage 217 von 1895, besprochen.

[3] Bis 1662 liegen sie unvollständig in den Akten des Weimarer Archivs; von 1663 bis 1669 finden sich die Briefe Neumarks an Birken, natürlich ohne dessen Antworten, im Archiv des Pegnesischen Blumenordens in Nürnberg.

gehören, möchte ich hier das Hauptgewicht auf die Erörterung des Litterarhistorischen und Biographischen legen, was sich in den Briefen Birkens und Neumarks findet.

Erst im Jahre 1656 suchte sich Birken der fruchtbringenden Gesellschaft zu nähern, indem er dem Sekretär Neumark, angeregt durch die von Calisius hergestellte Verbindung, seinen berechtigten Wunsch zu erkennen gab, daß ihm die Mitgliedschaft zuerkannt werden möge. Völlig abweichend von der Bewerbungsart anderer, leitete von Birken die Qualifikation zur Mitgliedschaft aus seiner bisher entfalteten litterarischen Thätigkeit her, die sich auch auf die Hebung der deutschen Sprache erstrecke; noch mehr aber betonte er die dreifache Auszeichnung durch den Kaiser, der ihm den erblichen Adel, die Komitivwürde und eine goldene Kette verliehen habe. Es ist bezeichnend, daß Birken auf die näheren Umstände dieser Auszeichnung nicht eingeht, zumal wohl der Kaiser an eine solche nicht gedacht hätte, wenn nicht der Graf Windischgrätz für diese eingetreten wäre. Ein sehr hohes Maß der Bescheidenheit scheint von Birken überhaupt nicht gehabt zu haben. Ein Mann, der in einem Dankschreiben an den Kaiser so deutlich sich ausspricht, „daß er in seiner Lade noch Raum für eine Ehrenkette habe," kann eher zu den Dreisten als zu den Bescheidenen gerechnet werden.[1]

Auf den scheinbar wohlbegründeten Antrag Birkens, der recht wohl wußte, daß dem Herzog Wilhelm in Wahrheit äußere Ehren des Suchenden mehr als Gelehrsamkeit galten, wurde er nicht einmal einer Antwort gewürdigt und erst auf die inzwischen eingetretene Empfehlung des Grafen Windischgrätz, des Freiherrn von Stubenberg und Harsdörffers erfolgte seine Aufnahme, nachdem er 1658 19. März bei Neumark nochmals die Frage angeregt und bestimmte Wünsche hinsichtlich seines Namens 2c. 2c. zu erkennen gegeben hatte.

Im Gegensatz zu Harsdörffer benutzte von Birken seine mühevoll erkämpfte Mitgliedschaft in sehr beschränkter Weise zur Empfehlung neuer Mitglieder. Seine Befürwortung erstreckte sich nur auf die Mitgliedschaft des Brandenburger Hofmeisters von Kyssel, über die die mitgeteilten Briefe eingehendere Nachrichten enthalten. Eine persönliche Annäherung an das Oberhaupt der Gesellschaft hat von Birken nie in der Weise Harsdörffers versucht, hätte auch wohl keine bedeutenden Erfolge gehabt, da die durch ihre Schwülstigkeit ausgezeichneten Dankschreiben an den Herzog Wilhelm nicht erwidert

[1] Vgl. auch Schmidt, Sigmund von Birken in der Festschrift der 250jährigen Jubelfeyer des Pegnesischen Blumenordens, Nürnberg 1894, S. 498 und 523. Die erste Verleihung einer goldenen Kette fällt also ins Jahr 1655, die letzte ins Jahr 1668 infolge der Bearbeitung des Fuggerschen Ehrenspiegels.

worden waren. Interessant dagegen ist Birkens Trostschreiben an den Herzog Johann Ernst nach des Herzog Wilhelms Tode, ein merkwürdiger Beleg für die dort niedergelegten Anschauungen gegenüber der Sterblichkeit der Fürsten, Äußerungen, die wir für den konkreten Fall in Birkens Werken nicht zur Geltung gebracht finden.

Die wenigen Briefe Birkens sind übrigens ein neuer Beweis, daß die weimarischen Ordensgeschäfte mit besonderer Sorgfalt und großem Eifer nicht betrieben wurden. Es ist von Birken allerdings 1662 nachgerechnet worden, daß unter Herzog Wilhelm in 11 Jahren 262 Mitglieder aufgenommen waren, und in der anhaltinischen Zeit, die sich über vier Jahrzehnte erstreckt, doch nur das Doppelte dieser Zahl erreicht worden sei. Dieses für Weimar günstige numerische Verhältnis hat übrigens keine Bedeutung; denn was an Zahl gewonnen wurde, war durch die Tüchtigkeit der Mitglieder wieder in Frage gestellt. Einzelne Mitglieder sprachen dies, wie ich bei Herausgabe der Briefe Harsdörffers urkundlich nachgewiesen habe, unumwunden aus, und das Bezeigen der neuen Mitglieder ließ, wie Neumark ganz besonders hervorhebt, viel zu wünschen übrig, da viele nicht einmal ein Dankschreiben an das Oberhaupt der Gesellschaft abzulassen pflegten. Noch schwerer wiegt die Bemerkung Neumarks, daß manche der aufgenommenen Mitglieder kaum ihren Namen schreiben konnten. Wenn man auch daraus zum Teil Gründe herleiten kann, daß sich bedeutende Lücken im weimarischen Erzschreine finden, so liegt immer noch kein Grund dafür vor, daß z. B. das Kräuterbuch der Gesellschaft aus der weimarischen Zeit vollständig leere Blätter aufweist, und die Korrespondenz äußerst lückenhaft blieb. Es zeugt nicht von Neumarks Fürsorge für den Erzschrein, daß er die Originale dichterischer Produkte in die Druckerei lieferte und nach dem Gebrauche das Manuskript weder im Original noch in einem Abdruck zu den Akten brachte. In den meisten Fällen unterließ er auch, die Konzepte der Antworten dem Erzschreine einzuverleiben. Höchst mangelhaft war auch die definitive Ordnung des Erzschreins, die von Neumark selbst herstammt, so daß es für eine ergiebige und sichere Benutzung dieses mir rätlich erschien, eine völlige Neuordnung der festen Bände vorzunehmen.

Ein hervorragendes Interesse der Wiederwahl eines neuen Gesellschaftsoberhaupts wird uns von seiten vieler Mitglieder durch einen Brief Birkens nach dem Ableben des Herzogs Wilhelm bestätigt. Man wünschte nicht allein eine baldige Wahl, um die Wiederkehr des frühern Interregnums nach dem Heimgang des Anhaltiners zu vermeiden, sondern hervorragende Mitglieder wie Harsdörffer scheinen diesen wichtigen Punkt für den Fall des Ablebens des Herzogs Wilhelm längst ins Auge gefaßt zu haben. Denn Birken erinnerte

sich einer Unterredung mit Harsdörffer, daß die Wahl des Oberhaupts aus den Häusern Anhalt und Weimar abwechseln solle, und es ist wohl nicht ausgeschlossen, daß Harsdörffers Thätigkeit in dieser Richtung einflußreich gewesen wäre, wenn er 1662 noch gelebt hätte. Freilich setzt Birken hinzu, wenn diese Unterredung „kein Traum" ist. Unwahrscheinlich ist es keinesfalls, daß Harsdörffer auch in dieser Beziehung für den Fortbestand der Gesellschaft gewirkt hat.

Die wenigen Briefe Birkens, wie sie in dem weimarischen Erzschrein vorliegen, bieten manche interessante Anhaltspunkte für Beurteilung seiner Lebensverhältnisse und seiner Thätigkeit, die sich völlig erst dann überschauen lassen wird,[1] wenn sein gesamter litterarischer überaus reicher Nachlaß, der sich im Besitz des Pegnesischen Blumenordens befindet, allseitig durchgearbeitet und Birkens Briefe möglichst dazu herangezogen werden, die natürlich an vielen Orten zerstreut, sich kaum erhalten haben dürften. Hier kann nur von seinem Verhältnis zu Neumark, bezüglich der fruchtbringenden Gesellschaft, die Rede sein. Birken stellt gleich im Beginn seiner Verbindung mit Neumark fest, daß schon 1656 viele seiner Arbeiten abhanden gekommen seien und bereits Gedrucktes seinem Wollen so wenig entspreche, daß er diese unzulänglichen Leistungen durch völlige Neubearbeitungen ersetzt zu sehen wünschen müsse. In einzelnen Beziehungen erinnert er an seine trübe Studentenzeit in Jena,[2] wo er mit dem „aus dem Winkel und den Gebrüdern von Kospoth", und von Riedesel, späteren Mitgliedern der fruchtbringenden Gesellschaft, in innigem Verkehr stand, und diese Beziehungen auf litterarischem Gebiete fortzusetzen wünscht. Bald — schon 1659 — lernen wir den eigentlichen Grund seiner Übersiedelung von Bayreuth nach Nürnberg kennen. Er wünscht diesen etwas abgelegenen Ort mit dem verkehrsreichen Nürnberg zu vertauschen, da jener für die freiere Muse „zu wilde" sei und Nürnberg bessere Gelegenheit zur Pflege seines damals schon ausgedehnten Briefwechsels[3] darbot, der sich bedeutend erweiterte, als er die Neubearbeitung des Fuggerschen Ehrenspiegels im Auftrag des Kaisers übernahm, wozu wegen schnellerer Beschaffung litterarischer Hülfsmittel Bayreuth sehr wenig sich eignete. Hier lebte er fortan, wie es scheint, ausschließlich in seinem stillen

---

[1]) Schmidt in seiner Biographie betont dies ausdrücklich.

[2]) Vgl. Schmidt, S. 494, der einiger Universitätsaffairen gedenkt. Merkwürdigerweise ergaben die Akten über eine dieser hauptsächlichsten Studentenaffairen nichts Persönliches über Birken. (Geh. St.-Archiv Weimar A. 590.)

[3]) Die Notizen Birkens auf den Briefen zeigen, daß er jährlich über zweihundert Briefe erhielt und seine Korrespondenz in musterhafter Ordnung hielt. Siehe die Anmerkungen unter den Neumarkschen Briefen.

Heim gegenüber dem noch bestehenden Gasthaus zu den drei Kronen in Heugäßchen,[1] wo er vor seinem Fenster seine Gesellschaftsblume pflegte und ihr bei dem Tode des Herzogs Wilhelm die Eigenschaft zusprach, daß sie in dem Abbruch des mittleren Stengels sein Ableben „portendirt" habe. Wir sehen aus seinen Briefen, wie diese Arbeit, der er fortan die „meiste" Zeit widmet, allmählich entsteht; sie führen uns ein in die Zeit, da er in der im Geheimen betriebenen Veröffentlichung der Dichtungen des Fräuleins von Greiffenberg, dieses „weiblichen Wundergeistes", kraft höheren Auftrags aufgeht, überall bemüht ist, durch eigene Beigedichte die Werke der fruchtbringenden Mitglieder zu unterstützen und andere dazu anzuregen, obwohl er oft nur eine Viertelstunde „Abmuse" dazu verwenden kann. Unter den Fürstlichkeiten pflegte er besonders das freundliche Verhältnis zu Anton Ulrich von Braunschweig, der ihn in Nürnberg aufsuchte und jedenfalls in litterarischer Beziehung vielseitig durch Birken gefördert wurde, wie es denn überhaupt, wie die Drucklegung seines Davidschen Harfenspiels beweist, eine seiner hervorragenden Eigenschaften war, anderen gefällig und beirätig zu sein, wofür sich zahlreiche Belegstellen in den wenigen Briefen finden. Bei seinem ausgedehnten Briefwechsel findet er trotz beklagter „Zeittheuerung" noch Gelegenheit, einige Bayreuther „Skartefen" als Gegengabe mitzuteilen, obwohl dieser Ort so sehr unfruchtbar für seine Mühen gewesen war. Dies freundliche Verhältnis zeigt sich auch im Briefwechsel mit Neumark, der im Beginn des von Birken eingeleiteten Verhältnisses den Wünschen Birkens in keiner Weise Rechnung trug, bis zwischen beiden ein innig freundschaftliches Verhältnis entstand, das, so lückenhaft es auch die Briefe beleuchten, für die Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft sowohl, als für die Beurteilung beider Männer doch von hoher Bedeutung erscheint.

Die Annäherung Birkens an Neumark war nicht leicht gewesen; erst als Birken mit Hülfe hochstehender Persönlichkeiten die Ordensmitgliedschaft erlangt hatte, brach Neumark mit seinem jahrelangen Schweigen, für das er nicht einmal ein Wort der Entschuldigung hatte. In ihm waltete doch die subalterne Beamtenseele, die nichts Eiligeres zu thun hatte, als Birken auf die ihm und der Gesellschaft gebührenden Emolumente hinzuweisen und mit Ruhmredigkeit seines besonderen Einflusses[2] zu gedenken, wenn es sich um die Auf-

[1] Zum ersten Male hier nachgewiesen. Nürnberg kennt Birkens ehemalige Wohnung nicht.

[2] Bezeichnend ist, daß er eine von einem Fürsten befürwortete Aufnahme eines Mitglieds zu verhindern wußte. Daß ihm die Abweisung ungeeigneter Persönlichkeiten doch nicht immer gelang, beweist seine Klage, daß Leute aufgenommen wurden, die ihren Namen nicht schreiben könnten. Siehe oben und die Briefe.

nahme neuer Mitglieder handelte. Verzichtete er in seiner anscheinend großmütigen Weise auf die Honorierung seiner Sekretariatsdienste, so war Birken am wenigsten gemeint, das was Rechtens war, in klingender Münze vorzuenthalten, der Neumark nicht abhold war und vielleicht auch aus materiellen Gründen nicht abhold sein durfte, da er auf diese Nebenbezüge angewiesen blieb. Der damalige weimarische kleine Beamte, insbesondere ein Subalterner, war kein wohl situierter Mann, denn hier waren Besoldungsrückstände noch bis zur Regierung der Herzogin Anna Amalia an der Tagesordnung. Sein Amt war aus sachlichen Gründen ein beschwerliches und mühevolles, seine Geschäfte waren vielfach sehr untergeordneter Natur, an wissenschaftliche, poetische und musikalische Leistungen war kaum zu denken, „er hatte ihnen gänzlich gute Nacht gegeben", und bei Übernahme der Gesellschaftsstellung am wenigsten daran gedacht, daß er solch mühselige Verrichtungen in den Kanzleien auf sich nehmen müsse. „Doch danke ich," schrieb er, „dem lieben Gott, daß ich endlich einen festen Fuß in meiner Wohlfahrt gesetzt habe, obwohl es schon schwer und mühselig im Anfang fällt." (Brief 7.)

Briefe solchen Inhalts finden wir allerdings nicht im weimarischen Erzschrein, und wenn auch nicht jeder Brief, den Neumark in der Folge an Birken richtet, sich zur Aufnahme in die Gesellschaftsakten eignete, so erweisen sie sich doch höchst mangelhaft geführt, was im Interesse der richtigen und allseitigen Beurteilung der Bestrebungen der Mitglieder für uns sehr zu bedauern ist, obschon ihm nicht alle Schuld dieser Lückenhaftigkeit beigemessen werden kann, da nachweislich die Korrespondenz im fürstlichen Gemach verlegt wurde oder gar verloren ging. (Brief 8.)

Während Birkens Briefe nach 1662 sich in Weimar nicht mehr vorfinden, ist mir in den Briefen Neumarks an Birken bis 1669 ein reicher Schatz aus dem Pegnesischen Blumenorden freundlichst zugänglich gemacht worden, der eine tiefere Einsicht in das geschäftliche Leben der Gesellschaft gewährt.

Seit 1661 hatte Neumark einen reichen Briefwechsel mit Birken unterhalten und in diesem einen willkommenen Ersatz für den heimgegangenen Harsdörffer gefunden, der ihm ein „herzvertrauter Freund" gewesen war. Mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit sehen wir Birken auf alle Wünsche Neumarks eingehen. Er bahnt dessen Verbindung mit Dilherr an; fortan entwickelt sich ein lebhafter Ideenaustausch über die Mitteilung der beiderseitigen litterarischen und poetischen Erzeugnisse, wir dringen ein in die feindseligen Strömungen gegen die fruchtbringende Gesellschaft, die Neumark in Birkens Zurufsgedichten gegen die „Bavii und Maevi" zu geißeln verlangt; man sieht, wie wenig Neumark mit den Leistungen schlechter Dichter sich

befreundet, die selbst von „vornehmen Leuten" über Gebühr gewürdigt und geschätzt zu werden pflegen. Alsbald nach dem Tode des Herzogs Wilhelm nimmt Neumark seinen Lieblingsplan, sein Buch über den Palmenorden zu schreiben, auf, eine längst gehegte Idee, die wahrscheinlich wesentlich dazu beitrug, daß sowohl Harsdörffern als Birken lange Zeit die Mitgliederverzeichnisse in unberechtigter Weise vorenthalten wurden, bis letzterer endlich gegen teuere Kopialgebühren eine noch dazu unorthographische Abschrift erhielt, aber auch auf das künftige Erscheinen seines Palmbaums verwiesen wurde, der alles in korrekter Form bringen werde. Sehr interessant für die weitere Entwicklung des Palmenordens ist die Stimmung in Weimar, wo man sich bald für die Wahl Fürst Friedrichs zu Anhalt entschieden hatte, ein Beweis, wie die einst doch in Aussicht genommene Abwechselung der Leitung durch das anhaltische und weimarische Haus in Wirklichkeit bestand. Andererseits fühlen wir durch, wie lässig die Wahl eines Oberhaupts betrieben und in den leitenden Kreisen Weimars eine gewisse Gleichgültigkeit gegen diese sich geltend machte und Neumarken sogar Vorwürfe erwuchsen, daß er unablässig trieb und warm für eine definitive Wahl einzutreten bemüht war. Man sieht, wie Neumark in weit verzweigter Korrespondenz die Apathie zu bekämpfen und hervorragende Mitglieder zu gewinnen sucht, Weimars Hofkreise durch hervorragende Mitglieder zur Thatkraft hinzureißen. Er verfällt auf diesen und jenen Vorschlag, nachdem der Anhaltiner abgelehnt, er denkt an den Herzog Ernst von Gotha, der mit gewohnter Energie die ordnende Hand walten lassen werde; aber alles erscheint vergebens, da bald schon drei Höfe abgelehnt hatten, und zwar, wie Neumark betont, aus Rücksicht auf die großen materiellen Opfer, die dem weimarischen Hofe aus der Geschäftsleitung erwachsen waren. Es war ja wahr und in die beteiligten Kreise eingedrungen, daß in Weimar „kein Vierteljahr hingangen, da der Seelige Schmackhafte nicht von vornehmen Herrn mit einer großen Suite besucht wurde, um die Gesellschaft zu vermehren". (Brief 24.) Wie schwierig durch die Ansichten über die auszuführende Wahl schließlich die Lage der Beteiligten geworden und Birken in ein Labyrinth geführt war, aus dem er unbedingt befreit werden mußte, zeigt der interessante Brief Neumarks vom 21. Februar 1666.

Fast war Neumark, der auch Birken einen hervorragenden Anteil an der treibenden Kraft zuerkennt, müde geworden, als sich endlich Aussichten auf die Wahl des Herzogs August von Sachsen eröffneten, zu dessen Beglückwünschung Neumark lebhaft anregte. Mit erneutem Mute trat er nun an die Herausgabe seines Palmbaums heran, damit, wie er sich in bezeichnender Weise ausdrückte, „manchem

Spötter das Maul gestopfet werde". Daß der Niedergang der Gesellschaft solche herausforderte, war für die Strömungen charakteristisch genug.

In den Briefen Neumarks sind eine Menge anziehender Nachrichten über die Entstehung seines Palmbaums niedergelegt, die uns einen klaren Einblick in den dornenvollen Betrieb litterarischer Thätigkeit gewähren. Einen nicht geringen Anteil an der Förderung dieses Werks hatte auch Birken, und mit Ungeduld sah Neumark dem endlichen Erscheinen dieses Buchs, das „für Fürsten, Herrn und vornehme Leute" berechnet war, entgegen, dem er als einem guten Buche eine weite Verbreitung, sogar bis nach Frankreich prophezeien zu können glaubte.

Seine rege Teilnahme an der Neugestaltung des Ordens bekundete Neumark auch nach der Überführung des Erzschreins nach Halle, wo er durch liebevolle Aufnahme durch das Oberhaupt gefeiert und einer fürstlichen Belohnung würdig erachtet wurde, während Birken für die Überreichung seines damals vielgepriesenen Ehrenspiegels, der Neumarken als die Perle aller Leistungen der fruchtbringenden Mitglieder erschien, wie es scheint, lange auf eine fürstliche Gegengabe wartete, obwohl Neumark warm für sie eintrat. Mit besonders freudigen Erwartungen folgte Neumark den Thaten des neuen, für das Aufblühen der Gesellschaft thätigen Oberhaupts,[1] dem er fortgesetzt neue Mitglieder empfahl, wenn er auch die Wahl dieser, wie die des bekannten Zahmel und Kempe, nicht ohne Schwierigkeiten durchsetzte. Letzterer, ein alter Studienfreund Birkens, der ihn in Nürnberg empfing, hielt sich, wie Neumark berichtet, längere Zeit bei diesem zu Weimar auf und hatte einen hervorragenden Anteil an der Bearbeitung der Neumarkschen Poetischen Stammtafeln, „ein Werk, das er besser," wie Neumark bemerkt, „als ich vermeint, ausgeführt" hat.

Es liegt nicht in meiner Absicht, den Inhalt der Briefe hier erschöpfend zu behandeln, in denen eine große Reihe Notizen sich bieten, die für persönliche und sachliche Verhältnisse sich der Beachtung wert zeigen. Die Briefe selbst sollen für ihre Bedeutung sprechen; sie werden den Beweis liefern, daß unsere Kenntnis von der Thätigkeit und den Beziehungen der fruchtbringenden Gesellschaftsglieder noch eine mangelhafte ist und für die fortschreitende Kenntnis einer bedeutenden Litteraturepoche sich auch im weiteren noch der von mir betretene Weg empfehlen dürfte, ihren brieflichen Erzeugnissen näher zu treten.

---

[1]) Der Fürst hielt darauf, daß das Gesellschaftszeichen zum wenigsten an Ehrentagen getragen werde. Neumark, der in diesen Äußerlichkeiten mehr, als gut war, suchte, fügt hinzu: „Hoffe also, es werde der Durchl. Palmenorden nunmehr in besseren Respekt gedeihen." (Brief 36.)

1.

1656 Juni 20.[1])

Sigmund von Birken an Neumark.

Wohl Ehrnvester, Großachtbarer, Hochgelehrter, Insonders Hochgeehrter Herr und Hochwehrter Freund. Nachdem mir unlängst unser werther H. Calisius,[2]) von demselben herrlichen Sinnbruten, hinterbracht, habe ich mir selber gratuliret von wegen der guten Gelegenheit um m. h. Herrn verlangbare gute Freund- und Kundschaft zuwerben, und die Anzahl meiner Freunde und Gönner mit einem lieben Subjecto zuvermehren. Sage m. h. Herrn freunddienstl. Dank, vor solch gegebenen Anlaß, und vor gedachter maßen übersendte wohlgeborne dessen Sinnkinder: Und habe mich unter denselben sonderlich belüstigt die schönen Eclogen und Hirtengespräche, als der ich von vielen Jahren hero an dieser Art Schrifften meine sonderbare Ergötzlichkeit gesucht. Inmaßen ich dann derselben, Geist- und Weltlichen Innhalts, in die 1½ Dutzet beysammen habe, und selbigen etwan bald, vor den Tag zukommen, erlauben werde, Deren Schäfereyen eine, die letzte, hierbey kommet, nebenst andren Dicht-Sachen, welche ich unter meinen Scharteken zusammenraffen können, nachdem die viel übrigen mir von handen kommen. Caetera, publicae lucis facta jam dudum, als nämlich meine Friederfreute Teutonie,[3]) und der Geistl. Weihrauch[4]) &c. werden m. h. Herrn albereit vor Augen kommen seyn. Wiewohl ich solche gern aus iedermanns Handen wünschen möchte, nachdem sie nicht also, wie ichs sehr gerne sähe, gedruckt worden, und ich sie ehstmöglichst anderst aufzulegen mit Godt gesonnen bin. Diese Herbst Messe, hoffe ich 4. meiner Schauspiele aus der Wolffenbütteler Druckerey zuliberiren, da ich dann m. h. Herren mit einem Exemplar bedienen werde. Sonsten habe ich aus übersendten Druck Sachen, etlichs anders mit Freuden verstanden. Sonderlich aber deshalb gute Correspondenz daselbst mit Mr. aus dem Winkel,[5]) und mit Meß. den beyden H. Brüdern von Koßpoth[6]) weil ich vordessen zu Jhena nunmehr vor 12 Jahren, das Glück gehabt, des Einen Stubengesell und Tischpursch zu seyn, und mit den Andern sonsten gute verträuliche Kund- und Nachbarschafft zupflegen. Welche zuverneuern ich Verlangen trage, solches aber, bis auf fernere Nachricht, verschiebe, und inzwischen bitte, an diese sämmtliche Edle Herren meinen dienstl. Gruß abzulegen, und sie meiner Dienst-ergebenheit zuversichern. Wiederüm erfreuete mich, m. h. Herren wie auch vor — Wohl Edel — erwähnten Mr. aus dem Winkel, der Hochlöbl. Fruchtbringenden Gesellschafft wehrte Mitglieder zuwissen: Worzu denenselben ich alle hohe Aufnahme und Erspriеßlichkeit von Herzen wünsche. Ich meins Theils habe schon von vielen Jahren hero diese Ehre verlanget, auch, deshalben mich würdig zumachen, zu excolirung der alt-Teutschen Treue und Neu-Teutschen Sprache fleißmöglichst cooperirt: quo effectu et fructu, ingenuo sub Judice lis sit. Gleichwohl, wie ich bey wohnender Demut noch auch keiner Ehre würdig achte, also habe ich auch niemals erkecken mögen, mich um diese zu bewerben.

---

[1]) Briefe ohne Quellenangabe befinden sich sämtlich in Weimar. Die unbedeutenderen, namentlich die von Neumark, sind im Auszuge mitgeteilt, Stellen aber, die sich genau an das Original halten, in Anführungszeichen gesetzt.

[2]) Joh. Heinrich Calisius, der früh mit den Pegnitzschäfern in Verbindung trat und schon 1655 sich litterarisch in dieser Richtung bekannt gemacht hatte. Siehe auch Goedeke, Band 3.

[3]) Die fried-erfreuete Teutonie. Nürnberg 1652.

[4]) Geistlicher Weihrauchkörner oder Andachtslieder I. Dutzet. Nürnberg 1652.

[5]) Hans Ernst, seit 1681 Mitglied.

[6]) Friedrich und Wilhelm, die erst 1659 Mitglieder wurden.

Nachdem aber nunmehr vor Jahresfrist, fere praeter votum et voluntatem, von der Röm. Kays. May. Unserm allergnädigstem herrn, mir triplex honor, ut Comitiva cum adhaerentibus privilegiis, Nobilitas hereditaria, et aureus Torquis, una eademque vice, allergnädigst conferiret und verehrt worden, als gerahte ich auf die Hoffnung, horum gratialium, si non alio testimonio, der Mitgliedschafft würdig erkannt zuwerden. Ich verlangete den Nahmen des Weidenden; zum Sinnbild, die Tausendschön, Amaranthum, oder sonst ein Feldkraut, welches sich schicken möchte zu dieser Beyschrifft: Zu mancherley Nuczen. Ich recommendire dieses mein Verlangen m. h. Herrn als einem vielmögenden Mitbeförderer, und bitte üm gg. Einraht und nachrichtliche Antwort. Will, auf Gutachten, Jhr F. G. dem Theuerwehrtesten Oberhaupt, hierüm unterth. mit der Feder aufzuwarten, wie auch dereinst so hohe Gnade gehorsam-dankbarlich zuverdienen, mich unverdrossen und unvergessen finden lassen. Thue im übrig, nächst Gödtlicher Empfehlung, die theure Versicherung, daß ich leben und sterben wolle.

Meiner Hochgeehrten Herrn

Dienst-Ergebener

Nürnb. d. 20. Jun. A° 1656. Sigmund von Birken C. P. C.

2.

1658 März 19.

Sigmund von Birken an Neumark.

Edler, Bester und Hochgelehrter, Insonders Hochgeehrter Herr und Hochwehrter Freund. Derselbe wird sich annoch großg. zuentsinnen wissen, was massen nunmehr fast vor 2 Jahren[1]) an denselben von mir ein Grußbrieflein abgelauffen, in welchem Mein hochgeehrter Herr von mir dienstfr. um die Beförderung meines Verlangens, in die Hochlöbl. Fruchtbringende Gesellschafft, als ein geringes iedoch Ehrliebendes und Treu-Teutsches Mitglied gnäd. ein- und aufgenommen zuwerden, ersuchet worden. Wie nun seither ich so glückseelig nicht gewesen, von m. h. Herrn ein paar erfreuliche Antwortzeilen zusehen, Als habe ich, nebenst desselben großwichtigen Beschäfftigungen, dessen Ursache auch dieses zuseyn erachtet, daß, da mir solche Einnahme gewißer Bedenken halber noch zur Zeit abgeneinet werden wollen, Mein Hochgeehrter Herr mir solches zu hinterbringen, aus Höflichkeit Verschub genommen. Gleichwol habe indessen aus H. Grafen von Windischgrätz Gräfl. Gd. gnäd. Berichtzeilen, soviel vernehmen können, wiedaß nämlich m. h. Herrn Jhme gg. belieben lassen, meiner wenigen Person mit wohl-empfehlendem Vorspruch unterth. zuerwähnen, und daß hochgedachte Jhr. Fürst. Gd. sonderlich auf Vorbitte des Kühnen[2]) und Unglückseligen,[3]) meinem tieffsten Bitten zu deferiren gnäd. entschlossen worden, Als versichre hiemit Meinen hochgeehrten Herrn, wie daß ich, solche mir erwiesene Gunst und hohe Freundschafft zuerwiedern, mich iederzeit von demselben wolle dienstfärtigst finden lassen. Hochbenahmter H. Graf berichtete dazumahl zugleich mit, wiedaß mir der Nahme der Erwachsene, vermeynet sey, samt dem Kraut, weiße gedoppelte Violen, und dem Beywort, zu Größern Ehren. Nun habe ich dazumahl gegen Jhr. Gräfl. Gd. mich in Antwortt vermerken lassen, wie daß ich zu einem Sinnbild die Blum Floramor (sonst Amaranthe oder Tausendschön genannt) oder aber das Birkenbäuml verlangte, wo das erste noch nit vergeben oder das lätere, als ein

[1]) Siehe den vorigen Brief.
[2]) Gottlieb Graf von Windischgrätz.
[3]) Johann Wilhelm Freiherr von Stubenberg.

Baum (wiewohl es nur ein Bäuml ist) zuvergeben üblich wäre, welches ihr dann Ihr Gr. Gd. wohlgefallen lassen, und zu dem ersten den Nahmen, der Sprechende, mit dem Beywort, Von unvergänglichen Dingen (absehend auf mein Vorhaben eine Geistliche Gespräch Lust zuverfassen) zu dem andern aber den Nahmen, der Begrünte, mit dem Wort, Wann er ausgeweinet, oder, der Grunende, das Wort, Im Weinen (absehend auf die im Früling Wasser-weinende Birken,) vorgeschlagen, wie ich dann nit zweiffele, es werde von Ihr Gr. Gd. Meinem Hochgeehrten H. Bericht hievon ertheilt worden seyn. Solches ware dazumahl mein Bedenken. Dafern aber solche Nahmen oder Sinnbilder allbereit vergeben, oder vor unschicklig eradtet würden, wäre ich auf den Fall mit dem erfundenen Nahmen wohl zufrieden, und empfehle nochmals diß mein Verlangen M. h. Herrn vielvermögender Empfehlung und Vorspruch bey Ihr. F. Gd., davor mich verbundenst verschreibend. Und weiln unlangst, durch allweiße Verordnung des Himmel. Ehestiffters, mit gutem Raht und Vorbedacht auch herzlicher Anruffung Gottes, ich mich mit der Edlen gr. Fr. Margaretha Magdalena Müleggin, gebohrnen Göringin,[1]) Wittiben, in ein Ehegelübde eingelassen, welches G. G. nach Ostern in der Fürstl. Brandenb. Hof Siz Stadt Bayreuth, (allwo meine Vertraute behauset und begütert ist, und ich auch alda forthin meyn freyes Wohnen haben werde) durch Priesterl. Trauung und gewöhnliches Hochzeitmahl, soll vollzogen werden, als will M. h. Herrn, dasselbige mit seiner angenehmen Gegenwart zieren und ehren zuhelffen, hiemit dienstfr. ersuchet haben. Weiln aber, sowohl wegen desselben fürwichtiger Geschäffte, als auch wegen der Entsessenheit, ich so einen wehrten Gast nicht hoffen kan, als thue ich noch diese Bitte hinzu, Mein Hochgeehrter Herr geruhe, mit einem (seiner Musa gewonheit nach) süß klingendem Zurufflied mich zubeehren, und also, wo nicht mit dem Leibe, doch mit einer wohlgemeynten Wunschfeder sich bey meinem Ehrentag einzufinden. Werde mir hinwiederüm, zu aller Zeit und Gelegenheit demselben zu dienen befehlen lassen, als derjenige, der nächst Göttl. Empfehlung, sich treumeynend nennet

Meines Hochgeehrten Herrn

Färtigster Diener

Nürnb. d. 19. Mart. A° 1658. Sigmund von Birken.

P. S. Bitte, Mein Hochgeehrter Herr wolle mir von seinem Amts Tittel gewißen bericht geben, damit ich künfftig, wann denselben ferner mit Schreiben bedienen werde, keinen Fehler begehe.

Orig. auf Quart.

3.

1659 Januar 9.

Sigmund von Birken an Herzog Wilhelm von Sachsen.

Durchleuchtigster Hochgebohrner Fürst. Gnädigster Fürst und Herr.

Als der Römische Edelman Ovidius, in seinen Verwandlungs-Büchern anführet, was massen von dem großen Jupiter der Arkas unter die Gestirne, und der Herkules und Eneas in die Zahl der Götter aufgenommen worden, hat er vergessen, auch der Reden zuerwähnen, mit welchen selbige vergötterte Personen bey ihrem Eintritt in die Himmels Gesellschaft, dem Götterbhoden werden gedanket haben. Ich will aber vielmehr gläuben, er habe solches unterlassen, nicht aus Vergessenheit, sondern, weil seine sterbliche Feder unfähig gewesen, vor sothane gleichloße und

[1]) Näheres bei Schmidt, S. 499.

unermeßliche Gnade der Verunsterblichung, eine gegenwagebare Dankrede zu-erdenken und aus zudichten. Da nun dieser hochschwebende Adlerskiel, welcher mit allen andern Welt-KunstFedern nit nur Flugwettstreit sondern auch vorzugsiegprachtet, ihme dißfalls selber gemistrauet: mit was Glückerfolg wird dann mein Erdfladternder Gans Kiel sich unterwinden, vor dem großwürdigsten und höchstwehrtesten Ober Vater einer Weltlöblichen Irdischen Göttergenoßschafft dankredselig zuerscheinen, nachdem ich diesen Glücksgipfel erstiegen und beseeligt werde mit der Gnade über-maße, in dieselbe mit einzutretten? Dieses weiß ich wohl zusagen, daß der Durch-leuchtigste Schmackhaffte mir seine hohe Gnade zu schmecken und zu kosten gibet: aber meine tieffschuldigste Dankpflicht weiß ich nicht auszusagen. Gnädigster Fürst und Herr! Da E. Durchl. auf großmögenden Vorspruch meiner gnädigen Herren, des Kühnen und Unglückseeligen, mich in den hochlobseeligen Palm-Orden er-heben, was hädten Dieselbe mir vor einen schicklichern Nahmen gnädigst aneignen können, als des Erwachsenen, mit dem Beywortc, zu größern Ehren? Dann, eben durch diese Einnahme ich mich zu solchen Ehren erwachsen achte, gegen welche ich alle andere, so mir lebenslang zugewachsen oder noch zuwachsen möchten, ringschäze, als womit ich mein langes Verlangen erlanget zuhaben mich erinnere. Vor E. Durchl. lege demnach hiermit ich, zu unterthänigstem Dank vor sölche Gnadbeseeligung, nieder mich selber und diese theure Versicherung, daß ich, selbige abzudienen, nicht allein E. Durchl. als dem Quellbrunn meines gewünschtesten Ehrglückes und meinem höchstgeehrtestem Oberhaupt, zu gehorsamsten Diensten mich gebohren zuseyn lebens-zeit achten, sondern auch mich bästvermögentlich höchstämsig befleißen wolle, der hochlöbl. Fruchtbringenden Gesellschafft zwar geringes iedoch unverwerffliches und nit unfruchtbares Mitglied erfunden zuwerden, und, was meine Wenigkeit zu hoher Aufnahme des Edlen Palmbaums mit der Feder und sonsten beywürken kan, nichtes zuunterlassen, auch, meinem Nahmen gemäß, allen ersinnlichen Wachstum bey-zutragen. Wünsche indessen, daß E. Durchl. sowohl den fürstentum und Landen, als dem löblichsten Palm-Orden in gesundem Auf- und hochFürstl. Wohlwesen, dieses und noch viele kommende Jahre, vorstehen, und daß das von dem hochseel. Nehrenden aus vielen Frucht Körnern gestifftete Nährhaffte Weitzenbrod, unter der Regirung des höchstwehrtesten Schmackhafften, an lieblichstem Geschmack reichlich zunehmen möge. Habe hierbey auch E. Durchl. eine von meinen geringen Sinnbruten, den Ostländischen Lorbeerhayn[1]) (weiln die andern entweder nit mehr vorhanden, oder solcher Beylage nit würdig) als ein Opfer und Denkmahl meiner unterthänigsten Ergebenheit, gehorsamst überreichen wollen, ob sie vielleicht, des Inhalts halber verdienstbar seyn möchte, dem Schrifftenschreine der Fruchtbringenden einverleibt zuwerden. Thue hiemit E. Durchl. mich zu Fürstl. hohen Gnaden, und den Wachstum meiner weißen gefüllten Veilchen vom ungnugpreißbaren Palm-Schadten, untergebenst empfehlen, derjenige, der keine größere Ehre verlanget, als die er allbereits erlanget, nämlich zuseyn und zuheißen, zuleben und zusterben

Des Durchleuchtigsten Schmackhafften
als
Meines gnädigsten Fürsten und Herrn

Unterthänigster Knecht
Der Erwachsene
Sigmund von Birken
Com. Pal. Caes.

Bayreuth d. 9 Jan.
A° 1659.

Orig. auf 1 Folio-Bogen mit noch erkennbarem Abdruck des Petschaftes.

[1]) Ostländischer Lorbeerhäyn. Nürnberg 1657.

4.

1659 Januar 9.

Sigmund von Birken an Neumark.

Edler Vest und Hochgelährter, Insonders großg. vielgeliebter und hochgeehrter Herr und Freund.

Nächst Voranwünschung eines Glück- Friede- und Freud-blühenden selbsterwünschlichen Neuen Jahres, und Vorentbietung meiner freundwilligen Dienste, ergreiffe ich hiemit die Feder zum dritten mahl, denselben zubegrüssen und meiner Freunddienstneigung zuversichern. Zumahlen da mir von meinem gnädigen Herren, dem Kühnen und Sproßenden, Nachricht einkommen, (wiewohl, wegen meiner Abwesenheit beydes von Nürnberg und von Hause etwas spate) wiedaß der Durchleuchtste Schmackhaffte, mein gnädigster Fürst und Herr, meine Einnahme in die hochlöbl. Fruchtbringende Gesellschafft, unter dem Nahmen des Erwachsenen, dem Kraute, weiße gefüllte Veilchen, dem Beyworte, zu grössern Ehren, auf Empfehlung, nebst hocherwähnten Gesellschafftern, auch des wehrten Sprossenden, gnädigst verwilligt.[1] Wie mir nun solches erfreulich zuvernehmen gewesen, als übersende hiemit an Ihr Durchl. ein unterth. Dankschreiben, samt einem Exemplar meines Ostländischen Lorbeerhayns, dienstfr. bittend, Mein Hochgeehrter Herr solches mit bäster Empfehlung überreichen, und was ferner zu Werkstelligung meiner Einnahme dienlich, ferner gg. übernehmen wolle. Sage dienstl. Dank vor sothane Befördersamen Vorspruch mit Versicherung, daß M. h. Herr hinwiederüm mit mir als seinem Diener soll zu verfahren, und, wo Ihme von mir etwas lieb-angenehmes zuwachsen kan, zuschaffen haben. Ich werde, wo ich lebe und mir Radt hilfft, als ich dann hoffe, mit meinem Hauswesen mich wiederüm nach Nürnberg hinein verwandeln, (weiln dieser Ort etwas abgelegen auch vor die freyere Mühen zu wilde ist) da dann zum Brieffwechsel bässere Gelegenheit sich anhändigen wird. Mit meinem Gemählde und Wappen verzieht sichs etwas, weiln dieser Orten kein rechtschaffener Mahler, zu Nürnberg aber, wegen meiner Abwesenheit, es langsam dahergehet. Sonst mangelt auch noch das Huictain[2]) unter das Gemähl, und weilen mir nit anderst bewust, als daß solche von Mitgesellschafftern pflegen beygesteuret zu werden, als ersuche m. h. Herrn üm dieses Allmosen, mich zue Gegenfreundsdiensten verschreibend. Mein hochgeehrter Herr hat mir mit einem Hochzeitgedichte pp. gewillfahret, so ich aber noch nit empfangen, und hat der Unglückseelige, dessen Hochfreyh. Gd. mir leztmals nit von Haus sondern von Wien aus (alda auf die Reichs HofRahtstelle wartend) geschrieben, und den Brief nit bey sich gehabt, mich allein darauf vertröstet. Inzwischen bedancke mich davor dienstl. und wünsche Gelegenheit, in Kurzem gleiches mit gleichem zuerwidern. Nächst Göttl. Empfehlung und in erwartung desselben geliebter Antwort verharre ich

Meines Hochgeehrten Herrn,

des wehrten Sprossenden

Dienstbegieriger Gesellschaffter

der Erwachsene

Bayreuth d. 9. Jan. A° 1659. Sigmund v. Birken C. P. C.

Orig. auf Quart.

[1]) Aufgenommen 1658. Diplom aber erst von 1662 den 28. Februar.

[2]) Gedicht von den üblichen 8 Versen.

5.

1659 Juli 16.

Sigmund von Birken an Neumark.

Edler, Vest und Hochgelährter, Insonders Hochgeehrter Herr.

Wiewohl mich langsthero verlanget, von demselben ein paar an mich geschriebene Zeilen zusehen, so kan ich doch das Glück nit erlangen und müsten ehe die Boten untreu werden. Zwar weiß ich, wann der Nürnb. Ordinarius etwas an mich lautendes in die Hand bekommet, daß es mir gewiß zukommet: von diesem Brief aber, wovon Ihr. HGräfl. Gd. von Windischgrätz mich gnäd. berichtet, will im Botenhaus niemand wissen, muß er also zu Jhena übel geliefert worden seyn. Gleichwohl ist hieraus, mein bisheriges Stillschweigen und Verzug mit einsendung des Gesellschafftgemälds, zum theil entsprungen, so vielleicht von Ihr. Durchl. ungnädig vermerket wird. Bitte also dienstfrl. Mein Hochgeehrter Herr wolle gedachten Verschub bäst entschuldigen, Ihr. Durchl. mitkommendes Schreiben sampt dem Perment in meinem Nahmen unterth. einhändigen, und im übrigen was zu meiner Einnahme Beförderung fürträglich seyn mag, ferner großg. beytragen. Beyde meine gnädige Herren und Patronen, der Kühne und der Unglückseelige, haben vor mich geschrieben, also wird auch einem von beyden meine Einnahme zustehen: doch ohne Maßgeben: es steht zu Ihr. Durchl. gnäd. Wahl und Wohlgefallen. Mein Hochgeehrter Herr erinnere, womit oder worinn ich Ihm dienen kan: Er wird befinden, daß ich, nächst Göttlicher Empfehlunge, mich in der Warheit nenne

Meines Hochgeehrten
H. Gesellschaffters

Des Sproßenden
Dienstfreundwilligster
Der Erwachsene
S. v. Birken C. P. C.

Bayreuth d. 16. Juli
A° 1659.

NS. H. Jacob Sandraet,[1]) so nun eben von Nürnberg kommen ist, läßt schönen gruß vermelden.

Orig. auf Quart. Eine Notiz besagt: beantw. d. 7. September 1659.

6.

1659 Juli 16.

Sigmund von Birken an Herzog Wilhelm.

Durchleuchtigster ꝛc. Meine Feder, ob sie schon ihr wohlbewust ist, daß sie einer Erdkladerenden Gans ausgerupfft worden, erkühnet doch abermahls, gleich einer Schwan- oder Adlersfeder, sich hoch empor zuschwingen, an die Sonne und an die Sterne zufliegen. Zwar kan ich sagen, indem E. Hochf. Durchl. meine wenige Person in dero hochlöbl. Fruchtbringende Gesellschafft gnädigst erhoben und mir den Nahmen des Erwachsenen zugeeignet haben. Dieselbe meine sonst — schwache fittiche zu sothaner Stärke, die mich zu so hohem Flug krafftfähigk. erwachsen, gemacht, ja mich selber aus einer Ganß in einen hochfliegenden Schwan verwandelt. Dannenhero ich mich vor dißmahl besorgen muß. E. Hoch Fürstl. Durchl. werden, nicht so sehr diese meine Flugkünheit, als meine bisherige Läßigkeit um die bestättigung meines Ehrwachstums

[1]) Kupferstecher und Verleger in Nürnberg, Bekannter Neumarks von Danzig her.

und meiner Einnahme unterbittlichst einzukommen, in Unqnaden vermercken. Ich bitte aber unterthänigst, E. Hochf. Durchl. wolle solangen Verzug nicht eine Nachlässe nennen, sondern denselben meinem Misverhängniß heimgeben, welches mich bishero genothzwänget, in ein- und andre unumgängliche Reisgeschäffte verwickelt, und also meinst auser Haus, zuleben. Zudem, da ich schon wäre anheimig gewesen, hädte mich doch der Briefträger Unfleiß verkürzet, als welche mir ein verlangtes Nachricht briefl des Sprossenden enttragen und vorbehalten, und also in diesem Geschäffte mich etwas unentschlossen gemacht. Nachdem aber Ihr. Gräfl. Gd. der Kühne, auf mein gebührender maßen beschehenes Anfragen und Erinnern, meine Gedanken in gewißheit befästiget, habe ich, von Reisverrichtungen nun wieder etwas entwickelt, alsobald mein Wappen und Gemähl auf dieses Perment entwerffen lassen, welches vor E. Hochf. Durchl. ich hiemit gehorsamst niderlege, mit unterthänigster Bitte, mir das große Ehrglück, daß es dem Gesellschafft Schrein einverleibt und beygelegt, und daß meine Einnahm, durch Ertheilung des gewöhnlichen Gesellschafft-Bandes, bestätigt werden möge, gnädigst wider fahren zu lassen. E. Hochf. Durchl. bediene ich nochmals mit unterthänigstem Dankspruch, vor die hohe Gnade der Genemhaltung, sowohl meiner wenigen Person zu so ansehnlicher Mitgliedschafft, als auch meines jüngst-übersandten Ostländ. Lorbeerhayns. Wird nun hinfüro meiner grösten Sorgfalten eine seyn, daß von der hochlöbl. Genoßschafft der Nahme des Erwachsenen vor Fruchtbringend möge erkannt werden. Im übrigen, E. Hochf. Durchl. glücklichste Regirung und alles Fürstl. Hochwolwesen treueiferigst anwünschend, empfehle Deroselben ich mich hiemit zu hochFürstl. Gnaden und widme deroselben mich zu nur = ersinnlich = gehorsamsten Dinsten als derjenige, der vor eine seiner grösten Glückseligkeiten achtet, daß er sich nennen mag

Des Durchleuchtigsten Schmackhafften
als meines Gnädigsten Fürsten und Herrn
und höchstgeehrtsten Oberhaupts
Untergebenst-Gehorsamen
Knecht
Der Erwachsene
Sigmund von Birken C. P. C.

Bayreuth d. 16. July
A° 1659.
Orig. auf Folio.

7.

1659 August 17.

Neumark an von Birken.

Edler, Vester ꝛc., Deßelben beliebtes, den 16 Julii[1]) an mich abgefertigtes Handbrieflein, neben den gemahlten Wapen und fr. Schreiben, ist mir wol eingehändiget, wie nun meine Schüldigkeit erfordert, alles dasjenige was der fruchtbr. Ges. zuträglich, und dero Mittgliedern beförderlich, fleißig zu beobachten; also habe Ihr Fürstl. Durchl. dem Schmakhaften, ich solches alsbald gebührend überreichet, die Schreiben neben dem Gemählde den Acten angefüget und das Wapen in das Gesellschafts-Stambuch bringen laßen. Mein gn. Herr hat es wol empfunden, daß derselbe, es danknehmig angenommen und das Wapen zum Erbschreine gesendet, soll dem wehrten Erwachsenen Glükk und Heyl zur Eintretung wünschen, und daß Er die teutsche Sprache ferner vermehren soll, wie Er schon löblich gethan, auch von

[1]) Brief fehlt in dem Erzschrein.

allem was er geschrieben, ein Exemplar zur Gesellschafts Bibliothec einsenden, sonderlich begehren Ihr Durchl. gern zu sehen, die Comoed. von Teutschland, derer Titel mir entfallen.[1])

Über dieses kan Demselben ich nicht bergen, daß bei der Gesellschaft Herkommens, daß jedweder neuer Gesellschafter, — Ich rede aber nicht von dem wehrten Erwachsenen, sondern von Andern, die nicht studirt, kaum ihren Nahmen schreiben können, und doch mit eingenommen werden hir in loco, da es mir geschiehet aus gnaden — zum wenigsten einen Ducaten in den Ertzschrein liefern muß, von welchem, das Wapen gemahlet, und andere des Schreins Nohtwendigkeiten erhalten werden, das Übrige ist von dem Oberhaupte dem Secretario als Ertzschreinhaltern, als ein Stück der Besoldung zugeeignet. Vor 8 Wochen sind des Landgrafens zu Hessen Cassel[2]) Durchl. neben 12. seiner vornehmen Bedienten alhier eingenommen worden, da der principal mir einen schönen Pocal von 23 Rtthl., und jeder der Seinigen 2 Thllr. zum Schreine liefern laßen, item vorm Jahre Chur Sachsen mit 10 vornehmen Officiren[3]) und Edelen, da mir auch ein statliche Recompenz von etlichen 50 Thll. worden. Und vor 14 Tagen der Mitlere Printz von Braunschwig Wolfenbüttel,[4]) welcher mir vor seine Person einen Demantring von 7 Thll. verehret, sonst ist nur ordentlich, außer Standespersonen, in dero gnäd. Discret die Verehrung bestehet, ein Ducaten, wie schon gemeldet, und wundert mich, daß von dem Stiftenden,[5]) dem Kühnen[6]) und Verdienenden[7]) noch nichts einkommen. Da doch derer Einnahme schon vor 5 Jahren gesuchet und durch mich, als ich die Aufsicht bekommen, vor 2 Jahren zu Werk gericht worden. Und beruhet aller Abwesenden Einnahme, ohne Ruhmrede, bei meinem Vortrage, wie denn ohnlängst eine Person, von einer Fürstl. Person darzu recommandirt, so ich beide nicht nennen mag, demnach mir aber Supplicant wol bekandt und ich ihn nicht allerdings würdig schätze, ist die Einnahme verblieben. Sobald von meinem gnädigen Herrn dem Kühnen und Unglückseligen, mir, nebst den Fürstl. Schreiben, zugeschrieben worden, üm des Erwachsenen Person beßtermassen anzubringen, habe ich auch bald darauf die Einnahme erhalten, wie wol der von Birken in seinen Schriften mir ohne das sehr wol bekandt und dessen Würdigkeit die Gesellsch. zu vermehren genugsam erhellet. Übrigs weil ich vernehme daß mein im May an meinen hochgeehrten Herrn abgelassene Dankschreiben, vor übersendetes Büchlein der Österreich. Lorberhain betittelt, nicht zu recht kommen, als wil ich solches wiederhohlt haben, und ist solch schönes Büchlein dem Durchl. Schmakh. sehr lieb gewesen. Ich übersendete gern wieder dargegen etwas, so habe ich nichts bey handen als was in öffendlichen Buchläden feil stehet. Und lest mein itziges mir anvertrautes Amt, mir keine Stunde zu, in poeticis, philolog. und dergleichen Sachen etwas zu thun, daß also bey mir,

[1]) Er meint „Die Deutsche Schaubühne, Nürnberg 1655.

[2]) Landgraf Wilhelm, Friedrich Casimir Graf von Hanau, August Graf zu der Lippe, Gottfried von Wallenstein, k. k. geh. Rath, Georg Friedrich von dem Born, Laurenz du Bois dit Challion, Johann von Meusebug, Levin Ludwig von der Gröben, Johann Ernst von Thiesenhausen, Friedrich von Wangenheim, Hans Wilhelm von Kendel und Johann Adam von Wikkersheim.

[3]) Johann Georg Kurfürst, Heinrich Freiherr von Friesen, Rudolph von Neitschitz, Obrister Ulrich Graf von Kinsky, Wolf Lorenz Freiherr von Hoflirch, Christoph Vitzthum von Eckstet, Friedrich von Werthern, kurf. Appellations Raht, Ludwig Gebhard von Homm, Wolf Conrad von Thumshirn, Geh. Rath ꝛc., dagegen gehören Hans Christoph Pflug und Aug. Friedr. von Metzsch ins Jahr 1659.

[4]) Anton Ulrich.

[5]) Graf Maximilian von Sprintzenstein.

[6]) Gottlieb Graf von Windischgrätz.

[7]) Johann Rudolph Schmid Freiherrn von Schwartzenhorn.

das ehmals hochbeliebte Stud poet. und Music. gäntzlich todt, und mir gäntzlich gute Nacht gegeben hat. Wiewol ich nicht vermeint solch mühselige Verrichtungen in Cantzeleyen, auf mich zu nehmen, doch danke ich dem lieben Gott, daß ich endlich einen festen Fuß in meiner Wolfahrt gesetzet, ob es schon schwehr und mühselig im Anfang fallet. Dieses ists, was meinem hochgeehrten Herrn, ich zur dienstlichen Nachricht bey höchster Eyl, massen solches die ungeschikklichkeit des Styli satsam bezeugt, überschreiben wollen, und verharre unabsetzlich

Des hochwerthen Erwachsenen

Dienstfertigster Sprossender

G. Neumark, F. S. Reichs- u. Vice-Kammer secr.

d. 17. Aug. 1659.

Orig. auf Quartb. ohne Couvert im Pegnesischen Blumenorden.

8.

1661 Juni 20.

Sigmund von Birken an Neumark.

Edler, Vester, Hochgelährter, Hochgeehrter Herr und Wehrter Gesellschaffter. Wiewohl ich eine geraume Zeit hero willens gewesen den wehrten Sprossenden mit einem Grußbriefl zubesuchen, so haben doch meine überhäuffte Geschäffte mich nit wollen darzu kommen lassen: welche Unmuße mich auch vor dißmahl nit so umständlich schreiben lässet, als ich gern wolte. Ich habe mich seither von Bayreuth wieder nach Nürnberg verwandelt, aus Ursache, weiln von der Röm. Keys. May. unsrem allergnst. Herrn mir ein Geschichtwerk, das Haus Habsburg und Erzhaus Oesterreich belangend, so vor 100 Jahren durch einen Fugger entworffen worden, und bis auf Keys. Maximilian I langet, zuübersehen, zuvermehren und zubässern allergnst. aufgetragen worden, werden über 100 Kupferfiguren und in 1000 Wappen mit hinein kommen. Inzwischen ist mir mein seel. lieber H. Schwehervadter todes verfahren, wodurch ich in große Unruhe mit der Erbschafft-anmassung gesetzt und also an annehmlichern Geschäfften behintert worden. Hat also seither der Erwachsene mit nichts können zu stand kommen, um, sich vor Fruchtbringend zubehaupten: hoffet aber, nuenmehr sich nach und nach von der Unmuße zu entwickeln, und die Feder etwas freyer zuführen. Wiewohl gedachtes Geschichtwerk förderlichst zum Druck verlanget wird, und ich also demselben meine meinste Stunden widmen muß, zumahlen es eine mühsame arbeit ist, und ich alle Universal-Keyser- und Oesterreich. Chroniken zuhülff nehmen muß.

Beykommend hat Mein Hochgeehrter Herr zuempfangen, weil ich vor mich selber nichts zubenden habe, ein fremdes Schrifftwerkl, so allererst an den Tag kommen. Der H. Verfasser,[1]) ist Ihr. Durchl. Herz. Philipsen zu Holstein-Glücksburg hochbetrauter Raht und des jungen Prinzen,[2]) der sich itzt bey seiner Fr. Schwester zu Bayreuth[3]) aufhält, sein Hofmeister, ein wackers Subjectum, dessen Verstand und Wesen zumtheil aus dieser Übersetzung und der Dedication abzunehmen. Er hat itzt des H. Charron's[4]) trefflisches Werk von der Weißheit zu übersetzen unter handen.

[1]) von Ryssels Aristippus fehlt bei Goedeke.

[2]) Christian, geboren 1637.

[3]) Marie Elisabeth, geboren 1628, gestorben 1664.

[4]) Pierre Charron, Livre de la Sagesse; ob gedruckt? Goedeke weist nur eine Übersetzung von „Die Eifersüchtige Zelodyte“ aus dem Französischen o. O. u. J. 12, nach, sollte diese das Werk von Ryssels sein?

Er verlangt, so dieser Kunstfleiß dem Edlen Palm-Geschmack annehmlich seyn möchte, unter dem Palm-Schatten forthin Früchte zubringen. Wann mir erlaubt wäre, Ihr. Durchl. dem Höchstwehrtesten Schmackhafften und dem Palm-Orden als Mitglied unterth. aufzutragen, wolte ich mich lassen durch ein unterth. Schreiben an Ihr. Durchl. unternehmen und ein gebunden Exemplar des Aristippus mit beyzulegen, wie ich dann ohnedem meine Teutonie, so ich dieser tagen im Buchladen noch gefunden, auf Gnädigst begehren einzusenden habe, nit vergessen. Mein Hochg. Herr wolle mir seine Gedanken hierüber unbeschwert mittheilen, und seines meinstmögenden Orts H. von Ryssel zur Einnahme befördern helffen, von welchem Er sich auch gewisser Dankbarkeit zuversehen hat. Dieses in höchster Eile, wie auch der Bote abfärtig ist. Der Sprossende wolle den Erwachsenen, nun wir gewisse Post beym Leipziger-Ordinario haben, zuzeiten mit einem Mußbriefl zuerfreuen und von den Palm-begebnißen nachricht zugönnen belieben lassen, sich versichernd, daß ich, nächst Gödtlicher Empfehlung, mich lebenslang werde finden lassen.

Des Hochwehrten Sprossenden

willfärtigster Diner.

Der Erwachsene

S. v. Birken C. P. C.

P. S. Bitte, der Sprossende mich seines Titels belehren wolle, damit ich in der Aufschrifft keinen Fehler begehe.

P. S. Hochgeehrter Herr. Weil diß Briefl samt Aristippo, wegen unversehener entgehung der gelegenheit ligen blieben, unterdeßen aber die Teutonie samt einem Exemplar Aristippi gebunden werden können, als übersende hiemit beydes mit gl. bitte, m. h. Herr wolle Ihr Durchl. die Teutonie in meinem Nahmen unterthst. überreichen, und dero mich zu höchsten Gnaden empfehlen; auch, wo es derselbe vor gut ansihet, den Aristippum zeigen, und des Autoris oder vielmehr Translatoris im besten gedenken. Wird H. Uebersetzer anderweit Ihr. Durchl. mit einem schöngebundenem Exemplar unterth. zubedienen wißen, habe diß vor mich gethan. Bitte nochmals um antwort und Nachricht ut supra.

Nürnb. d. 20 Jun.
a° 1661.

Orig. auf Quart.

9.

1661 [Anfang August].

Neumark an von Birken.

Bekennt Empfang des Schreibens vom 20 Juni, wünscht Glück zur vorhabenden „ruhmbaren Arbeit", wünscht gegen Bezahlung ein Exemplar für den Herzog und eines für sich. An von Ryssels Beförderung soll es nicht fehlen, ein Ansuchungsschreiben desselben ist nötig, sowie ein Exemplar einer von ihm verfertigten Arbeit, was an ihn zu adressieren ist „sonst werden dergleichen Schreiben im F. Gemache leicht verlegt, oder verliehren sich gar, wie es denn zweymal geschehen." Er sendet ein Paket an den Unglückseligen, worin Vollmachten wegen Gf. Jörgers und des jungen Herrn von Stubenberg Aufnahme sind. „Dafern ich den Wehrten erwachsenen bemühen darf, werde ich mich künftig dessen beliebter Briefwechselung und Freundschaft, an stat des Seligsten Spielenden,[1]) meines ehmals Hertz Vertrauten Freundes gebrauchen. Habe schon lange in Nürnberg

[1]) Harsdörffers.

wieder einen Vornehmen Freund gewünschet, und weil der liebe Gott, ihn von Baren wieder an solchen vornehmen und den Musen wol anstehenden Ohrt geführet, ist es mir desto erfreulicher. Er verlangt ein Mikroskop „ich habe vor diesem in Warschau gar kleine gesehen, sind kaum wie ein großer Fingerhuth gewesen und haben doch (salv. ven.) einen Floh, wie eine kleine Heuschrekke vorgestellet.“ Bittet Nachricht über einen Formschneider, der hohlgeschnittene Formen macht. Sendet eine Leichpredigt.

Orig. auf Folio im Pegnesischen Blumenorden. Aufschrift: A. 1661. LLIV der Sprossende. pst. d. 14 Aug, resp. d. 20 ej.

10.

1661 [wahrscheinlich vom 20 August].

Sigmund von Birken an Neumark.

Edler Vest- und Hochgelehrter H. Gesellschaffter. Hochgeehrter Herr und fürwehrter Freund.

Derselben beliebtes ist mir von Zeigern wohl eingehändigt worden, erkenne zuvörderst des wehrten Sprossenden wohlgeneigte gute affection, aus beglückwünschung meiner Oesterreich. Geschicht-arbeit, welche ich mit getreuem Anwunsch alles selbst-erwünschbaren Wohlwesens erwiedere; Soll mein Herr versichert seyn, daß ein Exemplar von dem Oesterreich. Ehrenwerk zu seinen Diensten seyn solle, wann Gott Leben und Krafft verleihen wird, selbiges zu gewünschtem ende zubringen, gegen keine andre Bezahlung als guter Freundschafft und Corresponденz.

Hrn. von Russel belangend, sage ich schönen Dank vor verspürte Willfährigkeit, dessen Einnahme in die Hochlöbl. Fruchtbringende Gesellschafft, wofür Er neben mir und ich neben Ihme verbunden erscheinen werden, habe noch nit Zeit gehabt, Ihm solches zu avisiren, nachdem bey nächster Post ich mit abfärtigung 50 Bogen meiner Arbeit nach Wien beunmüßigt gewesen, soll aber wills Godt übermorgen geschehen, da dann Er, Mr. von Russel, was Ihme hierunter zuthun obliget, sich dessen wird zuverhalten wissen. Das Päckchen an den Unglückseeligen ist dem Ordinair-Boten wohl recommendirt worden, und dannenhero an dessen sichrer bestellung nit zu zweiffeln, Möcht wissen, ob der eintretende junge Herr von Stubenberg[1]) des Unglückseeligen Herrn Sohn oder ein andrer, und was sodann sein Nahme, Spruch und Emblema sey. Ich werde etwan einmahl, wann Mein Hochgeehrter Herr mir eine Bemühung verzeihen möchte, um eine Abschrifft der sämtlichen Gesellschaffter Nahmen, Wort und Gemählen, (von denjenigen, die im Druck, brauchte es nur der bloßen Nahmen) zu bitten erkühnen, und den Schreibkosten gerne zahlen. Des Spielenden Söhne sind itzt nit anheimig, von denen sie etwan, bis zu seinem Entwerden, zu haben seyn möchten. Sonderlich aber verlangt mich, des Siegprangenden,[2]) Wort und Gemähl, samt den Reimen, zusehen, dessen Fstl. Durchl. unlangst allhier durchgereist, und mir ein Stuck dero geistlicher Gedichte,[3]) selbige zum Druck zubefördern, hinterlassen: habe also zum Kupfer Tittel dieser Nachricht vonnöthen, worinn ich freunddienstl. zubitten habe. Es ist auch einer Frey Freulein von Greiffenberg schönes geistl. Gedichtwerklein unter der Presse, so von ihrem H. Vettern unwissend ihrer ans Liecht zugeben, mir aufgetragen worden: Bitte Mein hochgeehrter Herr, dasselbe mit einem Beygedichtchen zu ehren, ihme

[1]) Rudolph Wilhelm.
[2]) Anton Ulrich von Braunschweig.
[3]) Christ-fürstliches Davids Harfenspiel, siehe Palmbaum, S. 451.

ein viertelstündl. abmuße nehmen wolle. Sie ist noch gar jung, führt aber hohe Gedanken; des Unglüseeligen hohe Schülerin. Es wird keine gemeine, sondern allein Fruchtbr. Gesellschafft-Federn, werde darzu gratuliren. Meinem Herrn dieser Orten etwas angenehmes zuerweißen, hat Er allemahl zubefehlen. Das Microscopium hatte Zeiger bestellet, ehe er zu mir kame. Wegen der Formen, habe mit zweyen geredt, welcher eigne Hand (in mangel Dinte sich bleyweißes gebrauchend) hierbey zufinden: hat mein Herr ferner sich zuerklären, soll fleißige anstellung beschehen. Ich hab seine wort mit der Dinte nachgeschrieben, ob etwan das bleiweiß ausgehen möchte.

Vor übersendte Fürstl. Leichpredigt [1]) sage hohen Dank, und bleibe verbunden, erwidre es, so etwas considerables allhier zu Druck kommet. Von den meinen, kommen hierbey allein ein paar Bayreuter Scartecken, sogar unfruchtbar war der Ort vor meine Musen. Hierbey auch etliche Kupfer, zum Oester. Werk gehörig. Endlich ist auch ein schlechtes Beygedicht zu desselben Davidischer EhrenCrone beyligend, contentus sis, rogo hoc Platone, so gut es dißmal fließen können ꝛc. Befehle denselben (forsan etiam Delicium tuum, quam Hortus Tuus exhibere videtur, elegans elegantem) Göttl. Obsicht, mich aber zu beharrlichen Gunsten und Freundschafft, als des liebwehrten Sprossenden

willfärtigster Freund und Diener

Der Erwachsene C. P. C.

Maturabis vero, quod serio in meo a me monitum putas. Viridarium Tuum, ad quod gestio, interim frontispicii schemate me recreans.

Orig. auf Quart.

11.

1661 September 6.

Sigmund von Birken an Neumark.

Edler, Vester, Hochgelehrter, Hochgeehrter Herr, wehrter Gesellschaffter. Mein letztes, wird derselbe Zweiffelsfrey wohl erhalten haben, Hierbey übersende Herrns von Ryssel unterthänigs Bittschreiben an Ihr. Durchl. mit Beyschluß seines Aristippo. Mein hochgeehrter Herr wolle Ihm seine Einnahme lassen wohl empfohlen seyn, worüm Er denselben in beykommenden selbst ersuchet. Und weil ich Ihm dasjenige, was mein Herr, der gewöhnlichen Gebühr halber, dortmals mir zuversiehen gegeben, hinterbracht, als hat Er mir 2 Ducaten, den einen zum Ertzschrein, den andern zu meines Herrn Diensten vor hierbey einwendende bemühung, beyzulegen übersendet, so allhier mitkommen. Nochmals bittend, Mein hochgeehrter Herr die Sache möglichst beschleunigen wolle, weilen H. von Ryssel groß verlangen träget.

Weilen ich des höchstwehrtesten Siegprangenden, Ihr. Durchl. Geistlichen Gedichten eine Praefation beyzufügen habe, so möchte ich gerne wissen, welche und wieviel Fürstl. Personen des Palmen-ordens, Teutsche und sonderlich Geistliche Schrifften ans Licht gegeben, deren hierbey zugedenken wäre: bitte also dienstfr. Mein Herr mir ehist-möglich mit einiger Nachricht an die Hand geben wollen, so ich mit gegenfreundschafft beschulde. Der Fräulein von Greiffenberg Gedichte [2]) sind nunmehr unter der Presse, haben der Unglückseelige und Sinnreiche darzu allbereit beygedichtet, wann sichs nit zulang verziehet, will ich schauen, daß ich des Suchenden, [3])

[1]) Nicht festzustellen.
[2]) Erschienen Nürnberg 1662.
[3]) Schottel.

Rüstigen [1]) und Träumenden [2]) Beygedichte auch einbringe, wolte Mein hochgeehrter Herr auch eines beyhenden, und etwan noch ein paar Gesellschaffter beym Erzschrein zu dergleichen bittlich vermögen, würde H. Baron von Greiffenberg (welcher diese herrliche Gedichte ohne der Verfasserin Wissen zum Truck befördert) eine große Freundschafft beschehen, und Ich werde es auf alle Gelegenheit beschulden, auch mit Exemplaren dafür aufzuwarten. Sende hierbey ein blätl., ex ungue Leonem. Doch sind diß nur die erste Prob-bruten dieses weiblichen Wundergeistes: die nachfolgenden sind gantz unvergleichlich. Den Vielgebrauchten [3]) und Knöpfichten [4]) laße ich, durch Meinen Herren als Gospoten [5]) von wegen alter Hochschul-Kundschafft, nächst dienstl. Gruß, und ein paar Zuruffzeilen schönst ersuchen, mich bidtseelig verlangend. Bitte auch Mein Herr mich unbeschwert der Ordnung halben berichten wolle, ist mir ausgefallen, ob der Rüstige oder Träumende eher eingetretten. Um hierinnen hinkünftig keinen Fehler zu begehen, bitte ich nochmals, Mein Hochgeehrter Herr mir das Gesellschaffts-Register, jüngst-gebedtner massen, als die Eigen- und Gesellschaffts-Nahmen, samt Kraut oder Sinnbild und Beywort, gg. mittheilen wolle, will die Abschreib-unkosten mit Dank erstadten. Mein Herr hat seinem Diener hinwiderum zubefehlen, massen ich, nächst Göttlicher Empfehlung, mich nenne,

Hochgeehrter Herr,
Libwehrter Sprossender
Sein willfärtigster
D. und Gesellschaffter
Der Erwachsene
S. v. Birken C. P. C.

Nürnb. d. 6. Sept.
A° 1661.

P. S. H. von Ryssel hat in der Aufschrifft an Ihr. Durchl. des Tittels. Fürsten und Herrn vergessen, so M. Herr ersetzen wolle.

H . . von Ryssels Titel: Dem WohlEdlen Gestrengen H. Christian von Ryssel, Fürstl. Holstein. wohl . . . . Hofmeistern, Meinem ꝛc.

Orig. auf Quart.

12.

1661 November 29. [6])

Neumark an Sigmund von Birken.

Woledler, Vester und Hochgelahrter Herr, wehrter und groß vornehmer Freund

Desselben den 6. Septembris jüngsthin an mich abgelassene, neben Herrn von Ryssels angefügtes Pakketlein ist mir wol zuhanden kommen. Habe ungesäumt darauf unserem Durchl. Oberhaupte dem Schmakkhaften, solches gebührend und mit sonderbarem angefügtem Lobspruch vorgetragen, auch die Einnahme, ohne Weigerung erhalten. Wie ich denn also bald im Nahmen meines gn. H. ein Schreiben [7]) an gedachten den von Ryssel, welchem der Nahme des Beschirmeten, das Kraut: Spanische Eberwurtzel und das Wort: Vor allem Antasten zugeeignet worden, wie auch ein Einnahms Patent auffsetzen und fertigen lassen müssen, welches hierbei mitgesendet, und daß auf gn. Ansinnen des Durchl. Schmackhafften es der geliebte

[1]) Rist.
[2]) Moscherosch.
[3]) Aus dem Winkel.
[4]) Von Riedesel.
[5]) Vermuthlich das slavische Wort für „Herr".
[6]) Concept hat den 10. November.
[7]) 21. October 1661.

Erwachsene an den Beschirmeten, dessen itzige Enthaltung Uns unbewust, zufertigen wolle gebeten wird. Und wird nun fleißige Erinnerung zu thun sein, daß oft besagter der von Nyssel, ja mit einem unterth. Dankschreiben, neben dem Wapen, bey mir förderlichst einkomme. Es sind Viele welche Illustr. auf Ansuchen eingenommen, aber biß hieher weder mit Dancksagung noch Wapen bei dem Erbschreine und dem Gesellschafts Wapenbuche einkommen, welches ihr Durchl. sehr ungleich aufnehmen, und ich hernach nur vielfältige Mühe habe, solche durch Schreiben einzufordern. Wird also mein hochgeehrter Herr der Erwachsene, von mir dienstfr. gebeten, solches bei dem neuen Beschirmeten höflich zu erinnern. Vor das überschickte schöne Carmen zu meiner Fürstlichen Ehrenkrohne bedanke ich mich zum Schönsten, soll auf begebende Fälle erwiedert werden: Sonst bitte meinen geliebten Herrn, sich durch seinen Diener, bei Paul Kreutzbergern Formschneidern in der Hundsgassen wohnhaft, unbeschwehrt erkündigung einzuziehen, ob mein Wapen, welchs Herr Michael Frank, mein guter Freund in Coburg, bei itztgemeldtem Meister, zur Arbeit bestellet, fertig und ob es tief nach Kachel oder Pfefferkuchenform ahrt geschnitten oder wie ich fast auß H. Frankens Schreiben vermercket, nach Buchdruckerahrt gemachet, auf welchem Fal mir es wenig nütze, weil es nicht auf papyr, sondern in Thon und Gips gedrukt werden sol. Der Meister wil 3 Thl. haben, sollen auch mit Dank übersendet werden, dofern Er mir erstlich einen Abdrukk bei künftiger Post (oder nach Leipzig reisenden Kaufleuten auf instehende Messe, so durch Weimar reisen)[1]) überschikket; ist es Drukker ahrt, kan ein gantz Exemplar, wo aber tief nur etwan der Kopf vom Leuen oder ein Flügel, in einen brief geschlossen, und also mir zur besichtigung überfertiget werden, das Postgeld soll schon bezahlet werden. Wormitt den hochgeehrten Herrn Erwachsenen, in Gottes Schutz empfehle unabsetzlich verharrende

Deßelben (hoch und liebwerthen Erwachsenen)[1])

Dienstfertigster

d. 10. Nov. 1661. G. N. Neumark Secr.

Concept. Die Reinschrift im Pegnesischen Blumenorden hat die eigenhändig zugefügte Notiz: Ich bin bißher in die 6te Woche Abwesend gewesen, welches die schleunige Beantwortung verhindert. Den 29 Nov. 1661. — Ein andres NB sagt: Mit H. Dilherrn, den ich sehr dienstfr. grüße, möchte ich gern Kundschaft haben, dafern ein vielgeehrter H. Erwachsene mit ihm in Freundschaft stehet, hatte ich zu bitten, ein baar Ehrenzeilen, zu meinem mehr theol. als polit. Werklein Ehrenkrone Christl. Potentaten genannt, von ihm auszuwirken.

13.

1661 December 20.

Sigmund von Birken an Neumark.

Edler Vest und Hochgelehrter, Hochgeehrter Herr, und sehr wehrter Freund. Deßelben geliebtes ist mir von der kayserlichen Post wohl eingefärtigt worden, nebenst beyschluß an Herrn von Nyssel, nunmehr den wehrten Beschirmeten, vor dessen Einnahme-Beförderung ich freunddienstl. danksage, so er seines Orts auch thun, und neben mir zu aller gegen Freundschafft sich färtig halten wird. Das Fürstl. Einnahm Patent, samt dem Handbrieff von Illustrissimo dem Höchstgeehrtesten Schmackhafften, wie auch Meines Herrn Beygelegtes, werde mit ehisten Herrn von Nyssel zufärtigen, sobald Er wieder nach Bayreuth wird kommen, ist neulich mit seinem Printzen verreist: ich habe Ihm aber seine Einnähme und in handen habendes notificirt, mit anstalt, daß ihm das Brieff eiligst nachgefärtigt

[1]) Diese Parenthese ist ebenfalls eigenhändig eingefügt.

werde. Er wird nit säumen, sich förderlich mit unterth. Dankschrifft und dem Gesellschafft Gemälde einzufinden, aber, wie gesagt, erst bey seiner Wiederkunfft, welche verhoffentlich bald erfolgen wird.

Das Holzgeschnittne Wappen ware schon fortgehendet, als ichs erinnern ließe. Ist tieff und in Gips abzudrucken geschnidten (wiewohl nicht von Creutzbergern, dessen diese Arbeit nit ist) wie M. herr verlanget, und zweiffelsfrey allbereit wird in Handen haben. Hat der werthe Sprossende nur zuerinnern, wann Ihme hier durch bestellung kan gedienet werden. Es ist aber Herrn Franke nach Coburg zugehendt worden, wolte sonsten wohl einem Kauffman recommandirt haben zur überbringung. Herrn Dilherrn, mit dem ich gute Correspondenz habe, vor dißmahl anzugehen, habe ich, wegen instehender Fest-arbeit, verschieben sollen: zweiffelt mir nicht, er werde zu einem paar Zuruff-Zeilen sich abmüssigen können, um die ich nach den Feyertagen begrüßen und erhaltenes also fort einsenden werde.

Ich habe jüngsthin, um gg. Communication der Gesellschafft-Nahmen cum adhaer. dfr. angesucht. Weiß zwar nicht, ob etwan Ihr Durchl. solche nit wollen gemein lassen machen: doch hielte ich unmaßgebig dafür, einen Gesellschaffter (wann anderst meine Wenigkeit zu der einem genugsam bestädtigt und der Einnahme versichert ist) solten seine Mitgesellschaffter, um Wechsel-Kundschafft und Vertraulichkeit willen, nit unbekandt seyn, zumahl einem, der zu der Gesellschafft Ruhmlobs aufnahme möglichst zu cooperiren gesonnen. Zu den ersten 400 habe ich allbereit die Nahmen beyhanden. Von denen 57 im Palmbaum des Unverdrossnen, und von den nachfolgenden, hab ich zwar etliche erhalten, aber ohne Zahl, Kraut und Wort, welche ich insonderheit bey dem Kunstliebenden,[1]) Mürben,[2]) Rüstigen,[3]) Sinnreichen,[4]) Kühnen,[5]) Zunehmenden,[6]) Preißwürdigen,[7]) Entscheidenden,[8]) Siegprangenden,[9]) Begütigenden,[10]) Sprossenden[11]) und Erwachsenen[12]) (andere, die ich etwan bitlich kennen solte, sind mir ganz unbekandt) verlange, und kränkt es zwar den Erwachsenen, daß er seither seine Stelle nit wissen sollen. M. herr wolle mir dießfalls etwas zur Freundschafft thun, so ich auf alle begebenheit erwiedern, auch den Abschrift-Costen zahlen werde. Auf allenfall, wenn man nur die fürstlichen Standes samt den Gelehrten und Berühmtesten haben möchte: Nach den andern, so etwan nur die Suite der Höhern sind, soll mich nicht groß verlangen. Dem Spielenden, soviel ich mich erinnere, hat es dißfalls an keiner nachricht ermangelt Mein Oesterreich. Ehrenwerk wächst unter der Hand, wird, mit dem neuen Jahr (worzu M. herrn ich alle selbst erwünschbare Wolfart anwünsche) unter die Presse gehen. Nächst Gödtl Empfehlung, verschreibe ich mich auf lebenslang

Des liebwehrtesten Sprossenden

Dienst-Eignern

Nürnb. d. 20. Dec. 1661. Der Erwachsene C. P. C.

Eine fr. Antwort kan mit unsern Kaufleuten wieder zurücke kommen.

Orig. auf Quart.

---

1) G. Adam Graf von Kuffstein.
2) J. V. Andreae.
3) Joh. Rist.
4) Wolf Freiherr von Hohenberg.
5) Gottl. Graf von Windischgrätz.
6) Joh. D. Wies.
7) Joh. Georg, Kurfürst von Sachsen.
8) Mathias Abele.
9) Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig.
10) R. Wilh. Freiherr von Stubenberg.
11) G. Neumark.
12) Er selbst.

14.

1662 Februar 28.

Neumark an von Birken.

Habe vernommen, daß das Schreiben an den von Nyssel nebst Einnahme Patent angekommen sei, bittet um Nachricht über die Bestellung des Schreibens an den Unglücklichen, der nicht antworte. Birkens Zweifeln über die eigene Einnahme begegnet er durch Übersendung des Patents, er sei der 651., unter dem Schmackhaften der 154te. Das ganze Register soll gegen 30 Gr. Copialgebühren erfolgen. Gebühren für Patent und Siegel sollen ihm verehrt sein „und werde ich gnügsame recompentz haben, wenn ich denselben bisweilen mit einem Schreiben bemühen darf". Für Tilbern folgt ein Exemplar Predigten, bittet zur Ehrenkrone von diesem und von Birken um einige Verse zu der Theatralischen Vorstellung eines weisen und zugleich tapfern Regenten, die zum Geburtstag Herzog Wilhelms am 11 April präsentirt werden soll. „Beikommender Inhalt wird demselben gut Anleitung darzu geben. Es kan ein wenig in dem Carmine auf die Unverständigen Neider der Kunst gesehen werden; dann es giebt hier etliche Bavii und Maevi, so ihre arme Verschе und ungeschickten Reime allezeit mit einmischen wollen, werden auch bisweilen von vornehmen Leuten vor gut geschätzet." Fordert zur Beglückwünschung des Herzogs ihn und Tilbern auf, 3—4 Tage vor dem 11. April kann der Glückwunsch noch gedruckt werden. — Sein Gesprächspiel wird 8—9 Bogen stark werden. Bitte um Nachricht „ob es rahtsam seie, dem H. Markgrafen zu Brandenburg H. Christian Ernst, meine Ehren Krone zu dediciren, es ist mir von einem vornehmen Manne gerahten, weiß aber nicht ob Ihr Durchl. ein Liebhaber oder nicht, denselben wolt eins beyfügen dem H. Landgr. zu Darmstadt". Illustriss. fragt nach der Kayser Chronik hofft auf 1 Exemplar gegen Bezahlung.

Orig. Folio im Pegnesischen Blumenorden. Äussere Aufschrift: A. 1662. XVIII der Sprossende prst. d. 13. März resp. d. 19. ejusd. (obwohl die Antwort den 16. März hat).

15.

1662 März 16.

Sigmund von Birken an Neumark.

Edler, Vester, und Hochgelehrter, sonders wehrter Herr Gesellschaffter. Desselben geliebtes hat mich, zu meinem Verdruß, in höchster Unmusse angetroffen, dannenhero ich nicht mit solchen umständen antworten kan, wie ich wohl gerne wolte. Der Beschirmete wird täglich zu Bayreuth mit seinem gnäd. Herrn erwartet: bis dahin ich die Einhendung bewuster Briefe muß verschoben seyn lassen. Die Schreiben an den Unglückseeligen, sind gar wohl und gewiß zu recht ankommen: daß keine Antwort erfolget, wundert mich selber. Ich habs unlangst erinnert, u. wills noch ferner unerinnert nit lassen. Ihr. Durchl. dem preißwürdigsten Schmackhafften, bitte ich, vor das gnäd. Einnahms-Patent, meinen unterthänigsten Dank und gehors. Dienstwillen, gebührlich anzufügen: werde nit unterlassen, möglichste Sinnfrüchte zubringen, und selbige Ihr. Durchl. schuldigst aufzuopfern, durch iedmahlige übersendung eines Exemplars. Gleichfalls bedancke mich dienstfr. daß M. h. herr dißfalls mit Empfehlung und ausfärttigung meinetwegen Mühe haben wollen: bleibe dafür zu würklichem Dank verbunden: wie nit weniger vor die gg. willfahrung in übersendung einer Abschrifft des Gesellschafft Registers, zu deren behuff ich zeigern die benannte 30 gute groschen zugestellet, und des Erfolgs mit

Verlangen erwarte. H. Dilherrn hat Zeiger das Exemplar der Lpredigten zugestellt, der von mir angesprochen, solche acclamationes zuverfassen ganz gewierig sich vermerken lassen: wie dann zweifelsohn wird geschehen seyn, habe itzt nit auskommen können, Ihn noch einmahlen derentwegen zubesuchen. Mich belangend, ist die Zeittheuerung so groß bey mir, daß ich beydes meiner unterth. schuldigkeit und meiner sonderbaren Begierde, Ihr Durchl. hochfeyerlichen Geburtstag zubeglückwünschen nie genug zuthun, dißmals unterlassen, und solches auf ein ander Jahr, mit Godt, so ich leben werde, verschieben muß. Inzwischen habe M. herren wohlausfündigem Gödter Schauspiel, auf hiesigem andern Blat, einen Zuruff beygewidmet, weiß nit wie gut oder vielmehr wie blind ihn die Eile gebohren: bidte um genemhaltung des Willens, und wünsche Glück zu diesem Gespräch Schauspiel. Wie es mit Ihr Durchl. zu Brandenb. Bayreuth[1] Humor und Hofwesen beschaffen, kan ich, als itzt nit mehr zugegen, nichts gewisses berichten: habe seither mehr nit penetriret, als daß Sie ein guter Haushalter sey, daß Sie kunstliebend seyn, ist kein Zweiffel: doch scheint es, als wann, der Zeit noch, mehr die Liebes- als Kunstgedanken placz fänden. Die Davidische Ehrenkrone, wäre ein Werk vor diese beyde angehende junge Fürsten: dünkt mich also wohlgethan seyn, und die Uberreichung dessen werde nit unangenehm fallen können. Mein Oester. Ehrenwerk stehet in II Büchern fertig, darzu auf Pfingsten, hilfft Godt, daß III. kommen soll, darauf dann das IV. und V. als letzte folgen. Am 1. Buch sind 26 Bogen gedruckt, darff aber Keiner, vor vollführung des Werks davon gegeben werden. Sobald H. Endter[2] daran Ende machet, werde ich gar gewiß Ihr Durchl. mit einem Exemplar unterth. aufwarten, da dann zugleich M. herren eines soll beygelegt werden, und ist dißorts keiner bezahlung zugedenken, M. herr hat mich und das meinige zu seinen Diensten. Hierbey übersende ich die Teutsche Uranie, (deren ich eine Vorrede und anders beygefüget,) nebenst etlichen Scharteken: Zweiffle, ob ich nit das fatum serenum allbereit gesendet habe. Dieses in Eil. Und verharre ich, nächst Gödtl. Empfehlung

Des liebwehrtesten Sprossenden

Dienstwillfärtigster

Der Erwachsene

(Nürnberg d. 16. Merzens A. 1662.) S. v. Birken C. P. C.

Das Datum steht unter dem angezogenen Gedicht der Beilage, dessen Mitteilung hier unterblieben ist. Es beginnt mit „Der Himmel sey geneigt“ und endigt: Apollen in der Welt.

16.

1662 Mai 9.

Neumark an von Birken.

Meldet, daß das Register der fruchtbringenden Gesellschaft künftig folgen solle, in Ryssels Namen ein Carmen zum überschickten Gesprächsspiel gefertigt sei, um dessen neuen Namen bekannt zu machen. Seine Nachfolger in der Gesellschaft sind Friedrich Kospoth und Christian Friedrich Prüschenk von Lindenhofen, beides gelehrte Edelleute. Von v. Stubenberg noch keine Nachricht. Die Nürnberger Herren v. Stubenberg sollen sich zur Gesellschaft melden, ihm (Neumark) verlangt nach dem schönen Werk.

---

[1] Christian Ernst, geboren 1644.

[2] Die Nürnberger Verleger Michael und Johann Friedrich Endter.

Bitte an Dilherr Dank für das Epigramm zu sagen, erkundigt sich nach dem Preis seiner Sonntägl. Embleme, bittet um ein Exemplar durch den Boten, Herzog Wilhelm habe sich darann ergötzt.

Orig. Quart im Pegnesischen Blumenorden. Äußere Bezeichnung A° 1662 XXXVIII Sprossende pr. d. 10. Mai, resp. d. 19. ejusd.

17.

1662 Mai 19.

Sigmund von Birken an Neumark.

Edler, Vester, Hochgelehrter, sonders Wohlgeehrder Herr und Freund. Desselben wehrtes habe ich wohl empfangen, neben beygeschlagenem Gesprächspiel, welches mir sonders wohlgefället, mich dienstfr. vor dessen mittheilung bedankend, erwiedere es, so etwas von meinen Sinnesfrüchten solte ans Taglicht gebohren werden. Der Beschirmete ist inzwischen bey fstl. Durchl. H. Marggr. Christian Ernst zu Bayreuth CammerRaht, und zwar nach den Cammerdirectoren der vörderste und gleich als Vice-Cammer Director worden, wiewohl er diß praedicat nit führet. Will nit hoffen, daß ihm das in seinem Rahmen gefärtigte misfallen werde. Wann M. herr ihm ein Exemplar sendet, werde ich dessen gegen Ihm rechnung thuen. Er ist ietzt in Friesland, nach einem Zug vor die Chur Prinzessin, vorschickt. Bey seiner Wiederheimkehr soll sein Gesellschafftgemälde allhier gefärtigt und sodann zum Erzschrein, neben seinem Antwortschreiben, die er bis dahin verspart, eingesendet werden. Sonsten erinnere ich wohlmeinend doch unmaßgebig, wegen Collocation der Zuruffsgedichte, daß vielleicht unserm Dilhero, als einem nicht allein hier sondern auch im ganzen Reich (daß man zu Leipzig, Wittenberg, Dreßden ect. anderst urtheilt, hat seine ursach) hochberühmten und bey Keyser, König, Fürsten und Herrn wohl angesehenen Theologo, primus locus wohl angestanden wäre, wiewohl ich die ursach dieser collocation leichtlich errahte, nämlich, daß am Erzschrein-Hofe die Gesellschaffter den vorgang haben. Dient diß zu weitrem nachdenken, auf andre occasion. Wegen der noch nit eingekommenen Gesellschaffter, will ich bey der nächsten post an Ihr Gd. H. von Stubenberg erinnerung abgeben, auch mit dero beyder H. Vettern allhier Ihr. Gd. B. der Gesellschafft halber, bey erster gelegenheit, unterredung. An meinem Geschichtwerk ist das I. Buch allbereit gedruckt, das II. und fast auch das III. allbereit druckfärtig: haben Ihr. Durchl. der preißw. Schmackhaffte Sich gnst. zuversichern, daß dero der Erwachsene bey erster verfärtigung mit einem abdruck unterthst. aufwarten wird, quod jam olim me pollicitum memini. Es dörffte in 8 oder 9 Alphabethe lauffen, und in 200 Kupfer bekommen. H. Dilherens Augen- und Hertzenslust wird nit ausgegeben noch verkaufft, bis der II. Theil verfärtigt sey: sodann Mein geehrter Herr ein Exemplar wird haben können. Von diesem 1. Theil sind allein Hrn. Autori etliche Exemplare eingehändigt worden. Vielleicht hat M. herr vom H. Autore ein Exemplar zu erwarten, wenn es alles beysammen. Bitte dst. um übersendung des Gesellschafft-Registers, nächst Gödtl. Empfehlung, verharrend lebenslange

Meines hochgeehrten Herrn

Dienstwillfärtigster

Der Erwachsene

S. v. Birken C. P. C.

Nürnberg d. Pfingst ☽
A° 1662.

18.

1662 Juni 1.

Neumark an von Birken.

Meldet den am 17. Mai erfolgten Tod des Herzogs Wilhelm, stellt anheim, ob er ein Trauer Carmen und ein Condolenzschreiben an Herzog Johann Ernst senden wolle und meldet von dem Plane den deutschen Palmbaum herausgeben zu wollen, zu dem die Kupfer des 1647 herausgegebenen gebraucht werden können, bittet Nachricht, ob diese noch vorhanden und ob Endters Erben das Werk verlegen wollen. Nyssels Anmeldeschreiben ist nunmehr an ihn einzusenden, damit die Einnahme bei den Acten verificiert werde, oder auch an den jetzigen Herrn Herzog zu richten sei.

Orig. Quart im Pegnes. Blumenorden. Aufschrift. A. 1662. LVII. der Sprossende prst. 7. Juli resp. 19. ejusd.

19.

1662 Juli 19.

Sigmund von Birken an Neumark.

Edler Vest und Hochgelehrter, Hochgeehrter H. Gesellschaffter. Wasmassen unser Palm-Orden seines preißwürdigsten Oberhauptes so unverhofft beraubt worden, haben wir hier nur gar zeitlich erfahren müssen, und wird der Verlust dieses löblichsten Reichsfürsten von allen Verständigen betrauret: daß ich also dißorts in dem Trauer orden nicht der einzige Gesellschaffter bin. Godt lasse diesen Verlust durch den höchstgeehrten Richtigsten reichlich ersetzt seyn, wie ich dann S. F. Durchlaucht löblichst. Regirungs-anfang allbereit von vielen Zungen rühmen hören: Dero ich hierbey mit einem Codolenz-briefl., annexa gratulatione, und zugleich der würdigsten Asche des Lobseeligsten Schmackhafften mit einem Klaggedicht unterthänig-schuldigst aufwarte, den wehrten Sprossenden üm dessen aus- und einhändigung dfr. ersuchend. Desselben geliebtes habe ich erst in der fünfften Woche, nachdem es datirt, empfangen, wo es sich solang mag verweilet haben. Das beygelegte ist an den hrn Unglückseligen abgereiset. An den Beschirmeten welcher nun erst nach Haus wiedergekehrt, werde ich bey nächster 4[1]) Post schreiben, und die nodturfft erinnern. Der hochwehrteste Kühne befragte sich jüngsthin im Schreiben, praemissa lamentatione, was die Gesellschafft vor ein Haupt, und wie bald, zuhoffen hädte: Ich konde aber nit beantworten, was ich nit wuste; doch schriebe ich, was ich mutmassete. Ich erinnere mich, wo es kein Traum ist, vordessen aus discurs des seel. Spielenden,[2]) daß diese Oberhauptschafft in den beyden Fürstl. Häusern Sachsen-Weimar und Anhalt alterniren solle. Wann dem also, wird der höchg. Durchdringende[3]) (der aber, si adhuc superat et vescitur aura, schon 66 Jahre alt ist) der nächste, und der Statsgrünende[4]) (intermedio dem Bittersüßen[5]) alter ab illo seyn. Der höchst Bittersüße, als ein theurer Bruder des hochseel. Schmackhafften und einer von den urersten Gesellschafftern, würde dieser Würde wohl an- und vorstehen. Ist zuwünschen, daß die Stelle bald ersetzt werden, und nit so lange, als nach dem Tod des Nehrenden, ledig bleiben möge. M. h. herr gönne mir hiervon

[1]) Donnerstag.
[2]) Harsdörffers.
[3]) Joh. Casimir Fürst von Anhalt.
[4]) Friedrich Fürst von Anhalt.
[5]) Ernst, Herzog zu Sachsen, 1619 aufgenommen.

bässere Nachricht, die Ihme ohnezweifel beywohnen wird. Aus des höchstg. Siegprangenden Schreiben ersehe ich, daß das hochfst. Welfen[1]) Haus sich ob diesem Todesfall hochbetrauret befinde, wegen der neuen Befreundung. Zu dem Trauergedicht hätte ich wohl des vollständigen Gesellschafftregisters bedurfft, solte sodann etwas mehrers und richtigers aus der Feder geflossen seyn: Bitte dienstfr. üm die dortmals-versprochene communication. Ich habe die ersten 400 auf einen Quartbogen beysammen, auf ieder seite fünfzig, ieder nur in Einer Zeile, mit 4 brüchen, wie hier folget

Gemahl	Nahme	Wort	Person
2 Weitzenbrod	Nehrende	Nichts bässers	Ludwig, F. zu Anhalt
5 Birne	Schmackhafte	Erlernte Güte	Wilhelm, H. zu Sachs. Weim.
10 Dattelbaum	Durchdringende	Beschweret doch ermehret	Joh. Casimer F. zu Anhalt.

Bitte also die übrigen 390 auch also auf einen Quartbogen schreiben zulassen, und mir über Jena beym Nürnb. boten zusenden, will das Briefgeld gern bezahlen: weil vielleicht der Fst. Canzley Bot langsam hier durch pasiren möchte. Merckwürdig ist, daß unter dem hochseel. Schmackhaften eben halb soviel von 263[2]) Gesellschafftern, als unter dem Nehrenden, eingetretten, wann ich recht gezehlet. Des liebwehrten Sprossenden Schrifftwercklen[3]) vorhabendes von allen umständen der Gesellschafft, wird ein annehmliches Werk werden, und wünschen es neben mir ihrer viele nicht allein allbereit verfärtigt, sondern auch gedruckt. Mit Wolff Endters Söhnen habe ich der Kupfer halber communicirt, die haben noch 100 Exemplare vom Palmbaum des Unverdrossenen, wollen also, vor Vertrieb dessen, nit allein kein Kupfer von der Hand lassen, noch sich zum Verlag anderweit verstehen, sondern drohten auch mit confiscation, (ihrer gewöhnlichen unbescheidenheit nach) da ihnen einiges Kupfer solte nachgestochen werden, darzu ich aber nur gelachet, wie es dann auch lächerlich. Wann es ohne sie wäre, solte H. Michael Endter allhier Verleger worden seyn. Mir zweifelt aber nicht, es werden sich anderwärts 10 Verleger vor einen finden, Ich dörffte fast, doch unmasgebig rahten, M. h. herr Gesellschaffter continuirte nur das Werk, und beruffte sich auf den 1 Theil, zumahlen in demselben viel müssige Kupfer sind, so nit allerdings zugebrauchen. Solchergestalt wolte ich hier einen Verleger versprechen. Desselben fernere Meinung hiervon und sonst frl. Antwort erwartend, verbleibe ich, nächst gödtlicher Empfehlung

Des liebwehrtesten Sprossenden

Wilfärtigst-getreuer Diener

Nürnb. d. 19. Juli. 1662. Der Erwachsene S. v. B.

P. S. Zu dem Palmen-Werkl diene ich willigst, mit einem Beygedichte, auch sonsten quantum in mea tenuitate situm, mit Raht und That. Bitte dfr. M. h. herr Gesellschaffter Ihr. Durchl. mein unterth. Verlangen, eines Exemplars der Leichpredigt und Sachen, bey gelegenheit recommandirend hinterfügen wolle: so ich anderweit gegen demselben mit Drucksachen erwiedere. Addo obiter: Der Hintritt unsres Wehrtesten Oberhaupts hat mir, circa tempus obitus, gleichsam portendirt, mein vor dem Fenster stehendes Gesellschafftsbild (der weisse Veilstock,) von welchem weiß nit wie, unter 11 Zweigen der mittelste und Hauptzweig abgebrochen. Insunt omina rebus.

---

[1]) Wegen der Verlobung der Schwester Anton Ulrichs, namens Marie Elisabeth mit Adolf Wilhelm von Sachsen-Eisenach, einem Sohne des Herzogs Wilhelm.

[2]) Vor Wilhelms Leitung waren 527, unter Wilhelm 262 eingetreten.

[3]) Der Palmbaum.

20.

1662 Juli 19.

Sigmund von Birken an Herzog Johann Ernst.

Durchleuchtigster, Hochgebohrner Fürst, Gnädigster Fürst und Herr. Es ist leider das alldurchgehende Gesetze der Menschlichkeit, Werden und Entwerden, Gebohren werden und Sterben. Dieses Gesetze scheinet üm soviel unbarmherziger, weil es auch über diejenige herrschet, die sonst über alles herrschen: die auf Erden des unsterblichen Gottes im Himmel stelle vertredten und dahero billich auch solten unsterblich seyn: die sich auch in der that gütige Schutzgötter und Landesvätter erweisen und damit bey ihren Untern verdienen den Anwunsch der Untödlichkeit. Aber dieses leidige Gesetze leidet keine Ausnahme. Diß erkennete der auserwehlte Fürst des Godterwehlten Volks, der König unter den Profeten: Ich habs gesagt, (redet er, in der person Gottes, sich und alle Fürsten an) ihr seit Götter: aber ihr werdet sterben, wie die Menschen. Zwar sie sterben, wie die Menschen, dem Leibe nach: aber ihre Seelen tredten in die Zahl der Engelfürsten, und ihr Nahme lebet auf Erden im Lob-andenken der Menschen. Es würde Ihnen auch eine Straffe seyn, die Unsterblichkeit in dieser Eitelkeit: weil die vollkommene Glückseligkeit auf Erden nicht zufinden und allein im Himmel zusuchen ist. Und was kan demnach seeliger seyn, als, in einem grauen ruhigen Alter dieser Zeit, der Ewigkeit durch den Tod verjünget werden? Ein solcher Wechsel, Gnädigster Fürst und Herr, ist der unverhoffte doch hochseeligste Hintritt E. Hochf. Durchl. hochgeliebtesten H. Vatters, des preißwürdigsten Schmackhafften, der Fruchtbringenden hochlöbl. Gesellschafft höchstgeEhrtisten Oberhaupts. Das h. Röm. Reich, das höchstlöbl. Chur- und fürstl. Haus Sachsen, Dero Hoch-Fürstl. Familie, das löbl. Fürstentum, insonderheit aber der hochlöbl. Palm-Orden und die Kunstliebende Welt hatten ursache, Ihr. hfst. Durchl. die irdische Ewigkeit zuwünschen, aber es ware nit billich zuwünschen, auch nit möglich zuwünschen. Der löblichste Regent, ware nun eine reiffe Erndte vor die Himmel-Scheune. Er hat auch Seines gleichen, E. Hochf. Durchl. und andere HH. Söhne, hinterlassen: tröstet also der Verlust, das Geschenke des Verlohrnen, der mehr gegeben, als Er genommen. Haben wir ursache, den Verlohrnen zubeklagen: so haben wir auch ursach, dem Gegebenen, oder vielmehr dem Reich, dem Hause der familie und dem Fürstentum, wegen dieser Gabe, glück zuwünschen, zumahl bey so süssem Nahmen des Richtigsten. E. Hochf. Durchl. heben nun erst recht an zu seyn, was Sie bishero geheissen. Ich widerhole hieher den Wunsch Benaix: Wie der Herr mit meinem gnädigsten Herrn dem preisseeligsten Schmackhafften, gewesen, so seye Er auch mit Seinem Sohne, meinem gnädigsten Fürsten und Herrn, dem Höchstgeehrtisten Richtigsten, daß Sr. Hochf. Durchl. Stul und Thron grösser werde, dann der Stul dero H. Vadters gewesen.

E. Hochf. Durchl. geruhe mein aus diesem und innliegendem Papier redendes schuldigst-wehmütiges Beyleid, zugleich auch diesen meinen unterth. herzlichen Glückwunsch, gnädst. zuvermerken, welchen ich noch diesen anhänge, daß der höchste Godt E. Hochf. Durchl. samt dero gantze Hochfstl. Familie vor allen dergleichen Trauerfällen allergnst. schutzfristen, Dieselbe zur angetredtenen Fürstl. Regirung mit seinem Geist ausrüsten, dero hohe heilsame Anschläge beydes regiren und segnen, und Dieselbe, bey Gesundheit, Ruhe und Frieden, auch allem höchstersprießlichem Fürstl. Wohlwesen, bis in ein hohes graues Alter erhalten wolle. E. Hochf. Durchl. mich zugleich hiemit zu hochgewunschten Fürstl. gnaden demütigst empfehlend, der ich mich gebohren achte, zu leben

E. Hochfürstl. Durchleuchtigkeit
als meines Gnädigsten Fürsten und Herrn
Unterthänigst-gehorsamer Knecht
Der Erwachsene
Sigm. von Birken C. P. C.

Nürnberg d. 19.
Jul. 1662

Orig. Quart. Neumark bemerkt auf dem Brief: „diese 2 Blätter sub fol 92 und 93 (nämlich der alten schlechten Ordnung der Acten) sind herausgenommen, und in die Drukkerei geliefert, war des Erwachsenen Carmen.“ Es ist somit separat oder in der Leichpredigt gedruckt worden.

21.

1662 October 22.

Sigmund von Birken an Neumark.

Edel Vest und Hochgelehrter, Hochgeehrter Herr Gesellschaffter. Hierbey kommet endlich des wehrten Beschirmeten Gesellschaft-gemähl, nachdem ich es von dem langsamen Mahler mit nöhten erhalten. Es ist zwar sauber gemahlt und hat gut ding weile haben wollen. Das Schreiben an Ihr. Durchl. ist nunmehr alt: beliebe m. h. Herren, selbiges unterthst. zuüberreichen, und die Verweilung zuentschuldigen, daran der Beschirmete keine Schuld hat, habe dißmahl von Ihm kein jüngers haben können, wegen dessen Fürstl. Reisegeschäfften. Bitte dfr. üm die Mühe, das Gemähl dem Gesellschafftbuch einzutragen. Ich habe vorlangst, ein Schreiben an Ihr. Durchl. samt einem Traurgedicht über den Tod des preißseeligsten Schmackhafften, m. h. Herren recommandirt: hoffe alles wohl zurecht kommen und wohl aufgenommen worden sey, davon ich nachricht verlange, wie auch sonst auf ein und anders in meinem Schreiben enthaltenes, dafern mich der liebwehrte Sprossende bittselig machen wird. Mein kayserl. Geschichtwerk, so verwichene Ostern mit k. Canzl. Süldtingern schlaffen gegangen, ist zwar neulich wieder aufgewacht, befindet sich aber noch etwas schlafftrunken und wischet noch in den augen: hoffe bald dessen fortgang, sind albereit II Bücher in 60 Bogen gedruckt. Es soll versprochener massen, ein Exemplar zu m. Herrn Gesellschaffters diensten seyn, sobald das Werk vollends das Licht ersehen wird: ist das III. Buch auch allbereit zu papier. Dafern, wie ich nit zweifele, dem hochseel. Schmackhafften einige Nachruhm-opfer in das ewige papier Erz gewidmet werden, bitte ich dienstlich, üm ein Exemplar. Möchte gerne vernehmen, in was fortgang es mit der Palmbaums-Fortsetzung des werthen Sprossenden walte: dessen ich allbereit in vielen Gemütern ein grosses Verlangen erwecket. Mit künfftigen Frühling, den Godt frölich geben wolle, wird hoffentlich dem hochlöbl. Orden ein neues höchstgeehrtes Oberhaupt aufgrünen und soll von etwan forthin bitter süsse Frucht bringen? Zum Hochfürstl. Brandenb. Beylager habe ich ein Singspiel[1] verfärtigt, und schreibe iezt noch am Ballet der Natur, welches bey Ankunfft der neuen Landesfürstin zu Bayreuth soll gedantzt werden. Wann etwan ein Bot von Weimar hier zu kommt, wolle der Sprossende ihn zu mir weisen, (ist meine Wohnung im Heugäßl gegen der gulden Kron über,) daß ich ihm von diesen Gedichten etwas mitgebe: Die Ordinair-boten legen das Papier auf die Wage, als Gold, da es doch nur Lumpen sind und bisweilen auch mit Lumpen überschrieben. Der Theure Siegprangende hat obangeregtes mein Trauergedicht zu heben begehret, und eines Lobs gewürdigt, dessen es aber nit wehrt ist. Des Suchenden unsers Teutschen Varro, treffliches Werk, wird mit diesem Jahre zu ende gehen und alle Teutsche Kunstliebende und Sprachfreunde in die Schul führen. Thue vor dißmahl nit mehr hinzu, als, nächst Göttlicher Empfehlung, der ich lebenslang sein werde

Meines hochgeehrten Herren und Gesellschaffters

Nürnberg d. 22. Oct. Willfärtigster Diener
A° 1662. Der Erwachsene
Orig. auf Quart. C. P. C.

[1] Betitelt: Sophia bei dem Beilager Markgraf Christian Ernsts von Brandenburg-Bayreuth.

22.

1663 December 16.

Neumark an von Birken.

Gratuliert zum neuen Jahre, übersendet „endlich“ das „schon längst verlangte Verzeichniß“ der Gesellschafts-Mitglieder, obwohl es vom Schreiber „ziemlich wieder die Ortographi geschrieben“ doch Nachricht genug geben werde, bis sein „teutschentsprossender Palmbaum mit bessern Nachrichten herauskömmt“, wozu er Birkens Ehrengedicht erwarte. Neumark fragt nach der Fertigstellung des „kayserlichen Werks“, der Clelia des Unglückseligen,[1]) wozu er ein Gratulatorium übersendet habe und dem andern Theile von Tillherns[2]) Hertz und Augenlust. Die Leichpredigten des seel. Schmackhaften würden demnächst erscheinen und ihm zugehen. „Das gefährliche Türken Wesen, das Volk-Werben alhir, die arme unschuldig beträngte Stadt Erfurd, und die Reichstagshändel, aller sonst gewöhnlichen täglichen Geschäften zu geschweigen, machen bei unserer itzo gesamten fürstl. Cantzlei solche Müh und Arbeit, daß einem alle Gelegenheit und Lust entnommen wird, vornehme Freunde mit öftern Grußbriefen zu besuchen,“ bittet die verzügliche Antwort zu entschuldigen und fragt ob die Zwistigkeiten zwischen Rath und Gemeinde zu Nürnberg sich bestätigen. „Die Transportirung des Palmen-Ordens Regiment ist biß hieher wegen obgemeldeter F. Regirung täglicher wichtigen Geschäfte auch verhindert worden. Ich habe den gantzen Ertzschrein mit dem großen Silbernen Siegel und aller Zugehor noch bei mir, und ist Fürst Friedrich zu Anhalt Hatzkeroda, zum Haupt erwehlet, ob Er solche Verwaltung werde auf sich nehmen stehet zu erwarten, es scheinet ob hätte ein und ander Fürst, wegen vieler Unkosten und Ungelegenheit, so diese Verwaltung mit sich führet, nicht große Lust, zumal bei diesen schwürigen Zeiten, zu solchem Regimente, und lest sich fast ansehen, als wolte künftig der ädle Palmbaum wieder verdorren. Er berichtet „daß man hiesige Residentz zu fortificiren anfängt und haben vor Wintertagen täglich über 2000 Personen daran gearbeitet.“ Sein seit 3 Jahren im Katalog gestandener „Historischer Lustgarten“[3]) wird bei Götzen in Frankfurt erscheinen. Sonst ligt meine vormals geliebte Poesie gantz und gar, und muß ich solcher, wegen täglicher Mühseligen von Morgen biß in den Abend wehrenden Amts-arbeit, und privat Haushaltung leider gar vergessen, dahero mein H. nichts neues, als beikommende zusammengeleine, und meinen Kindern zur Andachts Ubung gedrukkte Türkengebetlein, vor dießmal zu schicken weiß. Bitte um Nachricht ob des sel. Unglückseeligen Leichsachen gedruckt werden.

Orig. im Pegnesischen Blumenorden auf Folio mit dem Vermerk XCVIII. prst. d. 23. Dec, resp. d. 26. ejusd.

23.

1664 Februar 26.

Neumark an von Birken.

Erkennt aus dem zugesendeten Birkens Wohlgewogenheit und wünscht „seine alle ersinnlichen Gegendienste“ in der That und in Worten abzugeben „maßen ich denn ein kleines Denkmahl, bey dem Goldschmiede fertigen lasse, welches bei gewißer Gelegenheit übersendet werden soll.“ Er bittet um sichere Einhändigung des Hungarischen Mausolei an einen Postboten, und beantwortet sein Schreiben von Punkt zu Punkt: Er kenne das 5te hundert neben den 27 letzten Gesellschaftern

[1]) von Stubenbergs.
[2]) Fehlt bei Goedeke, siehe Nr. 23.
[3]) Historisch-poetischer Lustgarten erschien 1666 in 12⁰, siehe bei Goedeke.

unter dem seel. Nehrenden, in Kupfer nicht, verweist auf seinen künftig erscheinenden Palmbaum, erwarte nur einen Verleger, zu dem Förster in Nürnberg vorgeschlagen worden, über den er Nachricht bitte. Das Werklein soll in 12° erscheinen 1 Alph. stark werden und 10—12 Kupferbl. erhalten. Aus Lilii und Böhners Conterfaiten erfahre er, daß der ihm aus Danzig her bekannte Jacob Sandrart diese gestochen. Neumark übersende sein schlechtes Bildniß, er wünsche es etwas vergrößert in Quart von Sandrart gestochen zu sehen. „Das Gesicht ist wole getroffen und hat es unser Hofmaler Christ. Richter, besser zu treffen sich nicht getraut," er habe den Kopf von einem Octavblättlein abgenommen, aufgeklebt und den Körper dazu zeichnen lassen. „Die Translocation der fruchtbr. Gesellschaft ist noch nicht geschehen," wichtige Landesgeschäfte verhindern es, doch werde er es anregen, da alle vier Herzoge jetzt bei einander. Er übersendet ein 2. Exemplar der Clelia, beide Theile der Herz und Augenlust von Dilherrn[1]) empfangen, bittet Nachricht, ob ähnliche Arbeit über die Episteln herauskommen, damit er beides zusammenbinden lassen könnte. Die Sendung der Leichpredigten des seel. Schmackhaften stellt er in Aussicht für ihn und Dilherr, einem beabsichtigten Schreiben fehlt die Materia: „und ist mir wolbewust, daß vornehme Leute bisweilen mehr Ekel und Verdruß als Wolgefallen von bloßen Grußbriefen empfinden." Er stellt ein Klaggedicht auf den Tod des Unglückseeligen in Aussicht.

Orig. im Pegnesischen Blumenorden auf Folio mit Notiz XXXVI prs, 11. Mart., resp. 10. Mai.

24.

1664 Mai 21.

Neumark an von Birken.

Vermißt Antwort auf sein Schreiben vom 2. März und eines vor 3 Wochen, wiederholt die Punkte im vorigen Schreiben bezügl. der Sandrartischen Anfertigung seines Bildes und des Verlegers wegen, bescheinigt den Empfang des Mausolaei Hung. ohne Schreiben, übermittelt das günstige Urtheil über dieses Seitens des Canzlers Krause, dem ein Exemplar bestimmt werden könnte, gedenkt der Waffenthaten Szrini's. „Vorgestern ist die erste Communication ins Anhaltische wegen Fortsetzung der fruchtbring. Gesellschaft geschehen, wenn ich die Sache nicht so eyferig triebe, glaube ich es bliebe gar stekken, weil kein einziges Mittglied, weder schrift- noch mündlich darüm anhält, und sehe ich vor gar rahtsam an, wenn der Herr Erwachsene mit etlichen daraus correspondirte . . ., dadurch würde mir succurrirt und die Sache desto ehender befördert. Es lest sich an, als wenn zum Ober Regiment dieser Gesellsch. als welche zum öftern, einen ziemlichen Aufgang verursachet, Niemand große Lust hatte, das ist war, daß alhie kein viertel Jahr hingangen, da der seel. Schmakkhafte, nicht von vornehmen Herrn, mit einer großen Suite, üm die Ges. zu vermehren, besucht worden, welches nun ziemlich Kund. Und haben es schon drey Höfe, höflich abgeschlagen, die Zeit wird nunmehro bald geben, wer Regente sey."

Orig. auf Quart im Pegnesischen Blumenorden ohne Couvert.

25.

1665 December 13.

Neumark an von Birken.

Bekennt den Empfang des Briefes vom 2. December, entschuldigt sein Schweigen mit der unterbliebenen Fertigstellung des versprochenen Ehrengedächtnisses und mit

[1]) Fehlt bei Goedeke, vielmehr heißt es: Augen- und Herzenslust, das ist Emblematische Feststellung der Sonn- und Festtags-Evangelien. Nürnberg 1661 ff.

überhäufter Amtsarbeit, und sendet ein Buch, welches wie Kempe sage, noch nicht in Birkens Besitz sei. Die Leichpredigten seien im Druck, 80 Bogen fertig; er wünsche, daß Sandrart, mit dem er manche gute lustige Stunde in Danzig gehabt, das Titelblatt dazu steche, das ursprünglich in Leipzig habe gefertigt werden sollen, nun auf seine Recommandation von diesem gefertigt werden solle; bitte um Unterhandlung mit Sandrart wegen der Kosten ebenso wegen des beikommenden Titels zu seinen Eclogen und anderer Gesprächsspiele, der von einem guten Künstler in Danzig gezeichnet worden sei. Ebenso wünsche er den Preiß für „die große Invention" zu erfahren. „Bis dato hat sich noch Niemand bey unserer gn. Herrschaft angemeldet, der die Beförderung oder Fortsetzung der fr. Ges. suchte, welches mich heftig wundert. Der wehrte Herr Kempe habe daher seine Rede nicht richtig verstanden, indem ich mich nicht erinnere, daß auf dem Durchl. Siegprangenden expresse votiret solte sein, sondern es ist vorschlagsweise alhie geredt worden, wenn man durch einen vertrauten Freund gewiß versichert were, daß das ältiste Mittglied der Durchl. Befreyende es annehmen und nicht, wie schon andere gethan, abschlagen würden, könnte das Directorium demselben aufgetragen und künftig desto füglicher auf den Wehrtesten Durchl. Siegprangenden vererbet werden." [1]) „Hat sich (sc. Kempe) bey mir von der Nürnbergischen Reise noch etliche Tage aufgehalten, und mich mit seiner angenehmen Person, und gelehrten Discursen wol belustiget, da ich ihn denn endlich, mit einer guten Gesellschaft, und vierstimmigen Violdagamben-Musik, von mir gelassen, auch allerseits aus Danzig Schreiben erhalten, daß Er glükklich angelanget." Birken möge in Verbindung mit etlichen vornehmen Gesellschaftern beim Weimarischen Hofe um Fortsetzung der Gesellschaft mittelst Schreiben einkommen, und Neumark werde das Erforderliche wahrnehmen, daß die Übergabe förderlichst geschehe. „Ich meines Orts darf vor mich allein so oft nicht anhalten, indem mir ettliche mal die Antwort worden, warüm ich die Sache so heftig triebe, bekümmerte sich doch sonst Niemand drüm .... Wenn mich Niemand secundiret, werde ich endlich auch müde werden." Dank für die Unterstützung der Trauergedichte, „Meine Poetische Tafeln von der gründlichen teutschen Dichtkunst mit den Kempischen Erklährungen sind unter der Presse, die Anmerkungen hat der werthe und recht-gelehrte Herr Kempius, nach meiner Anleitung u. Meinung, wie ich Solche gern selbst zu Pappir bracht — wegen andrer Geschäfte verhindert — statlich ausgeführet und damit Er der Tafeln eigendlichen Verstand recht erlanget, habe ich Herrn Kempen vergangenen Sommer etliche Woche bei mir gehabt und das gantze Werck durchgangen, auch etliche Bogen selbst aufgesetzet, ihm zugeschikkt, und ihm in ein und andern gute Nachricht geben, auch aus meiner Bibliothec unterschiedlich gute und rare Authores communiciret, daß er also mit Ruhm das Werck glükklich, und zwar besser als ich vermeint ausgeführt." Nachschrift: Wegen des f. Leichpredigt Titels möge er ein absonderlich Brieflein schreiben, so zu den Acten in der Canzlei gelegt wird, wegen der andern Sachen, als der Eclogen Titel und der grossen Invention als seiner Privatsache eine Einlage machen.

Orig. im Pegnesischen auf 2 Foliobogen mit der Notiz CLXVIII prst. 25. Dec. cum libro resp. d. 5. Jan. 1666.

26.

1666 Januar 25.

Neumark an von Birken.

Bekennt seinen Brief vom 5. am 15. erhalten zu haben; das Lustwäldlein (als Vortrab) sei lieb gewesen, dem Besseres folgen solle; dankt für seine Bemühungen mit

[1]) Also abweichend von dem Alternat, sollte Braunschweig die Oberhauptstelle erhalten.

Sandrart, dessen Andenken ihm lieb sei, der das Duodec Contrefait fertigen und an Götze in Frankfurt senden wolle, das zum historischen Lustgarten komme, für welches Conterfait er einige Teutsche Verse ausziehen, und die Schrift im fürstl. Titel bestimmen möge, die von den Räthen aufgesetzt sei, die nicht viel davon verständen. „Mit der fruchtbr. Gesellschaft steht es noch in vorigen terminis, ohne daß neulich Vorschlag gethan worden, solches Director. wo müglich dem Bitter-süßen, Herzog Ernsten zu Gotha, als einem Herren, der alles in guter löblicher Ordnung hält, nochmals aufzutragen," zweifele aber sehr an der Annahme.

Seine Tabellen mit den Kempischen Anmerkungen werden Ostern erscheinen. „Die zum großen Kupfer gehörige Ecloga habe ich unter Händen, es hat der Ordentliche ein fein Lied eingeschikket, welches ich mit in die Eclogen auf sein Bitten bringen werde. Thyrsis[1] wird eins, mit 3 Violdagammenstimmen neben einer traurigen Symphonie darzubringen." Bittet um eine feine Inscription dazu in lateinischer Sprache nach Art des Mausolei Hungarici. Am Rande werden die Verfasser solcher Gedichte bemerkt.

Orig. auf Folio mit äußerer Bemerkung: „Ao. 1666 XVIII der Sprossende pr. d. 5. Febr. rsp. d. 9. ejusd." im Pegnesischen Blumenorden.

27.

1666 Februar 21.

Neumark an von Birken.

Bekennt sich zum Empfang seiner Schreiben vom 20. Januar und 9. Februar neben den Eclogen und des fürstl. Leich Carmens am 16. Februar, ebenso der 4 Verslein zum Conterfait mit Dank, erwartet das Ostwerk.[2] Die f. Regierung ist mit Birken gleicher Meinung, daß die Kupfertittelschrift nicht zu ändern ist, weil beider Namen mit gekürztem Stammtitel nothwendig. Die Inscriptio Lapidaria bleibt ihm überlassen, wie auch der schönen Eigenschaften Herzog Wilhelms, die auch nach Art des Mausolei Hung. verdeutscht in die Eclogen aufgenommen werden soll, wozu der Ordentliche ein schönes Lied eingesendet. Sandrart möge die Arbeit beginnen, wenn die Forderung von der Kammer als zu hoch nicht genehmigt wird, dürfte ihm bei eignem Verlag seine Arbeit nicht gereuen. Er hofft auf Fertigstellung seines Duodec und Quartconterfaits. „Endlich unsere Hauptlose Gesellschaft betreffend, bin ich aus m. gel. Herrn Schreiben erfreut, weil sich ein so trefflich Subj. Der Durchl. Befreyende[3]) zu solcher Direction erkläbret, betrübt weil m. Herr noch in so großen Zweifel stekket, ob es seinen Fortgang haben werde. Ich habe solches mit dem adl. Knöpfigten unsern H. Hoffrabt Rieteset, welcher denselben wegen alter academischen Kundschaft frdl. grüssen lasset, communicirt, der sich eyfrig erbohten, die Sache dahin zubringen zu helfen, daß Wolfenbüttel die Sitzstadt der Gesellschaft werden möge. Allein er schläget neben mir vor, welches den ädlen Erwachsenen aus dem vermeinten Labyrinth führen kann, daß derselbe fleißig dran sey, damit der Kühne,[4]) Sinnreiche,[5]) Suchende,[6]) Rüstige[7]) und etwa noch Andere dießfals einkommen und wegen von ihm angeführten Ursachen, dem Durchl. Befreyenden vorschlagen, und das Werk demselben zu überliefern bitten, so dann wäre kein Zweifel, es würde

[1]) Neumarks Name als Pegnesisches Mitglied.
[2]) Ostspiegel oder Ostwerk, häufige Abkürzung für den „Spiegel der Ehren".
[3]) August Herzog zu Braunschweig.
[4]) Fürst von Windischgrätz.
[5]) Freiherr von Hohenberg.
[6]) Schottelius.
[7]) Rist.

glücklich von statten gehen und müste ohne das die Wahl und Überlegung cum Voto etlicher Vornehmen H. Gesellschafter geschehen. Der Verzug aber ist meines Erachtens zu Wolfenbüttel solchermaßen zu entschuldigen, daß von Weinmar aus die Vota etlicher Vornehmen Gesellschafter eingehohlet wurden, die ohne Communication könnte der Durchl. Richtigste,[1] die Überantwortung vor sich allein nicht thun, auf solche maße kan der Verzug entschuldiget werden, inzwischen wil ich Tag und Nacht arbeiten, daß es fortgängig werde, des Knöfichten[2] Votum ist auch da, wenn der Herr KammerRaht Wex zu Hause kömmt, will ich das Seinige als eines vornehmen H. Gesellschafters, auch erlangen, des Keuschen[3] will ich auch zuwege bringen, auch anderer mehr, wenn nun solche Vota zusamen kommen, so wird es mit desto besserm Ehrengepränge seinen Fortgang haben. Der ädle Erwachsene schaffe nur, daß seine Vorgeschlagene ehistis einkommen und daß mir ja die Schreiben zu Handen kommen." Von Neumarks Beschreibung der Einnahme des Preiswürdigsten[4]) betr. ist kein Exemplar mehr vorhanden, will sich aber darum bemühen. An Rieteſel will Neumark schreiben.

Orig. auf Folio im Pegnesischen Blumenorden mit der Aufschrift: A. 1666 XXVIII. prst. d. 26. Febr, resp. m. Mart.

28.

1666 Juli 12.

Neumark an von Birken.

Entschuldigt sein langes Schweigen mit Amtsgeschäften, übersendet Geld für Sandrart, ein historisches Lustgärtlein, und stellt die f. Leichpredigt in Aussicht; die Ehrenzeilen unter das Conterfait sind zu spät gekommen, sollen unter das Sandrartsche in Quart kommen. Bittet mit Sandrart wegen Übernahme des Verlags der Eclogen zu verhandeln, dem er den Verlag wegen der feinen Kupfer am ehsten gönne, es werden 16 Kupfer ohne Titel. Seine Tafeln mit Anmerkungen sind unter der Presse „Mit unserer ädlen Gesellschaft stehts noch in vorigen terminis und ist zu bejammern, daſſ Niemand sich derselben annehmen will, sondern von so unbesonnenen teutschhäßigen Groß Köpfen verlaßet wird. Es hat sich endlich unser Herr Kammer Raht der Zugeordnete[5]) erbohten, dem Knöpfichten beyzuspringen und das Werk zu befördern, werde auch nicht ruhen, bis es zum Stande komme."

Orig. auf Quart im Pegnesischen Blumenorden mit der äußern Aufschrift: prst d. 17. Juli resp d. 14. Spt.

29.

1666 October 24.

Neumark an von Birken.

Bemerkt, sein vom 14. Sept. datiertes Schreiben habe er wegen schmerzlichen Augenflusses nicht früher beantworten können, habe auch den Verlust des Auges gefürchtet, wenn ihm nicht der Schwager Dr. Rollfink[6]) zur Seite gestanden hätte. Das

---

[1]) Joh. Ernst Herzog zu Sachsen.
[2]) Hans Heinr. von Rieteſel, Weim. Hofrath.
[3]) Homburg.
[4]) Joh. Georgs Kurfürst von Sachsen.
[5]) Joh. Christ. Wex, Rath und Kanzler zu Merseburg.
[6]) Bekannter Jenenser Professor.

fürstl. so lang verlangte Handbrieflen erfolgt zurück „ist mir Leid, daß mein Herr deswegen etwas unwillig worden". Dank für das Anerbieten des Ostspiegels, zur Absendung bereit liegen die f. Leichpredigt und die Tafeln mit den Anmerkungen, folgen zur Neujahrsmesse, da der Nürnberger Bote zu theuer ist. „Unsere liebe Gesellschaft ist leider noch Hauptloß, wird zwar bisweilen, auf mein Erinnern, davon geredt, wil aber zu keinen Effect gedeihen, wundert mich, daß sich kein einziger Gesellschafter, um dieses zu befördern, anmeldet. Wenn nur ein Paar schreiben einliessen, und um fortsetzung beten, so bin ich versichert, daß es bald geschehen solte, dann hatte ich Ursach es scharf zu erinnern. Ich habe dem lieben Gott eine christliche Arbeit angelobet, habe es auch Gott Lob nunmehro verrichtet, ist ein zusammengetragenes Gebetbüchlein,[1] mit weltlichen Historien und Allegorien, auch Kupfern ausgeziehret, wie Herr Sandrart eine Probe davon zu zeigen." Bittet mit ihm wegen Preis zu unterhandeln: „Verleger ist unser Hofbuchdrucker[2] ein junger, nicht groß bemittelter Mann." Neumark bietet pro Stück $1^{1}/_{2}$ Thaler, incl. Titel Kupfer 40 Thlr; will ihm mehr Arbeit zuweisen, ist bei den Jenaischen Buchhändlern recommandirt.

Orig. auf Quart im Pegnesischen Blumenorden. Äußere Bezeichnung: CXXIV prst. d. 30. Oct., resp. d. 3. Nov.

30.

1666 December 29.

Neumark an von Birken.

Gratuliert zum neuen Jahr, sendet die fürstl. Leichpredigten[3] und die Poetischen Tafeln, die Eclogen sind wegen seiner Krankheit ins Stocken gerathen, die Kupfer dazu sind bei Sandrart zu erhalten. Er hat den Rüstigen brieflich ersucht, wegen Fortsetzung der Gesellschaft einzukommen „und ist die Nachleßigkeit etlicher, welche das Werk wol treiben und fortstellen könnten, mit Verfluchung zu beklagen, ich kanns alleine nicht heben, der ädle Erwachsene hat seines ohrts auch genug gethan, und kan man also nicht weiter, ich habe dieser Tagen mit unserm H. Cantzler und Rähten disfals ziemlich teutsch geredet, haben erkenn- und bekennen müssen, das der Verzug schimpflich, sich auch erbohten, das Werk zum Stande zu bringen, fürchte aber, daß surdo narrata sit fabula, jedoch will ich an Erinnerungen nichts mangeln laßen, wenn mir von etlichen Gesellschaftern succurriret wurde." Sandrart soll die Orthographie nicht ändern, kein V pro U, ck pro k. stechen. Die Hälfte seines Lohns soll ihm gesendet werden (20 Thlr.). Der Rest von der Pyramide folgt mit 18 Thlr.

Orig. Folio im Pegnesischen Blumenorden. Außen: XV. 1667. prst. 24. Jenner.

31.

1667 August 4.

Neumark an von Birken.

Begrüßung, Nachricht, „daß nunmehro, auf mein so vielfältiges Annehmen und respect. Erinnern und Vorschlag unsere so lange Hauptloß gelegene Gesellschaft wieder ein Oberhaupt, Gott lob, erlanget, nemlich den Hochwürdigst Durchlauchtigsten

---

[1]) Es sind gemeint die 1668 erschienenen Täglichen Andachts-Opfer.
[2]) Heinr. Schmid.
[3]) Herzog Wilhelms und seine Gemahlin Eleonore Dorothee. Weimar 1665. Fol. Zweiter Theil ohne Jahr.

Wolgerahtenen, den H. Ertzbischof zu Halla, dem vor 8 Tagen der gantze Ertzschrein[1] ausgehändiget worden. Werde ehistes Tages auf gst. Begehren, eine Reise dahin thun, um Einen und anderen gründliche Nachricht von der Gesellschaft zu erstatten. Er fordert zu Glückwunschschreiben auf, die sehr gnädig aufgenommen werden. „Izo werde ich die gründliche Beschreibung des Palmordens vor die Hand nehmen, und zu jedermanns Nachricht herauskommen laßen, damit manchem Spötter das Maul gestopfet werde."

Orig. Quart. im Pegnesischen Blumenorden. Äußere Bezeichnung: A. 1667 × CIV. der Sprossende prst. 22. Aug, resp. 24. A.

32.

1667 October 26.

Brieffragment Neumarks an von Birken.

Verlagsbedingungen für den Palmbaum: 40 Thlr. pro Labore, 40 Freiexempl., die Hälfte des gangbaren Verkaufs pro Exemplar, 8 Kupfer. Auf diese Bedingungen ist Hoffmann eingegangen und hat 14 Thaler darauf bezahlt, er fürchtet sich aber vor Endtern, mit dem deßhalb verhandelt werden soll, ohne daß Aussicht auf dessen Annahme vorliegt. Wegen Erwirkung eines Privilegs sind bei dem Kühnen Schritte gethan. Fragt, ob er dem Oberhaupte nicht das Ostwerk mittheilen wolle, das er bei seiner Reise nach Halle gern übermitteln werde.

Orig. im Pegnesischen Blumenorden. Folio, erster Bogen fehlt. Aufschrift: A. 1667 CXVI der Sprossende prst. d. 5. Oct. (was Schreibfehler für Nov. ist) resp. d. 16. ejusd

33.

1668 Januar 29.

Neumark an von Birken.

Glückwunsch zum neuen Jahr. Sein Werk von der fruchtbringenden Gesellschaft, dessen Titel beiliegt, wird Ostern in holländischem Octav erscheinen „weil sich die Rolle der Gesellschafter in kein kleiner format schikket und ich kein Quartformat haben mag, kömmt sehr ansehnlich und regalisch". Wird viel danach gefragt; bittet um eine Widmung, für ihn und Dilherrn ist von Hoffmann ein Exemplar zu liefern. Der Mandelslohische Informator Stiegen verlangt Mitglied der Pegnesischen Schäferei zu werden, ist ein sattliches Subject, in jure, poesi, Lateinischen und Teutsch wohl erfahren, übersetzt den Cäsar. Bitte um Nachricht.

Orig. in Quart in Pegnesischen Blumenorden. Aufschrift: A. 1668 XXIII der Sprossende prst. 3. febr., resp. 9. ejusd.

---

[1] So lange der nach Halle ausgeantwortete Erzschrein nicht wieder aufgefunden wird, ist nicht zu ergründen, in welchem Verhältnisse ein Theil desselben, nämlich der in Weimar aufbewahrte, steht. Hier befinden sich im ganzen 5 gebundene Bände. Drei enthalten die Correspondenzen, sind von mir neu geordnet, 1 Band enthält das Gesellschaftsregister von 1617—1662, dem Todesjahr des Herzogs Wilhelm, und 1 Band die Kräuter der Mitglieder unter Fürst Ludwig von Anhalt von 1643—1650. Dieser Band ist als zweiter Theil bezeichnet. Der ungebundene dritte Theil, der die Kräuter der Mitglieder unter Herzog Wilhelm enthalten sollte, ist vollständig leer. Ein Wappenbuch findet sich überhaupt nicht vor, obwohl Neumark die Anfertigung eines solchen erwähnt.

34.

[1668 Ende Februar.]

Neumark an von Birken.

Des Verlegers Hoffmann Widerwille, daß der Palmbaum in 8°. erscheinen soll. Das Anfangs verabredete Duodez ließ sich wegen der Gesellschaftsrollen in diesem nicht verwenden. Nach Druck von 5 Bogen habe Hoffmann diesen wieder sistieren wollen; der Wolgerathene habe Quart mit grobem Druck haben wollen, sich aber nach Übersendung von 3 Bogen zufrieden gegeben. Er versichert den Verleger „daß er ein gut Werk haben wird, es wird nicht allein in Teutschland sondern auch in Frankreich zu verthuen sein (v. Werther will Exemplare nach Paris senden)". Über das Mehr der Kupfer solle der Verleger nicht ungehalten sein, es werden c. 36 Bogen werden, ist dem vorigen Palmbaum sehr ungleich, der Verleger hat sich also vor Endtern (wegen Nachdrucks) nicht zu fürchten. Canzler und Räthe sagen auch, es sei erstlich kein privilegirt Buch, und schon 21 Jahr nach der ersten Edition überdies in ganz anderm Format und über die Hälfte vermehrt. Die Kupfer der ersten Edition könnten etwas verändert werden. Das Kupfer des Wolgerathenen [1]) ist hier nicht zu haben. Hoffmann sagt, wenn es bei Octav bleiben sollte, müßte er schlechtere Arbeit in Kupfer machen lassen, was „mich heftig verdrossen" da er die Kosten auf den Preiß des Buchs schlagen wird „es wird ohne das kein Werk vor Bauren, sondern vor Fürsten Herren und andere vornehme Leute". Die Meriane in Frankfurt hätten es gern verlegt. Er kann es nicht geschehen lassen, daß wie Hoffmann will, die Kupfer im Duodec drucken lassen will. Der Wolgerathene läßt gn. Gruß vermelden, er verlangt nach dem Ostwerk, das ihm schon herrlich gerühmt worden ist. Zamelius und Kempen sind ihm recommandirt, werden aufgenommen werden. Bei Hoffmanns fortgesetzter schroffer Haltung werde er sich nach einen andern Verleger umsehen.

Orig. auf Folio im Pegnesischen Blumenorden. Äußere Aufschrift: A. 1668 XLVIII der Sprossende prst. 5. Mart., resp. d. 14. ej.

35.

1668 Mai 3.

Neumark an von Birken.

Dank für Durchsicht der Kupfer, (des Palmbaums) Kupfer fol. 18 kann bleiben und ein wenig geändert werden. Das fol. 141 hat er als Mahler-Grille verworfen und dafür ist das lang gesuchte Contrefait Caspar v. Teutlebens eingefügt worden; die 4 Jahreszeiten sollen wegbleiben, weil die Lobschrift schlecht und kurz abgeht. Nur wenn Birken eine feine Lobschrift aufsetze, könne das Kupfer bleiben und sollte zum 13. Capitel kommen. Bitte um Beschleunigung des Werks, der Wolgerathene hat Verlangen danach: der Sorgfältige [2]) und Behutsame [3]) haben Ehrenzeilen gesandt; er möchte auch solche vom Nachsinnenden [4]) haben, vom Siegprangenden [5]) als reg. Herrn

[1]) August Herzog von Sachsen, Oberhaupt der Gesellschaft.
[2]) Johann Adolf, Herzog zu Sachsen.
[3]) August Herzog von Sachsen.
[4]) Rud. August, Herzog zu Braunschweig-Lüneburg.
[5]) Anton Ulrich, Herzog zu Braunschweig.

dürfe er solche nicht erwarten, fragt an, ob er sich in Wolfenbüttel verwenden könne, auch vom Sinnreichen[1] und Grünenden[2] hätte er gern Reimzeilen. Zamelius und Kempen sind aufgenommen „habe ziemlich Mühe gehabt, ehe ichs ausgewürket". Bitte die Sache nach seinem Gefallen zu dirigieren. „Mein Contraf. am Titel ist gantz nicht getroffen, der Kopf ist zu dikk, die Nase zu lang und groß, und das Haar gar zu schlecht, ich habe zwar kein gekräuseltes, doch auch nicht so gar schneiderhaftig Haar und kann ein wenig lokkerer gestochen werden. Die Arbeit ist sonst sehr gut."

Orig. auf Quart im Pegnesischen Blumenorden. Äußere Aufschrift: 1668 LXXXIV der Sprossende prst. d. 7. Mai, Resp. d. 9. May.

36.

1668 Mai 29.

Neumark an von Birken.

Dankt für die Mühewaltung bei der Kupferarbeit, die aber dermaßen schlecht sei, daß sie zum Theil ein Lehrjunge müsse gefertigt haben, z. B. die 3 Jugendbilder, wo die zu Füßen liegende Laster zerlastert, der Betrug keine Stellung, die menschliche Kindheit nur einen Arm hat. Das kaiserliche Bild, das Birken größer haben wollte, könnte nicht größer sein: „Generalfaut" des ganzen sei der schmale Rand der Kupfer „das Schandmahl" vieler Bücher, zu wünschen wäre gewesen, daß Sandrart die Arbeit gemacht habe, mit dem sein Verleger aber nicht „stalhet". Die Aufnahm-Diploma des Ronden[3]) und Erkohrnen[4]) sind angekommen, schwer ist sie nach Preußen zu bringen wegen Schwere der großen Siegel Capseln. „Das Gesellschafts Oberhaupt sieht gern, (indem an mich Befehl ergangen, einem und andern es wissend zu machen) dass ein jeder Gesellschafter zum wenigsten bei Ehrentagen das Gesellschaftszeichen trage, zu dem Ende schon 9 Stücke zu Naumburg, eines vor 10 biß 12 oder 15 Thll. gemacht werden, habe meine selbst machen lassen, und habe es vergangene Woch, in einer fürstl. Gesandtschaft auf einer Hochzeit zum erstenmale an einem Sittiggrünen und silbern Bande getragen, auf die Ahrt, wie es ein Titel-Bildnüß besaget. Izo macht der Goldschmid eine vor ein jungen Herzog von Mecklenburg,[5]) der neu eingenommen worden, soll auf 70 biß 80 Thll kommen, wird mit Demanten und grünen Schmaragden versetzet. Hoffe also es werde der Durchl. Palmorden nunmehro in bessern respect gedeihen, als bishero geschehen, und sucht der Durchl. Wolgeratene alle Mittel, die Gesellschaft ansehnlich zu machen ..... Sonst verlangt mich nach dem großen Geschenk, meines hochgeehrten Herrn Ges. des ädlen Erwachsenen großem Ostwerke." Fertigstellung der Kupfer, die er um Petri und Pauli erwartet, doch nicht treibet wegen seiner überhäuften Geschäfte. „Muß es aber fertig sein, so soll mir der Schlaf so lieb nicht sein, sondern wil des Nachts das meine Vollends ausarbeiten."

Orig. auf Quart im Pegnesischen Blumenorden, ohne Couvert und Aufschriften.

1) Freiherr von Hohenberg.
2) Joh. Freiherr von Hohenfeld.
3) Zahmel.
4) Kempe.
5) Friedrich, Herzog als der Fügliche.

37.

1668 Juli 11.

Neumark an von Birken.

Dankt für 2 Exempl. seines herrlich ausgeführten Oester. Werks; „der Mangel an Gegengabe soll mein hertz getreuer Sinn und Willen ersetzen", muß bekennen, „daß mein H. Ges. unter allen andern, weil der Orden gestanden den Preiß erhalten, der Unglückselige, der Spielende und Suchende haben viel geschrieben, sind aber meistentheils kleine Tractätlein und in ihren Würden auch hoch schätzbar, aber solch ein ansehnliches Werk hat noch kein Gesellsch. geschrieben." Das eine Exemplar geht an den Durchl. Wohlgerathenen, daß ihm dies willkommen sein wird, erhellt aus dem Schreiben des Erzschreinhalters, Kammersecr. David Elias Heidenreich, dem er auch 1 Exempl. mittheilen möge „daß des Herrn Gesellsch. Ehrenvergeltung und gn. Gegengeschenk desto besser fallen wird". Er urgirt die Fehler in den Kupferstichen des Palmbaums: Am linken Backen muß der Schatten bei dem Schmackhafften weg, sieht aus wie ein Schmarre, „das Gesicht muß etwas vollkommener sein, er war ein starker fetter Herr, hatte ein völliges Gesichte mit dikken Backen, der Bahrt muß halb unten abgeschnitten sein, Er trug nur levlich ein kurtzen Truber wie es die Balbirer nennen. Dem Nehrenden muß der Überschlag auf der rechten Seiten abgenommen werden, Der Wolgerahtene ist sehr gut, nur an der Nase soll noch Mangel sein, wie Heidenreich schreibt". Der Hauptmangel am Buche, der schmale Rand an den Stichen ist nicht mehr zu ändern. „Im 4ten Blatte hat die Pallas im Portal alzu kleine Beine und Füße, die Pallas bei den curf. Pyramiden unter dem Zederbaum hat keine rechte Hand, auch mangelt das Bild Aretea, das churf. Conterf. taugt gar nichts, muß die Oval etwas länglicher fallen, der Zederbaum hat nicht sein rechtes Laub, der Engel mit dem Gesellschafts Pfennig hat einen hölzern steifen linken Arm, kein Gelenk, der Palmbaum dabei muß im Stamm höher und die Zertheilung der Blätter perpendicular fallen, sieht sonst aus, wie ein großer Weidenbaum. Die Sybillen, so in Musen verwandelt werden, kann er wegen seiner Geschäfte nicht mehr ändern; ich möchte gern wissen, was der Spielende, item der Erwachsene alles geschrieben." Bitte Correctur der Kupfer. Das Werk wird in 3 Wochen fertig.

Orig. im Pegnesischen Blumenorden auf Folio. Äußere Aufschrift: A. 1668 CXXIV. der Sprossende pst. 22. Juli, resp. d. 23. ej.

38.

1668 December 4.

Neumark an von Birken.

Edler Vester ꝛc. Ich befürchte zwar, es werde mein hochgeehrter Herr mein bisheriges Stillschweigen, übel empfunden haben, hoffe aber, es werde meine Leipzig-Hall- und Mörseburgische Reise, wie auch meines lieben alten 82 jährigen Vaters darauf bald erfolgetes sell. Absterben, und dann die letzthin fürstliche Zusammenkunft unserer gnädigsten Herrschaft, bey welcher ich gar wenig zeit, zu Privat Geschäften erübriget, mich dießfals entschuldigen, wie ich denn schönstens bitte es nicht zu mißdeuten. Berichte iwo daß das Durchl. Oberhaupt, bei meines Palmbaumes übergabe und gnädigster Aufnahme, meines wehrtisten H. Gesellsch. des ädlen Erwachsenen und seines groß Oinwerkes so auf dem Tische lag sehr gnädigst erwehnet, auch sich der gst. Recompentz von selbst erinnert, wie ich denn nicht zweifele, es werde Solche nach der Zeit erfolget sein, inmaßen der H. Geheimde

Secr. David Elias Heidenreich itziger Ertzschreinhalter, mit mir verlaßen, solche über Jehna dem H. Erwachsenen zuzufertigen, solte nun solches fernerweit ins Stokken gerahten sein, wie es heutigen Tages, an den Höfen nicht ungebräuchlich, so laße michs mein H. Gesellsch. wissen, soll an weiterer Erinnerung nicht mangeln, könnte auch nicht schaden, wenn ein Complim. an bemeldten H. Secr. Heidenreich abgienge. Mein Ehren und Gnaden-geschenk war ein schöner getriebener großer Becher von 44 Thll. und 12 Thll. Reise Kosten. Kan sonst die Leutseligkeit unseres gnst. Oberhaupts nicht genug rühmen, ich (habe) über H. Zamel und H. Kempen, bey meiner Gegenwart noch vier statliche und teutschliebende geschikkte Leute vorgeschlagen, und derer Annahme glükklich erhalten, nemlich H. Hofraht Noricum und H. Hofraht Fuhrmann zu Mörseburg. Herren Hofraht Happen zu Rudolstadt, und den Geheimden Secr. Stielern[1] zu Eisenach, derer Nahmen ich ehistens von Halla erwarte. Der letztere ist überaus vor Span-Italiän. Frantzös- Griech. und lateinisch ist ihm wie teutsch, hat meinem Palmb. auch ein Carmen geschrieben, worinnen in etwas zu sehen, was vor ein Geist in ihm stekket, hat den Nahmen des Späthen begehret und wo er in Halla nicht schon vergeben, wird er solchen bekommen. Ob mein gst. H. Ges. von H. Hofmann ein Paar Exempl des Palmb. meintwegen bekomen, zweifele ich nicht, habe es in Leiptzig befohlen. Bitte mit solchen armen Sachen vor lieb zu nehmen, bin noch ein großer Schuldener, vor das treffliche Ostwerk. Von H. Mag. Kempen habe ich gestern Schreiben erhalten, klagt daß er die Einnehmungs-patenta[2] noch nicht erhalten, da ich doch solche in Leiptzig selbst aufs beste bestellet, hoffe aber er werde Sie indessen erhalten haben. Der alte redliche Keusche[3] in Naumburg lest meinen H. Ges. auch dienstlich grüßen, hat das Ostwerk in Leipzig erkauft und es gegen mir hödlich gerühmet. Was H. Sandrart mit meinem Contraf. macht, möchte ich gern wissen, jedoch sehe ich gern, daß es noch nicht fertig, ich bin willens meinem H. proavum Mat. Dr. Georgium AEmylium einen alten berühmten Theologen von H. Sandrart ins Kupfer in 4to bringen zu lassen, und das Meinige auch, mit teutscher Umschrift. Ich habe itzo die AEmylianische Sontagsgedanken unter Handen, wird ein Werk von 3 oder 4 Alphab. in 4to. Dürfte aber, weil ich nur bisweilen etwas dran arbeiten kann in 2 Jahren ans Licht kommen, womit ich schließe, nochmals versichernd daß ich unänderlich verharre

Meines hochgeehrten H. Gesellsch.

getr. Diener

G. Neumark m. ppr.

Orig. auf Quart im Pegnesischen Blumenorden mit der äußern Notiz: CCXVI prst. d. 11. Dec., resp. d. 12. t.

39.

1669 November 28.

Neumark an von Birken.

Edel- Vest- und Hochgeleehrter Herr G. u. s. w. Dessen geliebtes letztes vom 23 Herbstmonats[4] ist mir allererst von unserm Hofbuchdrucker den 30 Weinmonats

[1] Der bekannte Caspar Stieler (siehe Goedeke), mit dem Namen der Spate aufgenommen.

[2] Als der „Erfohrene“.

[3] Ernst Christoph Homburg.

[4] Brief fehlt.

eingehändiget worden, worauf ich billich eher, als geschehen, antworten sollen, es hat mich aber die bisherige Hoffnung, einige gründliche Nachricht wegen deß lang versprochenen Gnadengeschenks, und was bey dem fürstl. Beylager[1]) zu Halla vorgangen, auch was vor Gesellschafter in den Palmenorden getreten, zuerlangen, weil nun solche noch nicht ankommen, habe ich meiner Schuldigkeit nicht länger hinderhalten wollen, berichte demnach, daß, als unser Durchl. Oberhaupt jüngsthin vor ungefahr einem Vierteljahre, sich in dero Amt- und Stadt Langensalza eine Zeitlang aufgehalten, und ich der Ohrten nach meinem Vaterlande Mühlhaußen, durchreiste und dem H. Kammersecr. und Erzschreinhalter, besuchete, Er mir diese erfreuliche Nachricht ertheilet, es hetten sich nunmehro Ihr Hochw. Durchl. erklähret, dem H. Erwachsenen ein wirkliches Denkmal Dero Gnade, wiederfahren zu lassen, und solte ich dießes meinem hochgeehrten und wehrtisten H Ges. inzwischen Kund thun, Er Erzschreinhalter, wolten auch, so bald Sie zurükk nach Halla kehren, solches zu erinnern, nicht ermangeln. Und habe ich bishero in Gedanken gestanden, daß solches albereits erfolget, sehe aber auß meinen hochgeehrten H. Ges. Schreiben, daß es noch zu keiner Wirklichkeit gediehen, welches vieleicht die bisherige große Anstellung und Vorbereittung besagtes Beilagers verhindert haben muß, werde aber dieses mit ehisten erinnern und Annahnung thun. In unsere hochlöbl. Gesellschaft sind inliegende[2]) Personen eingetreten, ohne was bey dem schon bemeldten Beylager weiter geschehen, welches so bald ich es erfahre, meinen hochwehrten Herrn Ges. berichten werde. Vor den Ulysses[3]) (woefür ich albereits längst schüldigen Dank schriftlich gesagt), die Guelfis[4]) und itzo übersendetes Tilherisches Ehrengedechtnüß,[5]) welche mich alle, sonderlich das letzere herzlich vergnüget, sage ich nochmals schönsten Dank, mit treuen Erbieten, solches, wo möglich euserstem Vermögen nach zu erwiedern. Meine Mühe ligt, bei meinen verdrießlichen doch nöhtigern Amts- und Vielfältigen Commissionsgeschäften gantz stille, und dörfte, wegen wachsenden Alters, Hauswesen und überhäufte(r) Amtsverrichtungen, allem Ansehen nach gar ersterben, und wie kan mein pegasus, der mit so vielen Haushaltungs- und Berufs Sak und Pak beladen, seine Flügel zu den Sternen schwingen und etwas himmlischs ersteigen. Darüm ist besser man bleibet nunmehro bey der Erden, welches mich leider sehr schmerzet. Jedoch erfreue ich mich dergleichen schöne Schriften bey müßiger Abend- und Nachtzeit zu durchlesen, mein hochwehrter Herr Ges. ermangeln nicht, seinen getr. Fr. ferner mit seinen sinnreichen und schönen Sinnbruten zu erfreuen.

Neulich vor 3 Wochen hat der hochgeb. H. Rudolph-Wilh. von Stubenberg, der Begütigende, sein überaus höflich, und gnädiges erstes Handbrieflein von Regensp. aus, an mich gesendet, sehe daraus daß der Durchl. Palmenorden ein treffliches Mittglied und ein rechter Erbe seines H. Vaters, an ihm haben werde. Möchte gern wissen, wo Er sein freyherrliches Hauswesen anstellen werde, üm ihn hinfüro besser zu bedienen. Des ädlen Erwachsenen Geistliche Palmfrüchte[6]) verlanget mich zu sehen. Mein Herr wolle mich doch unschwer berichten, was Schweiggeri[7]) Constantinopolitanische Reisbeschreibung, so zu Nürnberg vor Jahren neu ausgangen sein soll, kostet, und H. Hoffmann bitten, daß Er solche mit auf die Neujahrmesse

---

[1]) Magdalene Sibylle, Tochter des Herzogs von der Weißenfels, vermählte sich 14. November mit Friedrich I. Herzog von S. Gotha.

[2]) Einlage fehlt.

[3]) Der Brandenburgische Ulysses erschien Bayreuth 1669.

[4]) Nürnberg 1669 erschienen.

[5]) Gestorben 1669 18. April. Wahrscheinlich ist Adolf Sauberts Leichenrede gemeint.

[6]) Wahrscheinlich die in Arbeit begriffenen „Trost- und Trauergedanken“, 1670 erschienen.

[7]) Reyßbeschreibung nach Constantinopel und Jerusalem. Nürnberg 1664.

mit auf Jehna bringen, soll beides mit Dank bezahlet werden. Hienechst berichte ich daß letztmals Herr Schöbel ein sehr reiches vornehmes rares und hochbegabtes Subjectum zu Breslau auf meine Reccommendation mit dem Nahmen des Himm-l sch-Gesinnten in unsere Gesellschaft getreten, bittet gar schön von den ädlen Erwachsenen ein baar Glükkwunschungs-Zeilen zu sehen, mit Erbieten solche wirklich-dankbarlich zu vergelten, wo demnach ein hochgeliebter Herr Gesellschafter ein Viertelstündlein diesem neuen H. Ges. zu widmen, beliebet, wird es neben mir hoch rühmen, womit meinem gel. H. Ges. in Gottes gutem Schutz empfehle, beständig verharrend

Meines hochgeehrten und treugeliebten

H. Erwachsenen

Eilends Weimar
d. 28. Nov.
1669.

getr.
Sprossende.

Orig. auf 1 Foliobogen im Archiv des Pegnesischen Blumenordens. Außen: CCIII A. 1669. Der Sprossende ps. d. 2. Dec., resp. d. 11. ejusd.

Poetische Staatsunterredung.

Mitgeteilt von Max Rubensohn in Berlin.

Des Printzen von Wallis / Unglückseliche Wallfarth, / oder: / Poetische / **Staats- / Unterredung** / über / das Frantzösische, in diesem Jahr auf Schottland / vorgenommene, aber doch mißlungene / große DESSEIN. / Aus dem Parnasso auffgefangen. (Die drei bourbonischen Lilien.) / Gedruckt im Junio 1708. 4 Bl.[1])

[1]) In einem mit der Signatur Ah 16121 versehenen Sammelband „Schulschriften. Provinz Schlesien" der Königlichen Bibliothek in Berlin fand ich das nachfolgende dialogisch abgefaßte, anonyme Gedicht, das aus historischen und litterarischen Gründen der Mitteilung wert zu sein scheint. Von den 51 Schriften, die, nach den Druckorten und dann wieder nach den Jahren geordnet, den Inhalt des Bandes bilden, beziehen sich 7 auf Breslau (1776—1786), aus Bunzlau stammen 3 (1765. 1766. 1784, die beiden ersten sind in Jauer gedruckt), aus Brieg 4 (1685. 1775. 1777. 1789), je eine aus Grottkau (1786) und Freistadt (1762), nicht weniger als 21 sind in Görlitz erschienen (die älteste aus dem Jahre 1566, die jüngste aus 1747; eine, vom Jahre 1613, hat die Lehrer des Rosenbergischen Gymnasiums zu Verfassern), eine in Hirschberg (1713), eine in Lauban (1697), eine in Liegnitz (von Kollegen der Goldberger Anstalt 1674 zusammengestellt), 7 in Öls (1615. 1779 bis 1786), 3 in Frankfurt a. O. (davon eine — 1588 — auf Schweidnitz bezüglich). Außer zwei (in Frankfurt a. O. 1672 veröffentlichten) Hochzeitsgedichten und zwei Epikedien (Görlitz 1602, Öls 1615) und der „Staats-Unterredung" kann man in der That sämtliche in dem Bande vereinten Drucke Schulschriften oder wenigstens von Lehrern (und Geistlichen) verfaßte Gelegenheitsschriften nennen. Die Programme von Öls waren, ebenso wie die Breslauer, „dem Herrn Feldprediger Seyffert" dediziert, das Bunzlauer von 1765 „des Kön. Staats-Min. von Münchhausen

Printz Wallis.

IEh walle hin und her, mein Nahm giebts zu erkennen,
Daß eine Wallfarth nur mein Leben ist zu nennen,
Als ich aus Mutterleib in einer Mühlen schloff,
Da must ich wallen gleich in eines Königs Hoff.
Als endlich hier die Fluth mein' Affter-Mutter nahme,
So must ich wallen fort, biß ich nach Franckreich kame,
Vnd weil ich schon so lang ein Gast darinnen bin,
So schickt man wieder mich in Schottland wallend hin.
Zu dieser Wallfarth muß der Pabst das Geld hergeben,
Ich wage vor die Cron mein Ehre, Gutt und Leben,
Der große Ludewig hängt mir den Degen an,
Giebt Schiff und Mannschafft her, daß ich fortkommen kan.

Vater Pabst.

Zeuch hin, mein lieber Sohn, ich gebe dir den Seegen,
Mit meiner Vater Hand, woran dein Glück gelegen.

Ludewig der grosse.

Printz, schauet, daß ihr stets an diesen Degen denckt,
Den Euer bester Freund Euch heute hat geschenckt.

Printz Wallis.

Wie schlägt und zittert mir das Hertz in meinem Leibe,
Ich Jüngling wag ein Spiel mit einem klugen Weibe,
Wir spielen in dem Schach, weh mir mit allem Pracht!
Es stehet Cron und Haupt, wenn sie mich schachmatt macht.

Excellenz", von den Görlitzer zeigt das von 1700 außer dem Namen des ersten Besitzers „Chalybaeus Past. in Friedersd." (Vorfahr des Philosophen?) einen Stempeldruck „Ex collectione Lieberkühniana" (Ph. J. Lieberkühn, bekannter Schulmann, † 1788 als Rektor des Elisabethanum in Breslau), zwei sind von dem Rektor Chr. Funccius mit Zueignungen versehen: 1670 „Dn. Affini", 1673 „Nobilissimo et Experientissimo Dn. Samueli Ledelio Phil. et Med." (Naturforscher, 1664—1717, sein Bruder (?) Sigismundus Ledelius Sorâ-Lusatus tritt als lateinischer Dichter in einem Görlitzer Propempticon von 1673 auf), die Hirschbergische Schulordnung endlich weist den Namen „Wippel" auf. Die Signaturen, die man noch an einzelnen Drucken wahrnimmt, rühren von diesen älteren Besitzern her. So zeigt unser Gedicht die Nummer 50. Es steht mitten unter den Görlitzer Drucken, ebenso wie die beiden in Frankfurt gedruckten Epithalamien. Letztere stehen aber wenigstens chronologisch an ihrer richtigen Stelle (zwischen 1672 und 1673), während die „Unterredung" mitten unter die Schriften des Jahres 1670 geraten ist. Ob man daraus zu folgern hat, daß die Görlitzer Drucke einst einen Faszikel für sich bildeten und deshalb von dem späteren Sammler zusammen gelassen wurden trotz jener Inkonvenienzen, dürfte nicht leicht zu konstatieren sein. Sehr beachtenswert ist jedenfalls in diesem Betracht, daß wenigstens die Drucke von 1566 bis 1673 (im ganzen 18, also auch die „Staats-Unterredung") nicht bloß in gleicher Weise geheftet und in übereinstimmendem Format beschnitten sind, sondern auch den gleichen (bläulichen) Ton des Schnittes zeigen. Trifft unsere Vermutung zu, so dürfte man mit einigem Grund annehmen, daß auch die „Wallfarth" vom Jahre 1708 (und ebenso die Epithalamien?) aus Görlitz stamme und wohl auch einen Lehrer zum Verfasser habe.

Ludewig der Große.

Europa wird nun bald vor Franckreich wieder zittern,
Es wird gantz Spanien sich aus dem Grund erschüttern.
Ich hab ein großes vor, wann dieses nur gelingt,
So bin ich abermahl der Mann, der alles zwingt,
Ich will es noch einmahl mit Engelland versuchen,
Der Pabst muß mit dem Bann die Ketzerin verfluchen,
Und Millionen weiß mit Geld mir stehen bey,
Was gilts, ob dieses nicht das beste Mittel sey?

Neptunus.

Das Meer wirfft Blasen auf, die aber gleich verschwinden,
Weil sich ihr gantzer Pracht nur muß auffs Wasser gründen,
Printz Wallis nimmt hier an ein klares Sinnbild ab,
Wie seine Hoffnung er so schlecht gegründet hab,
Da er den Hochmuth sich in Franckreich ließ auffblaßen
Der klugen Königin zu drehen eine Nasen,
Er hat sein Glück vertraut der ungetreuen See,
Jetzt seh' er selber zu, wie es ihm weiter geh.

Thetis.

Es spielen auff der See zwar lieblich die Syrenen,
Doch will Ulyßes sich gantz nicht daran gewehnen,
Zu hören den Gesang, und stopfft die Ohren zu,
Schafft auch daß auf dem Schiff ein jeder solches thu.
Weil Printz von Wallis sich in Franckreich ließ bethören,
Den lieblichen Gesang begierig anzuhören,
So hat er selber sich gestürtzt in Wassers-Noth,
Weil die erzürnte See ihm lauter Unglück droht.

Königin Anna.

Die Staaten haben mich was Grosses lassen wissen,
Ich muß auff meine Cron sorgfältig seyn beflissen,
Ein Affter-König will sich heimlich dringen ein,
In Schottland wird ein Bad mir zugerichtet seyn.
Laß sich den Admiral mit seiner Flotte rüsten,
Das schlaue Königs-Spiel in Schottland auszulisten,
Daß diesem Ubel wir bey Zeiten biegen vor,
Eh in Britanien die Flamme steigt empor.

Admiral Bings.

Was fängt Printz Wallis an, will er in Schottland fahren?
Mich däucht, er hätte Müh und Kosten können sparen:
Die auffs Wasser Schlösser bauen,
Und den Grund dem Sand vertrauen,
Trauen dem unsteten Wind,
Sind an beyden Augen blind.
Last fliegen die Flaggen, die Seegel last spielen,
Wir werden die feindliche Flotte bald fühlen,
Last donnern die Stücke, die starcken Carthaunen
Last Kugeln ausspeyen mit grossen Erstaunen,

Umringet die Schiffe, last keines entrinnen,
Der Himmel wird rächen ihr freches Beginnen,
Die Königin Anna muß immer noch siegen,
Hingegen die Feinde zu Füssen Ihr liegen.

Admiral Fourbin.

O Edenburg! Blödenburg muß ich dich nennen,
O Schottland! mein Spottland! ich muß es bekennen,
O armer Printz Wallis, wir wollen zurücke,
Ach lasst uns entlauffen dem harten Geschicke!

Nachruff der Englischen, an die Frantzösische Flotte.

Last fliegen die Seegel, durchstreichet die Wellen,
Hört, wie euch die Englischen Docken nachbellen,
Schmerschneider zur Lincken, Hollunken zur Rechten,
Helfft euerm Printz Wallis die Crone verfechten,
Ihr wollet die Schottische Harffen verstimmen,
Itzt wird euch der Spanner die Finger verklimmen.
Duos solte sie lauten, hart waren die Säiten,
Drum musten sie springen, ein La—mi ausbreiten,
Es ruffen euch Wellen und Winde zusammen,
Und geben euch eure natürliche Nahmen,
Ausreisser, See-Schmeisser, Zopff tragende Frauen,
Unbärtige Männer, last nimmer euch schauen.

Die Frantzösische Lufft.

Mit Athem pfleg ich ja sonst alles zu erqvicken,
Itzt aber muß ich selbst in tieffen Rauch ersticken
Der eitlen Prahlerey, damit mich Franckreich füllt,
Weil nichts, als Rauch und Dampff, aus ihren Augen qvillt
Es fieng auch über das mir ziemlich an zu grauen,
Viel grosse Schlösser man in mir schon wolte bauen,
Aus Furcht, es möchte mir der Raum zu enge seyn,
Und müste, samt der Last, ich endlich fallen ein.

Sanct Germain.

Mein Gast kommt wieder an, den ich erst ließe gehen,
Und den ich nimmermehr gehofft so bald zu sehen,
Er solte Schottland zu, itzt ist das Spiel verwirrt,
Er hat in Irrland sich auff seiner Reiß verirrt.
Der Schwindel macht ihn toll von seinem schnellen Fahren,
Man hätte können wohl die Complimenten spahren,
Damit man jüngstens ihm den letzten Abschied gab,
Weil er schon wieder kömmt mit seinem Pilgrams-Stab.

* * *

Kan Monsieur Fourbin das Pulver nicht leiden,
So muß er ins künfftig die Flotte nur meiden,
Soll Wallis in Schottland als König regieren,
So muß er durch andre sich lassen hinführen.

Das heist ja aus Kurtzweil spaziren gefahren,
Der Himmel woll Engelland selber bewahren
Vor solchen sich selbsten einladenden Gästen,
Dem gantzen bedrängten Europa zum besten.

([Gallischer] Hahn, durch seine betrübte Miene die französische Niederlage verkündend.)

Der so kläglich gescheiterte Landungsversuch an der schottischen Küste, den im März 1708 der Ritter von St. Georg, wie er sich seit dieser Expedition nannte, der Prätendent Jakob Franz Eduard (1701, nach dem Tode seines Vaters Jakob II., von Ludwig XIV. zum König proklamiert), auf einer französischen Flotte unternahm, wird auch in dem im Theatrum Europaeum (18. Theil 1720: vom 1707ten Jahr, biß zu Ausgang des 1709ten) abgedruckten, hier noch mehrfach anzuziehenden Bericht „das auf Schottland vorseyende Deßein" (S. 188) genannt (auch S. 206 steht „die Schuld von Unterbleibung dieses Desseins"). — 1 f. Zu dem Wortspiel unten S. 61. — 3 f. Der Verfasser glaubte also, wie viele seiner Zeitgenossen, an das schon vor der Geburt Jakobs (1688, 10. Juni) vorbereitete und dann in zahlreichen (auch deutschen) Flugschriften mit boshaftem Behagen verbreitete Märchen von der Unterschiebung des präsumtiven englischen Thronerben. In einer Wärmpfanne, so hieß es, sei ein fremdes Kind in das Lager der Königin Marie Beatrice gebracht worden. Die Legende von einem Müllerskinde habe ich nur hier gefunden, selbst in der ausführlichen Darstellung Rapins (Histoire d'Angleterre 10, 640—655) wird ihrer nicht gedacht. — 5 f. Marie Beatrice floh am 10. Dezember 1688 (nach der Landung Wilhelms von Oranien) mit ihrem Sohne nach Frankreich, wo ihr, wie nachher auch dem vertriebenen König, von Ludwig XIV. das Schloß zu St. Germain als Residenz angewiesen wurde. — Affter-Mutter: vgl. 47 Affter-König. — 9 vgl. 27. Dadurch wird ein zuerst von Noorden (Europäische Geschichte im 18. Jahrhundert, I 3, S. 232) angeführter Brief Ludwigs XIV. an Kardinal Trémoille (8. März 1708) näher erläutert, in dem „der französische Geschäftsträger an der römischen Kurie den Befehl empfängt, eine Beisteuer von 100.000 Kronen flüssig zu machen, welche der apostolische Vater vor sieben Jahren für die Heimführung des stuartschen Erben ausgeworfen und bei einem Pariser Bankhause niedergelegt". Die Unterstützung der Expedition durch den Papst ist nach unserem Gedichte sicher erfolgt, die zurückhaltende Äußerung von Moritz Brosch (Geschichte von England, 1893, 8, 152) über diesen Punkt also nicht gerechtfertigt. — 11 Am 26. Februar begab sich der „König von England" noch einmal, bevor er die Flotte in Dünkirchen aufsuchte, zu Ludwig XIV. „Den Tag vor seiner Abreise wurde ihm von Ludwig mit freundlicher Umarmung eine glückliche Reise gewünschet, darzu eine Scatul mit 900.000 Pfund in Golde, auch ein köstlicher Degen geschencket, mit beygefügtem Ersuchen, sich stets zu erinnern, daß es ein Frantzösischer Degen, das ist, daß ihm durch Frantzösische Waffen zu seinem Reich geholffen worden sey . . ." Theatrum Europaeum, S. 204. Auch die Anrede Ludwigs ist 15 f. sehr geschickt verwertet; die Antwort des Prinzen, er könne den Segen der Freundschaft, die zwischen den beiden Dynastien bestehe, am besten würdigen und den schuldigen Dank nimmermehr vergessen, schwebt anscheinend Z. 16 dem Verfasser vor. Der angeblich beim Abschied geäußerte Wunsch „auf Nimmerwiedersehen" wird dagegen weder hier noch im Theatrum angedeutet. — 12 Es waren 5 Kriegsfregatten und 30 Transportschiffe mit 12 Bataillonen (6000 Mann). — Übrigens hatte auch die Königin-Witwe eine erhebliche Beisteuer für den Feldzug gegeben („40.000 Louis d'Or und vor 80.000 Pfund Edelgestein"). — 13 ff. Die Art, wie die neu auftretenden Personen in den voraufgehenden Reden angekündigt werden (9 der Papst, 11 Ludwig, 34 [und 18] Anna, 49 Byng, 66 Forbin), verrät ein nicht ganz unbedeutendes dramatisches Geschick.

— 15 f. oben zu Z. 11. — 17 ff. „Unser junger König von England hat wohl gesunden Verstand und Vernunft, aber gar keine Lebhaftigkeit. Er ist wohl erzogen, über die Maßen höflich, aber allezeit nachdenklich und traurig und ungesund. Er lacht aber selbst über seine Träumerei und Zerstreuung ...": so charakterisiert die Herzogin von Orleans in einem Briefe (8. Dezember 1707) an die Kurfürstin Sophie den damals fast zwanzigjährigen Prinzen (Ranke, Französische Geschichte VI, 249). — 21 ff. „Kein anderes Unternehmen", belehrte Ludwig seinen spanischen Botschafter (8. März 1708), „kann, wenn das Glück uns gewogen, gleichgradige Verwirrung in den feindlichen Reihen erzeugen, darum mit ähnlicher Gewißheit den Frieden herbeizwingen" (Noorden 3, 232). — 23 vgl. Z. 45 und mit beiden Stellen Theatrum Europaeum, S. 204: Forbin ließ so eifrig an der Flotte arbeiten, „daß männiglich daraus erkennen konte, wie Franckreich mit etwas grosses schwanger gehe". — 26 ff. Über die materielle Unterstützung oben zu 9, von der Korrespondenz Ludwigs mit dem Papst in dieser Angelegenheit wußte man und weiß man einiges, von dem geplanten Bannfluch ist aber nichts bekannt. — 29 ff. Infolge der Nachrichten aus Schottland über die durch die Union erregte Mißstimmung „verstieg sich in der Umgebung Jakobs III. verblendete Selbsttäuschung zu seltsamem Wahngebild: die Gunst der Stunde möchte nicht verscherzt, vielmehr mit keckem Griffe jene Gewinne erhascht werden, welche eine schottische Revolution Frankreichs abendländischer Machtstellung vorbehalte u. s. w." Noorden 3, 229 f. — 39 Die Abweichung von Homers Erzählung begegnet auch sonst, hier durch den Gegensatz zu dem dem Gesang der (schottischen, siehe unten) Sirenen lauschenden Prinzen gefordert. — 44 Vielleicht ein Hinweis auf den am 18. März (in der voraufgehenden Nacht war man aus Dünkirchen aufgebrochen) eintretenden Sturm, der die französische Flotte an den Bänken zwischen Nieuport und Ostende zurückhielt bis zum 19. März. — 45 Dies entspricht nicht ganz dem wirklichen Sachverhalt: schon am 28. Februar hatte man in London sichere Nachrichten über die Rüstungen in Dünkirchen und ließ durch den englischen Kommissionar Cadogan Truppen und Schiffe in Holland bereit halten, und bald „kreuzte ein englisch-holländisches Kriegsgeschwader, fünfunddreißig Fahrzeuge stark, unter Admiral Byng im Kanal". Dagegen heißt es, übereinstimmend mit unserem Gedicht, im Theatrum, S. 188, „daß aus Holland die erste Nachricht von dem auf Schottland vorseyenden Deßein nach Engelland gegeben" sei. Beachtenswert ist ferner, daß die Rede, mit der Anna das Parlament von dem Aufbruch der Franzosen benachrichtigte (22. März), mit den Worten begann: „Ich halte davor, es sey nöthig euch zu berichten, daß ich diesen Morgen von Ostende Nachrichten erhalten, was Massen die Frantzösische Flotte .. gegen Norden gesegelt ..." (ebendort S. 191). — 50 ff. Das Auslisten des Königs-Spiels (vgl. 18 ff. 93) war eigentlich nicht der Zweck der Aussendung Byngs, sondern die Verhinderung der Landung; so konnte man in der That dem „Übel vorbiegen" („aller Unlust vorzubiegen" Canitz), und so konnte „die Flamme nicht emporsteigen" (das Rebellionsfeuer in Schottland glimme so stark, meinten die Franzosen, „daß es an nichts fehlte, als solches durch eine nachdrückliche Zerschüttelung zur völligen Flamme zu bringen", Theatrum, S. 204).

53 ff. Der Firth of Forth, der Strom von Edinburg, war das Ziel der französischen Flotte, die der schon vielfach erprobte Graf Forbin befehligte, während Gacé (Marschall Matignon) Kommandant der Landungsarmee sein sollte. Trotz des Vorsprunges vor den nachfolgenden Engländern gelangte man nur wenige Stunden vor diesen zu der Mündung jenes Meerbusens. Der Plan, bei Edinburg zu landen, mußte so aufgegeben werden, man beschloß nordwärts sich zurückzuziehen; auf der Flucht entstand ein kurzes Gefecht zwischen einzelnen Schiffen mit ziemlich heftiger Kanonade, doch mußten sich die Engländer mit der Erbeutung eines Fahrzeuges begnügen. Auch wollten „die Prätendentische Schotten, wie man sagt, den Hund nicht beissen", und die verabredeten Zeichen, daß der Auffstand begonnen, waren nicht zu sehen. Piloten zur Landung an einer anderen Stelle konnte man nicht

erhalten. Den Prinzen und sein Gefolge allein ans Land zu setzen, wie er flehentlich gebeten wurde, weigerte sich Forbin, der mit seinem Kopfe für das Leben „des Königs“ haftete, übrigens gleich anfangs gegen die mit unzulänglichen Mitteln unternommene Fahrt Einspruch erhoben hatte. Drei Wochen nach dem Aufbruch lief die Flotte „mit Schimpf und Schaden“ wieder in Dünkirchen ein (7. April). Das pomphaft verkündete Unternehmen Ludwigs lag so „im Brunnen oder gar in der See“. Der Spott der Gegner war ein wohlverdienter. Der Bericht im Theatrum giebt noch eine hübsche Probe davon: „Von Pariß kamen unter anderem,“ heißt es dort S. 204, „6000 Sättel, weil die Franzosen glaubten, daß die Pferde nebenst denen Zäumen auf sie bereits in Schottland warteten, und es weiter an nichts liege, als sich nur auf solche zu setzen, und darmit, nebenst dem vermeinten Printzen von Wallis geraden Wegs auf den Schottischen Thron zu rennen.“ Unser Dichter giebt seiner Freude über das Mißlingen der „schottischen Königsfahrt“ einen noch beredteren Ausdruck: den frischen Wagemut der Engländer, ihr stolzes Siegesbewußtsein, den Schrecken und die klägliche Niedergeschlagenheit der Feinde (allerdings ist Forbins Verhalten durchaus nicht von Feigheit diktiert, siehe oben), den Spott der Sieger und die höhnische Stimmung, mit der die Nachricht überall begrüßt wurde, schildert er in anschaulicher Weise mit all den Mitteln, die einem Dichter jener Zeit zu Gebote stehen: er verwendet, die verschiedenen Stimmungen zu malen, drei verschiedene Rhythmen (außer Alexandrinern trochäische Vierfüße: 55—58, daktylische Vierfüße mit Auftakt: 59—82, 99—106), von denen er die daktylischen in besonderem Maße beherrscht. Anerkennung verdient auch der nicht übel geglückte Versuch, eine einzelne Person polymetrisch sprechen und so den Wechsel ihrer Gefühle andeuten zu lassen (Byng: zwei Alexandriner, vier trochäische, acht daktylische Vierfüße). Hierzu kommt eine Fülle klug berechneter Klangwirkungen. Allitterationen bergen: 55, 59, 60, 61 und 62,[1]) 63, 66, 69, 70, 79, 105 (von den vorhergehenden Versen z. B. noch der 15.), Binnenreime und Ausklänge: 55, 56, 64, 76, 81 (vgl. 67 und 68), Wortspiele und Wortwitze: 94 Irrland — verirrt (vorher: Wallis — Wallfarth: 1 walle, 2 Wallfarth, 4 wallen, 6 wallen, 8 wallend, 9 Wallfarth, die der Papst natürlich unterstützt, vgl. 99 Pilgrams-Stab). Das Gelungenste in dieser Hinsicht sind aber die durch den Reim verbundenen Wortspiele mit Edenburg und Schottland (67 und 68), bei denen jeder an Schillers Kapuzinerpredigt und so an den Zeitgenossen unseres Dichters, Abraham a Santa Clara, erinnert wird. Auf gut Glück will ich eine Stelle aus „Auff, auff Ihr Christen“ (Wien 1683, S. 97) anführen: „Hinweg mit den jenigen Soldaten, die lieber von den Mußgatellern als von den Mußqueten hören: Fort mit den jenigen Soldaten, die lieber mit der Decken, als mit dem Degen umbspringen: Auß mit solchen Soldaten, die lieber zu Freßburg als Preßburg in der Quarnison liegen: nichts nutz seynd die jenige Soldaten, die lieber Lucelburg als Luxenburg belägern . . . zu schimpffen seynd alle die jenige Soldaten, die lieber mit der Sabinl als mit dem Säbel umbspringen.“ Dichterisch am höchsten aber stelle ich von all diesem Schmuckwerk die zahlreichen bildlichen Ausdrücke und ausgeführten Gleichnisse, die meist von ganz volkstümlicher Anschauung getragen sind. So stellt der Verfasser uns in vier Versen die „Prätendentischen“ vor Augen, wie sie nichtigen Hoffnungen sich hingeben (55—58), so vergleicht er die höhnenden Engländer mit nachbellenden Docken (72), läßt in vortrefflich durchgeführtem Bilde die Begleiter des Prinzen, die er Schmerschneider (wie Speckschneider: Filze, Betrüger) und Holluncken (siehe Grimm) nennt, die schottische Harfe[2]) verstimmen, aber bei diesem Versuche sich selbst durch den Spanner die Finger einklemmen, so daß statt des melodischen Duo (einsilbig, dagegen Monsieur 99

[1]) Daraus folgt wohl schon (ganz abgesehen vom Sinn), daß das Komma nach 61 verkehrt ist. Wieder ist Byngs Rede am meisten bedacht worden.

[2]) „Vielleicht Beziehung auf die im Wappen Großbritanniens enthaltene Harfe (die allerdings Irland bezeichnet)“, wie mir S. Herrlich freundlichst bemerkt.

dreisilbig als Daktylus) ein klagendes Lami herauskommt, eine Anspielung zugleich auf die trotz allen Verheißungen ihr Wort nicht haltenden Schotten. So müssen die Winde den Franzosen ihre eigentlichen Namen zurufen: Ausreißer, See-Schmeißer (Schmeißer sind eine gewisse Art Fliegen), Zopff tragende Frauen (das heißt eigentlich Frauen, aber der damaligen Männermode entsprechend, mit Zöpfen geschmückt), unbärtige Männer. So muß die französische Luft, die Europa sonst mit Parfüms versieht, sich über den Rauch, die eitle Prahlerei beklagen, durch die sie fast erstickt wird (fumum vendere), und über die Luftschlösser, die ihr den Raum eingeengt haben; so muß endlich die Residenz des Prinzen diesen ironisch begrüßen: ob ihn denn das schnelle Fahren nicht schwindelig mache. Auch im ersten Teil begegnet manches hierher Gehörige: so die Bezeichnung der Revolution Z. 5, der Vergleich des von dem Prinzen hervorgerufenen Kampfes mit einer Schachpartie (18—20), seiner Hoffnungen mit den von Meere aufgeworfenen Blasen (29 ff.), seiner Verführung durch die schottischen Abgesandten mit dem Gesange der Sirenen (37 ff.). Auch hier ist an humoristisch volkstümlichen Ausdrücken kein Mangel: der Königin eine Nase drehen Z. 34, ein Bad ist zugerichtet Z. 48 und andere.

Im einzelnen ist nur noch wenig zu diesem Abschnitt zu vermerken. Byngs Rede zeichnet den Thatsachen gemäß den Verlauf der Fahrt: erst im Ostende hatte er gehört, daß die Franzosen schon abgefahren; sofort macht er sich auf die Verfolgung, erreicht sie, noch ehe sie vor Edinburg landen, läßt den Fliehenden nachsetzen und eröffnet eine Kanonade (61 f.). Seine Absicht, alle zu fangen (63), erreicht er nicht. Forbin wird zwar richtig als derjenige hingestellt, der, nachdem die Landung mißglückt ist, trotz den Bitten des Prinzen auf die Rückfahrt besteht: die Motive aber, die ihm hier wie 99 zugeschrieben werden, sind nicht die, die ihn zu diesem Entschluß bestimmten (siehe oben).[1] Die weitere Flucht wird nicht durch die Feinde, sondern durch ungünstige Winde erschwert und verzögert, und so ist es ganz gerechtfertigt, wenn nur noch von einem Nachrufe der englischen Flotte die Rede ist. Die Verse, die St. Germain in den Mund gelegt werden, sind aus zwei Gründen beachtenswert: wie Onno Klopp (der Fall des Hauses Stuart X 3, 51) berichtet, kehrte der Prinz aus Unmut über die unwürdige Rolle, die er gespielt, zunächst nicht in seine Residenz zurück, sondern blieb in Dünkirchen und St. Omer. Später fügte er sich freilich dem Machtwort des Königs und kam wieder nach St. Germain. Dagegen heißt es Theatrum, S. 207: So war der Prätendent wiedergekommen, und Ludwig „konnte ihn als ein Werckzeug fernerer anzurichtender Unruhe brauchen, der nun wieder Ritter von St. George werden muste, sich also an seinen alten Ort in Franckreich begab“. Weiter aber wird auch Z. 96 f. durch eine Stelle aus dem Theatrum (S. 204) bestätigt: Wie zwei schottische Deputierte in Dünkirchen im Namen der Nation den Prätendenten komplimentierten, „so ward mehr besagter angemaßter Printz von Wallis unter dem Namen Jacobus III. von Ludwig dem XIV. vor einen König in Schottland declarirt, von dem gantzen Hofe dafür erkannt, und ihme in dieser Qualité die Glückwünschungs-Complimenten gemacht“. Wenn es nach den oben zu der Überschrift und zu Z. 11, 15, 23, 45 und 50 behandelten Stellen noch eines Beweises bedurft hätte, um zu zeigen, daß unser Anonymus denselben Bericht benutzt hat, der (im Auszuge) im Theatrum Europaeum vorliegt, so wäre er meines Bedünkens durch die Verse über die Komplimente erbracht worden. Der schlesische Dichter, der selbst als Nachredner dem Prinzen noch den ironischen Rat erteilt, künftig solche Spazierfahrten unter besserer Führung anzutreten, den feigen Forbin (siehe oben) dabei lieber zu Hause zu lassen, und dann, gewissermaßen zu seinem europäischen Publikum sich wendend — wie der griechische Chor in der Parabase — den Himmel bittet, solche unerbetenen Gäste von England fern zu

[1] „Forbin mußte, was für 100 und 102 beachtenswert, nach seiner Rückkehr seinen Abschied nehmen.“ S. Herrlich.

halten; dieser Dichter ist, als er seiner patriotischen Erhebung über das Fehlschlagen der schottischen Königsfahrt, über die Niederlage der Franzosen und den Sieg des Protestantismus einen so frischen, ja keck-humoristischen Ausdruck lieh, nicht unzuverlässigen mündlichen Berichten gefolgt, sondern er hat eine im ganzen sorgfältig verfaßte Flugschrift als Quelle benutzt und so nicht nur ein gar nicht verächtliches Kunstwerk geschaffen, sondern zugleich ein interessantes Dokument hinterlassen, aus dem wir manche Einzelheit lernen (siehe besonders zu 3, 9, 26), vor allem aber von der gehobenen Stimmung, die damals die patriotisch gesinnten Kreise Deutschlands beherrschte, eine deutliche Anschauung empfangen.

Mitteilungen aus Wielands Jünglingsalter.

Von Bernhard Seuffert in Graz.

Die Anbahnung mit Bodmer. Datierung der Oden. Ungedruckte Stücke aus der Züricher Zeit.

Wielands Versuch, an dem Hallischen Meier einen Förderer zu gewinnen, ist insofern mißlungen, als dieser die „Natur der Dinge“ lediglich zum Drucke beförderte, auf einen Briefwechsel aber nicht einging. Um so angelegentlicher warb Wieland um Bodmers Gunst; und hier ward ihm ein voller Erfolg. Die Übersiedelung nach Zürich ist das wichtigste Ereignis in Wielands Leben. Bodmers Einfluß wirkte bei aller sich entwickelnden Verschiedenheit der Auffassung vom Wesen und von der Aufgabe der Poesie nachhaltiger auf Wieland als irgend ein anderer Verkehr. Darum ist es von Wert, seine Züricher Zeit immer genauer zu untersuchen, zudem ja die Schweizerische Strömung in diesem sechsten Zehent des 18. Jahrhunderts neben der norddeutschen Bewegung selbständige litterarhistorische Bedeutung besitzt, die ihr erst nach Wielands Verlassen des Landes und nach Lessings Litteraturbriefen verloren geht.

Bodmers und Zellwegers Nachlaß[1] geben ein viel reicheres Bild von Wielands Eintritt in den Schweizer Kreis und durch diesen in die litterarische Welt, als es aus den gedruckten Nachrichten zu gewinnen ist. Ich will in einer bis zum Schlusse des Jahres 1752 reichenden Übersicht chronologisch zusammenordnen, was mir darüber aus Gedrucktem und Ungedrucktem bekannt geworden ist. Die ver-

[1] Der Nachlaß von Bodmers nahem Freunde Dr. Laurenz Zellweger in Trogen ist mir durch Baechtold zugänglich gemacht worden.

öffentlichten Briefe Wielands lassen sich aus den Originalien vielfach verbessern und durch wesentliche Äußerungen ergänzen. Auch ein paar unbeachtete kritische und poetische Stücke der nächsten Jahre können aus den Handschriften mitgeteilt werden. —

Die chronologischen Nachrichten über Wielands Anknüpfen mit Bodmer heben mit seinem ersten Briefe an diesen an. Bodmers Antworten auf Wielands Zuschriften sind nicht bekannt, werden aber durch Äußerungen im Briefwechsel mit seinen Freunden einigermaßen ersetzt. Vom 4. August 1751 ist jener erste anonyme Brief Wielands datiert (Ausgewählte Briefe 1, 1). Er bekennt, daß er „schon eine geraume Zeit" einer von Bodmers Verehrern sei und legt seinen „Hermann" handschriftlich bei. Zellweger erhielt darüber am 19. August von Bodmer einen Brief: „Mir hat in meinem Hierseyn ein unbekannter, der sich noch nicht entdecken will, vier Gesänge eines epischen Gedichts gesandt, in manuscripto, mein Urtheil darüber zu vernehmen. Das Sujet ist Arminius, und die Erlösung Deutschlands vom Joche des Kaisers Augustus. Das Gedicht ist in Hexametern, und überhaupt so wie ich es würde geschrieben haben, wenn ich diese Materie vorgenommen hätte, ausgenommen daß ich den Deutschen derselben Zeiten nicht so artige Sitten und Manieren zugeleget hätte. Der Autor scheint zu Rotenburg am Nekar, unweit Tübingen, zu leben [dahin hatte sich Wieland die Antwort erbeten]. Das Werk hat alle Merkmalen, daß es auf die Nachwelt kommen werde. Es sind keine Seraphim darinn, aber wol Erscheinungen der Erdamme rc. Klopstok beкömmt an dem Verfasser einen Nebenbuhler. Ich wünsche daß der Autor à son aise lebe, ohne Maecenaten nöthig zu haben. Es ist doch etwas Wunderbares daß Deutschland auf einmal so viel epische Gedichte beкömmt. Der Hexameter muß nothwendig siegen. Es kann nicht anders seyn, von diesen Gedichten wird eine neue Epocha in der deutschen Literatur angefangen." — Am 29. August 1751 schrieb Bodmer an den Prediger Caspar Heß in Altstetten: er habe einen neuen Klopstock gefunden, den er nur aus Schriften kenne. „Er hat mir ungefehr den Drittheil von einem epischen Gedicht geschickt, das in Hexametern geschrieben ist. Die Geheimnisse der Poesie sind ihm alle bekannt. Die Materie ist die Rettung Deutschlands durch Arminius vom Joche der Römer. Wiewol das Sujet heidnisch ist, so sind die Personen doch ganz moralisch." In diesem Sinne muß er auch Wieland geschrieben haben, wohl erst kurz vor dem 14. September, an dem er Zellweger meldet: „Ich habe auch dem unbekannten geschrieben, der das Gedicht Hermann verfertiget." — Damals hat Bodmer auch gegen J. G. Sulzer in Berlin den „Hermann" gerühmt; Sulzer bezog das Lob in seiner Antwort vom 15. Oktober auf Schönaich, was Bodmer aus dem Briefe richtig

stellt (Körte, Briefe der Schweizer, S. 163). — Wielands zweiter Brief an Bodmer ist aus Tübingen vom 29. Oktober datiert: „Ich bin unendlich erfreut über die Ehre, welche mir durch dero schäzbarste Gewogenheit zuwächst, und die Mühe", die er an den „Hermann" gewandt habe, sei durch Bodmers Beifall mehr als zu sehr belohnt (die erste Hälfte des Satzes fehlt, Ausgewählte Briefe 1, 3).[1] „Ich überlasse es Ihr. Hochedelgeboren was Sie mit diesem unvollkomnen Gedicht anfangen wollen" (verändert Ausgewählte Briefe 1, 4 Mitte). Zum Schlusse steht die Bitte um Fortsetzung der Gewogenheit und die Adresse: „Ich halte mich darnach im Hause des Hr. Prof. Fabers auf." Bodmer empfing den Brief am 10. November und meldete am 6. Dezember Heß[2]) den Namen seines Korrespondenten, der sich nun entdeckt hatte. „Man hat," fährt er fort, „einen Lobgesang auf die Liebe bekommen, der sehr poetisch ist, aber in den Sachen fürchte ich schier [?] sei viel Galimatias [?], es ist lauter Empfindung unter welcher der Verstand verschwindet, Rausch, der ob er gleich von guten Sachen entsteht, seinen Gegenstand vergißt. Man sagt auch viel Gutes von einem Gedicht von der Natur der Dinge, das ich aber noch nicht gesehen habe." Da Wieland in seinem Briefe von diesen Dichtungen nicht spricht, hatte sich also Bodmer inzwischen anderwärts nach seinem neuen Verehrer erkundigt; oder ist das Zusammenstoßen der Erwähnung Wielands und dieser Schriften nur zufällig? Schultheß kannte am 22. Dezember den Namen ihres Verfassers noch nicht, während er über den „Hermann" unterrichtet ist (Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 4, 70 f.). — Am 20. Dezember 1751 schrieb Wieland wieder an Bodmer, für einen Brief desselben dankend. Ausgewählte Briefe 1, 9 gegen unten sagt die Handschrift einschränkend: Scaligers Urteil über Homer scheine ihm „zum Theil gegründet". S. 10 nach dem Absatze fehlt im Druck: „In dem Wurmsaamen verkenne ich den Hr. Triller nicht. Doch habe ich anfangs Hr. Quistorp[3]) in Verdacht gehabt, den Träumer im 9. Band des N. Büchersaals . . Es ist ein Antidotum gegen diesen Wurmsaamen herausgekommen, dessen Titel mir entfallen ist, und welches dignum patella operculum seyn soll."[4]) Nach dem zweiten Absatz S. 14 folgt die Äußerung über Huber,[5]) welche Anzeiger für deutsches Altertum 12, 89 mit-

[1]) Ich gebe die Ergänzungen aus den Originalen, soweit sie mir einigen Wert zu haben scheinen, nicht alles Orthographische, nicht alle Verschiebungen und kleinen Änderungen.

[2]) Über den Pfarrer Caspar Heß in Altstetten und andere Freunde Bodmers siehe L. Hirzel, Wieland und Martin und Regula Künzli.

[3]) Goedeke 3, 371.

[4]) „Der Wurmdoktor" 1751, Goedeke 3, 354.

[5]) Ein Brief dieses Huber, der Bodmers Interesse für ihn zeigt, steht bei Stäudlin, Briefe an Bodmer, S. 243.

geteilt ist. Die schwäbischen Gedichte bezeichnet der Brief (nächste Zeilen) nicht als „sehr unbedeutend", sondern als „noch viel schlechter". An diesen Brief wohl schließt sich das Bruchstück an, das Ausgewählte Briefe 1, 16 ff. ohne Datum steht. Nach dem ersten Absatze, S. 17, steht in der Handschrift: „Ich habe anstatt Herthus die Oberste Göttin der deutschen Erdamm genant. Herr Elsner hat wie mich dünkt hinlänglich in den Memoir. de l'Acad. de Berlin T. III. ann. 1747 gezeigt, daß man im Tacitus so lesen muß. Herr Gottsched hat sehr kindische Einwürfe dagegen gemacht." Vgl. Muncker, Deutsche Litteraturdenkmale 6, IX und S. XXIV oben die hierauf folgenden Sätze der Handschrift. An sie schließt sich an: „Ich wünschte, daß Ihr. Hochedelgeb. Ihren Noah in 8° drucken ließen. Der quartformat ist so unbequem; sonst gefallen mir die lateinischen Buchstaben und ich glaube wenn Ihr. Hochedelgeb. alle Ihre Freunde in Sachsen dazu bewegen könnten, ihre Schriften eben so herauszugeben, so könnten mit der Zeit diese Gothischen Buchstaben abgeschaft werden." S. 19 nach dem ersten Absatz fehlt: „Man sollte den Hr. Klopstock bereden Sich in Kupfer stechen zu lassen. Weil ich ihn vielleicht nie von Person sehen werde, so möchte ich sein Bild haben. Es wünschen es viele mit mir." —

Man sieht, die Verbindung, die in den fünf letzten Monaten des Jahres 1751 angeknüpft wurde, bestand zunächst in einem eifrigen Werben Wielands; Bodmer freute sich zwar des Anfängers, wünschte aber geradezu, nicht sein Mäcenas werden zu müssen. Erst im Jahre 1752 tauchte ihm der Gedanke auf, Wieland zu sich zu rufen, doch es standen Bedenken entgegen, die üble Erfahrung mit Klopstock zuvörderst, dazu die Verliebtheit Wielands, die sich in den starken Ausdrücken seiner Oden verriet. Bodmers Brief an Heß, 16. Januar 1752, Zehnder-Stadlin, Pestalozzi, S. 495 ff. giebt letzteres kund. Er schreibt darin: „In dem Lobgesange auf die Liebe hat mich vornehmlich das gestoßen, worauf der Autor auch in seiner dritten Ode fällt: „kaum noch sich fühlt, und in deinen Küssen o Doris gesättigt Sich und die Schöpfung vergißt." Das sind die Schlußverse der „Ode" an Doris, die Hofmann-Wellenhof als XII. in Herrigs Archiv 66, 71 und E. Schmidt, Beiträge zur Kenntnis der Klopstockschen Jugendlyrik, S. 91 veröffentlicht haben. Die zweite Ode war zweifellos die voranstehende, Archiv, S. 70, Schmidt, S. 88, mit der Nr. XII durch die Überschrift „Auf Eben dieselbe" gebunden ist. Als erste der drei Oden, die Bodmer vorliegen, bleibt da von allen, die Hofmann in Bodmers Nachlaß fand, nur die VIII. übrig, Archiv, S. 66, da sämtliche andern in spätere Zeit fallen; daß sie nicht „auf die Geburt eines Sohnes (des Schinz?)" verfaßt ist, wie Osterdinger, Herrigs Archiv 70, 36 meint, ist klar: Wieland spricht

von seinem Dichterberuf und von seiner Mutter; daß diese „Ode" in die frühe Zeit gehört, beweist der Ausdruck: „wenn du, von des Mädchens Küssen berauscht, geraset"; so heiße Leidenschaft drängt Wieland auf Bodmers Zuspruch später zurück.

Wielands Brief an Bodmer vom 19. Januar 1752 steht vollständiger als in den Ausgewählten Briefen 1, 20 bei Ständlin, Briefe an Bodmer, S. 219 (mit dem falschen Datum 1751). — Den 20. Januar Bodmer an Zellweger: „Es steht nur an mir einen neuen Klopstok zu haben. Hr. Wieland, der Verfasser des Hermanns hat sich mir entdeket, daß eben er auch Verfasser sey des Lobgesangs auf die Liebe, und der Cosmogenie, von der Natur der Dinge betitelt. Er [steht] in der Poesie wenige Grade unter Klopstok, er hat weit mehr Lectür, einen logicalischen Kopf, mehr Sitten, mehr Bescheidenheit, und doch mehr Jugend. Er hat nur 20. Jahre. Jtzt ist er auf der Universität Tübingen. Er ist drey Jahre in Leipzig gewesen.[1] Sein Vater ist Pfarrer zu Bibrach, zwischen Ulm und Augstburg. Wenn ich nicht durch Klopstoks Aufführung schüchtern gemacht wäre, so ließ ich diesen jungen Menschen nach Zürich kommen aber piscator ictus sapit. Inzwischen ist mir die Existenz dieses Menschen überaus trostreich; und wird mir verhoffentlich manche Freude machen" .... Am 24. Januar dringt Heß in Bodmer, Wielands Verteidigung der tibullischen „Elegie" Klopstocks (in seinem Briefe vom 19. Januar) gegen den „Crito" deutlich zurückzuweisen (Zehnder, S. 498 ff.); Bodmer folgte dem Rate, wie er Heß am 26. Januar schreibt, und schickte einen Mahnbrief an Wieland. — Den 31. Januar schrieb Sulzer an Bodmer: „Ich halte es für was Großes, daß ein Mensch von 20 Jahren Verfasser der Gedichte von der Natur der Dinge ist. Ich glaubte darin Spuren eines schon gesetzten Geistes anzutreffen. Dieses läßt mich ungemein vieles von dem Hermann hoffen, ich glaube, daß es nicht ohne Vorteil sein wird, wenn der Verfasser das Incognito so lange als möglich ist behält. Ich bitte, ihn von mir zu grüßen, wenn mein Name bis zu seinen Ohren gekommen ist." — Auch Wielands Brief vom 4. Februar ist bei Ständlin, S. 232, vollständiger zu finden als in den Ausgewählten Briefen 1, 27, und wieder fehlt das Original in Bodmers Nachlaß. Er ist die Antwort auf Bodmers Mahnbrief. — Am 7. Februar schreibt Waser an Bodmer ausführlich über die „Natur der Dinge", Ständlin, S. 249. — Am 13. Februar berichtet Bodmer seinem Heß über Wielands gute Antwort vom 4.; übrigens habe Wieland mehr Fanatisches, als er in dem philosophischen Kopf gesucht habe. In dem kosmologischen

[1] Dieser Irrtum erklärt sich aus Wielands Bemerkung, er sei drei Jahre in Sachsen, nämlich in Klosterberge und Erfurt, gewesen. Ausgewählte Briefe 1, 7.

Gedicht gucke der unerfahrene Jüngling zuweilen vor. Nach Zürich wolle er ihn nicht kommen lassen; es könne junge Verführer geben; dann erschienen die Züricher in der Nähe kleiner als in der Ferne; Wieland werde sie bald als Leute kennen lernen, „denen es an dem Fond von delicatesse mangelt, welchen er in Klopstocks Gedichten gelernt hat. Ich wollte daß Klopstock und Wieland verheurathet wären". — Heß antwortet 16. Februar, Zehnder, S. 502 ff., und Bodmer wieder ihm 19. Februar, mit seinen Vorschlägen über Wielands künftige Behandlung einverstanden. — Am 20. Februar Bodmer an Zellweger: „Sobald Wielands Natur der Dinge im Buchladen ist, so will ich für sie ein Stük kaufen. Der junge Mensch ist ganz in die Form gegossen, in welcher Klopstok gegossen ward. Im übrigen hat er ungemeine lectür und einen ontosophischen Kopf. Er scheint ganz unschuldig, und so unerfahren als ein Knabe. Wenn er sein Gedicht für Wahrheit ausgibt, so muß er nothwendig mit der Kirche und mit der Schule Händel bekommen. Aber für eine glaubwürdige poetisch verschönerte Hypothese ausgegeben, kann er téte levée einhergehen." — Am 23. Februar Bodmer an Heß: er habe an diesem Tage Wieland bestimmt, zärtlich und moralisch geschrieben, nicht wie ein Jüngling, nicht wie ein Oheim. — Sulzer an Gleim 29. Februar: „Sie haben doch wol das Gedicht von der Natur der Dinge gelesen. Was halten Sie von einem Menschen von 19 Jahren und einem Schwaben, der ein solches Gedicht geschrieben hat?" — Nach der Abrede zwischen Heß und Bodmer vom 16. Februar schrieb Schinz an Wieland (verloren), worauf Wieland ihm am 29. Februar antwortet: Ausgewählte Briefe 1, 33. — 6. März Wieland an Bodmer ebenda 1, 39. Darin fehlt S. 44 nach Z. 3: „Sind nicht Gärtner und Gellert professores im Carolino zu Braunschweig? Haben Sie die Gütigkeit mir die Schriften des ersten anzugeben und wo es möglich ist, die Bekandtschaft des letztern zu verschaffen. Hat Hr. Meier in Halle nichts von mir an Sie geschrieben? Er weis noch nichts von mir durch mich selbst, und ein Brief, worin ich mich ihm entdekte, ist verlohren gegangen, oder er hat mich keiner Antwort gewürdiget." S. 49, Z. 8 steht im Original: „eine Menge witzige [nicht: „kritischer"] Schriften". S. 50, Z. 5 von unten „das Lehrgedicht" [nicht: „das Lobgedicht"]. — Sulzer an Bodmer 11. März, Körte, S. 165. — Heß an Bodmer 17. März: allgemeines Rühmen Wielands, er scheine besser als der wollüstige unbesonnene Jüngling Klopstock; eine zweite Komödie wie mit diesem gefährde man nicht, zumal wenn man sich hüte, Wieland gleich den Kopf so groß zu machen. — Bodmer an Zellweger, 23. März: „Wir meinen der Mensch [Klopstock] habe die tibullische Elegie gemacht, die Bl. 124 im Crito beurtheilt wird, und wisse daß ich diese Beurtheilung ver-

fertiget habe. Wir finden leider mehr und mehr Hochmuth bei ihm und süße wollüstige Einbildungen. Hingegen ist der 19jährige Wieland ein rechtschaffener Mann, ein großer aber philosophischer Poet, von ungemeiner Lectüre, Fleiß und Tiefsinn. Dieser hat schon wider ein Werk geschrieben 12 moralische Briefe, vor welche er eine Ode an mich gesetzt hat. Ich gebe seine Sachen nicht für vollkommen, er arbeitet im Laufe, aber er kann ein großer Mann werden. So bald Exemplare in den Buchladen sind, so will ich Sie mit seinen Werken erfreuen. Er ist ein phaenomenon in der Natur. Ich will seine Liebe für mich und seine große Fähigkeit brauchen, Klopstoken eifersüchtig zu machen. Wieland hat zwar izt noch eine große Idee von Klopstok, und kann keinen Fehler in ihm sehen: das mag noch in Absicht auf die Messiade angehn, aber im übrigen bone Deus! Klopstok hat alle Naturalien, Wieland hat dazu starke Acquisite. Klopstok verachtet die Logik, ontosophie, Algebra, Wieland ist da schon stark." — Bodmer an Gleim, 25. März, Körte, S. 171 f. — Wieland an Schinz, 26. März, Ausgewählte Briefe 1, 53. — 28. März, ebenda 1, 59. — Hagedorn an Bodmer, 5. April: „Man spricht auch von einem neuen Helden-Gedicht, das, in Leipzig, in der nächsten Messe erscheinen wird. Ich wünschte daß auch schon alsdann des H. Wielands Herrmann hervorträte. Des H. von Schönaich seiner ist von rühmlicher Absicht und würde ein rechtes Muster seyn, wann die Gottschedische Vorrede ihn dazu machen könnte." — Volz[1] an Bodmer, Stuttgart, 10. April: „Den Lobsänger der Liebe, den dichtenden Philosophen, der uns die Natur so schön sang, kennen Sie, wie ich nun weiß, bereits, ehe ich solches schreiben konnte. Die moralischen Briefe haben nun seine Verdienste um die deutsche Dichtkunst vermehret. H. Wieland ist ein junger Dichter von 19 Jahren, Bodmers, Klopstocks und Meyers Freund. Was kan ihm rühmlicher seyn? H. v. Gemmingen und ich, haben uns um seine Freundschaft beworben, und wir haben das Vergnügen gehabt, daß er uns solche nicht versagte. Nun sind wir Schwaben recht stolz. Er ist von Biberach gebürtig, und studirt wirklich in Tübingen." Aber was wolle Wieland da suchen, wo man Klopstock und Gleim verdamme? — Und in der That war im damaligen Schwaben für einen aufstrebenden Dichter der Boden nicht bereitet.

Wieland an Bodmer, 11. April 1752, Ausgewählte Briefe 1, 61. Lies: S. 63, Z. 5 „mein Herz erbauen und vergnügen"; Z. 13 „in die Sache"; Z. 18 „schlecht genugthuende"; S. 64, Z. 14 „Begierde, bekannt und beym Nahmen genennet"; Z. 2 von unten

---

[1] Johann Christian Volz, Professor der Geschichte am Gymnasium illustre zu Stuttgart.

„sich zu sehr“: S. 65, Z. 6 von unten „mir einige“; Z. 1 von unten „Jünglinge, wie fast alle Studenten sind, Sachen vorzusagen, die sie zum Theil nicht hören“: S. 70, Z. 7 „Lambert“. Schluß: „P. S. Dieses mus ich noch vom Noah hinzuthun: Ich bekam anfangs eine Menge Zweiffel und Einwendungen, im Durchlesen aber lößten sie sich mir auf, und als ich zu Ende war, war ich au fait de tout. Nur stieß ich mich noch an einigen gar zu besondern Gleichheiten der vorsündfluthischen Welt mit der unsern, z. Ex. p. 76 an den acanthbekränzten Säulen; ferner an den undeutschen Wörtern Golfo, Trupp [?] (die auch im Milton vorkommen) an der übertrieben scheinenden Metapher, Wohlklang der Glieder, p. 98 an Himmling, Himlung, gescheut, einen mitnehmen (statt mishandeln), verthun an statt verderben, welche Wörter zum Theil mir ganz fremd, zum Theil in Sachsen ihre ehmalige Würde verlohren haben. So weis ich auch nicht was Anden (z. Ex. des Monds) sind, ingleichen was p. 206 Halsberg ist.[1]) Darf ich so frey seyn Sie zu fragen warum Sie dieses Werk nicht mit lateinischen Buchstaben druken lassen. ich wünschte daß mann sie nach und nach einführte, damit wir nicht die eintzige Gothen seyn, die noch in Europa sind. Ich bin sehr entschlossen, zur Abschaffung der eckichten Buchstaben zu helfen: aber es müssen ansehnliche autores seyn, die einer solchen Neuerung Autorität geben.“ — Künzli an Bodmer, 14. April: Hirzel, Wieland und Künzli, S. 50 (hier vom 4. datiert). Vgl. Göttinger gelehrte Anzeigen 1896, S. 473. — Wieland an Schinz, 18. April, Ausgewählte Briefe 1, 70. — Bodmer an Zellweger, 20. April, Zehnder, S. 360; Z. 5 von unten im Original: „den ungezogenen Jünglingen“ statt des Singulars. S. 362 ergänze nach dem 2. Absatz: „Wenn es sein kann so schike ich ihnen auch .... Wielands moralische Briefe .... Wielands andere Sachen kommen erst von der Jubilate Messe.“ Dazu Nachschrift vom 21. April: „Ich will ihnen nächstens Wielands moralische Briefe ... schiken, sobald ich noch ein Werk von Wieland das auf dem Weg ist, empfangen werde“. — Bodmer an Zellweger, 30. April: „Gerade iezt schike ich Ihnen Wielands moralische Briefe, desselben Anti-Ovid; ... Das Gedicht von der Natur der Dinge erwarte ich alle Tage ... Wieland zeiget in allen seinen Briefen eine große Begierde nach Zürich, wir können ihn bald nicht mehr zurückhalten. Ich will ihn bey meinem Schwager Doctor[2])

[1]) Die meisten dieser Wörter hat auch Schönaich im Neologischen Wörterbuch angegriffen. In der Abhandlung vom Noah, S. 176, sagt aber dann Wieland: „Ich traue keinem meiner Leser einen so schwachen Magen zu, daß er dieses niederländische Wort [Himmlinge] nicht sollte verdauen können“ u. s. w.

[2]) Geßner, bei dem Wieland aber erst später, nach seinem Austritte aus Bodmers Haus, Wohnung nahm.

in die Kost thun. Die jungen Verführer Klopstoks zeigen nicht die geringste Begierde nach ihm, sie legen sich izt allein auf die Lustbarkeiten des Pöbels." — Künzli an Bodmer, 1. Mai, Hirzel, S. 50; Künzli schreibt zuvor, er habe nur einige der Moralischen Briefe flüchtig durchlesen. Vgl. Göttinger gelehrte Anzeigen 1896, S. 474. — Bodmer an Heß, 2. Mai: Wieland habe eine sehr schöne Beschreibung seiner Doris geschickt (bezieht sich auf Ausgewählte Briefe 1, 67 ff.). — Bodmer an Schinz, 3. Mai: Zehnder, S. 454 f. S. 455 nach Absatz 2 im Original: „Ich wünsche, das er Mejers[1] Fabel von den Schwalben, die im Fryhling auferstehen, darinnen anbrächte." Und nach Absatz 4: „Bitten sie einmal Wieland daß er einen Commentar über den 35sten Brief meiner neuen kritischen Briefe schreibe oder mindestens über die Verse Bl. 288: denn was ist alle Gestalt u. ff. 17 Verse, vornehmlich über den Vers: Die bleibe Sipha für dich, zum irdischen Ausdruck der erstern; Grob sind die Züge des Leibs, und irdisch ergeußt sich sein Ausdruk.[2] Ich glaube doch die Gedanken in diesem Stück sind gründlich und seien eine starke Widerlegung der überspannten Lobsprüche der anakreontischen enthusiastischen Freuden." — Bodmer an Zörnli,[3] 4. Mai: „Ich habe für Klopstok Wieland bekommen, von welchem Hr. Zellweger Ihnen mehr erzählen kann." — Sulzer an Bodmer, 5. Mai, Körte, S. 180. — S. Geßner an Schultheß, 5. Mai, Wölfflin, Salomon Geßner, S. 151. — Heß an Bodmer, 12. Mai: Der Anti-Ovid habe ihm anfangs sehr gut gefallen; aber wo's Küssen angehe, da könne er nicht hinreichen; mit diesem Stücke des Anti-Ovid stimmten die lyrischen Gedichte durchaus zusammen; durchs Lesen könnten jugendliche Gemüter besonders der Mädchen ganz romantisch werden. — Wieland an Bodmer, 14. Mai, Ausgewählte Briefe 1, 76. Nach dem 1. Absatz hat das Original: „Wie glücklich werde ich seyn wenn mich die Vorsicht bald zu Ihnen führt! Wie preise ich den Himmel vor einen Freund wie Sie sind! Ihr Noah ist so schön und hat mir so viel Empfindungen und Betrachtungen erwekt daß ich kaum fähig bin, dieselbe schon so deutlich auseinander zu wickeln, als in einer Critik seyn müste. Nichts destoweniger mache ich mich nun mehr an eine Abhandlung von den Schönheiten des Noah. Ich werde sie durch H. Schinzen Ihnen übergeben lassen, und wo sie es würdig ist, soll sie hier oder in Ulm gedrukt werden. Ich würde es schon eher gethan haben, wenn ich mich nicht wieder in eine Arbeit verwickelt hätte, der ich vielleicht wohl hätte überhoben

[1] Meier von Knonau.

[2] In dem „Gedicht an Sipha", das den ganzen 35. Brief ausmacht, steht dazwischen noch ein Vers.

[3] Stadtschreiber in St. Gallen.

seyn können."[1]) Zum Schlusse: „Leben Sie wohl, Unschätzbarste: Freund, lieben Sie mich, und seyn sie gewiß, daß der Sohn selbst, den Sie so zärtlich geweint haben, wenn er noch lebte, Sie nicht zärtlicher verehren könnte als Ihr verbundenster Wieland." — Bodmer an Zellweger, 17. Mai: „Wieland ist in seiner Kunst zu lieben vielmehr ein halber Ovid, als ein Anti-Ovid, vielleicht will er sich auf den Küssen dafür erholen, daß er nicht trinket. Ich hatte mich wegen der romantischen Dinge, die er von der Erhabenheit der Küsse lobet, schon im Februar so stark gegen ihn erkläret, daß ich hoffete, seine in Küssen sich verlierende Seele würde nicht mehr ‚Ihren Freuden zu schwach in der sanften Ohnmacht dahingehn' [darüber: ersterben].[2]) Seine entzückten überwallenden Empfindungen machen mir schwere Gedanken, ich bin entschlossen ihm davon nichts zu verhalten. Wenn er meine Remonstrationen nicht, so roh sie scheinen mögen, nicht [!] ertragen kann, so wünsche ich ihn nicht in Zürich. Indessen kann er alles schön poetisch sagen. Se non é vero é ben trovato."

Das hier ausgesprochene Bedenken Bodmers, Wieland nach Zürich kommen zu lassen, muß rasch zerstreut worden sein, vielleicht auf die Berichte der drei Züricher (Hirzel, Heß und Sulzer)[3]) hin, denen Wieland seinen Brief vom 14. Mai an Bodmer mitgegeben hatte, vielleicht auf diesen Brief selbst hin; Schinz zeigt Wieland die Hoffnung, ihn und Bodmer zu sehen, „nahe", wie Wieland in seiner im Mai (ohne Tagesangabe)[4]) verfaßten Antwort an Schinz sagt, Ausgewählte Briefe 1, 77. — Wieland an Volz, Stuttgarter Morgenblatt 1839, Nr. 96, S. 381; die Handschrift in der kgl. Bibliothek in Brüssel ist vollständiger. — Wieland an S. Gutermann, undatiert, Horn, Wielands Briefe an S. La Roche, S. 18. Der Brief gehört in den Sommer 1752, als Wieland schon weiß, daß er im Herbst Sophie in Biberach sehen werde. Für später geschrieben halte ich den Wielands vom 5. Juni, ebenda, S. 4. — Geßner, an Schultheß, 6. Juni,

---

[1]) Die „Erzählungen".

[2]) Vers aus Wielands 1. Ode im Anhang zum Anti-Ovid 1752.

[3]) Die Namen ergeben sich aus den Ausgewählten Briefen 1, 76, 83 und Wölfflin, Geßner, S. 153 f.

[4]) Die Datierung ist unsicher. Der Einladung wegen möchte man den Brief gegen Ende des Mai rücken; aber es heißt darin, der „Frühling" sei noch nicht geschrieben, und doch wird dies Gedicht schon am 2. Juni an Volz gesendet; eine nahe Drucklegung stellt Wieland allerdings auch Schinz in Aussicht, er solle es mit dem nächsten Briefe erhalten. Die in dem Briefe behandelte Frage: Hexameter oder Hendekasyllaben bespricht Bodmer schon am 3. Mai mit Schinz; aber vor dies Datum kann der Brief doch nicht gerückt werden, wenn man auch die Überschrift „Mai" im Druck anzweifeln wollte: Wieland hatte sich doch den Mai zur Abfassung des „Frühlings" vorgenommen. Ausgewählte Briefe 1, 71.

Wölfflin, S. 154, weiß noch nichts von der erfolgten Drucklegung des „Frühling", kündigt aber Wielands Eintreffen in Zürich „etwa in 10 Wochen" an. — Wieland an Bodmer, 8. Juni, Ausgewählte Briefe 1, 82, nimmt die Einladung nach Zürich an. S. 83 unten folgt im Original: „Sie werden so viel von der guten Meynung die Sie vielleicht von mir haben verliehren, daß meine Reise zu Ihnen eine wahre Demüthigung meiner Eigenliebe ist. Erlauben Sie mir nunmehr, Ihnen" u. s. w. S. 84, Z. 5 „mich recht sehr"; Z. 7 „vergeben"; S. 85, Z. 1 „Welt hätte bekannt"; Z. 4 „dulden" statt „vertragen". Nach dem 1. Absatz: „Meine Recension des Noah wird so groß als Addisons Abhandlung vom verlorenen Paradies. Dieses, nebst nothwendigen Zerstreuungen die meine bevorstehende Abreise verursachet, hält mich länger auf als ich vermuthete. Doch werde ich so hurtig seyn als mir möglich ist." S. 85, Z. 10 „und" statt „wie". Vor dem Schluß dieses Absatzes: „An Hr. Duschens eines gekrönten Poetens Wissenschaften scheint mir weder der Grundris noch die Versart was zu taugen, doch verrathen einzelne Gemälde Phantasie und Wiz. Die Göttingische Gesellschaft ist an poetischem Ungeziefer sehr fruchtbar. In den Bremischen Gedichten habe ich das Lehrgedicht an Eoban merkwürdig gefunden, ob es gleich mit meinen Grundsäzen sehr wenig überein komt. Hier sehen Sie meinen Frühling, er ist aber nicht das wovon ich letzthin schrieb. Ich werde es Ihnen in 3 Wochen übersenden. Eben schikt mir H. v. Gemmingen Gedichte die in Zürich gedruckt sind und ohne Zweifel ihn zum Urheber haben; weil aber die Post abgehet, so kan ich Ihnen mein[e] Gedanken davon nicht melden, zumahl da Sie dieselben leicht errathen werden, wenn diese Gedichte Ihren Beyfall haben. Haben Sie die Gütigkeit H. Schinzen diesen Brief übergeben zu lassen." — Bodmer an Zellweger, 8. Juni: Um junge Talente nicht abzuschrecken habe Haller „in Wielands Natur der Dinge auch viel besondere Sachen nicht ausgesetzet[1] . . . Wieland hat einmal einen unwiderstehlichen Trieb zu mir zu kommen, ich kann es ihm nicht lediglich verwehren, aber ich habe ihm ausdrüklich gesagt, wie ich sey, und wie er seyn müste, wenn er mit mir fortkommen solle. — Ich sende ihnen seine Natur der Dinge, Youngs Nachtgedanken, Voltaires histoire de l'esprit humain und Gemmingens Blike in das Landleben, lauter merkwürdige Schriften!" — Sulzer an Bodmer, 12. Juni, Körte, S. 184. „Der Hymne", den Sulzer in Berlin hat drucken lassen und worin er auf Wunsch seiner Frau einen Vers geändert hat (der in der nächsten Ausgabe wieder hergestellt wurde), ist Wielands 1752

[1]) In den Göttinger gelehrten Anzeigen; siehe Hirzel, Haller, S. CCCVI, Anmerkung 2.

o. O. u. J. erschienene „Hymne auf die Größe und die Güte Gottes“; der Briefauszug vom Junius, der beigedruckt ist, geht von Sulzer an Bodmer. Die „Hymne“ erschien also nicht in Zürich, wie bei Goedeke steht; auch in den Freymüthigen Nachrichten 1753, Nr. 33, S. 259 ist er als Berliner Druck bezeichnet. — Wieland an Schinz, 16. Juni, Ausgewählte Briefe 1, 86. — Schinz an Bodmer, undatiert, nach 16. Juni: ob er sich nicht freuen solle, daß Wieland ihn durch die vor den „Erzählungen“ gedruckte Ode an ihn zum Verteidiger seiner Poesie gemacht habe? Er schickt Bodmer die „Erzählungen“; einige derselben habe er nicht ohne Thränen lesen können; folgt Citat aus Wielands Brief vom 16. — Bodmer an Zellweger, 21. Juni: „sie dürften wol Wielanden bey mir antreffen. Er wird mit Ausgange Augustus bey mir eintreffen. Ich habe seine Hitze mich zu sehen nicht auslöschen können. Ich habe aber alle Praecautionen mit ihm genommen. Ich habe mich ihm so genau entdeket, daß er um mich kennen zu lernen nicht zu mir kommen dürfte. Ich halte ihn für einen Menschen der zur Verstellung untüchtig ist. Er kann den Tabak nicht leiden; so wenig als große Gesellschaften oder Gastmale, und hoffet daß dises die kleinste Ähnlichkeit sey, die er mit mir habe. — Seine Recension des Noah ist noch nicht hier, sie soll so groß werden als Addisons Abhandlung von Miltons Paradise. Hier schike ich Ihnen seinen Fryhling, ein allerliebstes Werk! das bey Klopstok die Gedanken erweken muß, es sey einer da, der ihm gleich kommen, oder ihn in gewissen Stüken übertreffen könne, ein jüngerer Mensch als er ist. Für Klopstok ein schmerzlicher Gedanke! — Es wird Noah wol bekommen, wenn Wieland in den Zusammenhang, die Absichten, die Verhältnisse, die Psychologie des Gedichtes hineingeht.“ — Wieland an Schinz, 30. Juni, Ausgewählte Briefe 1, 87. — Geßner an Schultheß, 4. Juli, Wölfflin, S. 156.

Aus Bodmers Briefen ist ersichtlich, daß er in Rücksicht auf die Erfahrung mit Klopstock seine Einladung Wielands vor sich selbst und vor den warnenden Freunden rechtfertigen wollte, indem er es so darstellte, als ob dieser ihn zur Einladung gedrängt habe. Das war, wörtlich genommen, gewiß nicht der Fall, wenn Wieland auch, zur Befreiung von weiterem Fachstudium, Anlehnung an anerkannte Männer und Stützen für seinen Dichterberuf suchte. Vielmehr erschien er Bodmer, indem er sich diesen ideellen Gewinn durch öffentliches Bekenntnis seiner aufrichtigen Verehrung für ihn bereitete, gerade als Klopstockschwärmer geeignet, ihn an Klopstock vor aller Welt gewissermaßen zu rächen. Übrigens waren auf beiden Seiten kaum die möglichen Vorteile entscheidend noch überlegsam berechnet, ehe die Einladung gegeben und angenommen wurde. Wie Wieland nach dem

Umgange mit dem erkorenen Parteiführer Verlangen trug, so sehnte sich Bodmer nach der Gesellschaft des neuen Klopstock. Er glaubte nun genug Proben zu haben, daß er sich in dem Jünglinge nicht abermals täusche, und trägt die Gründe dieses Vertrauens auch seinen Freunden vor. Sie sind zum Teil recht äußerlich, wie die folgenden Briefe beweisen; aber sie ruhen doch auf einer von der Zukunft bestätigten Auffassung von Wielands Leistungsfähigkeit. Und diese Auffassung zu gewinnen war viel schwerer als die Erkenntnis Klopstocks gewesen war; denn den Dichter des „Messias" konnte man an den ersten Gesängen leicht beurteilen; der Verfasser der „Natur der Dinge", des „Hermann", des „Frühlings", der „Erzählungen" war viel weniger einheitlich und stark aufgetreten. Und so hat Bodmer, obwohl er nach seinem Sinne sich in beiden Poeten getäuscht hat, doch, indem er gerade diese beiden zu sich ins Haus nahm, seinen sicheren Scharfblick für echtes dichterisches Wesen glänzend bewiesen. — Hören wir ihn selbst.

Bodmer schreibt an Heß, 7. Juli: Wieland halte sich unvergleichlich, er sei in moribus et litteris gleich stark; wenn dieser ihn täusche, so gebe ers auf mit menschlicher Aufrichtigkeit. — Bodmer an Zellweger, 9. Juli: „Also bin ich versichert, daß ich Ihnen ein wenig Vergnügen mache, da ich Ihnen Wielands Erzählungen schike. Ich schike Ihnen zugleich den Hymnen auf die Größe und die Güte Gottes, den ich aus Berlin empfangen habe. Wieland hält sich unvergleichlich, er ist in moribus et literis gleich stark. Wenn dieser meine Hoffnung betriege, so gebe ich es mit der aufrichtigen Welt auf. Er ist izt zu Biberach unweit Augspurg, wo sein Vater Prediger ist. Er wird im September nach Zürich kommen. Er trinkt weder Wein noch Tabak. Es ist ihm in brausenden Gesellschaften bange, unter Freunden ist er aufgeweckt, im übrigen arbeitsam, hurtig, lernbegierig. Er verabscheut die ganz anakreontischen Jünglinge, und will gern seine Jugend so leben, daß sie ihn in seinem Alter jucunda recordatione erquiket. Sie werden von Hr. Rathssubstitut Grob den Fruhling empfangen haben . . . Ich habe dem ersten [Grob] ein Verzeichniß von Wielands und meinen Poesien geben müssen . . . . Sie haben gelesen, wie Wieland mich im Fryhling hervorgezogen hat:[1] in den Erzählungen Blatt 105 ab initio hat er es noch stärker gemacht:

Der Sipha, Bodmers Bild —[2])

[1] Zweimal redet Wieland im „Frühling" Bodmer an, seine Liebe begehrend.

[2]) Es heißt in „Selim": „Da ehr ich auch die schülerlosen Weisen, den Sipha, Bodmers Bild" u. s. w. Es bezieht sich das auf die obenerwähnte Dichtung Bodmers (in den Neuen critischen Briefen), auf die auch im „Frühling" hingewiesen ist mit den Worten: „Dann sollst du, Sipha, mein heiliges Vorbild, Oft im Traum mich besuchen."

Ich fürchte daß dergleichen großes Lob mir mehr Neid als Gunst zuziehen werde. Der vierte Theil von seiner Beurtheilung des Noah ist hier, in mannscripto. Es ist ein rechter Commentarius. Das ganze Werk wird wol 20—24 Bogen stark werden.[1]) Alles was dieser Jüngling vornimmt geräth zum Besten. Von ihm ist auch wahr, was ich in Jacob und Joseph von Joseph gesagt, vers 149—159.[2]) Ich kann es nicht anders, als für eine besondere Vorsehung ansehen, daß ein solcher Mensch noch in meinen Tagen gebohren worden. Ich denke oft er sey mir recht zur Erquikung für allen den Schmerzen [!] gegeben, den Klopstock mir verursacht hat. Er muß ein großer Mann werden, und seine Schriften und Urtheile müssen eine gewisse Autorität bekommen. Ich hätte fürchten müssen, daß die Comödie mit Klopstock mich bey der Nachwelt in einem ungewissen, zweydeutigen Lichte gezeiget hätte; aber meine Freundschaft mit Wieland soll zu dieser Comoedie einen zweiten Theil hinzusetzen, der gar nicht räthselhaft in Absicht auf mein Herz seyn soll. Ich habe mich zu dem Ende sehr gestärket." — Heß an Bodmer, 11. Juli: es sei doch gut, daß man Wieland vor einem halben Jahre nicht wegen seiner allzu lebhaften Verteidigung der tibullischen „Elegie" (Klopstocks) aufgegeben habe; er habe inzwischen zu deutliche Zeichen von gutem Herzen gegeben. — Geßner an Schultheß, 12. Juli, Wölfflin, S. 157. — Wieland an Bodmer, 14. Juli, Ausgewählte Briefe 1, 91; S. 94, Z. 10 von unten „Wie werden Sie mich in meiner Liebe zum wahren Guten"; S. 95, Z. 9 „eine boshafte Freude". Nach dem 1. Absatz folgt im Original: „Ich bitte Sie liebster Herr Professor, vermindern Sie etwas die alzu gute Idee die Sie von mir haben; ich versichere Sie daß ich viel verliehre wenn Sie mich sehen und noch mehr wenn Sie mich von nahem kennen. Doch werden Sie eine gewisse Einfalt des Herzens, Redlichkeit und ein lenksames weiches Wesen an mir finden. Ich hoffe in wenig Zeit bey Ihnen recht viel

[1]) Die „Abhandlung von den Schönheiten des Epischen Gedichts der Noah", Zürich 1753, ist 25¼ Bogen stark (404 SS. 8°).

[2]) Jacob und Joseph 1751, 1. Gesang, V. 149 ff. lauten:

„Joseph schien wie ein schossender Baum am Brunnen gepflanzet,
Dessen Äste bald über den Brunnen gewachsen sich breiten;
Ernst und Tiefsinn zu denken, bey andern die Früchte des Alters,
Waren bey ihm in der Blüthe des Lebens gereifet; Gott gab ihm
Weisheit, die Künste der tiefverborgnen Natur zu entdeken.
In ihm hauchte der göttliche Geist. In seinen Geschäften
Die er vornahm, war Gott mit ihm und ließ sie gelingen.
Gott verband ihm das Glück. Was er vornahm konnte nicht besser
Vorgenommen, und was er dacht nicht besser gedacht seyn.
Seine geringste That war mit Wolstand und Anmuth bestreuet,
Die darauf aus dem Schaz des göttlichsten Herzens herabstoß."

besser zu werden. Ich weis was der Umgang eines erhabenen Geistes über mich kann. Der bloße Nahme Bodmer giebt meinen Gesinnungen einen Schwung. Nehmen Sie ja alles was ich schreibe vor würkliche Empfindungen meines Herzens an. Sie werden mich so finden. Ich kan keinem redlichen Mann schmeicheln oder ihm was vormachen." — Am Schlusse des 2. Absatzes: „Erzählungen z. E. S. 123 Ja Schöpfer u. s. w. Ich habe gar wenig Erfindungskraft. Balsora gehört Hr. Addison, wie Sie schon wissen werden, Serena großentheils dem Verfasser des Tattler, den ich im Französischen gelesen habe, denn zu meinem Unglük habe ich noch nie Gelegenheit gehabt Englisch zu lernen. Zu den Unglyklichen wurde ich veranlaßt weil vor 3 Jahren Doris beynah eine Serena und ich Arist worden wäre. Jocaste sollte hier seyn und der Doris Großvater ist Harpax ‚In Harpax Augen gilt der Reichtum Die ganze Schaar der armen Tugenden'. Ein coup de providence wendete dies Unglük ab, welches alle meine Schriften in ihrer Praeexistenz erstickt hätte. Selima ist vornehmlich durch Lesung der Empfindungen eines Blindgebohrnen[1] und ein gewisses Stück des Babillard entstanden" (teilweise veröffentlicht Anzeiger für deutsches Altertum 12, 89). S. 95, Z. 2 von unten „Weisheit" statt „Wahrheit"; S. 96, Z. 4 „bey Gelegenheit der Stelle im". Nach Z. 17 „Sipha ist mein Liebling und — Thamar. Was soll ich doch von den Herren denken die nur Hexameter im Noah sehen? Die Thorheit kan nicht sehen! Was Hr. v. Haller" u. s. f. siehe Anzeiger für deutsches Altertum 10, 244; S. 96, Z. 2 von unten „Der Titel und Hr. Meiers Vorrede sind sehr geschikt die Leser wegzuscheuchen. Ich möchte"; S. 97, Z. 6 „kennen, um ihn zu lieben und es"; S. 97 vor Z. 4 von unten „Was mein Schiksal betrifft, so sey das Gott überlassen. Ich"; S. 98, Z. 8 „wählen" statt „führen". Zum Schlusse: „Erst in 8 oder 9 Wochen werde ich etwas Gewisses von meiner Ankunft in Zürich melden können. [Hierzu Nachtrag: „Das ist falsch. Es wird schon in 5 geschehen können."] H. Prof. Sulzer danke ich gehorsamst vor sein Geschenk und seine gütige Begierde mich zu kennen. Er hat alle meine Hochachtung. Ist der Hymnus in Zürich gedruckt?"[2] — Wieland an Schinz, 15. Juli, Ausgewählte Briefe 1, 98. — 18. Juli,

[1] Von Bodmer, siehe Neue critische Briefe, S. 282 ff. Empfindungen eines gebohrnen Blinden.

[2] Danach scheint es, daß Bodmer Wielands Hymnus auf die Größe und Güte Gottes an Sulzer zur Drucklegung geschickt hat, nicht Wieland selbst, der damals ja auch noch keine unmittelbare Fühlung mit Sulzer besaß. Es ist auch damit ein geheimnisvolles Spiel getrieben worden, denn Sulzers offener Brief an Bodmer schließt, als ob er diesem etwas Unbekanntes zuschicke, und Bodmer spricht auch brieflich gegen seine Freunde dunkel.

ebenda 1, 104. — Zellweger an Bodmer, 20. Juli. Nachdem Zellweger schon früher wiederholte Fragen nach Wielands Werken gestellt hatte, läßt er sich unter diesem Datum zum erstenmale breiter aus: die „Erzählungen“ gefallen ihm besser als die „Natur der Dinge“; er erteilt viel allgemein gehaltenes Lob; Wieland werde Klopstock übertreffen; er sei ein poëte universel, vor dem alle Deutschen würden die Waffen strecken müssen. Er könnte nicht glauben, daß Doris eine wirkliche Geliebte sei. Bodmer werde Freude an ihm haben, da Wieland auch im Wein- und Tabakverachten so gut zu ihm passe wie den Dichtungen nach. Auf den Noahkommentar sei er gespannt; in Bodmers Haus dürfe dieser nicht verfaßt werden, weil die Leute sonst schrien, Bodmer posaune sich selbst aus; Wieland sei des „Noah“ Addison und Steele. — Bodmer an Zellweger, 29. Juli: „Wielands Doris ißt und trinkt, und lachet und schläft. Sie ist die Tochter eines Doctors der Medicin. Wieland ist schon mit ihr verlobt parentibus consentientibus. Er eilet aber gar nicht das Verlöbniß zu vollziehen. Ihr Vater ist kein Sipha. Er nennt die Zärtlichkeit der beyden Verliebten Phantasterey; Es mag doch wol ein wenig Poesie darunter seyn. Dieser Mensch zeigt ein ungemeines Vertrauen gegen mich, und erkläret sich auf alle meine Versuchungen so moralisch, daß ich das Abentheuer seiner Zürcher Reise bestehen will, ungeachtet des unglüklichen Ausganges der Klopstokischen Begegniß. — Der Noah ist glüklich daß er an Wieland einen Beurtheiler bekommen der selbst ein Poet ist. Er siehet darinnen etwas mehr als nur Hexameter [so hatte Haller geurteilt] .... Sie sagen nichts von dem Hymne, der von wackern Männern ungemein gelobt wird.“ — Bodmer an Heß, 30. Juli, Zehnder, S. 506. — Wieland an Volz, etwa Anfang August, Stuttgarter Morgenblatt 1839, Nr. 97: hier ist der Brief falsch von 1753 datiert; Wieland hat Antwort von Volz auf die Zusendung seiner „Erzählungen“, die am 16. Juni Schinz als dem ersten zugegangen waren; am 20. August schreibt Volz an Bodmer über Wielands künftige Reise nach Zürich, die der undatierte Brief ihm angekündigt hat; so ist die Zeit, in die der Brief fallen muß, begrenzt; in den Anfang August rücke ich ihn deswegen, weil darin wie in Wielands Brief vom 7. August der Artikel in den Vermischten Schriften 3, 1 gerühmt wird. — Wieland an Schinz, 7. August, Ausgewählte Briefe 1, 105. — 12. August, ebenda 1, 107. — Heß an Bodmer, 17. August, Zehnder, S. 509 f. — Bodmer an Zellweger, 17. August: „Von Noah habe ich nichts neues. Wieland hat schon etliche Cahiers seines Commentarii hiehergeschikt. Er will ihn hier druken lassen. Das könnte so ziemlich parteiisch für mich scheinen, zumal — da er dann in meinem Hause seyn wird. Ich meine aber es komme auf die Sachen an, die er

sagen wird, und nicht auf diese Umstände. Wenn er vernünftig urtheilt, so wird sein Urtheil dadurch, daß er bey mir ist, nicht unvernünftig werden, und die denen es verdächtig wird, haben alle Freiheit es zu untersuchen ..... Izt werde ich Wielanden meine Epischen Manuscripte lesen, und sehen wie sie ihn afficieren. Erst hernach werde ich ans publicieren denken." — Volz an Bodmer, 20. August: er habe nun Wielands Freundschaft erworben und sei glücklich darüber; er höre, daß Wieland nach Zürich gehe, sein Umgang dort werde vortreffliche Früchte tragen. — Bodmer an Heß, 24. August: er habe kürzlich Wielands Gedanken über die sechs ersten Gesänge des „Noah" gelesen, sie seien so stark zu seinem Vorteile, daß sie Wieland verantworten müsse.[1] — Bodmer an Zellweger, 27. August: „Wielands Beurtheilung des Noah ist so beschaffen, daß sie ziemlich beweiset, was sie behauptet. Es ist kein leeres Elogium, das von Machtsprüchen bestühnde ... Ich erwarte alle Tage Bericht, wenn Wieland von Biberach abreisen werde. Er schreibt dann und wann Oden. In einer solchen sagt er:

Da führt uns Bodmer hin in die erste Welt
Wo er im Garten den einst sein Milton sang
Für eine Eva drey voll Unschuld
Jede dir ähnlich Doris zeiget.

In einer andern sagt er zu der Weisheit:

O so zeige dich mir, wie du dich Bodmer zeigst;
Dich zu sehen gewohnt, voll des olympischen
Sanften Lichtes das dein Aug unerschöpft um sich gießt
Mißte er leicht deine Gegenwart.

Ich werde eine würdige Figur machen, wenn ich von der Weisheit verlassen da stehen werde. Gut ists daß die Weißheit an verschiednen Orten auf einmal seyn kann."

Damit werden von den dreizehn durch Hofmann aus Bodmers Nachlaß veröffentlichten Oden wieder zwei datierbar: die erste Strophe stammt aus der IV. „Ode an Doris", Herrigs Archiv 66, 59; die zweite aus der IX. „Ode", ebenda S. 67. Wahrscheinlich sind diese beiden Oden auch gemeint in Wielands Brief an S. Gutermann vom 5. Juni 1752. Bodmer scheinen noch mehr Oden vorgelegen zu haben („in einer", „in einer andern" sagt er, nicht „in der andern"). Vermutlich kannte er noch „Ode" III, ebenda S. 56, die zweifellos zwischen Juli und September 1752 verfaßt

[1] Das ist der „zweyte besondere Theil" der „Abhandlung von den Schönheiten des Noah", S. 41—232.

ist, in der Erwartung von Sophiens Ankunft in Biberach, vor der Abreise nach Zürich. (Osterdingers Datierung vom 23. August 1754, ebenda 70, 33 f. ist unmöglich.) Den Schluß dieser Ode meint Wieland mit seinen Worten im Briefe vom 8. September 1752, Ausgewählte Briefe 1, 117. Ferner gehört wohl in die gleiche Zeit die VII. „Elegie“, ebenda 66, 64 und die „Ode“ VI an Schinz, ebenda S. 63: damals traten Schinz' und Wielands Bräute in Beziehung. Von den übrigen in der Züricher Stadtbibliothek erhaltenen Oden ist die I. datiert 24. September 1753, ebenda S. 50; die II., ebenda S. 54 fällt in die Züricher Zeit, wohl 1754; wegen der Wendung: Serena „sie ist wieder mein!“ möchte ich sie in den Anfang Juni 1754 rücken, wo Wieland gute aufklärende Briefe von Sophie La Roche erhielt, Ausgewählte Briefe 1, 131 f.; aber ich weiß nicht, ob man für diesen Monat schon die Freundschaft zu der in der Ode erwähnten Melissa nachweisen kann. Auch an diese Schultheß hat Wieland eine Ode gerichtet, von der ein Fragment in ihrem ungedruckten Briefe „Melissa an Theocles“, Zürich, 30. Juni 1790 aufbehalten ist: „Besinnen Sie sich an jene Seelige Tage, da Sie der Glücklichen M[elissa] sagten: ‚Da Freundin sollen unsere Seelen, / Den Bund der Reinen Lieb Erneuern / in Sphären wo die Liebe Tronet / in Trehnenfreyen Seligkeiten .... / Da werden wir uns wieder finden / Da kommt uns kein Verhengnis mehr / Da wird die Tugend uns belohnen!‘“ Die „Ode“ V, Herrigs Archiv 66, 61 ist zu Schinz' Hochzeitstag verfaßt, dessen Datum ich nicht kenne; weil der Dichter darin um die verlorene Geliebte klagt, muß sie nach dem letzten Monat des Jahres 1753 und wohl wegen des ungemilderten Schmerzes vor die Aussöhnung mit Sophie im Juni 1754 fallen. Die X. „an Hr. M. C.“ gerichtete, ebenda S. 69, möchte ich an Martin Künzli (dessen Name wiederholt Cünzli geschrieben wird) adressieren; dann würde sie in den Sommer 1754 fallen, in dem Wieland Künzlis Bekanntschaft machte; und zwar wegen der Klage um Doris in den Juni, da er damals von ihren Entlastungsbriefen sehr gerührt war und später sie zwar nicht vergaß, aber doch das „weinen“ um sie ließ. Die „Ode“ XIII, ebenda S. 72 hat Hirzel, Wieland und Künzli, S. 49 richtig in den Anfang der Züricher Zeit, also wieder 1752/3 verlegt, siehe unten, S. 89.[1]) So sind alle von Hofmann-Wellenhof veröffentlichten Oden annähernd datiert und es läßt sich nun unter Rücksicht auf das oben, S. 66 f. Gesagte folgende Tabelle aufstellen:

---

[1]) Die Ode in den Briefen an S. La Roche, S. 6, gehört nicht zu dem vorherstehenden Briefe, wie Osterdinger, Wielands Leben und Wirken in Schwaben und in der Schweiz, S. 55, annimmt, sondern in den Winter 1750/1: das beweisen die Reimstrophen und der französische Briefschluß.

I. 24. September 1753.
II. Wohl Anfang Juni 1754.
III. Zwischen Juli und September 1752.
IV. Vor 27. August 1752.
V. Ende 1753 bis Mitte 1754, an Schinz' Hochzeitstag.
VI. Etwa August 1752.
VII. Etwa August 1752.
VIII. Vor 16. Januar 1752.
IX. Vor 27. August 1752.
X. Wohl Juni 1754.
XI. Vor 16. Januar 1752.
XII. Vor 16. Januar 1752.
XIII. Oktober November 1752.

Allerdings findet die Zeitbestimmung an der Form der Überlieferung keine sichere Stütze. Der Herausgeber hat nicht gesagt, daß nur Nr. I, II, X, XI, XII, XIV der Oden von Wielands Hand geschrieben sind, die andern von fremder; doch hat zu III, VI, VII, VIII, IX, XIII Wieland eigenhändig Verbesserungen oder Bemerkungen gesetzt. Ferner hat Hofmann-Wellenhof nicht angegeben, daß X, XI, XII zusammen auf 2 Blättern 4°, IX, VI, VIII, VII in dieser Reihenfolge auf 6 Blättern 8° (das letzte Blatt unbeschrieben) stehen. Für die Zeitgleichheit der Dichtungen sprechen aber diese handschriftlichen Gruppen nicht; ich habe erwiesen, daß Nr. VIII vor 16. Januar 1752 fällt, die Nrn. IX, VI, VII aber erst zwischen Juli und September; Nr. XI, XII liegen vor 16. Januar 1752; sollte X in eben diese Zeit gehören, so könnte sie nicht an Martin Künzli gerichtet sein, und es wäre nötig, dem einsamen Tübinger Studenten einen vertrauten Freund anzudichten. Allerdings haben Nr. X und XII gleiches Versmaß; aber auch Ode I, V, XI haben das gleiche Maß und sind doch durch Jahre getrennt; Nr. X an M. C. muß in die Züricher Zeit fallen, denn in Tübingen hätte Wieland nicht vom Aufenthalt „in fremden Gefilden" gesprochen (und der ganze Inhalt der Ode und seine Auffassung weist nach der Schweiz). Alle diese Stücke liegen in einem Umschlage mit der Aufschrift: „Wieland. Nicht gedruckt.", dabei auch eine anfangs von Wieland, gegen den Schluß von Bodmer geschriebene Recension: „Frankfurt und Leipzig. Briefe nebst andern poetischen und prosaischen Stücken." 2 Blätter 4°; sie gehört ins Jahr 1753, in welchem diese Briefe E. von Gemmingens erschienen sind. Ich habe leider versäumt nachzuprüfen, ob dies als „nicht gedruckt" bezeichnete Stück nicht doch mit der lobenden Anzeige des Büchleins in den Freymüthigen Nachrichten 1753, Nr. 39, S. 308 ff. übereinstimmt.[1])

[1]) Ich muß überhaupt hier anmerken, daß vielleicht manche meiner Mitteilungen aus den Züricher Handschriften nicht ganz genau sind: ich war bei der Benützung durch den bevorstehenden Anfang der Bibliotheksferien sehr gedrängt, die

Ich kehre zum chronologischen Verzeichnis der Urkunden zurück. Wieland an Bodmer, 6. September 1752, Ausgewählte Briefe 1, 111 (wo fälschlich 2. September gedruckt ist). Der Anfang lautet im Original: „Theurester H. Professor, Der Hymne muß kräftige Schönheiten haben, denn er hat auch meinem l. Vater wohlgefallen, der sich nicht unter die Kenner rechnet und dem der Noah noch besser gefallen würde, wenn er gereimt wäre. Die Zeilen, damals wäre der Löw — der Nil versieht ihn mit Feuer,[1]) haben ihn so wenig beleidigt daß er sie vielmehr vor eine glückliche Nachahmung ähnlicher erhabner Tours in biblischen Gesängen gehalten hat. Kurz der ganze Gesang dünkte ihm sehr schön und erbaulich, und was das besonderste ist, so war dieser Gesang in Hexametern, reimlos und mit lateinischen Buchstaben, welchen leztern mein Vater gar nicht günstig ist. — Was Sie mir von der Übereinstimmung vieler meiner Gedanken in der Recension des Noah mit den Ihrigen und Hr. Hessens sagen, ist mir unendlich angenehm. Indessen bleibt meine Schrift ein sehr unvollkommens Ding. Der Noah gehört unter die seltenen Schriften welche desto besser gefallen je öfter mann sie liest. Beym ersten Durchlesen fande ich hier und da Zweiffel ja gar Fehler, die bey dem zweyten ganz verschwanden. Ja ich will Ihnen gestehen daß ich mich über das 5. Buch gar geärgert.[2]) Erst da ich mit ruhigerm Gemüth das Gantze in der Verbindung aller Theile übersah, fand ich lauter Richtigkeit, Schönheit, Ordnung. Je öfter ich nun eben dieselbe Gesänge lese desto mehr Schönes sehe ich darinn. Ich bin begierig von Ihnen selbst, M. Th. H. Professor, die Unvollkommenheiten des Noah, die ich nicht sehe, zu erfahren. Ich kan mit Aufrichtigkeit sagen daß nach meiner Erkenntnis wenige harte Verse welche leicht wohlklingender gemacht werden können, der gröste Fehler dieses Werkes sind. Es hat mich aber nichts im ganzen Gedicht so

---

unerwartet große Menge der Papiere eilig durchzusehen, und bin seit 1881 nicht mehr nach Zürich gekommen.

[1]) Hymne auf die Größe und die Güte Gottes:

„Als er auf Sinai kam da seine Gesetze zu reden
Schmolz das Herz in der Brust, der Heiden Götter erschraken;
Damals wäre der Löw' aus Schreken zur Löwin geworden.
Hat er Feuer vonnöthen, das seine Feinde verzehre,
Und er foderts vom Nil, so versieht der Nil ihn mit Feuer“ u. s. w.

[2]) Wahrscheinlich wegen der Unsittlichkeit der Bewohner von Lud, V. 211 ff.; dann auch wegen des „wenigen Affects in der Rede des Noah“; siehe Wielands Abhandlung vom Noah, S. 19, 181, auch 196: „Wie der schönere und zärtlichere Theil meiner Leser müde ist den Grausamkeiten und tollen Unternehmungen der Teufel zuzusehen, so wird derselbe mit desto größerem Vergnügen bei dem [VI.] Gesange verweilen. ... Dieses Vergnügen wird desto lebhafter sein, je größer die Unlust ist, die uns der Dichter im vorigen Gesange zu machen vorhatte.“

sehr Ihnen eigen gemacht als Ihr Husan.[1] Dieser und noch einige Stellen entdekten mir eine gewisse nicht kleine Gleichförmigkeit in Ihrer und meiner Denkart und Einsicht, die mich nothwendig entzücken muste. In einer solchen Art von Entzückung las ich einst den Husan meinem Vater vor und er hätte mirs beynahe gestanden daß er ihm gefalle. Ich habe dem lieben Manne, der seine Jugend in Halle zu den Füßen der Seligen Theologen Frank Lange — zugebracht, und von der wolfischen Philosophie erst in seinem Predigerstande sich einen guten Begrif erworben, in der Conversation so viel beygebracht, daß er sich meine poetischen Bemühungen gefallen läst. Er hört es gerne wenn ich ihm aus dem Noah oder dem Messias vorlese und wird, wie er sagt, viel auf mich halten, wenn ich einem so verehrungswürdigen und weisen Manne als Bodmer, gefallen werde." S. 112, Z. 5 „herumreisen können"; Z. 8 von unten „oder Dichtung in"; Z. 1 von unten „procediren will"; S. 113, Z. 4 „als vor nicht würklich zu"; Z. 8 „ist eigentlich eine"; S. 114, Z. 1 „menschenfreundliches" statt „edles"; Z. 10 „meine Fehler liebreich bessern, meine"; S. 115, Z. 12 fehlt: „Wenn Sie glauben daß seine Bekantmachung von einigem Nutzen seyn könne, so könnte es auf die Messe fertig gemacht werden. Mann könnte es auf $1^1/_2$ Bogen in 4 aber mit deutschen Buchstaben drucken lassen."[2] Es handelt sich um das „Schreiben von der Würde und Bestimmung eines schönen Geistes"; Wielands Handschrift dieser Dichtung liegt in Zürich, wenn ich recht verzeichnet habe, zweimal; einmal mit dem Titel: „Sendschreiben von der Bestimmung eines schönen Geistes." — Sulzer an Bodmer, 7. September, Körte, S. 187. — Wieland an Schinz, 8. September, Ausgewählte Briefe 1, 115. — Hagedorn an Bodmer, 17. September: „. . . der Verfasser des Gedichts von der Natur der Dinge, dessen Namen Sie verschweigen, über den Noah schreiben wird. Ich weiß aber, wie der Herr Wieland heißet, und ich habe von einem Gelehrten aus Tübingen,

[1] Abhandlung von den Schönheiten des Noah, S. 330: „Der Character Husans ist . . . in meinen Augen der merkwürdigste. Hier sehen wir einen Menschen, der von der Offenbarung nichts gehört hat, aber, durch eine richtige Abwendung seiner Naturkräfte, den Schöpfer erkennen, anbeten, und die Tugend aus Wahl lieben gelernt hat. An diesem Manne hat der Poet . . . . gezeigt, wie weit es ein Mensch durch getreuen und weisen Gebrauch seiner Naturkräfte in der Erkenntniß der Wahrheit bringen kann. Die . . . Leser . . ., die im Stande sind, diesen Character in seiner ganzen Schönheit und Richtigkeit einzusehen, werden ihn und den Dichter bewundern und lieben." u. s. w. Husan wird im 10. Gesang des Bodmerschen Noah, V. 280 ff. behandelt.

[2] Das „Schreiben an HERRn *** von der Würde und der Bestimmung eines schönen Geistes. Zürich, gedruckt bey David Geßner, 1752" zählt 11 Seiten 4° und ist in den ersten Oktoberwochen aus dem Drucke gegangen. Die Frakturschrift wurde wohl mit Rücksicht auf Wielands Vater gewählt.

der sein Freund ist, gute Nachrichten von diesem, allen Kennern desjenigen was rechtschaffen ist, so schätzbaren, Dichter eingezogen. Allenfalls wäre mir genug, daß Sie ihn lieben, Aber, wenn Sie ihn auch nicht einmal kennten, so würde ich doch aus seinen moralischen Briefen eine Hochachtung geschöpft haben, welcher ich nur wenige recht würdig finde. Ich mögte ihn bitten, die Satire, in der er so glücklich ist, nimmer gantz zu verlassen: was die Zärtlichkeit betrift; so will ich seiner Freundinn anheim stellen, seine Poesie bey der Sprache der Liebe zu erhalten. Seine Briefe haben hier [Hamburg] mit Recht großen Beyfall und, ob ich gleich in den letzten Monaten Epigrammata aufs Papier gerathen lassen, die ich würklich nicht so sehr gesucht habe, als sie mich; so will ich Ihnen nicht vorhalten, wenn es mir erlaubt wäre, immer ... ein Poet zu seyn, ... daß dann würklich keine Schreibart seyn würde, in der ich mich lieber üben und versuchen mögte, als in moralischen Briefen, die für mich eine besondere Reitzung haben, wenn Sie an Materie so edel und reich sind, als des H. Wieland seine ... Ich mögte Sie fast beneiden, daß Sie den H. Wieland itzo um sich haben. Wie bald wird was er über den Noah schreibet zum Vorschein kommen? Zu diesem Ausleger kann ich Ihnen mit allem Recht gratuliren und ich sehe zum Voraus, daß die billigsten und würdigsten Leser des Noah ihn, daher, mit einem immer größeren Vergnügen in die Hand nehmen werden. Mich deucht, daß, ohne dem Wercke zu schaden, Sie ihm die Stellen anderer Poeten Selbst entdecken könnten, deren Gedanken einige der ihrigen veranlasset haben, z. E. die rührende Stelle aus dem Shakespear: „Sagst du dem Satan ab, so gieb mit der Hand noch ein Zeichen Rief er ihm zu: doch starb der Sünder und gab ihm kein Zeichen.“[1]) Noah V, 730. ... Ich bitte den H. Wieland meiner Freundschaft zu versichern, und, da ich doch, so ungewöhnlich mir es auch ist, auf dieser Seite [gegen den Noah] critisirt habe, so wird mir erlaubt seyn, noch hinzuzusetzen, daß ich, S. 114. 135. 149. der moralischen Briefe, zwo weibliche Zeilen vermisset habe, die bey einer neuen und, wie ich wünsche, vermehrten Ausgabe, sehr leicht werden einzuschalten stehen [!].[2]) Nur der H. von Schönaich, der nunmehr wenigstens ein gekrönter Dichter ist, wird wol nicht begierig [seyn], den neuen

[1]) Diesen Hinweis auf Shakespeare hat Wieland in seine Abhandlung vom Noah, S. 196 aufgenommen. Hiernach braucht man Wieland damals noch nicht Shakespearekenntnis zuzuschreiben, wohl aber Bodmer.

[2]) Vielmehr: es folgen jedesmal zwei weibliche Reimpaare aufeinander, zwischen denen ein männliches stehen sollte. Der 9. Brief, aus dem das erste Beispiel entlehnt ist, fehlt in Poetische Schriften 1762, Band 2 (nebenbei: aber nicht auch der 5., wie Goedeke 4, 200 behauptet ist); das zweite Beispiel hat Wieland durch Weglassen des zweiten weiblichen Reimpaares, das dritte durch Einschieben eines männlichen verbessert.

Herrmann zu sehen, welchen dem seinigen ihr Freund entgegenstellen wollte: sonst wünschen viele, daß dieser mit seinem Helden siegreich hervorrücke. Wie weit ist er mit dieser so löblichen Bemühung fortgefahren? Ich wollte gleichwohl nicht, daß sie seinen Erörterungen über den Noah schadete" ... Wieland solle in den Anmerkungen über den Noah Bodmers Beobachtungen über Hexameter und Antiquaschrift,[1] wie Bodmer sie Hagedorn oft geschrieben habe, mitteilen. — Zellweger an Bodmer, 21. September, Zehnder, S. 366 f., falsch datiert vom Dezember. — Bodmer an Zellweger, 24. September: „Sie haben es errathen, diesen Winter soll der Commentar über den Noah, die Colombona, Joseph und Zulica, die geraubte Helena, die geraubte Europa, der zweite Theil vom Crito, gedrukt werden. Item wider ein Band alter schwäbischer Gedichte ... Mit meinem nächsten schike ich ein Gedichte von der Würde und Bestimmung eines schönen Geistes, gedrukt. Der Verfasser ist Wieland. Er wird in 3—4 Wochen bey mir seyn. Jacta est alea. Der Husan im Noah hat ihm über alles gefallen, weil er nach seiner Denkart sey." — Wieland an Schinz, 5. Oktober, Ausgewählte Briefe 1, 118. — Wieland an Bodmer, 11. Oktober, ebenda 1, 119. Bodmer erhielt den Brief am 18. — Bodmer an Zellweger, 12. Oktober: „Wieland soll künftigen Sonntag [so war es zuerst bestimmt gewesen, Ausgewählte Briefe 1, 118] in einem Landgut unweit Andelfingen [Wesperbühl, wo Schinz mit dessen Besitzer Billeter war] eintreffen, wo ihn einer von seinen andern hiesigen Freunden erwartet. Er wird sich dort etliche Tage aufhalten, und dann zu mir kommen. Ich verspreche mir allezeit tausend Freuden und Nutzen von seiner Gegenwart. Sie werden in dem Gedichte von der Würde sehen, wie stark der junge Mensch mir dienen kann .... Wieland hat hier und da, vornehmlich in seiner Beurtheilung des Noah, auch Gedanken eingestreut, die vermuthlich den Mund aufnöthigen werden [vornehmlich den schweigsamen Berlinern]. Ich fürchte zuweilen, daß Gleim und

[1] Hierauf zielt Wielands Äußerung in der Abhandlung vom Noah, S. 39: „Es haben einige gewünscht, daß man ein ganzes Werk zur Vertheidigung des deutschen Hexameters schreiben möchte" u. s. w. Über Antiqua hier zu sprechen, war kein Anlaß, da der „Noah" mit Frakturlettern gedruckt ist. Über Antiqua gegen Fraktur wird Freymüthige Nachrichten 1753, Nr. 33, S. 260 kurz und gelegentlich, Nr. 38, S. 299 f. in einem Schreiben darüber ausführlicher gehandelt. Über den Hexameter wird ebenda 1759, Nr. 31, S. 242 ff., und Nr. 32, S. 250 ff. gehandelt; vgl. das Schreiben über die musikalische Wirkung des Hexameters ebenda 1760, S. 293 f. Die ersteren Artikel könnte man mit Hagedorns Wunsch in Verbindung bringen und allenfalls an Wieland als Verfasser denken, weil er ein besonderer Freund der Antiqua war. Die letzteren gehören ihm gewiß nicht zu: denn damals war er nicht mehr einseitiger Hexametrist und noch weniger der Gegner von Uz, als welcher sich der Verfasser bekennt.

die Braunschweiger sich werden getroffen finden, und so laut schreyen, daß ein offenbarer Bruch unter uns erfolgen muß." — Wielands Vater an Bodmer, 14. Oktober: „Hochedelgebohrner, Hochgeehrtester Herr Professor Seit dem mein Sohn die Ehre gehabt, Ew. Hoch-Edelgebohren bekandt zu werden, habe ich aus Dero geehrtesten Zuschrifften nach und nach so viele Proben der Liebe und Gewogenheit gegen ihn wahrgenommen, daß ich es nicht anders, als ein offenbares Merckmal göttlicher Vorsicht ansehen können, die eines auswärtigen so berühmten Gelehrten Neigung gegen ihn mit so großer Zärtlichkeit gelencket hat. Die verborgene Regierung des Höchsten sey davor gelobet. Da nun von Ew. HochEdelgebohren mein Sohn noch weiter die gütige Erlaubnis erhalten, zu Ihnen zu kommen, und die Versicherung, in Dero Behausung liebreich aufgenommen zu werden, und den nähern Umgang mit Denselben zu genießen: so habe nicht nur deshalben im geringsten keinen Anstand gehabt, sondern mich über eine so unvermuthete Schickung vielmehr herzlich erfreuet. Er reiset dahero, um das Verlangen seiner Freunde nicht länger aufzuhalten, in Gottes Nahmen und unter vielen herzlichen Wünschen von uns mit großen [!] Vergnügen ab, und wir machen uns aus allen bißher bemerckten Umständen die sichere Hoffnung, daß sein Auffenthalt bey so vortrefflichen Männern, besonders aber die Conversation mit einem so unschäzbaren Gönner und dessen große Einsicht und Erfahrung ihm die wichtigste Vortheile verschaffen werden. Der Herr begleite ihn auf seiner Reise, und lasse ihn seiner so sehnlich gewünschten Freude bald theilhaftig werden. Ew. HochEdelgebohren samt Dero werthesten Frau Gemahlin (denen wir, ich und meine Eheliebstin, uns gehorsamst empfelen) in angenehmer Gesundheit zu sehen, und Dero nüzliche Absichten zu Dero Zufriedenheit befördern zu helffen. Mein inbrünstiger Wunsch ist noch, daß Gott Dieselbe noch viele Jahre zum gemeinen Besten im Segen und Wohlseyn erhalte, und meine Bitte, Ew. HochEdelgebohren wollen sich diesen meinen liebsten Sohn Dero unverrückten Liebe und Wohlwollen lassen anvertrauet seyn. Ich bin mit aller Ergebenheit Ew. Hoch-Edelgebohren, Meines Hochgeehrtesten Herrn Professoris gehorsamster Diener Thom. Ad. Wieland, Past. ad S. Mar. Magd."

Es sei gestattet, hier die chronologische Folge zu unterbrechen, um den Dankbrief einzuflechten, den der Vater an Bodmer richtete, als sein Sohn dessen Haus verließ; er bildet ja eine Art Ergänzung zu diesem ersten und lautet: „Biberach, 12. Juli 1754: „Hochedelgebohrner Hochgelehrter, Hochgeehrtester Herr Professor, Hochgeschäzter Gönner Es sind nun 7 Viertel Jahr dahin, daß mein Sohn das liebe Zürich betreten, und bey Ew. Hochedelgebohren nicht nur einen Freund, nicht nur einen Gönner, sondern auch gar einen gütigen

Vater genossen, welcher ihm die Wohnung geöffnet, ihn mit nöthiger Kost bedacht, und solche Ausflüsse der liebreichsten Fürsorge auf ihn geleitet, die mit Recht den Nahmen einer Vater-Treue verdienen. Die Briefe meines Sohnes sind ein Zeuge davon, welche die zahlreiche Liebes-Erweisungen immer mit neuen Zusäzen preisen, die sein gerührtes und erkäntliches Gemüth ihm herausgelocket. — Unter den Reichtum der von ihm genossenen Wolthaten rechne ich nicht nur die irdischen zu seiner leiblichen Unterhaltung, sondern vorzüglich diese, da er seine beständige Anweisung zur wahren Weißheit, Tugend und Gelehrsamkeit gehabt, und das ihm stets vor Augen schwebende fürtreffliche Exempel, so ihm täglich neue Aufmunterung geben muste, in die schöne Fußstapffen eines solchen Vorgängers zu treten, seine von Gott empfangene Gaben zu verbessern, und sie nach göttlicher Absicht zum gehörigen Zweck richtig anzuwenden. So eigne ich auch niemanden als Ew. Hochedelgebohren zu, daß er durch Dero Addresse mit den Weisesten und Gelehrtesten Männern in Zürich bekandt worden, welche ihn lieben, ihm einen geneigten Zutrit verstatten, und durch deren freundschafftlichen Umgang er vieles profitiret hat, und noch weiter Vortheil schöpffen kan. Andrer Ergözlichkeiten zu geschweigen, so ihm in Gesellschafft angenehmer Freunde in Zürich und anderswo wiederfahren. Ich bin demnach durch sichere Beweißthümer überzeuget, daß ihm sein dermaliger Auffenthalt gesegnet gewesen. An Geschicklichkeit und Erfahrung hat er warhaftig zugenommen, seine Kräffte hat er bey seinem noch so jungen Alter zu versuchen angefangen, und sein Talent durch unterschiedliche Proben zum gemeinen Besten nüzlich angelegt. Eben dieses gibt mir auch in Zukunfft die zuverläßige Hoffnung, Gott werde ihn zu rechter Zeit aufruffen, und an dem Ort anweisen, wohin sein uns noch verborgener Rath ihn bestimmet hat. Der Herr sey gelobet vor die iezmalige Offenbahrung so deutlicher Spuren seiner gnädigen Führung. Er liebe ihn fort und fort nach seinem Rath, und bereite ihn zu einem Gefäß seiner Gnade und Ehren je mehr und mehr. Ew. Hochedelgebohren bin ich nun nebst meiner Eheliebstin vor alle meinem Sohn erwiesene Gütigkeit unendlich verbunden, und da ich nicht im Stande bin, mein Danckbegieriges Gemüth durch reelle Merckmale zu erkennen zu geben, so bleibt uns nichts übrig, als den Allerhöchsten Vergellter zu flehen, er wolle an unser statt ersezen, waß uns unmöglich ist, und Dieselben sowohl als Dero hochgeschäzte Frau Gemahlin mit langem Leben, Gesundheit und Vergnügen überschütten, auch alle Dero erbauliche Arbeiten und heilsame Bemühungen zu Dero innigsten Freude mit vielem Segen bekrönen. Ob aber wohl mein Sohn gewisser Umstände halben ihr werthestes Hauß mit einem andern ihm gleichfals werthen verwechselt, so halte mich doch ver-

sichert, Dero gegen ihn geneigtes Gemüth seye dadurch nicht geändert: lebe auch der Hoffnung meines Sohnes Verhallten werde so beschaffen gewesen seyn, daß er in ihrem liebvollen Herzen eine Stelle mit unveränderten [!] Gewogenheit gegen ihn behalten werde, welches auch meine inständige Bitte ist, und daher Ew. Hochedelgebohren noch ersuche, ihn bey seinem zu meiner besondren Zufriedenheit zu Stand gekommenen neuen Instituto mit nöthigen und dienlichen Consiliis zu instruiren und zu unterstüzen. Womit unter herzlicher Empfelung an Dero hochwertheste Frau Gemahlin von mir und meiner Eheliebstin mit ergebenster Hochachtung allezeit bin Ew. Hochedelgebohren, Meines Hochgeehrtesten Herrn Professoris gehorsamster Diener Th. Ad. Wieland." — Der Brief ist nicht nur als eines der sehr wenigen Dokumente, die wir von Wielands Vater besitzen, beachtenswert, sondern auch als Spiegel dessen, was Wieland in uns verlorenen Briefen an seine Eltern über sein Verhältnis zu Bodmer gemeldet hatte.

Ich kehre zurück zum Jahre 1752. Am 18. Oktober schreibt Wieland an Bodmer, Ausgewählte Briefe 1, 120 (hier fälschlich vom 16. datiert); Z. 5 von unten fehlt der Satz: „Meine eigene Verdienste könnten mir so viel nicht erwerben." S. 121, Z. 3 lies: „leben" statt „haben". Zum Schlusse stehen noch allgemeine Lobsprüche auf Bodmer, und die Mitteilung, er hoffe, den Tag seiner Ankunft noch melden zu können. Billeter und alle andern empfehlen sich. Schinz sei das redlichste Herz. — Bodmer an Heß, 19. Oktober: gestern habe er von Wieland Nachricht erhalten, daß Doris [S. Gutermann] nach Biberach gekommen sei. — Bodmer an Zellweger, 19. Oktober: „Wieland ist noch nicht hier, aber er wird izt wohl auf dem Landgute unsers Freundes [Billeter] unweit Andelfingen seyn. Ich hoffe er werde mir seyn, was Lamech von seinem neugebohrnen Noa erwartete. Er wird mir auch die Verachtung der Gleime und Rammler ersetzen." Diese hätten doch nichts Episches gemacht und er habe die „Sündflut" vollendet, woran die anakreontischen und epikureischen Liederdichter ihr Ärgernis finden würden. Herr Meister sei mit dem „Noah" sehr zufrieden. „Wenn man etwas gutes gemacht hat, darf man nichts schlechters machen ... Sonst müßten uns unsere besten und geschicktesten Freunde es sagen, wenn wir abnehmen. Wieland soll es mir sagen. Ich werde ihn à demi mot verstehn. Izt meine ich, es sey noch nicht an dem." — Zellweger an Bodmer, 23. Oktober: gratuliert zur Ankunft Wielands. — Bodmers Tagebuch, 25. Oktober, herausgegeben von Baechtold in Jubiläumsschrift der Allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz 1891, S. 191:[1] Wielands Ankunft in Zürich. —

[1] Ich las im schwer leserlichen Manuskript: „In derselben Woch kam Major von Kleist" statt Baechtolds: „In denselben Wochen war" 2c.; ich würde meiner

Geßner an Schultheß, 28. Oktober, Wölfflin, S. 157 f. Sulzer an Bodmer, 9. November: „Was ist denn Wielands Frühling für ein Gedicht? Hier weiß niemand das geringste davon." — 11. November, Körte, S. 191 ff. — Bodmer an Zellweger, 12. November, Zehnder, S. 689 undatiert. Zwischen Absatz 1 und 2 fehlt im Druck: „Er ist nicht allein zu uns abgereiset, sondern auch bey uns angekommen." Drei Zeilen weiter las ich: „venerabler" statt „veritabler"; vorletzte Zeile „unsocratisch" statt „neu Socratisch". Am Schluß heißt es: „Ärgste. Er lachet dazwischen wie eine Brettigauer. Das ists, was ich mit aller meiner Gefälligkeit an ihm erzogen habe. Indessen haben diese Herrn, Wielanden noch nicht gesehen: theils aus Abneigung, wegen des Gedichtes von der Würde — theils weil ich mich ziemlich deutlich habe vernehmen lassen, Wieland wäre nicht für sie nach Zürich gekommen. Wieland hat auch nicht das geringste Verlangen sie zu sehen, er verachtet sie herzlich. Es ist nicht die geringste Gefahr, daß sie ihn auf ihre Seite brächten, wenn sie ihn gleich so obsediren könnten, wie den Poeten der Messiade. — Er liget mir stark an, daß ich meinen Philocles [Zellweger] bereden sollte, künftigen Frühling zu mir zu kommen, nicht nach Zürich, sondern zu Wieland und Bodmer. Wären wir diese Mühe von ihm nicht werth, und wäre die Zusammenkunft solcher drey Männer nicht allen andern Geschäften und Anschlägen vorzuziehen? — Er ist im Abschreiben der Abhandlung vom Noah begriffen, die wir dann hier unter die Presse legen werden. Er hat große Werke im Kopfe, nicht nur poetische, die Menschen zu Gott und zur Tugend zu führen; es fehlt ihm nur daß er kein Fürst ist." . . . Bodmer an Heß, 19. November, Zehnder, S. 511. Da nach diesem Briefe Wieland Heß schon persönlich kannte, wie in der Ode „Klagen und Beruhigung" vorauszusetzen ist (Herrigs Archiv 66, 72), da außerdem diese Ode Breitinger noch nicht nennt, wie auch Bodmers Brief vom 12. November noch nicht von einem Verhältnisse beider spricht — erst in dem vom 19. November heißt es, Wieland stehe bei Breitinger in Gunst — so fällt sie jedenfalls in die ersten Wochen von Wielands Züricher Aufenthalt; vgl. oben S. 80. — Bodmer an Zellweger, 20. November: „Mit meinem Wieland bin ich schlechterdings zufrieden. Sie haben eben so wol Ursache mit ihm zufrieden zu seyn. An dem Orte seiner Abhandlung vom Noah, wo des Philocles gedacht wird, sagt er etwas recht erbauliches von ihnen. Er hat ein ungemeines Verlangen sie zu sehen. Ich gebe die Hoffnung nicht verlohren, daß sie uns künftigen Frühling besuchen werden." — Kleist an Gleim,

Leitung kein Gewicht beilegen, wenn nicht Geßner am 28. Oktober von Kleists Anwesenheit in Zürich berichtete; danach ist Sauer, E. von Kleists Werke 1, XXXIII zu berichtigen

22. November, Sauer, Kleists Werke 2, 212. — Ramler an Gleim, 23. November (Mitteilung Schüddekopfs): „Haben Sie noch nicht die Ehre eingeerndtet, die ihnen im Antiovid angethan ist? Ich mag ihnen die Stellen nicht hersetzen, ohngeachtet ich sie schon ausgeschrieben habe, Lesen sie das gantze Gedicht und sagen mir ob es ihnen so gut gefällt, als eines unter den übrigen neuern. Damit ich doch mein Wort halte, ihnen die Blumen des deutschen Witzes zu schicken, so lege ich noch Erzählungen bey, deren Verfasser sie errathen sollen, wenn sie ihn nicht schon wissen." — Bodmer an Heß, 27. November: Wieland gehe nicht mit den jüngeren, sondern mit Breitinger und Heidegger[1] um; er wolle noch diese Woche ein philosophisches Gedicht (doch wohl das „Räthsel",[2] Herrigs Archiv 66, 74) zu arbeiten anfangen, wovon er Bodmer nichts näheres entdeckt habe; er gehe nicht leicht vom Lesen zum Schreiben über, aber wenn er einmal die Feder ergriffen habe, so gehe es mit Adlersflügeln und Adlersstärke. — Gleim an Ramler, 4. Dezember (Mitteilung Schüddekopfs): „Für die Blume des deutschen Witzes danke ich ihnen sehr, ob ich gleich sie schon in Halle, und Helmstädt gepflückt hatte. Wie solte ich den Verfasser der Erzählungen, (die ihnen gefallen müssen das sage ich ihnen, mein lieber Criticus) wie solte ich den nicht kennen? Er ist mein Götze [! Johann Nicol. Götz!], dem ich demohngeachtet noch nicht geschrieben habe. Aber wer hat den Antiovid gemacht? Sie solten ihn in der Correctur gehabt haben, so könte er recht schön seyn. H. Wieland der Verfasser des Lobgesangs auf die Liebe arbeitet an einer Critik des Noah —." — Bodmer an Heß, 5. Dezember: „Itzt arbeitet Wieland an dem geheimen poetischen Werke von philosophischem Inhalt wovon ich nichts zu sehen bekomme bis es vollendet ist. Er scheint mühsamer zu arbeiten als wir von ihm glaubten. Wenn dieses tiefsinnige Werk vollendet ist, und es scheint nicht so bald vollendet zu werden, wird [?] er den Hermann nicht nur umschmelzen sondern ganz verändern.[3]) Bei dieser Arbeit wird er mich dann zum Vertrauten machen. Die Ramlern verursachen durch ihren Kaltsinn an seinen Erzählungen und Anti-Ovid bey mir eine Verachtung ihrer Einsichten." — Bodmer an

---

[1]) Johann Conrad Heidegger, nachmals Bürgermeister in Zürich.

[2]) Allerdings ist dies Gedicht, das 1755 als prosaisches Fragment „Betrachtungen über den Menschen" abgebrochen wurde, erst für Ende 1753 sicher bezeugt.

[3]) Das war wohl mehr Bodmers Wunsch, als Wielands Entschluß; vgl. Göttinger gelehrte Anzeigen 1896, S. 497. In den Poetischen Schriften 1762, 1, 303 merkt Wieland an: „Der Verfasser arbeitete damals an einem Heldengedichte, wovon Arminius der Held war. Einige Monate darauf erschien der Hermann des Hrn. von Schönaichs; und um kein Nebenbuler eines so grossen Mannes zu werden, verbrannte man den Arminius." Ist an dieser ironischen Äußerung etwas wahr, so hat Wieland die Entwürfe zu seinem „Hermann" verbrannt.

Zellweger, 7. Dezember, Zehnder, S. 362 ff. — Klopstock an Bodmer, 12. Dezember, Hirzel, Wieland und Künzli, S. 234. — Sulzer an Gleim, 12. Dezember: „Über Wielands Besuch hat er [Bodmer] wie ein Kind sich gefreut. Er scheinet recht nach seinem Herzen gebildet zu seyn. Wieland ist allerdings Verfasser von den Erzählungen und ganz gewiß nicht Götze, was auch immer ihre Logic dagegen einwenden mag" (Halberstadter Archiv). — Künzli an Bodmer, 15. Dezember, Hirzel, S. 51. Vgl. Göttinger gelehrte Anzeigen 1896, S. 474. — Sulzer an Bodmer, 19. Dezember: Bodmer hätte Wielands Vorhaben, eine Kritik des Noah zu schreiben, nicht bekannt machen sollen, volle Anonymität hätte mehr Wirkung gemacht. — Bodmer an Heß, 23. Dezember: Wieland ist bei Heß; die Tage würden lange für Heß bis ins kleinste in erhabener, festlicher Erinnerung bleiben. — Bodmer an Zellweger, 31. Dezember: „Die Abhandlung vom Noah hat noch immer auf Papier gewartet. Izt wird sie in die Drukerey kommen. Der Verleger des Noah, ein Mensch von 22 Jahren [S. Geßner] hat unter dem Titel der Nacht ein anacreontisches Trink- und Liebesstück publiciert, von seiner eignen façon in Prosa und doch in poetischem Stylo, nicht sehr moralisch und gleichsam zur Verspottung der noachischen Poesie und Denkart. Das ist die Frucht von meinen und Wielands Bemühungen . . . Hr. Wieland arbeitet nicht so impetuos als wir ehmals glaubten; aber desto besser. Er grüßt sie höflich." —

Solche Übersicht, wie ich sie hier für anderthalb Jahre vorgelegt habe, scheint mir eine wünschenswerte Sache für alle unsere großen Schriftsteller zu sein. Sie bietet das Authentische, das Objektive, das auch neben jeder verarbeitenden und immer subjektiv gefärbten Darstellung seinen selbständigen Wert fort und fort besitzt. Natürlich müßte sie in durchsichtiger Druckanordnung geboten, die gedruckten Stücke in kurzen Regesten mitgeteilt, reichlichere Erläuterungen beigefügt werden, was ich der nötigen Kürze wegen hier unterließ.

Sollte ich den allgemeinen Inhalt dieses synchronistischen Verzeichnisses ausheben, so möchte ich ihn so zusammenfassen: Wieland wirbt um Bodmers Gunst; geschmeichelt wendet sie dieser zu, erkennt scharf, daß Wieland mehr Wissen besitze als Klopstock, stellt ihn nach Beratung mit seinen Freunden auf Probe und wird durch seine Antworten wie durch das Gefallen an den in überraschender Zahl und Verschiedenheit andringenden Dichtungen bestimmt, ihn zu sich einzuladen; dazu lockte es ihn von Anfang an, obwohl er sich den warnenden Freunden gegenüber so stellt, als ob er von Wieland gedrängt werde. Wieland seinerseits mußte allerdings eine Einladung nach Zürich wünschen; er hatte eine Brautschaft, die von beiden

Vätern mehr geduldet als gebilligt war; er hatte kein Brotstudium und nicht die Selbstbeschränkung, eines ernstlich zu betreiben; Philosophie und Poesie, die allein ihn beschäftigten, versprachen dem Vater nicht die sichere Zukunft, auf die sein Sohn bei den knappen Mitteln des Hauses zusteuern sollte; zudem fand Wielands poetischer Geschmack weder in Tübingen noch zu Hause Beifall. Da war es denn angezeigt, sich die Zustimmung zweier Professoren zu verschaffen, Meiers in Halle, auf welchen Ort der Vater von seiner Studienzeit am meisten hielt, Bodmers im Süden, mit dem sich der Sohn theoretisch eins wußte. Vielleicht schlummerte auch in der Einbildung die Absicht, durch jenen etwa zu einer Professur in Norddeutschland zu gelangen oder durch diesen gleich Klopstock emporgehoben zu werden: aus Bodmers Haus an den Kopenhagener Hof. Schlimmerenfalls konnte mit Hilfe der Züricher Freunde leichter eine Lehrstelle gefunden werden als von Tübingen oder Biberach aus; und eine solche, am Gymnasium oder in privatem Dienst gedacht, seit die Anlehnung an Meier zu keinem Briefverkehr geführt hatte, schien Wieland noch der erträglichste Broterwerb, jedenfalls war er der einzige, zu dem er einigermaßen vorbereitet war. Wieland verfolgte, wie ich glaube, zuvörderst den Zweck, sich über seine poetische Leistungsfähigkeit Urteile zu verschaffen, denn es lüstete den Anfänger nach Beifall und es drängte ihn, in seiner Verlassenheit zusagenden Gedankenaustausch zu finden: praktische Absichten mögen nebenher und dunkel bestanden haben. Er zwang sich zu einem historischen Epos, das nicht in seiner Neigung lag; er meinte, und wie der Erfolg zeigt, mit Recht, dadurch Bodmer sicherer gewinnen zu können, der einen Epiker, keinen Lehrdichter aufgerufen hatte; mit dem Eindruck auf Bodmer hatte das Bruchstück seinen Zweck erfüllt, er dachte nicht daran, es zu vollenden. Auch an den Briefen, mit denen er sich einführt, war ein Stückchen Gefallsucht; sie stecken voll neu zusammengeraffter Gelehrsamkeit; es ist das aber der Fehler aller unreifen Lernenden und zudem war ja ein Teil der Briefe als Zuschrift für den Druck bestimmt, den wohl nur das Aufhören des „Crito" mit dem Jahre 1751 verhindert hat. Als dann Bodmer, aufgehetzt von seinen Freunden, die nach dem Erlebnis mit Klopstock nichts mehr fürchteten als Verliebtheit, Vorstellungen gegen Wielands leidenschaftliche Liebesausdrücke erhob, wich Wieland nur zögernd davor zurück, offenbar nur zum kleineren Teile von der Autorität eines Bodmer überzeugt, daß Küssen vom Übel sei, mehr darauf bedacht, bei den vielen gemeinsamen Ansichten über Poesie, um dieser bräutlichen Ergüsse willen den Gönner nicht zu verlieren. Übrigens war Bodmer selbst damals duldsamer darin als einzelne seiner Freunde, besonders der Pfarrer Heß, der ihn zu solcher Prüderie drängte; zu jener Zeit hat er Gleim und Verwandte nicht wegen ihrer Liebes-

tändelei abgelehnt, sondern wegen des Kaltsinnes gegen seine Werke einen Bruch in Aussicht genommen. Diesen Kaltsinn teilte Wieland nicht, er bewunderte wirklich Bodmers Werke und schrieb die rühmende „Abhandlung vom Noah“ gewiß nicht nur als captatio benevolentiae, sondern in ehrlicher Überzeugung. Und wenn er aus der Sphäre der „Natur der Dinge“, des „Frühlings“, des „Anti-Ovid“ in die realere Welt der Patriarchaden eintrat, so war das für ihn kein Schaden: er hat sich, wie „Cidli“ beweist, noch seelisch genug darin bewegt, mehr Klopstockisch als Bodmerisch. Freilich wurde er zunächst vom Wege seiner Tübinger „Erzählungen“ abgedrängt, und damit von der Bahn, die recht eigentlich für ihn offen lag: aber schließlich war doch Bodmer, dessen Erzählungen ihn dahin geführt hatten, auch wieder sein Führer für Späteres, was so recht in Wielands Natur lag: denn, wie Baechtold, Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz, S. 621, zutreffend bemerkt, das abenteuerliche und mittelalterliche Epos, das romantische, ist von Bodmer angeregt und — in seiner Art — vorgebildet. Wenn man alles erwägt, so traf Wieland in Bodmers Haus an, was er erwartet und was ihm taugte. Seine Kenntnis der klassischen Litteratur wird überprüft, der Kampf für Vergil gegen Bodmers Homer-Neigung ist dafür symptomatisch; als Übersetzer klassischer Autoren wie Bodmer hat sich Wieland damals und bis zum Tode bethätigt. Wielands Sprachenkenntnis wird übers Englische ausgedehnt und so die Shakespeare-Bearbeitung, als litterarhistorische Parallele zu Bodmers Milton könnte man sagen, vorbereitet: schon im „Noah“ hat Bodmer Shakespearisches verwendet. Wielands Philosophie wird aus der Spekulation ins Soziale gelenkt, wie denn der Sinn für Politik, den Wieland später so glänzend bewährte, erst in der Schweiz bei ihm erweckt wird; und auch in der Geschichtskenntnis war Bodmer sein Führer. Daß Wieland für seine historisch-politischen Schriften gerne die Form des Gespräches, auch die des Elysiumsgespräches wie Bodmer verwendete, sei nebenher bemerkt. Von ihm und noch mehr von Künzli wurde Wieland auch für seinen praktischen Erzieherberuf vorbereitet, und es bleibt zu untersuchen, wie weit Sulzer-Künzlis Pädagogik auf seine pädagogischen Schriften gewirkt hat. Endlich aber, und es war nicht das Geringste, wurde Wielands Erwartung von Bodmers Gönnerschaft auch darin erfüllt, daß er der litterarischen Welt bekannt gemacht wurde; daß Hagedorn, der in Wieland doch Blut von seinem Blute spüren mochte, durch Bodmer für Wieland interessiert ward, mag diesen besonders befriedigt haben; breitete Bodmer den Ruf seines neuen Schützlings brieflich aus, so that es Künzli, wie wir aus Hirzels Buch über Wieland und Künzli erfahren, mündlich auf seiner großen Reise. Auch daß Wieland in Bodmers Gesellschaft die

schon vor der Übersiedelung nach Zürich aufgesammelte Verachtung für Gottsched und die seinen aussprechen konnte, war ihm gewiß mehr Erleichterung als Zwang. So war nach innen und nach außen Wielands Einzug in Bodmers Haus seinen Neigungen, seinem Talent gemäß und seiner Ausbildung förderlich. Einzelne Differenzen fallen dabei zunächst nicht ins Gewicht.

Es ist bekannt, wie enge das Zusammenleben und Zusammenarbeiten zwischen Bodmer und Wieland in der Zeit, da sie unter einem Dache wohnten, und noch darüber hinaus war. Bodmer wünschte Wielands Urteil über seine Schriften, Wieland betrachtete sie als Muster der Theorie genau. Noch in Tübingen hat er die Abhandlung über den Noah begonnen. In Zürich schrieb er Briefe über Bodmers episches Gedicht Joseph und Zulika, die 1754 hinter Bodmers Joseph-Tragödien gedruckt erschienen. Er hat aber über dasselbe Werkchen noch ein Urteil aufgesetzt, das, von seiner Hand geschrieben, sich erhalten hat und hier mitgeteilt werden mag.

Zufällige Gedanken bey Durchlesung Josephs und Zulika. Obgleich Joseph einen Schuzgeist hat, so hat doch dieser bey der Versuchung Josephs weiter nichts zu thun, als zu hindern daß die Vernunft des weisen Jünglings durch keine gewältthätige Begeistrung des Chemos verletzet und in ihrer Würkung gehemmet werde. Der Sieg der Keuschheit bey Joseph sollte der Sieg der Tugend d. i. der Vernunft seyn. Hätte der Engel Simri die Vernunft oder die Tugend Josephs durch geheime Einflüsse erhöhet, so wäre der Sieg über Zulika n i c h t J o s e p h s gewesen. Man kan also dem Dichter keinen billigen Einwurf daher machen, daß Joseph einen Schuzgeist hat, da Zulika hingegen verlassen ist. Josephs Schuzgeist überläßt ihn völlig seinen eigenen Kräften.

Zulika ist eine von Natur und aus Gründen der Vernunft und Ehre unschuldige Frau, die zugleich, ihrer Leibes und Gemüthsbeschaffenheit nach, der zärtlichsten Eindrücke und Empfindungen fähig ist. Ihre Religion ist die damals in Egypten herrschende, d. i. eine zwar noch nicht ganz verderbte aber doch schon mit falschen Zusätzen vermengte Theologie. Mann sezte unter den Einzigen obersten Gott, gewisse Unter-Gottheiten, Dämonen, Halbgötter, z. E. große Helden, Verstorbene Könige, Erfinder nüzlicher Entdeckungen und Künste. — Es ist den unlautern Begriffen vom höchsten Gotte, welchen aber Zulika als eine Aegyptierin gar wohl Plazgeben darf, zuzuschreiben, daß sie sich von Thermutis bereden lässet, dieses Unendlich über die Menschen erhöhete Wesen, kenne die Schwäche der armen Sterblichen so wohl, daß es keine strenge Tugend von Ihnen verlangen köne, und ihnen vergebe, wenn sie nur ihre Fehler mit anderweitigen Tugenden ersetzen. Mann irrt sich wenn man glaubt Zulika mache in ihrer Rede an Joseph zu Anfang des zweyten Gesanges den h ö c h s t e n G o t t zum Ursächer ihres Übels; das fliest gar nicht unmittelbar aus den Versen

Zweiffelsfrey waren in meiner Brust empfindliche Sayten
Heimlich von Gott gespannt und gemacht nothwendig zu klingen
Wenn sie die Schönheit berührte, die auf dein Angesicht leuchtet.
[Joseph und Zulika, Zyrich 1753, S. 30.]

Man kan dieses mit Grund der Wahrheit von Zulika sagen. Sie durfte auch Joseph gar wohl lieben. Aber daß sie sich von unartigen Begierden überwältigen ließ und diese Liebe auf eine thierische Art genießen wollte, das war ihr eigner und

des Chemos Fehler und sie schreibt dieses mit keinem Ausdruk Gott zu. Thermutis sagt zwar zu Ende des fünften Buchs[1] ihre Liebe komme von der Isis, und sie soll deswegen dem Gott still halten, der ihr in die Brust die Neigung gelegt habe; es wird aber unter diesem Gott niemand anders als Isis verstanden. Es ist bekannt daß die Griechen und Lateiner auch Göttinnen zu weilen θεος geheissen, wie ich, wenn es nötig wäre, mit Exempeln beweisen könnte. (2) Man thut dem Dichter Unrecht, wenn man meynt, er gebe Zulika dem Chemos gleichsam Preiß. Zulika giebt dem unartigen Teufel selbst Gewallt über sich, indem sie eine Liebe in ihr Herz einschleichen läßet und sie sogar darinn nähret, welche um der besorglichen Folgen willen, schon in ihren noch unschuldig scheinenden Anfängen lasterhaft war. Wäre Zulika so tugendhaft wie Joseph, so würde ihr Chemos nichts anhaben können noch dürfen. Zulika ist nichts weniger als rein. Sie heget anfangs eine sträfliche Neigung die ihr so süß war, indem sie vor sich selber zu verbergen sucht worauf diese wohl endlich hinauslauffen werde. Sie öfnet den Tröstungen der falschen Thermutis ihr Herz alzuwillig,

Isis verführende Reden, die Zulikens Neigung liebkoßten
Fanden den Weg gebähnt in ihren kränklichen Busen. [S. 28.]

Und da endlich Chemos so kühn wurde, ihre Einbildungen und Begierden unmittelbar zu entflammen, so sagt sie — doch hat mein Taumel was süßes

Mich beschwert die Vernunft, mein Irthum ist mir gefällig. [S. 39.]

Hiedurch nimmt sie an den Begierden, die Chemos ihr einhaucht, Theil und macht sie sich eigen.

Indeßen ist doch gewiß daß dem Chemos diesesmal mehr über Zulika erlaubt worden, als er vielleicht hätte thun dürfen, wenn die Absicht der Vorsicht und des Seraph Simris nicht gewesen wäre die Tugend Josephs auf die äusserste Probe zu setzen. Das ganz besondere Schiksal, das Josephs Leben einrichtete, ist auch in dieser Begebenheit sichtbar. Simri erlaubet dem Chemos den Joseph durch die stärkste Versuchungen von aussen, die er finden könnte, auf die Probe zu stellen. Chemos freuet sich demnach da er in der schönen und von allen Seiten liebenswürdigen (eben auch für einen Joseph liebenswürdigen) Zulika schon die Anfänge einer sinnlichen Liebe findet, die er dann sorgfältig anfachet. Er giebt ihr in der Gestalt der Thermutis und Isis verführerische Sophistische und doch scheinbare Palliatifs für ihre Neigung welche von so schönen Lippen desto stärker auf Joseph würken sollten. Er kleidet sie mit dem unwiderstehlichen Gürtel der Venus, und da diß alles so wenig als die schändlichen Zumuthungen der Myris nichts bey der Heldentugend des Jünglings ausrichtet, ja Zulika selbst von der göttlichen Stärke seiner weisen Reden auf eine Zeitlang zurükgetrieben und einigermassen beruhiget worden, so konnte Chemos nichts mehr versuchen als die Zulika so zu mißhandeln daß Joseph dadurch zum Mitleiden bewegt würde. Denn Mitleiden ist oft zu Liebe und Liebe zu Sinnlichkeit geworden. Dieses that er damals als Myris den Joseph beredte mit seiner Laute den bößen Dämon, dessen Besitz von Zulika ihnen nun in die Augen fiel, zu vertreiben. Der Erfolg zeiget daß es dem bösen Gesellen auch mit diesem Anschlag mißlungen; indem Joseph immer in seiner gesezten Faßung blieb, und da er die Sayten zu rühren und zu singen begann, selbst die so sehr glühende Zulika besänftigte und der guten Seele in ihr auf half. Der verzweiffelnde Teuffel wuste also kein Mittel mehr, als Gewalt zu brauchen; dieses war sein lezter Versuch; welches aber die Vorsicht weder in Absicht der Zulika, noch des Josephs, erlauben konnte, daher Simri den scheußlichen Geist verjagen mußte.

[1] Welches Quellenwerk ist damit gemeint? Der Rowe „Joseph“?

Wie über die eigenen Werke, so besprachen sich die Freunde über neue Erscheinungen des Büchermarktes. Auch nach dem Sommer 1754, in dem Wieland Bodmers Haus verlassen hat, sendete Bodmer ihm Bücher zu. Wenn Wieland wegen seiner Unterrichtspflichten nicht die Zeit fand zu mündlicher Aussprache, wurde ein Stadtbrief an den alten Freund geschickt, wie er es ja auch that, wenn ihm ein Thema zu heikel zum Besprechen war.[1]) Unter diesen Briefen ist ein undatierter (er muß zwischen den Sommer 1754 und 1758 fallen), der Wielands Meinung über ein ihm gesandtes neues Buch folgendermaßen ausspricht:

„Nachts 10. Uhr. Mein theurester Herr und Freund, Die Gedanken, die Sie mir gütigst zugeschikt haben, sind mir sehr angenehm gewesen. Wenn ihr Urheber, wie ich gerne mir einbilde ein novus homo ist, So haben wir einen gesund und schön denkenden Scribenten mehr in Deutschland. Ich habe sie ein paarmal durchgangen; manchmal dünken sie mich so auszusehen, als ob sie nur in einer Seele haben entstehen können, die sich selbst erzogen hat und durch keine Schulmethoden ihre Gedanken an einen gezwungnen Gang hat gewöhnen müssen; aber ich finde doch auch wieder andre kleine Züge, die einen Gelehrten von Profession und einen jungen Menschen verrathen, Dem sei wie ihm will, so dünken es mich allemal Gedanken eines nicht gemeinen Geistes. Ich fordre von dergleichen pensées detachées daß sie, wenn es allgemeine Sätze und Maximen sind, fruchtbar und mit vielen andern Gedanken imprägnirt seyen, und wenn es Observationen sind, daß sie neu seyen und etwas sagen, damit sie nicht auf leere concetti hinauslauffen.“ ... Die meisten der Gedanken seien dem Inhalte nach nicht neu, aber dem Vortrag nach. Der zweite sehr gewöhnliche Satz habe glückliche Applikation auf Salomo ... Es seien auch falsche darunter. Zweimal habe sich der Witz des Autors an Sokrates versündigt. „Einmal da er die Ironien des Sokrates und die Demuth Christi gegen einander abwiegt, welches eben so ist als wenn ich sagte, diese Tragödie ist ein besseres Stück als diese Comödie, vorausgesezt daß jede in ihrer Art gut wäre. Die Ironie des Sokrates ist an den Orten wo er sie anbringt, vollkommen am rechten Ort und thut ihren Effect besser als irgend eine andre Art der Vorstellung hätte thun können. — Die andre Versündigung an meinem alten Freund ist auf der 24 Seite begangen worden. Das Sophisma ist klar, es steckt im Wort meiden.

[1]) So schrieb Wieland etwa Juni 1757: Er schäme sich, daß er so spät zwei schon ziemlich alte Schulden erstatte. Er schickt 20 fl., die ihm Bodmer vor ungefähr drei Jahren, da er wegen seiner neuen Beschäftigung dessen Haus zu verlassen im Begriffe gewesen, geliehen habe, und noch eine ungenannte Summe für den Plutarque der Dacier, den er im vorigen Jahre von Bodmer erhalten habe.

In der allgemeinen Maxime, ‚man soll auch den Schein der Laster meiden' braucht es der Autor statt fliehen. In der Application auf den Socrates braucht er es für vermeiden oder entfliehen" .... „In dem Gedanken wo Diderot getadelt wird, pag. 25. wird der Mathematik zu viel eingeräumt. Homer, Sokrates, Xenophon, Pindar, Demosthenes, Thucydides und Plato selbst sind gar nicht durch die Mathematik was sie sind. Ein gleiches von den Lateinern rc. Die wahre Philosophie, *επιστημη του καλουκαγαθου*, hat nichts mit dem Cirkel zu thun" .... „Das Beste wäre, wenn diese Gedanken, welche leicht zu übertreffen sind, Sie veranlaßten uns eine kleine Sammlung der Ihrigen auf diese Art zu schenken, wodurch sie uns nach dem Satz ‚Andern Wissenschaften mittheilen heist seine Seele mit ihm theilen' ungemein verbinden würden. Ich selbst habe schon oft und viel den Einfall gehabt etwas solches zu thun, aber die liebe Procrastination hat gemacht daß man mir zuvorgekommen ist. — Ich habe mich zu mir selbst verschlossen, um zu arbeiten." Wenn Bodmer zu Breitinger gehe, möge er's ihn wissen lassen. Er habe Heideggers Meßkatalog gelesen und 95 Predigtbücher und über 50 Romanzen gezählt. „Alles wimmelt von Dunsen, die sich schon auf der Stirne ihrer Bücher ankünden." Diese Auslassung ist interessant auch ohne daß man den Bezug kennt. Bodmer bemerkt auf das Blatt: „Ewalds Gedanken", aber auch mit diesem Namen ist mir nicht geholfen, da ich nicht weiß, ob Ewalds Sinngedichte den Untertitel Gedanken tragen, und Wielands Worte auf ein prosaisches Werk zu deuten scheinen. —

In dieser brieflichen Kritik gebärdet sich Wieland wie ein genauer Kenner der griechischen Litteratur. Er hat sich in der That in Zürich stark mit ihr beschäftigt, und zwar, wie es scheint, unter Breitingers Aufsicht. Ich kenne in des verstorbenen Johannes Crüger Abschriften zwei Briefe Wielands an diesen, die diesen Schluß nahe legen. Sie sind undatiert, müssen aber der Form nach in die Züricher Zeit gehören. Ich rücke sie hier ein, auch als Zeugnisse des respektvollen Tones, den Wieland gegen Breitinger anschlägt:

Hochwürdiger Herr Theurester Freund ich danke ihnen ehrerbietigst für Ihre gütige Mühewaltung mit Abschreibung der Platonischen Stelle, obgleich diese liebreiche Gefälligkeit nur Eine von unzählichen Freundschaftsbezeugungen ist, deren jede mich, ob Sie mich gleich an sie gewöhnt haben, zur lebendigsten Erkenntlichkeit rührt. Doch ich werde wohl das meiste von diesen werthen Empfindungen in meinem Hertzen verschlossen behalten müssen — ich habe diese Stelle Platon's mit Bedacht gelesen, ich sorge aber daß ich sie nicht völlig verstehe, vielleicht weil ich mit der concisete der attischen Mundart noch nicht bekannt genug bin. Ich sehe wohl daß ich meiner freyen Übersetzung einen andern tour hätte geben können; doch glaube ich daß ich überhaupt den Sinn des Philosophen getroffen habe. Belieben Sie mich hierüber zu belehren. Ihre Verbesserung dünkt mich zum Verstand unentbehrlich.

Ob ich aber in meiner paraphrase eben dieses Satzes, den Plato recht ausgedrukt, ist eine Frage. Ihr verbundenster und ganz ergebner Wieland.

Hochwürdiger Herr, Hochzuverehrender Herr und Freund, Ew. Hochwürden erhalten hier die verlangte Übersetzung der Apologie des Sokrates. Ich sende Sie Ihnen, mehr als einen kleinen Beweis wie angenehm mir Ihre Befehle sind, als für etwas das Ihrer Erwartung nur einigermaßen gemäß sey. Denn dazu habe ich nicht Zeit genug darauf verwenden können. Länger aufschieben aber wollte ichs auch nicht, (sonderlich) wegen meiner bevorstehenden Reise nach Meilen,) damit ich nicht gegründeten Anlaß gäbe, zu vermuthen, als ob es mir nicht ein Vergnügen sey, Ihre Wünsche aufs bäldeste zu erfüllen. Ich habe hier und da in meinem Original Schwierigkeiten gefunden; sonderlich habe ich die εφη ειπειν, φαναι αυτον u. dergl. nicht recht aus einandersetzen können. Überhaupt merke ich in meiner Übersetzung allenthalben die Nachläßigkeiten einer fliegenden Feder, welche ich bey meiner Zurückkunft zu verbessern suchen werde. Ich hoffe alsdann Dero Urtheil mündlich zu vernehmen, und meine Fehler aus Ihrer Übersetzung kennen und verbessern zu lernen. Ich bin mit der völligsten Ergebenheit, Ew. Hochwürden Gehorsamster und verbundenster Diener Wieland. P. S. Hiebei kommen einige Bücher, die Sie mir anzuvertrauen die Gütigkeit gehabt, mit gröstem Dank zurück. Ich habe sonst keines finden können, das Ihnen angehöre; sollte aber noch etwas zurückgeblieben seyn, so bitte, mir so gütig zu seyn und es mir anzuzeigen.

Es folgt dann noch die Stelle, die Hirzel, Wieland und Künzli S. 163, Anmerkung mitgeteilt hat, und danach der Satz: „Meine zärtlichste Begrüßung an Hrn. P. Bodmer."

Außer mit Plato hat sich Wieland aber auch mit Pindar beschäftigt. Zeugnis dafür sind die geistlichen Oden, in denen er seine Metren nachzuahmen versuchte. Am 12. September 1753 war sein Hymnus auf die Kindheit Jesu in den Freymüthigen Nachrichten noch als hexametrische Dichtung angekündigt worden. Zu Weihnachten des Jahres erschien er als Ode auf die Geburt des Erlösers (handschriftlich in Bodmers Nachlaß erhalten) in pindarischer Form. Damals also ging Wieland zur musikalischen geistlichen Poesie über, er glaubte damit etwas Komponierbares zu schaffen. Ostern 1754 folgte die Auferstehungsode in gleichem Geschmack. Beide sind in Strophe, Antistrophe, Epodos geteilt, die sich mehrfach wiederholen. In dieser Einrichtung stimmt das Fragment einer geistlichen Ode zu ihnen, das sich in Wielands Handschrift erhalten hat, wenn auch das Maß der Verse keinem der beiden andern gleich ist. Es drängt sich die Vermutung auf, daß das Bruchstück einer Pfingstode angehöre; wenn die erhaltenen Strophen keinen bestimmten Bezug darauf nehmen, so ist das kein Beweis dagegen: denn auch die andern Oden sind streckenweise allgemein gehalten. Eher spricht gegen die Vermutung der Umstand, daß in die Ode auf die Auferstehung das Pfingstfest schon einbezogen ist. Als Vorstufe zu den gedruckten Oden oder als Überarbeitung ist das Fragment nicht erkennbar. Auch mit einer Ode auf Urania, die Wieland in jenen Jahren plante, in der die biblische

Poesie verteidigt werden sollte, kann es nicht in Verbindung gebracht werden. Dagegen ist noch ein Anderes zu erwägen. Am 12. Juli 1756 sendet Wieland nämlich an Zimmermann ein Anekdoton, wohl die „Hymne", die er zurück erbittet und die er am 12. September als Geheimnis der Freundschaft bezeichnet. Ausgewählte Briefe 1, 202 f., 219 f. Sollte die Ode damit identisch sein? Beachtenswert ist, daß Wieland auch im Oktober 1756 mit Pindar beschäftigt ist: Bodmer an Schinz, 15. Oktober: „Hr. Wieland arbeitet seit etlichen Tagen an der Übersetzung der 2. Ode des Pindars im 1. Buch, und der 1. Ode desselben im 2. Buch." Derselbe an Heß vom gleichen Tage: Wieland arbeite an der Übersetzung von Pindar-Oden. (In diese Zeit mag der Traum fallen, den Wieland in Gesprächen erwähnt: Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen 1, 157. 262.) Ist ihm dazu von außen die Anregung gekommen, da er am 15. Dezember schreibt, er müsse für einen andern eine Pindar-Übersetzung beurteilen? Ausgewählte Briefe 1, 232; und steht dies hinwider mit dem Plane in Verbindung, von dem Geßner am 18. Juni 1757 schreibt (Körte, Briefe der Schweizer, S. 290, vgl. Ausgewählte Briefe 1, 250), also mit Steinbrüchels Pindar-Übersetzung? Wieland war ja diesem befreundet. Ich glaube nicht, daß diese neue Pindar-Beschäftigung Wieland auf das Gebiet der geistlichen Ode zurückgelockt hat, nachdem er inzwischen hexametrische Form für solche Ergüsse gewählt hatte. Ich glaube, daß das Bruchstück ins Jahr 1754 gehört. Es ist nur ein Blatt 8° zweiseitig beschrieben davon erhalten; offenbar der Rest einer fertigen oder doch vollständigeren Dichtung. Verloren ist jedenfalls Strophe, Antistrophe und Epodos 1, Strophe 2, Antistrophe 2 zur ersten Hälfte, und alles, was nach den ersten Zeilen der 4. Strophe noch folgte. Das Erhaltene lautet:

Schnell, wie ein Winter sinket,
Wird einst die Zeit in ihr Grab
Sinken, und gleich den Wangen der Jugend
Blühn die Sonnen hinweg.

Epodos II.

Du aber bleibst und unsre Ewigkeiten
Sind Augenblicke vor Dir.
Was sind wir, dorten der flatternde Wurm
Und ich, und am Thron der dienende Cherub?
Du blikst uns an,
Da sind wir und segnen das Leben,
Du zürnst, da beben wir, der Cherub erlischet,
Ich und der Wurm zerfließen in Staub.
Gleich fern von dir ist der feurige Flügel
Des schnellen Dämons und disseits der Sonne
Der menschliche Blick.

Strophe III.

Du bist in allen Reichen des Raumes,
Zwar unbegrenzet vom Himmel der Himmel,
Doch in den siedenden Triften des Meers,
Wie unter den Lampen des himmlischen Lichtes.
Du bekränzest den Frühling
Und umgürtest die Flur.
Glüht nicht ein dämmernder Funke
Vom Lichte, das um dich her
Lodert in jener Rose? Verehre
Diesen Funken in ihr.

Antistrophe III.

Mein Geist! erkenn in jedem Geschöpf
Die gegenwärtige sichtbare Gottheit?
Sie hat die ewigen Säulen von Schnee,
Die Reyhen der stolzen crystallenen Berge,
Die den Himmel dort stützen,
Sich zu Ehren erbaut.
Höre den ruffenden Schöpfer
In jedem süßen Gefühl,
Ehe des Donners eiserne Stimme
Aus Gewittern dir ruft.

Epodos III.

Gott breitet über jedes Reich des Lebens
Den Saum von seinem Gewand.
Er hört den stillen gehorsamen Fleiß
Der regen Natur, er höret von ferne
Den leisen Tritt
Von jedem entstehnden Gedanken.
Erzittre, Sünder! du verbirgst dich vergeblich
Tief in die Nacht; verstecktest du dich
Vor ihm gleich unter die Flügel der Hölle!
Die Nacht selbst leuchtet dem göttlichen Auge,
Du sündigst vor ihm!

Strophe IV.

O! bebe, Mensch, und sündige nicht,
Nicht vor dem Antliz des ewigen Richters!"

Mit diesen musikalischen Oden macht Wieland den ersten Versuch, sich aus Bodmers Stilart, wenn auch noch nicht aus seiner Auffassung, zu lösen. Freilich ist er danach auch wieder in seines Gönners und Freundes Ton zurückgefallen. Schließlich aber kennzeichnet sich die Emanzipation Wielands von Bodmer am Ende der Schweizer Zeit gerade dadurch, daß er der einen Stilrichtung überdrüssig ward, es ablehnte, nur Hexametrist zu sein, und zu der höheren Einsicht durchdrang, es gebe keine allein gültige Schreibart,

sondern nur einen subjektiven Stil. Er hat sich darüber im Mai des Jahres 1759 mit voller Deutlichkeit ausgesprochen (Ausgewählte Briefe 2, 3). Und auf Grund dieser Erkenntnis, zu der später noch die Feinfühligkeit für das Anpassen des Stiles an den jeweiligen Stoff trat, gelangte er zur Entfaltung seiner persönlichen poetischen Gestaltungskraft.

Nachlese zu Bürger.

I.

Von Carl Schüddekopf in Weimar.

Zu der Jubiläumsgabe, mit der Euphorion an Bürgers hundertjährigem Todestage uns beschenkt hat (1, 309), kann ich hier, Dank der unermüdlichen Güte von Rudolf Brockhaus und dem freundlichen Entgegenkommen Bernhard Suphans, einen nicht unerheblichen Nachtrag liefern. Auch von diesen Briefen, soweit sie an Bürgers Verleger und Freund Dieterich gerichtet sind, gilt freilich August Sauers Urteil, daß sie nicht unverkürzt das Licht der Öffentlichkeit vertragen, ja sie sind vielleicht noch cynischer, als die bisher bekannt gewordenen. Von einem siebenstrophigen Gedichte läßt sich nicht einmal eine Zeile mitteilen, und auch in den zahmeren Briefen begegnen uns, zumal in den achtziger Jahren, manche unerquickliche Details über Geldverlegenheiten, Krankheit und andere Klagen; aber können wir diese Züge in Bürgers Bilde missen?

Mit diesem Rest der ehemals Hoffmeisterschen Sammlung ist der Briefwechsel Bürgers mit Dieterich keineswegs erschöpft; aus den Jahren 1785 bis 1791, in die Bürgers zweite Gedichtsammlung fällt, ist bisher nur der eine Brief vom 11. April 1787 (Euphorion 1, 330) bekannt. Ein weiterer Brief an Dieterich, den mein Vater seiner Zeit von Bohtz für Mitarbeit an der einbändigen Ausgabe von 1835 geschenkt erhielt, ließ sich leider nicht auffinden. Den unten folgenden Brief Nr. 3 habe ich bereits in einem Privatdruck zur Einweihung des Göttinger Bürgerdenkmals am 29. Juni 1895 bekannt gemacht, zugleich mit einem Stammbucheintrage Bürgers vom 30. September 1765 aus Halle und einer Äußerung Lichtenbergs an Heyne über Bürgers Begräbnis vom 14. Juni 1794. Ich muß darauf zurückkommen, da ich die eben erwähnte Strophe: „Mein Vetter schüttet Geld in Hut" mit Doppelrefrain, wenn auch nicht

ohne Bedenken, Bürger zugeschrieben habe; sie stammt jedoch, wie Michael Bernays mich gütigst belehrt, von Weiße und steht als letzte Strophe des „Zweifels“ in seinen kleinen lyrischen Gedichten 1772, 1, 79 (vgl. Euphorion, 3, 251).

A. Bürger an Boie.

[Anfang April 1772.]

Dieuer liebwehrter HErr Boie!

Warum sind Sie denn gerade diesen Abend nicht zu Hause? Ich bin wiedergekommen und bey Ihnen gewesen. Ich muß nothwendig, wenn es mündlich nicht möglich ist, mich noch schrifftlich heut mit Ihnen unterreden. Beynahe bin ich nun mehr Amtmann. Ich habe den sämtlichen HE. v. Usl.[ar] von neuem Cour machen müssen. Sie sind itzt alle für mich eingenommen; und es ärgert sie selbst, daß sie sich so weit mit Oppermann verquackelt. Doch haben sie nun den Ausweg beliebt, daß uns beyden Actenstücke zu Relationen cum votis vorgelegt und beyderseitige Ausarbeitungen von hiesiger Juristenfacultät beschnobert und beurtheilt werden sollen. Der beste soll Amtmann seyn. Scheut sich Opperm. hiervor und nimmt so seinen Abtritt, so ist die Stelle auf diesen Fall gleichfalls mein. Nun hören Sie was weiter vorgegangen! Liste hat ein Schreiben an den Opperm., worinn ihm dieses vorgestellt wird, abgefaßt, dieses ist so beschaffen, daß Opperm. ein Ochse seyn muß, wenn er die Probe antritt. Das wird er morgen erhalten. Wie wenn er nun aber wircklich ein Ochse wäre? Ey nun! ich lebe auch da der guten Hoffnung, ihn aus dem Sattel zu heben. Aber es wäre doch bey allen dem gut, wenn er sich so verblissen (!) ließe, daß er den ganzen Handel lieber von selbst aufgäbe. Dies dächt' ich wäre so zu bewerckstelligen. Sie, mein liebster Boie, der Sie nun schon so manches in dieser Sache gethan, werden auch dieses noch thun, was ich Ihnen itzt sagen will. Halten Sie Morgen, so bald als möglich, mit Backhaus — allenfalls auch mit Ruhländer — eine Conferenz und unterrichten Sie erstern, wie er seinen Schwager „den Bürgemeister Meyenberg berede, daß er dem Opperm. rathe, von seinem „Gesuch lieber abzulaßen; indem die HE. von Uslar so nunmehr auf meiner Seite „wärẽn, daß man nur Gelegenheit suchte seiner loß zu werden, wie er auch aus „dem an ihn ergangenen Briefe leicht ersehen würde. Gesetzt er wolle auch den „Wettlauf wagen, so sey ich ein so starker Läufer, daß er vermuthlich hinten bleiben „würde Und überdem wären ja die Schiedesrichter, weil sie mir schon so herrliche „Zeugnisse ertheilt, auf meiner Seite. Daß es also auf alle Fälle vermuthlich schief „für ihn gehen würde; und er mithin beßer thäte, wenn er eine vornehme Miene „machte und der Stelle bey dHE. v. Uslar entsagte.

Dieses, mein l. Boie, richten Sie ja recht schön aus. Backhausen wird meine Rechnung gewiß spornen, den Meyenberg zu bereden. Sie können ihm allenfals das Maul wäßerig machen daß er alsdenn aufs geschwindeste bezahlt werden würde Ruhlender ist auch ein guter Freund von Meyenberg. Der wird eben das thun.

Ja morgen keine Zeit versäumt! Von Gelliehausen aus läßt man Sie grüßen. Wie stehts mit Aemilia Galotti?

Gute Nacht!

An
HErrn Boie

Bürger

Dieser Brief, ein Quartbogen mit Siegel (Schöpfbrunnen), in Goethes Autographensammlung befindlich, bezieht sich auf Bürgers Bewerbung um die Gerichtshalterstelle von Altengleichen, die ihm

durch seinen Konkurrenten Christoph Friedrich Oppermann († 1782 als Senator in Göttingen) erschwert wurde, und gehört in den Anfang April 1772, als Nr. 24a bei Strodtmann 1, 43. — Über den Traiteur Johann Hermann Rühlender und den Kaufmann Paul Ludwig Backhausen, die bei dem Obersten Adam Henrich von Uslar für Bürger vorläufige Kaution leisteten, vgl. Strodtmann 1, 49.

In derselben Sammlung, deren Entstehung und Bestand einmal eine ausführlichere Beschreibung verdiente als Loeper und Fischer von Röslerstamm geben konnten, finden sich zwei weitere Handschriften Bürgers. Zunächst das Original des enthusiastischen Briefes an Boie über den Götz, vom 8. Juli 1773, den Strodtmann 1, 129 nach einer Abschrift aus Boies Nachlasse abgedruckt hat, mit folgenden wichtigeren Abweichungen: S. 129, Z. 7 von unten: entdecken?] verdanken? Z. 2 von unten: nach „evenement" folgt „(conf. Herder!)", 130, Z. 1 beseelt, 7 nach „nicht" folgt „alle", 12 es] er, 14 wenns noch, 16 leimernem, 17 göttliche Ehre, 28 seinen, 32 ihre. — Sodann auf der ersten Seite eines Quartbogens die sieben ersten Strophen von „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain" in frühester Fassung, wichtig dadurch, daß auf die zweite Strophe hier die beiden letzten der endgültigen Gestalt (Vers 181—190) folgen; sonstige Abweichungen: Vers 4 zuerst „Da rasselt und flattert und sträubet" (korr. in „sträubt"), V. 184 „Blikt hol und düster ein Schädel auf's Grab", 13 „jung und", 15 „wünschten sie herzlich", 18 „in Thal", 21 „Da lebte der Ritter", 22 „In Reichthum, Gesundheit und Freude", 23 „Jungferlein", 24 „Ihm".

B. Bürger an Dieterich.

1.

W.[öllmershausen] d. 13. Septbr. 1777.

P. P.

Hier, mein lieber Alter, erhalten Sie Ihre TapetenProben wieder. Die Wahl hat wirklich viel Qual gemacht. Man hat endlich so gar zum Loose schreiten müssen, weil wirklich viel hübsche Muster drunter sind. Da hat denn das Looß die beyden, welche mit einem NB. von Röthel gezeichnet sind, betroffen. Wollten Sie mir nun nach beygebenden ProMemoria davon verschaffen, so würde mir ein großer Gefallen geschehen, und sollte die Auslage dafür entweder praenumerando oder postnumerando, wie Sie befehlen, mit Dank allemal bereit seyn.

Die Erfindung der Kupferstiche ist mir nicht entfallen. Aber ich habe diese Woche viel Plackereyen gehabt; auch bin ich einige Tage so schändlich krank gewesen, daß ich mit Ehren zu melden ein Clystier nehmen müssen. Betet ja, mein lieber Verleger, daß der Himmel Euren Autor nicht vor Ostern hohlt. Denn alsdenn würde uns der Hund noch mehr — — —, als wenn ich um einige Tage mit Erfindung der Kupferstiche späther aufgezogen käme.

Aber im Ernst, Ihr sollt die Ideen gewiß noch vor Michaëlis haben. Aber halt! das Epigram von Kästnern muß ich erst sehen. Daß Ihrs nur mit diesen Bothen herausschickt, oder Dieser und Jener „ „ „ „

Aber Du alter Sündenbock, war es Dir nicht genug meine Unschuld zu liederlicher LebensArt zu verführen? Willst Du nun gar meine Frau auch — — —? Wart! Wart! Was Du an meiner Frau ausübest, Das soll von mir an Deiner Frau und Deinen Töchtern gedoppelt und dreyfach vergolten werden.

Hört einmal, mein lieber Dietrich, die Anzeigen sind nicht knapp genug beschnitten. Sie nehmen zu großen Plaz im Briefe ein. Boie wollte noch 100 Stück haben; hat er die bekommen? Wo nicht, so schickt sie ihm noch. Er meldet mir, daß er schon 30 Subscribenten hat, ohne sich noch die geringste Mühe gegeben zu haben.[1]) — Kurz, Alter, Du wirst durch mich ein glücklicher Mensch. Denn 10000 Subscr. kriegen wir zum allerwenigsten; und von dem was über Zehntausend ist, sollst du mir auch nicht ein Blättchen mehr abgeben. Alles das für dich allein! Siehstdu wie gut ichs meine!!!

Meine Frau läst schönstens grüßen. Und sagt, Sie möchten bald herauskommen und hier vorläufig einmal bey ihr schlafen.

Sind wir nicht heiloses Volk unter einander? Welch ein verfluchtes Sodomitisches und Gomorrisches Leben. An allem ist der liederliche Dietrich Schuld. Der Bürger war sonst so fromm! Nun adio! Freünd. Sagt mir doch, wennehr es zur Messe geht? Ich bin mit Leib und Seele Der Eurige

GAB.

Apropos! Eüre Frau und Töchter zerküsse ich dermaßen in Gedanken, daß sie Celermordio schreyen sollten, wenn nur ein Viertheil dieser Küsse wirklich und Körperlich an ihnen exequirt würde. Ich habe heüt einen verflucht langen und stachlichen Bart.

2.

W.[öllmershausen] den 2ten März 1778.

Ihr seyd ein schnurriger Patron. Wo habt Ihr denn die Augen gehabt, als Ihr meinen neülichen Brief laset? Ich will ja kein baares Geld haben. Nur Bürgschaft! Bürgschafft! Das ist verdolmetschet: Wenn Bürger bey der Curatel zu Schelm wird, so will ich alsdenn für den Schelm bis auf 1000 rl. hoch bezalen. — Da parlirt nun der alte — — — ein langes und breites von Geldborgen, als wenn ich baar Geld haben wolte. Das könte ich nicht einmal brauchen, wenn Ihrs mir auch da auf den Tisch zähltet, außer etwa in L'hombre zu verspielen. Der Bürge muß aber hier im Lande mit Immobilien angesessen seyn. Doch — wie gesagt — Ihr seyd in diesem Puncte ein — — —, wie ich. Ich habe nun noch an eine Thür geklopft, und wenns da auch nichts ist, so mag der Betteltanz laufen, wie er will. —

Alleweile wollen wir mal ein Wörtchen von der Autorschaft reden. Liebster HerzensDietrich, es ist die höchste Zeit mit dem Druck wenigstens anzufangen. Müst Ihr nothwendig erst die Vignetten haben, so muß wahrhaftig mit der nächsten Post Chodowiecky angeregt werden. Wär es nicht genug, wenn wir wenigstens einstweilen eine Platte nur zur Probe hätten um die Größe des leer zu laßenden Raums darnach zu bestimmen? Denn sie werden ja doch wohl alle von einer Größe seyn. Die Kupferplatten brauchen wir ja sogleich noch nicht. Ich fürchte, wenn wir noch länger warten, so komt Ihr hernach mit der Hezpeitsche hinter mich, daß ich alles über Hals und Kopf machen muß. Dann aber wird leicht die

[1] Vgl. Strodtmann 2, 123.

Herlichkeit verhudelt werden. Wist[1]) Ihr denn wohl, daß ich nunmehr schon an Subscribenten beynahe 1200 voll für gewiß rechnen kann? Versteht sich die Eürigen mit dazu gezählt. Darunter prangen Durchlauchten und Erlauchten und Excellenzen u. s. w. daß es eine Lust ist. Ich habe wieder ein paar neüe Gedichte gemacht, die sich an Händen und Füßen gewaschen haben. Nun sorgt Ihr nur auch für Eüren Theil, sonderlich für den Punkt des Papiers! Ich — — — mich von unten bis oben, wenn es in solchen Puncten am Ende einen Pfuidichan! sezte, da wir in der Anzeige so stattliche Promessen ausgeprahlt haben. Die Hunde auf der Straße würden den Autor mit samt dem Verleger — — —. —

Das ist mir mal wieder ein rares Stückchen Brief! Um Gotteswillen! lieber Dietrich, ihr laßt doch wohl Eüre Leüte im Laden meine Briefe nicht aufbrechen? Nun wahrhaftig! die würden mich für einen artigen Schweinepelz halten. Um des Himmelswillen! zerreist sie gleich, wenn Ihr sie gelesen habet. Ich werde künftig keinen Nahmen mehr drunterschreiben, oder mich allenfals Hosius Pomposius nennen. Daß Ihr sie Eüre Töchter nicht lesen last, dafür kann ich wohl sicher seyn. Eüre Christel aber kann sie wohl lesen; denn die darf schon ein Wörtchen mitsprechen.

— — — Der Himmel spahre Eüch gesund mit Weib und Kind! Ewig der Eürige

Hosius Pomposius

3.

W.[öllmershausen] d. 16ten März 1778.

Kund und zu wissen sei hier mit, daß der liebe Gott gestern Vormittags netto um 10 Uhr uns beiderseits Eltern mit einem gesunden wohlgestalten — was denn nur? — ach! — mit einem — ach! — Töchterlein[2]) erfreuet hat. Ich dachte: freilich wäre mirs lieb, wenn du ein Loth Fleisch mehr zwischen den Beinen hättest, indessen, da es nicht anders hat seyn sollen, so bist du mir, weil du doch sonst so hübsch bist, auch ohne dies Loth Fleisch willkommen. Meine Frau befindet sich noch ziemlich schwach. Aus dieser Ursache begreift Ihr leicht, lieber Dietr., daß ich diese Woche schwehrlich persönl. über kommen kann: indeßen werd' ich längstens bis Donnerstag zu den 3 ersten Bogen Mspt senden. Es wird während dem Druck wohl fast ein eigner Bote hin und her patroulliren müssen. Aber Du Tausend sa sa! Nun schickst du dich nur auf 1500 Auflage? Du bist nicht wehrt, daß du einen Dreck profitirst, weil du dir selbst den Profit durch deinen Unglauben und Mismuth — — —. Mir wird nachgerade bange; daß der Subscr. mehr als 1500 werden. Alsdann sizt Mazpumpe da, wenn nicht einmal die Subscr. befriedigt werden können, zu geschweigen nachherige Käufer. Ich weis zwar nicht wieviel Subscribenten Ihr habt; und ob Ihr mehr als ein Duzend habt: aber ich und Boie haben nun nach gezogenem Calcul 1100 auf dem Papier; und so wahr ich lebe! es sind noch so viel in gewisser oder höchstwahrscheinlicher Erwartung, daß mir angst und bange wird. Von Münster aus, weis ich, kommen noch an 60, von Rehm habt Ihr selbst gehört, daß er an 70 habe; In Göttingen haben noch gar manche, kleinere Listen, wovon Ihr noch nichts wist. Ich rathe euch, daß ihr mir für die Subscr. Exemplare genug schaft, sie mögen herkommen, woher sie wollen. Die übrigen Debit extra habt Ihr, wenn er — — — ist, Euch allein — — —. Denn daran ist keine Minute Zweifel, daß Ihr die Auflage wenigstens 2000 stark getrost machen köntet. Also, Signor, nur nicht gesagt, daß der Autor Ihm die Schmalzfedern auszieht. Ich wuste wohl, was für ein lieblicher Wind für mich im

[1]) Die folgenden vier Säze schon bei Strodtmann 2, 239.

[2]) Marianne Friederike. Ein Brief Bürgers an Boie von demselben Tage bei Strodtmann 2, 251.

Publikum wehte; aber wenn ich mir das merken lies, so lachte mich mein lieber Dietrich aus und glaubte nicht dran. Nun wird er für seinen Kleinmuth gestraft, von Rechts wegen.

Ists mir irgend möglich, so komme ich diese Woche noch zu Ausgang und zerzause Ihm die Perükke, fresse Seine Schildkröten und Austern auf; küsse Sein Weib und seine Töchter und pp

beharre

de tout mon coeur

GAB.

Ich wolte, daß das Bad der Wiedergeburt erst abgethan wäre.

4.

W.[öllmershausen] den 10. Apr. 1778.

O du verwegenster und frevelhaftester Salva venia unter der Sonnen! Harre! Harre! Ich bin recht aufgelegt heüte, dich zu kuranzen. Meine Galle ist noch in voller Bewegung. Denn so eben habe ich Mann und Frau ins Hundeloch stecken lassen, wo sie sich wieder vertragen sollen. — Kom mir nur heraus! du solst auch hinein und die Lästerungen gegen deinen erhabnen Autor bei Wasser und Brod büssen. — Was? Wir — — — die Welt mit Dem, was schon tausendmal gelesen wäre? Sieh, du unwissender Verleger, wie schlecht du in deinen eignen VerlagsArtikuln belesen bist. In den bisherigen Bogen sind schon über zehn nagelneüe Stücke, die sich gewaschen haben; und die Alten an vielen Orten mit frischen glänzenden Firnis überzogen worden. Und wie despectirlich sprichst du das Wortlein Tausend aus! Meinst du daß die Welt genug haben werde, wenn meine Herrlichkeiten auch millionenmal gelesen worden sind? Nach zehntausend Jahren werden meine Werke noch zehntausend Verleger an Kutschen und Pferde verhelfen.

Was, du verwegener Spötter, ich hätte auf jedes Dörfchen Collecteürs gesezt? Einen alten — — —! Der Ruhm Deines Autors blühet dergestalt in allen Landen und auf allen Meeren, selbst oben in dem Monde, daß von selbst sich alles Schaarenweise, meiner Anmut und Weisheit zuzuhören, um mich her dränget. Der Mann im Monde, wird gewis unaufgefodert auch noch eine Liste senden.

Was, du alter Hosentrompeter, du hättest den Kupfereinfall, worauf du so dick und breit thust, zuerst gehabt? — Ich sage Dir aber, daß ich schon im Mutterleibe und schon in dem — — — und den Lenden meines Vaters den Einfal gehabt habe. Deine Vermessenheit, du tolkühner Verleger, steigt vollends aufs höchste und verdient ganz gelinde mit der ewigen Verdamnis bestraft zu werden, wenn du meinst, daß du das Auge und Herz allein kizelst. Bons dies! Christeln magst du wol vor Jahren gekizelt haben, wiewol du nunmehro dazu auch zu ohnmächtig bist. Du magst mir ja wol kizeln! Bist des alten Kizlers Sohn. Versuch es doch einmal aus deinen AlmanachsArchiv den schönen — — — auf schönes weißes Schreibpapier, mit schönen Druck, mit Kupfern von Chodowiecky geziert, auf das herlichste herauszugeben und sieh zu, wie viel Herzen und Augen du kizeln wirst. Die — — — wirst du damit kizeln, — — —!!! Wenn dein unsterblicher Autor dein Papier und deine Lettern nicht mit Geist beseelte, so würd' es dir — — — ergehen.

Kom nur mit deiner neüen Karbatsche! Du solst nach dem Loche der Hunde damit gepeitscht werden. Hab' ich die KupferIdéen nicht früh genug hergegeben? Unterdessen hätte Chodow. 100 Platten verfertigen können. Was kann ich dafür, daß er so spät erst an die Arbeit geht?

Wenn der Text hübsch betrügerisch gesezt wird, so machst du ja den Betrug mit. Denn der Hehler ist so gut, wie der Stehler. Aber was wilst du mit dem betrügrisch? Sind etwa die Werke des Geistes nach der Elle auszumessen und zu

schäzen? Jedes Wort meiner unsterblichen Werke ist seinen baaren Reichsthaler werth. Ey seht doch mal! Du möchtest wohl gern, wie Herr Weygand, für den Bogen einen Ducaten gegeben und dann alles, das ganze Mspt mit Haut und Haar, auf zwei Bogen gepreſt haben? Das ist Eüre Weise, Ihr Raubvögel! Wart, ich wil dir das betrügerisch anstreichen, daß die Haare dir um die Perücke stieben sollen. O hätt' ich dich! Wie wolt ich dich! —

Wie gern möcht' ich dir noch mehr von meinem Eifer in die Perücke speyen! Aber Gedult! Ich werde dich bald coram unter meine Zunge kriegen. Dann soll meine Oration zwei Stunden lang werden. Indessen solst du doch schon dies Brieflein nicht ans Fenster stecken. Solst nicht einmal das Herz haben, ihn Christeln vorzulesen, du alter Schwachmaticus, du — — —, mit Nahmen und jezt in der That, du Hosius, du Pomposius! Du: saß hintern Ofen und schlief! Du: hatte sich das Hemd verbrant! Du: sah mans Perspectiv! Du! Du! Du! Du! — daß ich nur alles in eins zusammen fasse — Du Tausendsasa! Da! hast du deinen Sentenz, daß du auf ein Weilchen genug hast.

Mspt kan ich heüte noch nicht mitschicken. Ich bin gestern Abend erst späth zu Hause gekommen und heüt hab' ich Gerichtstag. Ist doch noch zu dem J. und K Bogen Vorrath da. Zeit genug, wenn Morgen was komt. Nur nicht drüber räsonirt!

Nicht gemuckst! Sondern dem Autor hübsch den Fus geküst! Ich wil dich Mores lehren, du Tausendsasa!

Adio! Ich beharre

Dein

unsterblicher Autor

Verleger Geissel.

Vergiß nicht, drey Louisd'or mitzubringen. Der Herr kan sich auf Montag Vormittag herscheeren. Nachmittag hoffe ich nicht mehr auf ihn und gehe aus. Er kan auch des Nachts bei mir in meinem Bette schlafen, — — —.

5.

W.[öllmershausen] den 5ten Mai 1778.[1])

Gott weis! was das mit dem Titul heist. Er gefält mir durchaus nicht, und so wahr der Herr lebt! ich weis nicht: warum nicht? Immer kömts mir vor, als gehörte er vor eine Scharteke von schmierigen Druck, und keinesweges vor unser so lecker gedrucktes Werklein. Es fehlt weiter nichts drauf, als der Holzschnitt, der über Philadelphias Avertissement[2]) stand. Das Wort Gedichte steht viel zu dick und ungeschliffen da. Das ist deücht mir die rechte Schrift auf # Mein Namen hat auf keinem einzigen Blatte nach meinem Bedünken die rechte Schrift. Liebster Dietrich, thut mir den Gefallen und fragt Lichtenberg. Was der sagt, das soll gelten.

Von den vier lezten Kupfern bin ich herzlich schlecht erbauet. — — —. Pfui dich an! An den beiden elendesten, Signor, seyd Ihr selber Schuld. Denn die solten Vignetten werden. Als ganze Blätter nehmen sie sich überhaupt albern aus. Hättet Ihrs nur bei 6 St. gelassen. Es war genug. — Aber zum Henker! warum gehts denn so langsam? Ich dachte jezt alle Stunden eine neüe Revision zu bekommen. Adio!

[1]) Ein zweiter Brief von demselben Tage bei Strodtmann 2, 282. Er scheint auf diesen zu folgen und mit dem erwarteten Revisionsbogen hineingeschickt zu sein.

[2]) Gemeint ist Lichtenbergs berühmter „Anschlagzettel im Namen von Philadelphia" vom 7. Jänner 1777, vgl. Lichtenbergs vermischte Schriften[2] 3, 185.

6.

Mosje Podicius

Heüte könte ich nicht kommen, und wenn Ihr auch 100 Ldor für mich liegen hättet. So gehts, wenn man vorher ludert, so mus man hernach den — — — Tag und Nacht wieder anleimen. Indessen ist mirs lieb, Mosje, daß du die 20 Pistolen parat hast. Nach dir frage ich alleweile just so viel nicht. Ausser, wenn du sie bringen wilst, so wil ich doch auch von dir sagen, daß du ein Kerl bist, der seine 20 L. unter Brüdern wehrt ist. Na! Bursche, du solst hoch leben. Gieb acht, ob dir nicht bald eine Stimme vom Himmel zurufen wird: Dietrich! Dietrich! diese That, daß du dem Bürger, 20 Pistolen schaffest, sol dir, hol mich der Teüfel! nicht unbelohnt bleiben.

Aber zum Henker! auf Eürem Briefe steht Per Expressen den ich doch wol billig bezalen müste, und doch sehe ich keinen. Der Brief wird mir von Riebeck herunter geschickt.

Wil der Teüfel den Sprengel[1] denn gar so bald holen? Sagt ihm er wäre und bliebe ein Hund aller Hunde, wenn er fortginge, ohne mich noch einmal zu sehen. Wenn eher reist er denn ab? Diese Woche kan ich nicht hinein kommen. Aber künftige Woche reise ich nach Wresbergholzen. Da können wir uns en passant sprechen.

Apropos! Bursche, alter SündenBock, was für ein feines Mädchen † † † meint er denn? Das Kindermädchen, oder die dicke Küchenmagd? Du kanst ja verdamt verblümt seyn, Bursche! Was für gewisse Ursachen sind es denn wol, die mirs zu Hause angenehmer machen? Du verblümter Galgenvogel! Ich verstehe deine Satanische Bosheit wol! Aber gesch — — — ist nicht gemalt, und 20 Pistolen geborget, ist nicht bezalt. —

Weil Er mir denn 20 Pistolen borgen wil, die ich diese Woche abholen lassen werde, so mus ich Ihm denn auch sagen, daß ich von dem diesjärigen Alm. bessere Hofnungen, als dem vorigen habe. Es sind schon ganz artige Sachen eingelaufen. Wenn Er mich nur mit seinen Invitationen jezt ungeschoren läst, daß ich alle meine Amtsgeschäfte auf die Seite arbeiten kan, so kan ich hernach desto bequemer über Seinen Musensch— — — auf den Sommer brüten. Versteht Er?

Für heüte schliesse ich mit dem Apostolischen Grusse: — — —.

W.[öllmershausen] d. 22. März
1779.

N. S.

Sol ich denn meine Bücherrechnung gar nicht haben? — Wenn Er sie mir schenken wil, so verlange ich sie freilich nicht weiter. Wo aber nicht, so möchte ich denn doch wol vor meinem seel. Ende noch einmal wissen, was ich in der Welt alle schuldig wäre. Du Lausewenzel! meinst du ich hielte nicht Wort, wenn ich Dir auf Johannis die 20 L. wiederzugeben verspreche? Und wen ich Dir 10mal mehr honorariums-rechnungen dagegen machen könte, so würde ich — — —.

7.

W.[öllmershausen] den 25ten März 1779.

Mein scharmantes Geldmännchen

Laß nur die 20 Pistolen solange für mich liegen, bis ich künftige Woche selbst hinein komme. Hörst du? Verschleüdere sie aber unterdessen nicht wieder, sonst wird

[1] Matthias Christian Sprengel (1746—1803) ging 1779 als Professor der Geschichte nach Halle, vgl. Allgemeine Deutsche Biographie 35, 299.

der lezte Betrug ärger, als der erste. Bist auch mein scharmantes Geldhähnchen; und ich bin
Dein
— — —hähnchen
GAB.

Die Fortsezung der alg. Deütschen Bibliothek. —
Bücherrechnung pp
pp
p
p
p
p
p
p

8.

W.[öllmershausen] d. 28. Mai 1779.

Du Verführer des Volks, besonders der Weiber! Bleib mir mit den Geschenken aus dem Hause! Du wirst noch machen, daß meine Frau, wie Potifars Weib, hinter dir keüschen Josef herläuft und bettelt: — — —! Ich muß schon allerlei vorspukende Reden vernehmen. Denn da ist kein galanterer und scharmanterer Mann, als der Herr Dietrich. Alles wird an ihm gelobt. Seele und Leib, ob er schon graue Haare unter der Perükke trägt. O du Verführer! Mein einziger Trost ist nur noch, daß du so ʞɔɐuɹoʇ [!] und züchtig bist, sonst würde mir wirklich vor dir alten 60järigen Knaben noch bange werden.

Ich wil es wohl bleiben lassen, alle die lieblichen Lobeserhebungen, Danksagungen und Einladungen, die mir Madame aufträgt, hierher zuschreiben. Die kan sich der Herr selber abholen! —

Ich wil hoffen, daß du Tausendsasa Boien nicht allein herausreisen lassen wirst. Mich verlangt von Herzen, dich einmal wieder ein bissel zu zerzausen. Es ist ja wol Jahr und Tag, daß ich mein Gaudium mit dir nicht gehabt habe. Wenn ich abkommen könte, so würde ich in dieser Woche schon gekommen seyn. Aber ich — — —[1])

Hat Eüch etwa Himburg von dem Ossian was gesagt? Bei Gelegenheit, da ich ihm einige Pränumerations-Gelder auf den Gilblas zusendete, horchte ich bei ihm ins Haus, da Ihr mir keine rechte Lust zum Ossian zu haben schienet. Er hat mir zwar directe kein Gebot gethan, weil er erst die Foderung von mir erwarten wolte, allein so viel, dünkt mir, läst sich indirecte aus seinem Briefe lesen, daß er leicht ein Paar Ducaten für den Bogen gäbe. Siehst du, alter Tausendsasa, du kriegst mein Tage eher nicht Lust, mich zu heüraten, als wenn du erst siehst, daß mich andre auch heüraten wollen. Na! wir wollen davon sprechen. Gesezt, ein Andrer böte mir auch gerade zu einen Thaler mehr, so würde ich doch lieber bei dir alten Knabuni bleiben. Denn du bist doch ein guter ehrlicher Kauz. Wie ich wieder zurük von meiner Reise kam, erschrak ich, als ich hörte, daß Ihr verreiset wäret, und dachte, nun würde mir der Hund die 20 Pistolen, worauf ich gerechnet hatte, — — —. Aber siehe! Der alte Bursche war doch besorgt um mich gewesen. Das hat mich sehr gefreüet. Ich wolte nur, daß ich Eüch recht viel zu Gefallen thun könte.[2])

Adio! Der Bote eilt. Tausend Grüsse und Küsse an die Eürigen! Komm doch, Alter, wenns möglich ist, mit Boien heraus.

Meine Frau — ne! — nichts davon!

GAB.

[1]) Hier folgen die beiden ersten Absätze bei Strodtmann 2, 356 f. S. 357, Z. 1 lies: unbeschreiblich.

[2]) Hier folgen die beiden letzten Absätze bei Strodtmann 2, 357.

9.

A.[ppenrode] d. 20. Jul. 1780.

Damit Er nur nicht länger spectakelt und brummet und griesgramet, so habe ich nur hier einstweilen eine kleine Ladung zusammen gemacht, damit der Anfang gemacht werden könne. Meine Absicht war, das ganze Mspt auf einmal abzuliefern; weil er aber die Zeit nicht abwarten will, so muß ich wol mit dem Rest noch zurückbleiben. Indessen soll er erfolgen, ehe man mit diesen fertig ist.

Je eher je lieber wünsche ich zu erfahren, wie viel Bogen das übersandte einnehmen wird, damit ich mich theils mit meinem übrigen darnach richte und ohne Not nicht zuviel mittelmäßiges aufnehme, theils auch von diesen noch eins und das andre zu rechter Zeit zurücknehmen könne. Wenn es angeht, so wünsche ich auch die Revision zu haben; wo nicht, so bitte ich nur, daß sie keinem andern, als HE. Gaßpari vertrauet werde. Denn der ist der richtigste unter allen.

Zu dem holdseeligen Ziele, der Jüngling den ich liebe, das ich ja mit aufnehmen soll, weil es so sehr gefält, habe ich in der beliebten Manier des Verfassers einige Zusäze gemacht, die Euch und allen Euren Mitkennern, denen alles — — —, gemalt heisset, nicht minder gefallen werden.

[Hier folgen sieben sechszeilige Strophen einer geradezu unflätigen Parodie auf ein unbekanntes Lied „Der Jüngling den ich liebe", das nicht im Musenalmanache steht und seinerseits wieder eine Nachahmung von Bürgers „Das Mädel, das ich meine" (Sauer S. 76, Berger S. 104) gewesen sein muß. Bekanntlich haben Bürger und Lichtenberg im Musenalmanach 1779, S. 12 eine andere Parodie „Die Hexe, die ich meine" veröffentlicht.]

Seht, passen der große Satler, der große Kanonier, der große Kürschner, der große Gärtner, der große Schäfer, der große Beütler, der große Drechsler, nicht gar scharmant zu dem großen Färber, dem großen Juwelirer, dem großen Lackirer, Emaillemacher u. s. w. des beliebten und belobten Herrn Verfassers? —

Aber nun Scherz bei Seite! Das Stückchen hat ein Paar gute Strophen. Der gröste Theil aber ist abgeschmackt und lächerlich. Wenn es mit in den Alm. solte so müste ichs ganz umschmelzen, und ich habe bereits für dies Jahr so viel umgeschmolzen, daß ich's satt bin.

Adio! Zeigt doch die schönen Zusäze Lichtenbergen.

GAB.

10.

[1. Januar 1781?] [1])

[Auf S. 1 eine rohe Federzeichnung Bürgers: oben in Wolken „Himmel", aus dem eine „Stimme" herab spricht: „Hol mich der Teüfel, Dietrich, das soll dir nicht unvergolten bleiben. Du solst Titulär-Vicelieber-Gott seyn und Köhler heiliger Vice-Gabriel." Unten auf der „Erde", mit Stockdegen, Wanderstab und einem Pack auf dem Rücken geht „Dietrich". Custos: „Verte."]

Schreibt mir, auf was für Conditionen Ihr die 100 rl. laßt, und ob ich für Euch oder einen andern Namen den Schein ausstellen soll? — Und NB. wenn

[1]) Der „an dem lieben Neujahrs- und meinem Geburtstage" (vgl. Strodtmann 4, 218) geschriebene Brief fällt nach der Erwähnung von „Tausend und eine Nacht" ins Jahr 1781, denn Bürger schreibt am 24. April 1781 über diese Verdeutschung an Dieterich (Strodtmann 3, 34): „Wars doch erst vorigen Winter, daß wir drauf kamen". Den undatierten Brief im Euphorion 1, 323 möchte ich aus demselben Grunde in den Juni 1781 setzen.

eher es wieder bezahlt werden muß? Denn ich werde nicht so eine Erzbestie seyn und Eüch in der Klemme laßen, wenn diese Zeit komt, da wieder bezalt werden muß. Die 100 rl. sind mir demohngeachtet so lieb, als geschenkt. Ich war gestern zu einem Schmause. Es schmeckte mir aber weder Essen noch Trinken. Um 1 Uhr diese Nacht kamen wir erst zu Hause. Diesen Morgen, als an dem lieben Neujahrs- und meinem Geburtstage erwachte ich sehr — — — Mutes. Aber so bald ich erfuhr, daß Engel Gabriel Köhler gestern dagewesen wäre, sprang ich ohne Hose aus dem Bette und hüpfte wie ein junges Reh auf der Weide. Da besorgte ich denn gleich, daß die Stimme aus dem Himmel rufen muste, wie auf voriger Seite zu ersehen ist. Nun prosit das neüe Jahr! Nicht allein dieses, sondern auch noch viele folgende!

Und wer uns was zuwiderspricht
Dem — — — wir ins Angesicht
Und lachen noch dazu,
Und lachen noch dazu.

Nun, Knäbchen, solst du mal sehen, was für geseegneten Einfluß die 100 rl. auf Tausend und eine Nacht haben werden! Die poetische Ader fließt wieder so dick als die Leine.

Nun leb wohl, du König aller [Verleger][1]), oder viel mehr aller Freünde, m[it allem][1]) was an dir bummelt und bammelt!

GAB.

11.

A.[ppenrode] d. 5. März 1781.

Die Zeit her, mein guter Verleger, sah es um den wichtigsten Theil deines Autors sehr fatal aus; und wenn der kalte Brand dazu gekommen wäre, so wären die herlichen Werke, die noch hervorgebracht werden sollen, hingewesen und du hättest an die Landstraßen und Zaüne auswandern müssen, um einen andern so qualificirten Autor aufzutreiben. Stelle dir den Jammer vor! Alle vom 1ten Januar 1748 an begangene Sünden meines Madensacks brachen in einem ganz infamen Geschwür gerade über der Pulsader meiner rechten Hand hervor. In kurzem war meine Hand und Arm so dick, wie meine Lende, und ich konte die Hand nicht so viel rühren, um nur einen Buchstaben zu machen. Vorige Woche war die ärgste Marter Woche meines Lebens. Das Geschwür ist endlich aufgegangen und bald wird der Schade wieder heil seyn.

Wenn ich hätte schreiben können, so hätte ich Eüch einliegenden Brief der Frau Philippine[2]) schon eher communiciret. Ihr werdet Eüch drüber gaudiren, daß ich so sehr ihr Geheimer Rath bin, dem so gar die Geheimnisse des Ehebettes anvertrauet werden, die außer ihr und ihrem lieben Eheherrn noch Niemand weiß. Das Lachen will ich Eüch nicht wehren, aber ausplaudern müßt Ihrs denn doch nicht, daß ich eüch den Brief gezeiget habe. Sie hat mir daneben eine ganze Ladung Avertissements wegen ihrer Gedichte geschickt, womit ich aber in meinem Appenrode nichts anzufangen weiß. Es überkomt eins zur Probe, wiewol ich vermuten kann, daß es eüch bekant seyn werde, da es bei Eüch gedruckt ist. Nun sagt mir, was ich der holden Seele auf ihre Fragen antworten soll? Wollt Ihr Eüch auf gewisse Weise mit ihr abgeben, oder wollet Ihr sie samt Christophen, der in der Eile gleich,

[1]) Abgerissen.

[2]) Magdalene Philippine Engelhard, geb. Gatterer (1756—1831). Ihre „Gedichte, Zwote Sammlung" erschienen 1782 in Göttingen, vgl. Goedeke[2] 4, 417. Der oben erwähnte Brief an Bürger bei Strodtmann 3, 30.

ohne an weiter was zu denken, das Avertissement drucken laßen, ihrem eignen Schicksal überlaßen? Darüber gebt mir Nachricht. Wenn ich ihr melden werde, wie viel Chodowiecky für ein Blatt zu meinen Gedichten genommen, so fürchte ich, sie kriegt die Schürken[1] und es geht ihr mit der theüren Leibesfrucht unrichtig. Ich[2] solle doch denken, wenn Ihr Eüch ohngefehr auf die Form, wie mit mir, mit ihr einließet, daß es nicht mißlingen könte, da ihre Muse doch ziemlich viel Verehrer noch hat, wiewohl sie mehr haben würde, wenn sie nicht so ins Gelag hinein reimte. Es käme also drauf an, wie viel FreiExemplare für ihre Subscribenten Ihr ihr accordiren woltet? —

Ich habe auf der Post 333 rl. 8 ggl. liegen, weil ich die nun nicht gern blank und baar durch den Boten herausbringen laßen wolte, so bitte ich Eüch, selbige gegen einliegenden Schein abfodern zu laßen und mir, etwa in ein Paquet Bücher eingeschlagen, [zu schicken,] dazu könnt Ihr das Pferdebuch nehmen, welches vom Bereüter Koch aus dem englischen übersezt, wo ich nicht irre, in Eürem Verlage herausgekommen ist, welches ich, wenn es brauchbar für mich ist, behalten will.

Nun muß ich Eüch zu guter lezt noch einen Verdruß klagen, worüber ich schier das Gallenfieber hätte kriegen mögen. Am Sonnabend erhielt ich von Königl. und Churfürstl. Hochgröblichen PostAmt in Göttingen einen so ungezogenen groben Mahnbrief, als ich in meinem ganzen Leben noch keinen erhalten habe. Ich bezahle nehmlich mein Porto alle Jahre um Neüjahr aus. Seit 8 Jahren habe ich jedes Jahr längstens einige Wochen darnach, wenn das Jahr herum gewesen ist, meine Porto Rechnung berichtigt und den Postschlingeln ein Neüjahrsdouceur von 1 Duc. gegeben. Nur dies einzige und erste Jahr hat sich die Berichtigung seit Neujahr bis hieher verzogen; Weil mich der Teüfel noch nie so sehr, als seit einiger Zeit, mit verzögerten Einnahmen und auf den Hals geführten Ausgaben chicanirt hat. Selbst die jezt erst angekommenen 333 rl. 8 ggl. hätte ich schon vor 4 Monaten haben müssen. Dazu kömt noch, daß ich im Betracht gewisser Hofnungen, die aber unerfüllt geblieben sind, für eine fremde Portoschuld caviret und um Neüjahr zu bezahlen versprochen habe. Nun war ich eben im Begriff meine eigne Portoschuld vom vorigen Jahre abzutragen, mich höflichst wegen des bisherigen Verzugs zu entschuldigen und wegen der fremden noch bis Monath Mai um Gedult zu bitten, als ich den PostKnecht- und pferdemäßigen Mahnbrief erhielt. Nunmehro kann es nichts helfen; Es muß der ganze Post [!] der zusammen 77 rl. 6 ggl. 7 ₰. C. M. beträgt in continenti bezahlet werden, worneben ich denn aber die PostSchlingel mit einem solchen Briefe regaliren werde, der verdienen soll in Verse gebracht und in den Alm. gedruckt zu werden. Allein incommodiren thut mich die Bezahlung, sonderlich des ganzen, ganz teüfelmäßig, indem ich diese Woche meinen ganzjährigen PachtTermin von 450 rl. praenumeriren muß, wozu ich auch das mit der Post angekommene Geld mit der grösten und ängstlichsten Ungedult erwartet habe. Denn eher wolte ich dem Satan selber, als meinem theüren HE. General v. U. nur einen Tag über die Zeit etwas schuldig bleiben, weil ich mir dann gewiß keine ruhige Stunde im Hause versprechen könte. — Aber wozu erzähle ich das meinem HErrn Verleger so lang und breit vor? Einestheils um mir das Herz zu erleichtern, anderntheils, weil es doch wohl seyn könte, daß er mir ohne seine große Incommodität zu Hülfe käme. Stehet Ihr nicht in Rechnungen mit der Post, aus denen Eüch baarer Überschuß heraus gebühret? Köntet Ihr nicht wenigstens einen Theil meiner Schuld übernehmen? Und wie viel etwa? Gebt mir doch davon nur ganz kurz Nachricht mit Ja oder Nein. Wo es Eüch nur im geringsten beschwerlich, oder mißfällig ist, so schlagt' mirs getrost ab, ohne im geringsten unsre autorliche Ungnade zu besorgen. Denn ich müste der unverschämteste ungenügsamste Mensch seyn,

[1]) Neuhochdeutsch: Schäuerchen, ein Krankheitsanfall bei kleinen Kindern, vgl. Deutsches Wörterbuch 8, 2331.

[2]) Der folgende Satz ungenau bei Strodtmann 3, 32.

wenn ich nicht an den mir schon so mancherlei bewiesenen Proben Eürer ächten Freundschafft mich begnügen wolte. Eher wolte ich, daß Ihr mir alle Laster, als Unverschämtheit oder Undankbarkeit gegen Eüch zutrautet. Wenn[1]) es auch manchmal scheinen solte, als ob ich mit autorlicher Impertinenz über deine VerlegerPerücke herführe und sie ein wenig zerzauste, so bitte ich dies für nichts anders, als unschuldigen Muthwillen zu halten. Im Grunde des Herzens bin ich doch nur alzu sehr dein de- und wehmütiger Autor; und ich glaube, weder Hölle noch Tod, weder Engel noch Fürstenthum, könte mich von dir holdseeligen Knaben scheiden.

Nun, lieber Knabe, sey nur nicht unwillig über meinen Antrag. Denn da es in der vollkommensten Willkühr deines Herzens beruhet, mir zu willfahren, oder mirs abzuschlagen, ohne daß weder Hund noch Hahn nach dem leztern krähen soll, so hoffe ich nicht, [dich?] durch meine Bitte in Verlegenheit zu sezen. Indessen wolte ich doch, daß ihr auf beide Fälle, bei Abholung des Geldes auf der Post sagen ließet, diese Woche noch würde ich, sowol den erhaltenen Brief beantworten, als meine Portoschuld berichtigen. Doch, was hinderts, daß ich dies nicht in 2 Zeilen selbst thue? —

So bald meine Hand wieder besser ist komme ich zu Eüch hinein, welches vielleicht noch diese Woche geschehen kann.

Lebwohl Alter! Grüße und Küsse von pp an pp

Ewig der Eürige

GABürger.

12.

A.[ppenrode] d. 3. Dec. 1781.

Es ist ganz unglaublich, mit was für Plackereien ich seit einiger Zeit umfangen gewesen bin. Es ist beinahe, als wolte mich das Schicksahl ermüden, um die ganze Pastete auf einmal zum T.. liegen zu laßen und davon zu gehen. Es nimmt auch gar kein Ende; kränklich und elend bin ich dazu.

Dem Vorschlag, einen Gehülfen zu mir zu nehmen, der noch Geld dazu geben will, ist daher so übel nicht, wenn ich nur wüste, ob es ein Kerl nach meinem Geschmak wäre. Auf den ersten Anblick läßt sich das nicht immer gleich beurtheilen; dennoch will ich sobald, als möglich persönlich zu dir hineinkommen. Außer dem ist noch ein Umstand. Vor Künftigen Ostern kann ich ihn noch nicht füglich beherbergen. Mündlich von allem diesen ein mehreres. Den französchen MusenAlm. würdest du schon heüt wieder erhalten, wenn ich nicht noch gern verschiedene Stücke excerpiren laßen wollte, um sie künftiges Jahr deütsch gekleidet in den unsrigen zu verpflanzen. Ich habe diese Arbeit meiner Frau aufgetragen. Der Schwäbische MusenAlm. ist wahrhaftig nicht übel. Wenn Sprache, Versification und Ausdruck hin und wieder richtiger wären, so wüste ich nicht, ob ich ihn nicht allen unsern sächsischen, unser eignes liebes Söhnchen mit eingeschlossen, vorzöge. Der Schwickertsche ist hergegen wie gewöhnlich nicht viel wehrt.

Unsere Lockvögel fangen schon an Wirkung zu thun. Den[n] der Herr von Döring in Wolfenbüttel hat mir sehr verbindlich geantwortet und versprochen, sich gegen Ostern mit Beiträgen einzustellen.[2])

Die Dümontschen Bücher sollen, sobald ich einen Expressen Boten mit dem Korbe abfertigen kann, wieder zurückgesandt werden. HE. Dümont muß wirklich ein sehr vornehmer Mann seyn, daß er sich keine Ehre und Vergnügen draus machen kann, mir ein Buch zu leihen. Unumgänglich notwendigen und schleünigen Gebrauch kann ich mir doch bei ihm nicht denken. Mithin ist sein Brummen kindisch. Dies brauchst du ihm aber nicht gerade wiederzusagen.

[1]) Die beiden folgenden Sätze ungenau bei Strodtmann 3, 32.
[2]) Vgl. den Brief von Dörings bei Strodtmann 3, 65.

Wenn du den franz. M. Alm. nicht noch diese Woche entbehren kannst, so schreibs mir nur mit 2 Worten. Dann soll er morgen wieder zurück seyn. Dagegen hat denn aber auch das Excerpiren ein Ende.

So arg ist der Bauerndreck nicht, daß nicht mein Freund Dietrich auf einem seiner großmächtigen Hengste einen Ritt herausmachen könnte. Ich würde mich sehr freüen, den alten Knaben einmal hier zu sehen.

Halt! noch eins! Mein voriger Bedienter, Namens Johann Jürgen Lüers, oder vielmehr seine hübsche, rasche, junge Frau, die du kennest, hat mir gesagt, du würdest auf Ostern deinen Hackfeld mit allem Zubehör abschaffen. Dabei hat sie mich denn gebeten, sie und ihren Mann in Vorschlag zu bringen. Ich weiß nun zwar nicht, ob die Abdankung Hackfelds gewiß sey, und ob du nicht schon ein andres Subject engagirt hast. Indessen melde ich dirs, mit der Bitte, mir ein Paar Worte drauf zu antworten. Von dem Kerl kann ich so viel sagen, daß er grundehrlich und gutherzig sey. Das Weib ist, wie gesagt rasch, jung, hübsch et caetera, et caetera.

Ich glaube beide würden sich recht gut zu Aufwärterleüten in dein Haus schicken.

Meine Weibsleüte empfelen sich dir und allen deinigen von Herzen. Ich aber bin Zeitlebens

dein getreüer Br.

GBBürger.

13.

A.[ppenrode] d. 23. März 1782.

[1]) Hier, Freünd, ist ein Manuscript, wonach du doch immer so seüfzest, wenn dir es anders anständig ist, wovon du mich gleich benachrichtigen mußt. — Was denkst du drann zu wenden? — Mit dieser sonst unverschämten Frage würde ich dir nicht zu Leibe gehn, wenn mir nicht an einer gewissen Stelle, die du leicht errathen kannst, der Schuh ganz übermäßig drückte. Ich muß jezt meine Talente zu Gelde machen, wo ich nur weiß und kann; und bin in einem solchen Zuge, daß wenn es so fort geht, ich dir bald mit mehr Manuscript übern Hals kommen werde, als du vielleicht verlangst. Aber noch einen Vorschlag! — Diesen Macbeth, der dir troz allen andern Macbeths auf Erden, gewiß nicht zu Maculatur werden soll, will ich dir rein weg schenken, wenn du etwas kannst, woran ich aber leider! verzweifle. — Und was wäre denn das? — O ich mögt' es auch lieber bald gar nicht einmal sagen, weil ich doch vorhersehen kann, daß es nichts giebt. Ja, wenn du das Geld zu tausenden im Kasten hättest, dann wüste ich wol, du ließest mich nicht zu Schanden werden. Indessen man klagt ja einem treüen Freünde wohl seine Noth; und so will ichs auch dir thun, wer weiß wozu es doch gut ist.

Ich dachte von meiner lezten Hannöverschen Reise Geld mitzubringen; allein dadurch, daß ich den bekannten Leonhartschen Proceß gewonnen und dabei die JustizCanzlei nicht wenig gekämmet habe, ist man mir so spinnefeind geworden, daß man mich lieber im Meer ersäufte, wo es am tiefsten ist. So bald jene Sache die glückliche Wendung vor dem Tribunal in Celle genommen hatte, soll man sich dort die Acten aus gebeten, und die Annehmlichkeiten, die ich eingerührt hatte in vollen Zügen geschöpft haben. Die erste günstige Folge für mich war die, daß man mir Knall und Fall bei 30 rl. Strafe die VormundschaftsRechnungen binnen einer Frist abfoderte, binnen welcher es gar nicht möglich war ein so weitläufiges Stück Arbeit fertig zu machen; vollends da mein Schwager dazwischen hingestorben war, welches die Sache noch schwieriger machte. Die Frist war kaum herum, als

[1]) Die ersten Säze, bei Strodtmann 3, 71, sind hier des Zusammenhangs wegen wiederholt.

ich in die 30 Strafe condemnirt und die vorige Auflage binnen einer andern kurzen Frist bei Verlust der Vormundschafft wiederholt wurde. Ich appellirte dagegen; allein man kehrte sich an nichts, sondern wie die Frist auch herum war, hat man pumps! einen andern Curator gesezt, ohneracht die meisten Kinder schon wirklich majorenn und die minorennen es in einem oder zwei Jahren auch vollends sind. Vom Tribunal habe ich zwar so viel erhalten, daß die 30 rl. Strafe aufgehoben sind, im übrigen aber ist es auf eine Weise, die sich gar nicht reimen läst, bei der neüen Vormundschafftsbestellung geblieben. So sehr mich dies nun auch anfangs crepirte (!), so kann ich mich doch drüber zufrieden geben, weils mich großer Last entledigt, wofür ich nichts einzukommen hatte. Die Hundsvötterei davon ist nur die, daß ich nun leicht noch Jahr und Tag hingehalten werde, ehe ich meiner majorennen Frau Erbtheil herausziehe und in die Fäuste bekomme. Dies bringt mich nun alle weile so in die Klemme, daß ich die besten 100 Pistolen schwinden laßen wolte, wenn ich gleich jezt hätte, was mir gebührt. Ich habe Bären, die mich zu prostituiren drohen, und wenn ich sie auch alle besänftige, so mißlingts mir doch mit dem ärgsten, der billig vor allen andern Raison annehmen solte, ich meine mit meinem General v. U[slar]. Dem bin ich nun aufs vergangene keinen rothen Heller schuldig; allein ich muß in diesem Monate den ganzen Pachttermin aufs nächstkünftige Jahr praenumeriren, oder er hat das Recht, mich auf den ersten Aprill vom Gute zu werfen. Bei Gott ist Gnade; aber bei dem nicht.[1])

Früchte habe ich noch nicht verkauft. Sie gelten nichts; und was das ärgste ist, so kann ich sie nicht einmal loswerden. So viel steht aber auch nicht einmal zu verkaufen, um die Pachtpraenumeration draus zulösen.

Nun sag, wie mir zu rathen und zu helfen steht! Könnte ich ein Kapital auf Interesse geborgt kriegen, so solte sich meine Frau mit verbürgen und verschreiben. Allein wer hat gleich 4 oder 500 rl. die es wenigstens seyn müsten? Und wenn sie wer hat, wer borgt sie gleich her, wenn er nicht durch zwanzig Gerichtssiegel und zehnfache Sicherheit in liegenden Gründen überzeügt wird? hergegen besteht die Masse, wo meine Frau ihren Antheil (der wenigstens nach Abzug aller Schulden noch über $\frac{3}{m}$ rl. betragen muß) dran hat, gröstentheils in ausstehenden Capitalien. Sicherheit wäre also reichlich vorhanden, wenn sie schon nicht wie ein liegendes Rittergut mit einem großen Schlosse in die Augen leüchtet. Wie gesagt, den Macbeth sollst du geschenkt haben, wenn du mir ein solches Capital verschaffen kannst. Aber vix credo! Also adieu! Wer weiß wenn eher wir uns wiedersehen, du müstest mich denn vor oder in diesem Feste noch einmal besuchen, welches mir ein wahres Labial seyn solte. Ich selbst kann mich nicht überwinden, nach Göttingen zu kommen. Denn ich denke, alle Jungen auf der Straße sehens mir an, welch ein Hundsvott ich bin. Ich hab auch die Zeit nicht. Was ich noch in Ordnung bringen kann, das muß ich. —

Laß doch einen Extract machen, wie wir zusammen stehn. Dich kann ich endlich noch mit schwarz auf weiß befriedigen. Aber dazu gehört eine ruhigere Lage, als diese Tortur, in welcher ich endlich, wenns noch lange so geht, den Geist aufgeben muß.

Sag Köhlern, er mögte den Herrn Medicinern sagen, wenn sie mir 100 Louisd'or geben wolten, so wolte ich ihnen ein recht leckerhaftes Gedicht auf Baldingern machen. Für die Hälfte thäte ich es schon nicht. Denn die könnte mir doch nicht helfen; oder wenigstens nicht genug helfen.

Laß diesen Brief nur nicht nach deiner löblichen Gewohnheit auf deinem Tische umher poltern. Auf dem Markte läg' er sonst eben so gut. Es ist auch gar nicht nötig, daß du ihn jeder Taube, die auf deinem Schlage täglich aus und ein fliegt

[1]) Hier folgt der zweite Absatz bei Strodtmann 3, 71.

verlieseſt. — Meinen Macbeth aber kannſt du Lichtenbergen wohl weiſen. Was du für dieſen, im Fall du ihn nicht geſchenkt kriegen kannſt, geben kannſt und willſt, das überlaße ich dir. Gott befohlen!

B.

Wenn du den Macbeth behältſt, ſo wünſchte ich, daß er mit zur Meſſe fertig würde. Aber hübſches Papier; hübſcher Druck! — Kannſt meine Arbeit gegen andre Macbeths, die du im Laden haben wirſt, halten und ſo ein Rhinoceros wirſt du ja nicht ſeyn, um nicht einen kleinen Schiedunter zu bemerken. Beim Druck behalte ich mir die Reviſion vor.

14.

A.[ppenrode] d. 4. Apr. 1782.

Weil ich dir denn doch ſo zu Herzen gehe, daß du meinetwegen nicht ſchlafen kannſt und deinen dicken Bauch verlierſt, ſo muß ichs dir wol melden, daß ich glücklich 400 rl. aufgeſtöbert habe, die ich in 14 Tagen erhalten ſoll. Damit wäre denn die ärgſte Noth geſtillet. Alle übrigen Creditores und unter andern auch mein Freünd Dietrich mögen mich im — wenn ſie nicht Geduld haben wollen, bis mehr Zeit und Rath komt. Ich kriege nach gerade wieder ein biſſel Muth und denke, die Zeit iſt doch noch nicht da, da ich mit Haut und Haar ein Hundsvott werden ſoll, ob mir gleich der Satan bald hie, bald da einen — — — an den Leib wirft. Ich werde alles ganz ruhig wieder abwaſchen und thun, als ob mir gar nichts wiederfahren wäre. Mache[1] du nur den Macbeth ſo gut wie möglich zu Gelde. Ich habe bald wieder ein Schauſpiel und zwar ein Original fertig. Der Henker weiß, wie mir die Luſt zu Schauſpielen ſo auf einmal angekommen iſt. Ich glaube die 50 St. Louisd'or, die du dafür erobern willſt, begeiſtern mich. Ach, du armer Peter, wenn du ſtatt 50 Louisd'or nur erſt 50 rl. hätteſt. Die Herren SchauſpielDirectores ſizen eben ſowenig voll Louisd'or, wie wir. Ich bitte dich nur, proſtituire mich nicht bei den Komödianten umher. Will einer kurz und gut unter Vorbehalt des Mſpts was dafür geben, ſo iſts gut. Wo nicht, ſo laß den Bettel drucken. Was du mir dafür gut thun kannſt, das weiß ich thuſt du ungefodert und mehr verlange ich nicht. Es iſt hinlänglich, daß du meine Schubbejackerei weißt; auf dem Theater braucht ſie ja noch nicht bekannt zu werden.

Über dein Laus Deo bin ich mächtig erſchrocken. Ich hätte nicht gedacht, daß ich ſo hoch in deiner Kreide wäre. Aber die verfluchte PoſtRechnung, die jedoch mich en particulier kaum zur Hälfte angeht, macht es.

Das angeſezte Honorarium iſt von den Poſthengſten unverſchämt. Das muſten ſie, wie ſeit mehrern Jahren immer auf meine Willkühr ankommen laßen. Ich habe immer bald mehr bald minder gegeben. Über dem machen die beiden Leonhartſchen Poſten keine vollen Jahre. Einer iſt kaum von ¼ Jahre. Inzwiſchen, wer will ſich mit den Kerls darüber aufnehmen? Mir iſt es jezt lieb, daß ich kein Contobuch ſeit länger als Jahr und Tag mehr halte. Überhaupt iſt es der wahre Stein der Weiſen, wie ich merke, daß man keine Rechnungen macht, ſondern bei Heller und Pfennig gleich baar bezahlt und lieber darbet, wenn man kein Geld hat. Das ſoll, ſobald mich Gott aus dem bisherigen — — — herausbilft, auch meine Maxime werden und bleiben. Kriege ich eher Geld, als ich deine Foderung abarbeiten kann, ſo bezale ich dich baar, um hernach deſto beſſer in einem neüen Leben wandeln zu können. Solte ich auch Salz und Brod freſſen müſſen, ſo will ich das doch lieber als Schulden haben, die wahre Krebsſchaden an Leib und Seele ſind. Will ich alsdann Auſtern oder Schildkröten Paſteten eſſen, ſo wandre ich zu

[1] Das Folgende ungenau in den Findlingen 1, 285 und bei Strodtmann 3, 72.

meinem Verleger und sage: Tische auf! Und kömmt der Verleger zu mir, so wird er nicht angenommen, wenn er nicht den Hamelsbraten vorausgeschickt hat. Ach! wären wir doch erst auf diesem gebenedeieten Fleckchen! Ehe wir dahin gelangen werden wir noch wol in manchen — — — treten müssen.

Aber, Signor, warum ist Er denn nicht in dieser Woche gekommen. Tagtäglich habe ich, da doch das Wetter noch so ganz artig ist, dir entgegen gesehen. Komm doch! Ich wolte mich so gern einmal an deiner Drolligkeit, welche wünscht, daß sie mich nie gekannt hätte, ergözen. Oder denkst ich kann den Aufwand, den du mir machen wirst, nicht mehr ausführen? Nein! so arg bin ich noch nicht auf dem Hunde. Hoffe auch nicht dahin zu gelangen. Der Boden ist noch voll Korn, der Keller voll Wein, die Vorrathskammer voll Fleisch, Speck, Schinken und Würste, die Pötte voll Butter, Schmalz, Eier, der Hof voll Puter, Hühner und Enten, die Setten voll Milch und Flott, der Kartoffeln, Wurzeln u. s. w. nicht einmal zu gedenken. Dich mit allen deinen Leüten könnte ich noch ein ganzes Jahr davon ernähren. Nur in der GeldCasse siehts nicht zum besten aus, dennoch — — — mich die Hunde noch nicht. Ich habe mehr Geld noch, als ich nur einmal weiß. Denn ich hüte mich jezt wol es zu zälen. Es ist aber doch noch immer auch Gold drunter. Siehst du also, bankrot bin ich noch nicht, sondern nur das was man in unserer Sprache im — — — seyn nennt.

Leb wohl, alter närischer Knabe, und behalt mich lieb, oder, welches ja wohl in deiner Sprache eben so viel heist, fahre fort zu wünschen, daß du mich nie gekannt haben mögest.

GAB.

So eine schnurrige Prise, wie ich bin, ist dir doch wol auf deiner Wanderschafft durch das Leben noch nicht vorgekommen?

15.

A.[ppenrode] d. 12. Octobr. 1782.

Es scheint freilich wol etwas unschicklich, daß ich so lange gethan habe, als ob kein Johann Christian Dieterich in der Welt wäre, indessen wird mirs gedachter Ehrenmann gern verzeihen, wenn ich ihm sagen soll, wie und warum das so gekommen ist. Meine bewuste Rechnungsgeschichte, die mich so geraume Zeit ganz allein geschoren, hatte wieder meine andern Geschäfte so angehäuft, daß ich kaum zu Athem kommen konnte. Jene habe ich indessen Gottlob! nun vom Halse und was diese betrift, so läuft der Strom auch nachgerade wieder in seinen alten Ufern.

Ich hätte dir schon gestern geantwortet und den Revisionsbogen vom Macbeth zurück gesendet, wenn ich nicht die Calenderliste endlich einmal hätte mit beifügen wollen. Zudem war gestern mein Schnupfen so heftig, daß ich von meinen fünf Sinnen nichts wuste. Heüt überkommt nun alles, außer einigen Briefen, die ich aber heüt Morgen auch noch schreiben will.

[Hier folgen die beiden ersten Absätze bei Strodtmann 3, 98. Z. 14 lies „5“, Z. 15 „Maipt“.]

Ich denke mit allernächstem hineinzukommen und dein [!] Einfall mit L.[ichtenberg], denn der deinige ist es doch wol nicht, weiter zu beherzigen. Aber! — Aber! — wenn wir uns nur nicht bald, wie Kuhdreck von Butter, scheiden müssen. Dann wirds mit meiner Autorschafft so wol, als deiner Verlegerschafft aus seyn. Es liegen jezt große wichtige Schicksalswürfel für mich auf dem Tische. Es könnten leicht Augen für mich geworfen werden, von denen du dir ganz gewiß nichts träumen läßest. Weiter kann ich dir noch nichts sagen. Auch bist du bisher noch der einzige dem ich nur dies wenige sage. Ich bitte dich aber um unsrer ewigen heiligen Freündschaft willen, laß dir noch gegen keine Seele was davon merken. Ich habe

mit lezter Post einen Brief von dem GroßCanzler von Carmer in Berlin bekommen,[1]) der auf Befehl des Königs von Pr., selbst, geschrieben ist. Fürs erste hast du hieran genug. Nochmals aber, du bist mein Freünd nicht, wenn du dich was hiervon merken läßest. Mit der Zeit sollst du mit der erste seyn, der alles erfährt. —

[Hier folgt der dritte Absatz bei Strodtmann 3, 98.]

Das ihm zugeschickte über die Königin ist ganz offenbar und unzweifelhaft von Gleim, weil es nicht nur dessen Hand, sondern auch dessen Manier ist.

Herzlich freüet es mich, daß sich Lichtenberg nach gerade wieder ein bischen zu genießen giebt. Er ist auch lange genug seinen Freunden abgestorben gewesen. Grüß ihn von mir schönstens. Daß ich das bewuste Buch so spät, aber doch nun heüt endlich einmal überschicke, bedürfte wohl der aller sinnreichsten Entschuldigung. Allein beim Schnupfen pflegt mann eben nicht sinnreich zu seyn. Also schicke das Buch nur mit dem Vermelden hinauf, daß die Entschuldigung nachkommen solle. Ich werde mich aber hernach wohl hüten, davon wieder anzufangen.

Deiner Frau Christel danke ich von Herzen für gütige Besorgung der Leinwand. Sobald ich hineinkomme, will ich sie bezahlen. Erinnere mich nur hübsch dran, und nicht immer ans fressen und saufen, worüber man bei dir immer alles andre vergißt.

Neüliche Nacht, da du dich so meschant davon geschlichen hattest, sind wir hier recht lustig noch gewesen. Du hattest der ganzen Gesellschafft und sonderlich den Sennickerödern recht wol gefallen. Du wunderst dich bisweilen, wo mirs sizt, daß mich die Weibsleüte gern haben mögen. Ich mögte mich wohl desselbigen gleichen über dich Maulaffen wundern. Denn es geht doch so wunderselten ein kluges Wort aus deinem Munde.

Apropos! Ich muß wenigstens ein Duzend gebundene MusenAlmanache zum Verschenken haben. Ein Paar kannst du mir wohl davon als ein Klecksgen Zugabe verehren, die übrigen aber zur Rechnung schreiben.

Schändlich werde ichs wohl versäumet haben, dich zu bitten, mir ein Paquet Zeüg an meine Schwägerin bei Weißenfels durch Leipziger MeßGelegenheit zu besorgen. Denn sie bleibt diesen Winter noch bei meiner Schwester. Ist es noch Zeit, so melde mirs doch.

Solte ich die versprochenen Briefe zu den Calendern nicht binnen hier und Dienstag liefern; so schick die Calender nur so fort. Entschuldige mich kurz bei HErren und Damen mit meinen Geschäften und laß ihnen das Maul mit dem Versprechen schmieren, daß ich nächstens, d. i. über 10 oder 20 Jahre, wohl einmal schreiben würde.

[Hier folgt der lezte Absatz bei Strodtmann 3, 98. Z. 26 lies „er“ statt „es“.]

Dein getreüer

GAB.

16.

A.[ppenrode] d. 9. Jul. 1783.

Männchen, ich sage dirs nochmals und ein für allemal, du kannst die Körbe immer getrost aufmachen und herausnehmen, was dir beliebt. Meinst du denn, daß das mein Ernst nicht ist? So kennst du mich wirklich noch lange nicht ganz. Hättest du nun hübsch von den frischen Heeringen, so sehr delicat, aber auch nur 6 Stück waren, einige herausgenommen, so hättest du doch nun auch was davon genossen und ich hätte mich darum nicht schlechter gestanden. Nun aber sind sie alle im — — —. Denn ich hatte gestern Mittag Mitesser, welchen sie ein wenig allzugut schmeckten;

[1]) Dieser Brief ist verloren, vgl. Strodtmann 3, 93.

auch muste ich Ehrenhalber ein Paar nach Sennickerode schicken. Der diesen Morgen angelangte Korb enthält einen Steinbütte, welcher noch ganz frisch und delicat scheinet, daher ich dir denn die Hälfte davon wieder durch deinen Boten zurückschicke.

Ich denke nun in den nächsten Tagen zu dir hinein zukommen, indem ich nach und nach meinen alten Mist über die Seite kriege. Ich bin seit einigen Wochen arbeitsamer als in 3 Jahren gewesen. Mir wurde das Herz nicht mehr froh; ich mußte mir endlich einmal den Plunder vom Halse arbeiten. Bald bald bin ich nun ganz und gar mit Haut und Haar

wieder

der deinige

GABürger.

Wenn du den Steinbüttenkorb hübsch aufgemacht hättest, so könntest du mich auch von der besten Zubereitung unterrichtet haben. Nun wissen wir aber hier weiter nichts, als Senf und Butter. — Von den Heeringen höre ich so eben, daß noch einer da ist. Den sollst du doch haben, mein Goldkäferchen, damit du siehst, daß ich dich doch auch lieb habe.

Eiligst.

Der Bote ist bezahlt.

17.

G.[elliehausen] d. 26. Jun. 1784.

Seit ehegestern, liebes Männchen, bin ich nun ExAmtmann und es ist Sedis Vacanz. Noch ist der hohe Nachfolger nicht vorhanden, auch noch nicht einmal recht ernannt, wahrscheinlich aber dürfte es einer werden, den die hohen Wählenden selbst für nichts anders, als einen Sch . . erkennen können. So wunderlich spielt das Schicksahl!

Heüte sollte ich eigentlich schon gewisse Gelder abliefern; allein der famöse Bauer, der mir mit Gewisheit Geld zugesagt, hat mich den lezten und vorlezten Posttag vergeblich warten laßen. Ich kann nun zwar höchstens noch bis Ausgang K. Woche die Ablieferung verzögern und hoffe, daß mit heütiger oder der Dienstags Post noch was ankommen soll; allein hernach ist der lebendige Teüfel loß, wenn nichts kömmt und mein Dietrich mir nicht aus der Noth hilft. Erkundige dich doch, liebes Männchen, bei Ankunft der fahrenden Post, und kommt was, so nimm's in Empfang und schicke mirs gleich. Kommt nichts; bei Gott, so mußt du mich lösen, oder auf meinen Leib und Seele bis in alle Ewigkeit Verzicht thun. Sonst aber werde ich nun höchstens in 14 Tagen bis drei Wochen ganz dein gehören, und wieder ein Mensch werden, der ich so lange nicht gewesen bin.

[Hier folgt der bei Strodtmann 3, 141 gedruckte Absatz.]

Ich höre du wirst bald nach Meinberg reisen. Wenneher? Der LicentComm. v. Uslar geht künftigen Freitag auch dorthin.

Leb wohl

Ewig dein getr

GAB.

18.

Bissendorf d. 4. Sept. 1785.[1])

Mein lieber Dieterich

Noch kein einziges mal hat mir der MusenAlm. so viel Angst und Sorge gemacht, als in diesem Jahr wegen meines höchstelenden Befindens. Fast ver-

[1]) Im Original: 1786. Die Erwähnung der Wohnung in Dieterichs Hause, die Bürger „mit seinem Weiblein" beziehen will, beweist jedoch, daß der Brief ins Jahr 1785 fällt.

zweifelte ich an seiner Vollendung. Glaube mir, hätte ich so viel Geld, als ich Kopf-Zahn-Halsweh, Schwindel und Qualen der Hypochondrie habe, so hätte ich dir viel lieber allen Schaden und entgangenen Profit vergütet, als einen MusenAlm. herausgegeben. Ich kam fast kränker von Meinberg und Pyrmont zurück, als ich hinreiste und hätte diesen kostbaren Versuch gesund zu werden füglich sparen können. Erst seit etwa 8 Tagen scheint es mit mir durch den ernsthaftesten Gebrauch anderer und wirksamerer Mittel auf einen bessern Fuß zu kommen und ich darf hoffen, bald wenigstens in leidlicher Gesundheit wieder zurückzukehren.

Das beykommende Mspt hätte ich dir schon vor einem oder zwey Posttagen schicken können. Allein da es schon so lange gedauert hatte, und mir dein griesgramisches Gesicht, wovor ich mich entsetzlich fürchte, im Geiste vor Augen schwebte, so bestand ich hartnäckig darauf, erst von mir selbst noch etwas zu vollenden und beyzufügen, damit du wieder gut und holdselig würdest. Aber wenn mich der Teufel nicht mit Krankheit plagt, so hält er mich durch Besuch ab, bey welchem ich mich zu nichts gehörig sammeln kann. Länger als bis heüte konnte ich indessen die Absendung dieses Mspts ohnmöglich verschieben, weil ich sonst vor Unruhe und Angst Deinetwegen keine ruhige Nacht mehr gehabt haben würde. Da nun aber doch der Anfang zum Druck gemacht und mit dem überkommenden Vorrath meines Ermessens ziemlich vorgerückt werden kann, so gewinne ich diese kommende Woche noch Zeit, das was ich zum Beytrage bestimmt habe, zu vollenden; und ich hoffe, du sollst es weit eher erhalten, als dies Mspt abgedruckt ist.

Ich habe nun von eingegangenen Beyträgen nichts mehr hier, aber zu Göttingen ist noch etwas befindlich, wovon nothwendig noch etwas gewählt werden muß. Ich würde es mit mir genommen haben, wenn ich vermutet hätte, daß meine Abwesenheit solange dauern würde. Schon von Meinberg aus habe ich dir geschrieben,[1]) daß du den dortigen Vorrath aufsuchen und mir übersenden möchtest. Da du es aber nicht hast finden können, so vermuthe ich, daß es in meinem Büreau verschlossen liege. Da es nun bis zu meiner persönlichen Überkunft zulange dauern dürfte, so übersende ich dir hier meinen Büreau-Schlüssel. Wahrscheinlich findest du alles zusammen sobald du nur die Klappe öffnest. Wo nicht so liegt es in einer von den Schiebladen. Du wirst ja leicht erkennen, was Musendreck ist und mir das rechte schicken. **Aber eins bitte ich dich höchst ernstlich, lieber Mann! Schicke mir keine andere lebendige Seele über das Büreau. Denn ich kann keinen anderen Sterblichen, der nicht so wie du mein inniger Seelenfreund ist, darüber laßen. Hörst du? Ich werde dir spinnefeind, wenn du mir diese Bitte nicht gewährst. Du selbst sollst auf und wieder dicht zu schließen, auch mit deinen Augen einen Bund machen, nichts zu durchstänkern, was nicht Verse sind.** Du mußt sie nun, wenn du dich nur ein wenig umsiehst gewiß finden, denn ich weiß es liegt der ganze Wust beysammen. Wenn du sie hast, so schicke sie mir mit der nächsten Post: alsdann sollst du, wenn der Himmel nur irgend will, nächsten Dienstag über 8 Tage den ganzen Rest des Mspts samt meinen Beyträgen zurück haben.

Was die Revision betrifft, so wünschte ich das (!) Prof. Meyer[2]) selbige gütigst übernähme. Ich will ihm gern, wo ich kann, wieder gefällig seyn. Bitte ihn in meinem Nahmen, daß er von seinen Beyträgen, die ich nicht vorher zu sehen brauche, einrücke und einschalte was, und an welchem Orte ihm gefällig ist. Werden wir nichts von Kästner, nichts von Pfeffel, nichts von Lichtenberg bekommen? Das alles kann, ohne daß ichs vorher sehe, eingerückt werden. Was aber sonst unterdessen noch eingelaufen seyn möchte, das mußt du mir mit dem übrigen mit der nächsten

[1]) Der Brief ist bisher nicht zum Vorschein gekommen.

[2]) Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, seit 1785 außerordentlicher Professor in Göttingen, vgl. Goedeke² 4, 417. Auch Schiller trug ihm 1796 die Korrektur seines Musenalmanachs an.

Post zusenden. So kümmerlich ich mich auch an Leib und Seele befunden habe, so denke ich soll doch der M. A. dieß Jahr nicht gerade zum schlechtesten ausfallen.

Meine Wohnung werde ich ja wohl in elegantem Stande vorfinden, wenn ich überkomme. Ich bin nur noch wegen einiger Mobilien zum ordinären Gebrauch in Verlegenheit. Was ich an feinen Stücken gebrauche, das habe ich mir zwar in Hannover bestellt und werde mir die Freiheit nehmen, solches unter deiner Adresse vorläufig in den nächsten Tagen zuübersenden. Wollte ich mir aber auch ordinäre Tische, Stüble u. s. w. hier kaufen, so möchten die der Transportkosten nicht werth seyn. Ich wünschte daher, daß du mir für die ersten Wochen einiges von dergleichen Plunder leihen könntest, bis ich mir dort selbst etwas bestellen und machen laßen kann.

Sollte dieß nicht angehen, so möchte ich dich wohl schönstens bitten, mir die auf der Beylage[1] verzeichneten Meübles sogleich bestellen und machen zu laßen. Denn wenn es sich, wie wahrscheinlich bis gegen Michaëlis verzöge, ehe ich über komme, so würde ich mich sonst weder in meinem alten Quartier noch lange bergen, noch auch in dem neüen ohne Meübeln zurecht kommen können. Gleichwohl wünschte ich gleich bey meiner Überkunft, das neüe Logis beziehen zu können. Schreib mir doch auch für wieviel Fenster ich in deinem Hause Gardinen nöthig haben werde? —

Ich muß abbrechen, weil ich schon wieder zulange gesessen und geschrieben habe, um nicht schwindlicht zu werden. Werde nur nicht böse, lieber Alter, daß ich dich solange mit dem Mspt aufgehalten habe. Hättest du je in meiner Haut gesteckt, so würdest du mich vielmehr herzlich bedauern. Wenn ich erst wieder gesund bin und mit meinem Weiblein in Ruhe bey dir wohne, so soll alles schon besser von Statten gehen. Empfiel mich und meine Frau den deinigen herzlich und sey versichert, daß ich lebenslang bin

Dein getreuer

GABürger

Was mir sonst noch beyfallen möchte, das nächstemal.
Den Schlüssel schicke mir wieder zurück.

C. Briefe an Verschiedene.

In seinen Mappen verwahrt Rudolf Brockhaus noch weitere Blätter von Bürger, die nur verstümmelt oder fehlerhaft bekannt geworden sind. So zunächst den Brief an Gleim vom 20. Oktober 1771, der bei Strodtmann 1, 37 nach dem ersten Drucke im Literarischen Conversationsblatt für 1821, Nr. 300 wiederholt ist, da das Original wohl schon zu Körtes Zeiten aus dem Gleimarchive verschwunden war. Es zeigt folgende wichtigere Abweichungen:

---

1)

Pro Memoria

1) Ein Dutzend Stüble von moderner Façon, ohngefähr wie diejenigen, welche HE. Dieterich hier hat machen laßen, mit Polstern von greisen Linnen, auf mahagony Art angestrichen oder gebeizt.

2) Vier moderne vierecktige, und zwey halbrunde Tische die zu einer Tafel auch zusammengesetzt werden können, gleichfals auf mahagony Art.

3) Eine Gestelle zu einer Bergere gleichfals Mahagony-Anstrich.

4) Eine ordinäre zweyschläferne Mägde Bettsponde.

5) Eine andere ordinäre einschläferne Bettsponde.

S. 37 Z. 20 Herzen, mein Allertheüreſter HErr Kanonikus, 26 Conjuncturen 31 eine wieder 38, 2 den 12 folgt der Absatz: Baſedow wird er auf Weynachten antworten aber ohne die Bitterkeit, mit der er ihn das erſte Mal angrif.[1] Er will zu dieſer Abſicht, ſeine Antwort vor dem Drucke verſchiednen Freünden erſt mittheilen, die jedes grobe Wort ausſtreichen ſollen und ihn bloß mit Gründen und mit den Waffen der Wahrheit beſtreiten. Es ſcheint, daß er das unanſtändige der Grobheit nun bey ſeinem Gegner eingeſehen. 13 meine Gedichtchen gefallen haben, 17 Sie, mein wehrter HErr Kanonikus, 20 vorher] ehr 22 ſchlecht, wenigſtens nicht ſchlechter, als der Anfang, den ich auf die andre Seite des Bogens ſchreiben will, 23—27 fehlt an dieser Stelle; Körte am Rande: „hier die Nachſchrift eingeſchaltet“ 27 noch faſt 28 was 30 fällt, Allerliebſter HErr Kanonikus 32 will ihn 33 folgt der Absatz:

Hier ſend' ich Ihnen auch das verlangte Zeitungsblat.[2] — Die Rezenſion iſt in der That zu arg! HE. Michaëlis iſt ja recht als ein Nichtswürdiger darinn behandelt. Es athmet ein Stolz drinn, der, wenn ihn alle große Dichter und auch mein Gleim beſäße, manchen zarten Sproßling der Muſen zu Boden gedrückt haben würde. Wenn man doch den Spalding nur nicht ſo übermäßig vergötterte. Er iſt nichts weniger, als ein Heiliger und hat ſeine Leidenſchafften ſo gut wie wir andere Erdenſöhne. Denn daß ſein Herz nicht ſo ganz und gar von Menſchenhaß geläutert ſeyn muß, hab' ich neülich aus einem Geſchichtchen, welches mir ein Verwandter von ihm und Bekannter von mir erzählet, erſehen. Die Forderung iſt zwar unbillig, welche von einem Geiſtlichen übermenſchliche Tugend verlangt; die Schwachheit, die man aus Menſchenliebe, einem andern vergiebt, muß man auch einem Geiſtlichen nicht höher anrechnen; aber der Geiſtliche, der ſtolze Geiſtliche muß alsdann auch auf eine außerordentliche Verehrung Verzicht thun. O man wird unwillig, daß ein ſolcher Mann die Tage eines Gleims ſo verbittern muß! — —

Ihr

gehorſamſter Diener und ewiger

Verehrer

Bürger.

Daran ſchließt ſich der Anfang der „Nachtfeier der Venus“ in erſter Faſſung:

Morgen liebe, wer die Liebe
Nie empfand!
Morgen liebe, wer die Liebe
Schon gekannt!

Unter hellen Melodien
Iſt der junge May erwacht.
Seht! wie ſeine Schläfe glühen!
Wie ihm Wang' und Auge lacht!
Über kraütervolle Raſen,
Über Haine ſchwebet er.
Kleine laue Winde blaſen
Wohlgerüche vor ihm her.

[1] Über Schlözers Streit mit Baſedow vgl. Frensdorff in der Allg. deutſchen Biographie 31, 577.

[2] Das 37. Stück der Erfurter gelehrten Zeitung von 1771 mit Wielands ſcharfer Recenſion des „Paſtor-Amor“ von Johann Benjamin Michaelis; vgl. Witkowski in Seufferts Vierteljahrſchrift 3, 519.

Seegenvolle Wolken streüen
Warme Tröpchen auf die Flur;
Geben Nahrung und Gedeyhen
Jedem Kinde der Natur.

Morgen liebe, wer die Liebe
Nie empfand!
Morgen liebe, wer die Liebe
Schon gekannt!

Lieb' und Gegenliebe paaret
Dieses Gottes Freündlichkeit;
Und sein süßestes verspaaret
Jedes Thier auf diese Zeit.
Wenn das Laub ihr Nest beschattet,
Schnäbeln Taub' und Taüber sich.
Was da lebet, das begattet
Um die Zeit der Blüthen sich:

Morgen liebe, wer die Liebe
Nie empfand!
Morgen liebe, wer die Liebe
Schon gekannt!

Als das Meyen Glöckchen blühte;
Als der May zu Festen lud,
Wand sich Venus Aphrodite,
Wand, erzeügt von Kronus Blut
Sich almählich aus des grauen
Oceanes weitem Schooß',
Angestaunet von den blauen
Wasserungeheüern, loß.
Singende Tritonen schlugen
Triller in die Melodie;
An ein blühend Ufer trugen
Wallende Gewässer sie.

Morgen liebe, wer die Liebe p p

Ich habe mir vorgenommen in diesem Stück den Wohlklang und die Korrectheit so weit zu treiben, als in meinen Kräften stehet. Die Mistöne, die meinem Ohr entwischen könnten, werden Sie gewiß bemerken, wehrtester HErr Kanonikus. Nächstens überschick' ich Ihnen das Stück.

Das Gemälde wird bald fertig seyn; denn ich habe nun schon hinlänglich dazu geseßen. HErr Tischbein hats an seinem Eifer nicht fehlen laßen mich gut zu malen.

HErrn Boje thuts leid, daß er des P. Denis Gedichte nicht zu sehn kriegen kann. Er wollte sie ja nur sehen, sagt er, und nicht drucken laßen, übrigens aber so diskret seyn, als Sie es nur immer verlangten.

Ferner besitzt R. Brockhaus den letzten bisher bekannten Bürgerbrief, das ergreifende Gesuch an Heyne um Unterstützung, vom 16. März 1794, bei Strodtmann 4, 247 nach dem Konzept in

Bürgers Nachlasse mitgeteilt. Er ist im Originale am Schlusse datiert: d. 16. und 17. März 94.

247, 6 heisst es: Bitte Ewr Wohlgebohren 9 neulich meinetwegen eine so wahre innige Rührung 11 sehr süßen 15 gezogen 21 seit fünf Jahren noch 22 länger, wie bisher, 25 Lieber, lieber 31 schlechterdings es] er 36 Pocherei 248, 6 durfte 8 Nur Ihr Herr Schwager 249, 6. 7 außerhalb der — Stadtwälle 11 ganz anders damit beschaffen. Wenn man mich also 13 Harren ein Paar hundert Thaler — doch in der That 17 manchem 22 atque 29 welches doch der Fall nicht gewesen ist. 32 nicht] schwerlich 33 Arbeiten? Es — müßte ja dann bald 250, 3 zurück zu schrecken 7 welchem 10 wahrlich nichts taugen; 12f. Freilich! Man würde auch nicht einmahl nur Verse von ihm sehen, 16 die aber 17 dörfte 21 Carricatur-Gemälden länger, und mit lauterm 25 oft auch 29 erhalten bis auf den heutigen Tag 33 überaus geschäftiges 34 es wohl 251, 3 ganz rein 10 nicht bleiben dörfte. 11 ist es denn möglich geworden, daß ich so durch gekommen bin, 14 mir sonst 15 welche 17 Gleichwohl wird von solchen Dingen dereinst 18 das] der 26 rathzufragen 31 Ihnen] Euer Wohlgeb. 34 Immer werde ich Ihre großen unerreichbaren 35 innigst verehren 37 Absatz Sie] Euer Wohlgeb. 38 eher] getroster 252, 5 Euer Wohlgebohren 7 GABürger. N. S. Verzeihen Sie; ich kann mich nicht besinnen, wo ich das oben erwähnte Concept hingelegt habe, und ich kann es jetzt unmöglich aufsuchen.

Andere Briefe, so der an Dieterich vom 30. Juli 1782 (Strodtmann 3, 81) und das erschütternde Schreiben über Mollys Tod an Friederike Mackenthun vom 2. März 1786 (abgedruckt von L. Geiger in Fleischers Deutscher Revue 1886, XI, 1 S. 368, nicht 386, wie Goedeke[2] 4, 388 angiebt) zeigen nur geringfügigere Abweichungen in den Originalen.

Endlich befindet sich im Besitze von R. Brockhaus ein Queroktavblatt, sehr sorgfältig geschrieben (wohl als Albumblatt):

Zwey Cherubim, Wahrheit und Schönheit, überflügeln gemeinschaftlich die Lade des Herrn, und in dieser das ewige Gesetz der Vollkommenheit des menschlichen Geistes.

Gottfried August Bürger
Göttingen d. 11. Sept. 1786.

In wenig veränderter Form eröffnet diese Sentenz die vom 1. Oktober 1787 datierten Einladungsblätter „Über Anweisung zur deutschen Sprache und Schreibart auf deutschen Universitäten“ (Grisebach[5] S. 347).

Einen Brief Bürgers an den jüngern Schubart hat Strodtmann 4, 213 aus dem Morgenblatt für 1812, Nr. 56 wiederholt; er handelt von des Sohnes Antrage, Bürger möge eine Revision der Gedichte seines vor kaum einem Jahre verstorbenen Vaters für eine neue Ausgabe übernehmen — ein Plan, der nicht zur Ausführung gelangte. Wie jedoch der Zusatz im Morgenblatt „Aus einem Briefe“ beweist, ist bei Strodtmann nur ein hierauf bezügliches Bruchstück gedruckt. Eine vollständige Abschrift

des Briefes liegt im Kanzler Müller-Archiv (Nr. 671) und enthält besonders am Eingang mitteilenswerte Nachrichten über den Musenalmanach von 1793 und die unglückselige Geschichte von Bürgers Scheidung, die hier unter stillschweigender Verbesserung einiger Schreibfehler folgen mögen.

Göttingen d. 12. Sept: 1792.

Ihrer traulichen Zuschrift,[1] mein theuerster Schubart, freue ich mich von ganzem Herzen; allein ich muß auch zugleich zürnen, daß Sie mit Ihren schönen Beiträgen zum M. A. zu spät kommen. Längstens mit dem Schluße des Julius muß alles eingelaufen seyn, wenn für das Jahr noch davon Gebrauch gemacht werden soll. Nur ein außerordentlich Hinderniß ist Schuld daran, daß der Musenalmanach für 1793. nicht schon seit vier Wochen ganz fertig ist. Es schwitzt aber, indem ich dieses schreibe, der letzte Bogen bereits unter der Presse. Kann ich vor Abgang dieses wenigstens ein rohes Exemplar, feucht unter der Presse weg erhalten, so werde ich es mit dem innigsten Vergnügen beilegen. Ich habe den Alm. mit meinen eigenen Reimereien so voll gestopft, daß ich mich fast der allzugroßen Menge schäme. Ueber vierzig größere und kleinere Stücke;[2] theils mit meinem, theils mit Menschenschrecks, Urfeys und Anonimi Nahmen bezeichnet, sind darin befindlich, worunter manche ein gar lautes Zetergeschrei erwecken werden.

Es war mir gewißermaaßen Bedürfniß den Verdruß zu verreimen, den mir Ihre unwürdige Landsmännin verursacht hatte, wovon Ihnen das Gerücht manches erzählt haben mag. O lieber Schubart, ich habe einen Giftkelch ausgetrunken, ausgetrunken und verdauet, welchem unter tausend geistigen und körperlichen Naturen neun hundert und neun und neunzig unterliegen würden. Sollte ich Ihnen die Geschichte meiner unglücklichen Heirath und Ehe vom Anfang bis zu Ende erzählen:[3]

I could a tale unfold, whose lightest word
Would harrow up thy soul, freeze thy young blood,
Make thy two eyes, like stars, start from their spheres,
Thy knotty and combined locks to part
And each particular hair to stand on end
Like quills upon the fretful porcupine.

Doch — nicht mehr hiervon! Alle Fehde hat nun ein Ende. Bereits seit dem März dieses Jahres bin ich von dem Non plus ultra des Eigendünkels, des Leichtsins, der Verschwendung, der Ueppigkeit der ehrlosesten Verbuhlt- und Verhurtheit, der Heucheley, der Verlogenheit p p p p p p p förmlich durch Urthel und Recht geschieden, nachdem ich ungefehr 16. Monathe, wie an einer Schandsäule neben ihr gestanden, und alles, was nur irgend mit der Würde eines rechtschaffenen und gesitteten Mannes bestehen kann, vergeblich versucht hatte, sie zu den Pflichten der Gattin, der Hausfrau der Mutter anzuleiten. Millionen Männer sind in der Welt schon durch Weiber betrogen worden; Millionen werden noch betrogen werden: allein das darf ich ohne Uebertreibung behaupten, keiner unwürdiger und schmählicher, als ich.

---

[1]) Vom 5. September 1792, bei Strodtmann 4, 212.

[2]) Die Zahl von 42 ergiebt sich, wenn man die zwölf Epigramme „Auf einen Zeitschriftsteller" (Sauer Nr. 210, Berger Nr. 246) einzeln rechnet.

[3]) Das gleiche Citat aus Shakespeare kehrt in Bürgers Briefe an A. W. Schlegel vom 30. Juli 1792 (Strodtmann 4, 209) wieder; ebendaselbst und in dem Schreiben an F. L. W. Meyer (4, 209 f. 214) finden sich andere wörtliche Anklänge an unsern Brief.

Kein Ding ist indessen zu schlimm, es ist wozu gut. Also auch hier! Hätte ich mich nicht in diesen unglücklichen Roman eingelassen, so hätte ich auch vielleicht viele vortreffliche Männer, worunter Schubart Vater und Sohn hervorragen, nie von Angesicht zu Angesicht kennen gelernt. Wie manchesmal hat nicht schon die Rückerinnerung hieran die Bitterkeit meines Herzens versüßt.

[1]) — — —

Leben Sie indessen wohl, mein lieber braver Schubart, Sohn des Mannes, dem ich einige der genußreichsten Stunden meines im ganzen so freudenlosen Lebens verdanke! Diejenigen, die mich und meine so famöse Briefscheue kennen, werden es für einen sehr hohen Beweis meiner Liebe zu Ihnen und Ihren verewigten Vater ansehen, daß ich Ihnen so bald und so geschwätzig antworte. —

Ihr seel. Vater sagte mir einst von einer Aesthetick der Tonkunst, die er entweder schon größtentheils niedergeschrieben, oder noch schreiben wollte.

Findet sich davon nichts unter seinem Nachlasse?[2])

Ganz der Ihrige

GABürger.

N. S.

Bis heut den 22. Sept. ist dieser Brief liegen geblieben, um Ihnen noch ein Exemplar des M. A. mitschicken zu können. Nun fügt sich's gerade, daß einer meiner gewesenen Zuhörer, Herr von Lupin aus Memmingen, von hier nach Erlangen abgeht, welcher so gütig seyn will, diesen Brief an Sie zu besorgen. Ob dieses geschehen sey, davon wünschte ich doch sobald als möglich benachrichtigt zu werden.

Übersehen sind ferner von Strodtmann und Anderen drei bereits gedruckte Briefe Bürgers. Der erste, an Kästner gerichtet, steht in Spangenbergs Neuem vaterländischen Archiv (Lüneburg 1825) 1, 332 und lautet:

Ich habe — nur pour passer le tems — eine Ode auf den Herzog von Gloucester gemacht. Ew. Wohlgeb. sind ja wohl so gütig und sagen mir, wie diese Fiction gerathen ist? Waller sagte einmal zu Carl den 2ten, da er auf Cromwel ein besseres Gedicht, als auf ihn gemacht hatte: Den Poeten glückt es in Fictionen allemal besser. Ohne Zweifel also mir auch? Heute wies ich sie H. Prof. Dieven, er hatte aber keine Zeit, es ganz zu lesen. Er meinte, ich sollte sie künftigen Sonnabend in der deutschen Gesellschaft deklamiren. Darf ich das wohl? Und darf ich vorher — es ist zwar recht lächerlich, ja recht d . . . dreist — dieselben wohl bitten, die garstigen Stellen darin — nur anzustreichen, oder nach Befinden das Urthel von Volusii Annalibus * auszufertigen? Ich hätte es gewagt, das Product in Person zu bringen, allein ich fürchtete, die unrechte Stunde zu treffen. Und ich denke, dergleichen Poetasterbriefe sind, wie die Virtuosen, die öfters des Mittags bei meinem Tische sich hören lassen wollen, selten angenehm.

Da fing er an sie herzulesen,
Das war kein Spaß,

würden Sie — wenigstens gedacht haben. Morgen will ich das opus wieder abholen lassen.

Bürger.

---

[1]) Hier folgt das oben erwähnte Bruchstück bei Strodtmann 4, 213.

[2]) Schubarts „Ideen zu einer Ästhetik der Tonkunst" wurden erst 1806 von seinem Sohne herausgegeben.

Der Brief fällt in die Zeit von Bürgers erstem Göttinger Aufenthalt, und zwar nach dem März 1769, in dem Bürger in die Deutsche Gesellschaft aufgenommen wurde (Schnorrs Archiv 12, 61). Er liefert einen neuen Beweis für Bürgers damaligen vertrauten Verkehr mit Kästner, den er auch für die in Gellichausen zu stellende Kaution in einem verlornen Briefe anging, freilich erfolglos (Strodtmann 1, 51 f.). Die Ode auf den Herzog von Gloucester ist eins der vielen unbekannten Gelegenheitsgedichte Bürgers.

Das zweite Brieffragment ist an Klamer Schmidt gerichtet und steht in dessen Leben und auserlesenen Werken (Stuttgart und Tübingen 1826) 1, 42:

Guten Tag, guten, frohen Tag, alter trauter Schulkamerad, Euch und Allem, was Eures Herzens ist! Hab' ich Euch gleich das so laut in lieber, langer Zeit nicht zugerufen, hab' ich Euch gleich nicht so derb an die Hand gegriffen, und sie nicht so herzlich wie sonst geschüttelt, so ist Euer Bild doch nie aus meiner Seele gewichen, so schlug doch mein Herz immer hoch und warm, sobald irgend ein Ton von Euch, oder irgend einer, der dem Euren gleicht, es aus dem Schatten an's Licht hervorzauberte, wo es immer so froh und lebendig erschien, als wäre es, Traun! seit einer Stunde von der Staffelei abgenommen.

Klamer Schmidt lernte Bürgern, wie er selbst erzählt (1, 17), erst im letzten Semester seines Trienniums in Halle kennen, also im Sommer 1767. „Es war bei einer Punschfeier, wozu Bürger eine sehr humoristische Skolie gedichtet hatte. Schmidt ist Bürgers zu Halle nicht wieder habhaft geworden. Bürger trieb sich in ganz andern Gesellschaften umher und ging auch bald hernach ab.“ Die beiden Studiengenossen sahen sich erst im Februar 1776 bei Bürgers Besuche in Halberstadt wieder (Strodtmann 1, 270; Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse 2, 24). Von ihrem Briefwechsel (Klamer Schmidt 1, 17) sind nur zwei Briefe Schmidts bekannt (Strodtmann Nr. 214, 861).

In einem Privatdruck versteckt ist ferner ein Brief Bürgers an Goeckingk vom 2. August 1788, die Antwort auf den Brief vom 27. Juli 1788 (Sauer in Seufferts Vierteljahrschrift 3, 452), wodurch Goeckingk die Jahre lang unterbrochene Korrespondenz mit seinem Freunde wieder aufgenommen hatte. Er steht in den „Interessanten Briefen verstorbener Personen. Von M. Belli-Gontard dem kleinen Kreise ihrer Bekannten gewidmet. Frankfurt a. M. 1879“ S. 9-13 und lautet:

G.[öttingen] d. 2. Aug. 88.

Lieber, lieber Gevattersmann, ich kann Euch gar nicht sagen, welche Freude mir Euer unerwarteter Brief gemacht hat. Doch wozu hilft auch das Singen und sagen? Ihr seht es an der That, weil ich sogleich antworte; und das ist doch gewöhnlich meine Sache eben nicht. Ich habe mich nun so ziemlich durch das ganze heil. römische Reich Teutscher Nation durch mein Nichtschreiben, ja sogar durch mein

Nichtantworten auf Briefe, die zehn Antworten für eine verdienten, stinkend gemacht. Daß ich bei Euch eine Ausnahme mache, muß Euch ein Beweis seyn von der nicht gemeinen Kraft, womit Euer Brief, in so liebem traulichen Philisterton, auf mich gewirkt hat. Ich vergleiche sie der Kraft des Engels, der in den Teich zu Bethesda herabstieg und die Wasser bewegte: Denn wahrlich ich bin ein todter stehender Sumpf und habe wohl Ursache zu beten

Ihr Weisen mit der Wissenschaft
Die Wellen zu bewegen,
Gebt meinem matten Herzen Kraft,
Ein Fünkchen neu Vermögen,
Ach! einen Tropfen Lebenssaft,
Sich jugendlich zu regen —
Ich lass' euch eure Wissenschaft
Die Wellen zu bewegen.

Vielleicht wird die Bewegung unterhalten, wenn Ihr wieder näher seyd[1]. Denn daß ich, so bald es nur immer möglich seyn wird, zu Euch trabe, das versteht sich. Gott gebe nur, daß es gerade dann möglich seyn möge, wenn Elise[2] bei Euch ist. Denn bey der habe ich mehr gut zu machen, als Ihr Euch einzubilden im Stande seyd. Könnt Ihr's glauben, daß ich bey der meinen famösen Bürgerianismus so hoch getrieben habe, ihr wenigstens auf drey freundliche Briefe auch nicht ein Wort zu antworten? Es ist heillos, das gestehe ich gern, ja wenn Ihr dem Dinge einen noch ärgeren Nahmen gebt, so habe ich nicht ein Wörtchen dagegen einzuwenden. Ich war aber auch damals in einer Leibes- und Gemüthsstimmung, daß ich auch einen eigenhändigen Brief des lieben Gottes selbst nicht beantwortet hätte. Nachher ist mir wohl zu Zeiten etwas besser gewesen, allein dann habe ich mich geschämt, gute Leute an so einen Lumpenkerl, wie ich bin, zu erinnern. Gott weiß daß ich den besten Willen habe zu allem, was sich eignet und gebührt, aber — doch ich will Eure gegenwärtige Zufriedenheit, die ich Euch aus so vollem Herzen gönne, durch meine Brummereyen nicht unterbrechen. Wenn ich nur körperlich gesund wäre, so kümmerte ich mich um alles übrige keinen Pfifferling, und lachte dem hundsvöttischen Glücke in die Zähne. Das aber glaube ich werde ich in diesem Leben nicht wieder; und so werde ich auch wohl vergebens auf Wiederkehr der Kraft und Thätigkeit sowohl des Geistes als des Herzens hoffen. Seit fast zwey Jahren medicinire ich nun auf mancherley Art und dennoch ist's und bleibt's immer beym Alten. Für einen erträglichen Tag, da es gutes Wetter im Leib und Seele werden zu wollen scheint, mehr denn zehn elende, da mich nichts als meine Kinder noch abhält, der Hundsvötterey durch eine bleyerne Pille ein Ende zu machen. Ich bin gewiß aus sehr gesundem Saamen gezeugt, und habe von Natur eine sehr gute Constitution, allein die vielen Widerwärtigkeiten meines Lebens mußten sie wohl endlich schwächen. Dennoch fühle ich's gar zu zuverläßlich, daß ich im Grunde und im Kern nichts weniger als unwiederbringlich beschädigt bin. Ich wollte wohl wetten, daß im Grunde noch jeder Theil an mir heil ist. Die Kräfte zerarbeiten sich nur unter einem fremdartigen Schutte, den die Aerzte wegschaffen sollten. Aber das können die Hundsvötter nicht. Ich wollte mich ohne alle Medicin selbst curiren, wenn mich nur das infame Glück in eine Lage versetzte, daß ich mich darnach halten

[1] Goeckingk wurde am 1. September 1788 als Kriegs- und Steuerrat von Magdeburg nach Wernigerode versetzt und hatte als solcher auch die Grafschaft Hohnstein unter sich, wo seine Frau und Kinder in Wülferode, einem Gute bei Ellrich, lebten.

[2] Elise von der Recke wollte Goeckingk auf ihrer Rückreise von Karlsbad in Wülferode besuchen.

könnte. Aber da muß ich mich Tag für Tag auf diesem execrablen Musensitze von Morgen bis zu Abend placken, wie ich mich mit meinen Kindern ehrlich und honett durch die Welt bringen will; muß mein Leben ohne alle Würze, so ganz ohne Salz und Schmalz, aber schändlich verwürzt, versalzen, verzehren. Aber ich habe mir auch vorgenommen längstens künftige Ostern aufzupacken und zu wandern, wohin mich meine Füße tragen. Bis dahin will ich noch die schändliche Vernachlässigung meiner, die von einigen Widersachern in G. herrührt, und worüber das ganze Publikum sich schon längst fast zu Tode verwundert hat, ertragen. O Goeckingk, ein schrecklicheres Terrain für Unsereins als hier, ist in ganz Teutschland nicht. Wie ich bisweilen an andere Oerter gekommen bin und das Gethue der Leute angesehen habe, so ist mir's nicht anders vorgekommen, als wollten sie mich zum Besten haben, so wenig bin ich dergleichen hier gewohnt. Ich könnte alle Künste der neun Musen in mir vereinigen und hieße dabey nicht Herr Professor, so würde nicht mehr Notiz als von dem lumpigsten Sprachlehrer von mir genommen. Nein, ich muß und will von dannen. Es ist Versündigung an mir selbst, das länger zu ertragen. Ha! wie mich aber auch mein gehäßiges Schicksal in dieß so höchst widerwärtige Land hat bannen können! — Meyer hat hier auch nicht aushalten können, hat seine Demission genommen, ist vor einigen Wochen nach Hamburg abgereißt um eine Reise nach England zu machen. Ich habe mit ihm fast meinen ganzen Umgang, Forster[1]) ausgenommen, der aber leider! auch bald nach Mainz gehen wird, verlohren. Ist dieser auch fort, so habe ich doch auch nun fast gar keinen, den ich genießen kann und mag. Es hängt sich ja freylich wohl hier und da ein junger Mensch an einen, und es giebt in der That jetzt einige sehr wackere hoffnungsvolle junge Leute[2]) hier; aber man wird doch nach und nach für solche schon zu alt und ernsthaft, wiewohl ich fühle, daß ich noch jugendlich genug seyn könnte, wenn ich mich nur wohl befände.

Von meinen Kindern habe ich nur das älteste, nun ein Mädchen von zehn Jahren, hier in der Stadt bey der verwittweten Professorin Errleben[3]) in Pension, wo es sehr gut erzogen wird. Das jüngste hat meine Schwägerin Elderhorst in Bissendorf[3]) bey Hannover bey sich. Jene ist von meiner ersten, dieß von meiner zweyten Frau, die vierzehn Tage nach seiner Geburt starb. Doch das habe ich Euch ja wohl geschrieben, und auch wohl geschrieben, daß ich diesen Verlust in meinem ganzen Leben nicht verschmerze. Nach ihrem Tode bin ich's erst recht inne geworden, wie unermeßlich ich das Weib geliebt habe. Mein Leben, meine Seele, und diese Liebe waren nur Eins.

Die Hamburger Stadtbibliothek besitzt in Elise Campes Handschriftensammlung noch zwei Bürgerautographen, die mir G. Weisstein gütigst mitteilte; nämlich auf einem Queroktavblatt ohne Überschrift und ohne Namen das Epigramm „Auf das Adeln der Gelehrten" (Sauer Nr. 138, Berger Nr. 165) mit den Varianten Vers 1 „ächte" 4 „mehr" — und auf einem Quartblatt, ebenfalls ohne Unterschrift, eine eigenhändige Autobiographie. Da Bürgers Ehrenpromotion vom 17. September 1787 erwähnt ist, dagegen in dem Verzeichnis

[1]) Georg Forster siedelte Ende September 1788 als kurfürstlicher Bibliothekar nach Mainz über, nachdem er seit Herbst 1787 in Göttingen gelebt hatte, vgl. A. Leitzmann in Herrigs Archiv 92, 264.

[2]) Vor allem August Wilhelm Schlegel, vgl. Strodtmann 3, 211.

[3]) Im ersten Druck verlesen: Erleben und Beffendorf, vgl. Strodtmann 4, 301, 288. Die gedruckte Anzeige von Mollys Tod bei Strodtmann 3, 164.

seiner Schriften die Ausgabe der Gedichte von 1789 nur „in der angekündigten neuen Sammlung“ genannt wird, so muß sie um 1788 geschrieben sein; Unbekanntes enthält sie nicht.

Endlich sind in Autographenkatalogen noch folgende ganz oder teilweise unbekannte Briefe Bürgers zum Vorschein gekommen:

An Hofrath? Gelliehausen 8. Febr. 1773, Liepmannssohns Auctionskatalog vom 18. Nov. 1895, Nr. 779.

An Lockemann, Gelliehausen 29. Juni 1773, Cohns Auctionskatalog vom 20. Mai 1895, Nr. 485.

An Hofrath Liste, G. 12. August 1773, Meyer-Cohn, S. 37.

An Hofrath Ceste [Liste?] in Hannover, Göttingen 26. August 1773, Cohns Katalog 209, Nr. 39.

An Sprickmann, 1776 (nicht Strodtmanns Nr. 286), Spitta Katalog 31, Nr. 61.

An Rothmann, Wöllmershausen 27. Nov. 1777, Liepmannssohns Auktionskatalog vom 7. Mai 1896, Nr. 232.

An? Wöllmershausen 16. März 1778, Liepmannssohns Auktionskatalog vom 18. Nov. 1895, Nr. 780.

An Dieterich, Niedeck 2. Mai 1778, Sammlung Paar (Cohn 1893), Nr. 1130.

An Dieterich (?), Wöllmershausen 17. August 1778, O. A. Schulz Katalog 20, Nr. 621a; 24, Nr. 449.

An Dr. Willig in Göttingen, Wöllmershausen 4. Apr. 1779, O. A. Schulz Katalog 24, Nr. 448.

An Dieterich, 1780 (1/2 S. Fol.), Sammlung Paar (Cohn 1893), Nr. 1130, 2.

An? 1780 (2 S. Fol.) Spitta Katalog 31, Nr. 60.

An W. G. Becker, Appenrode 14. Juni 1781, Meyer-Cohn, S. 37.

An? Appenrode 14. Febr. 1782 (2 S. Fol.), Bertling Katalog 29, Nr. 71.

An Bouterweck, Göttingen 1786 (4 S. 4°), List & Francke Auktionskatalog vom 8. Apr. 1885, Nr. 49.

An Heyne, 1786 (1 S. 4°) Spitta Katalog 31, Nr. 62.

An Hofrath v. Bülow, Göttingen 29. Nov. 1787, Liepmannssohns Auktionskatalog vom 18. Nov. 1895, Nr. 781; Katalog 121, Nr. 468.

An? Göttingen 21. April 1792, O. A. Schulz Katalog 20, Nr. 620; 24, Nr. 447.

An Heyne, Göttingen 11. Nov. 1792, O. A. Schulz Katalog 20, Nr. 621.

An Scheufler, undatiert (1 1/2 S. Fol.) Cohns Auktionskatalog vom 21. Mai 1894, Nr. 9.

An? Fragment eines undatierten Briefes, Bertling Katalog 29, Nr. 72.

An Hofrath Liste, Fragment (2 S. Fol.), List & Francke Auktionskatalog vom 30. Nov. 1896, Nr. 1931

II.

Von Karl Nutzhorn in Bissendorf bei Hannover.

Zunächst möchte ich mir zu den vom Herausgeber dieser Zeitschrift im ersten Bande, S. 314 ff. veröffentlichten Auszügen aus Bürgers Briefen an Dieterich einige Bemerkungen erlauben.

Der im zweiten Briefe, S. 317 unmittelbar nach Bürgers Namensunterschrift von ihm erwähnte Mathieu ist der renommierte Maler Heinrich Friedrich Leopold Mathieu (geboren 1750 zu Berlin, gestorben 1778 zu Göttingen, vgl. Nagler, Künstlerlexikon 8, 436), ein Hausfreund der Leonhartschen Familie. Sämtliche 13 Mitglieder derselben hat er im Jahre 1774 vortrefflich gemalt. Die Bilder von Dorette und Augusta (Molly) sind durch photographische Reproduktion bekannt geworden.

Im 10. Briefe, S. 322 hat Sauer hinter den Worten „Gottlob! daß nur L[ichtenbergs] Buch wieder ze Ganze ist!“ ein Fragezeichen gesetzt. Ohne Zweifel hat Bürger „zu Gange“ (niedersächsischer Provinzialismus für „vorhanden“) geschrieben.

Im 13. und 14. Briefe ist von einer „Paaer“schen Assignation die Rede. Auf dem Wilhelmischen Hause in Hannover standen Gelder, welche den Leonhartschen Erben gehörten. Nachdem Bürger die Kuratel über letztere am 22. April 1782 abgenommen war, wurde der Hofgerichtsauditor Pauer (nicht Paaer) in Hannover zum Kurator bestellt. Da Bürger (Strodtmann 3, S. 126) seinen Kuranden nichts schuldig geblieben war, sondern vielmehr Vorschuß behalten hatte, so mußte Pauer letzteren zurückerstatten.

Statt „Lyra Köler“ ist im 13. Briefe, S. 325 zu lesen: Louisa Köhler. Es ist die Tochter von Dieterich, vgl. das Register bei Strodtmann 4, 315. Sie wird auch im zweiten Briefe, S. 317 von Bürger erwähnt.

Im 15. Briefe, S. 326 f. wünscht Bürger von Dieterich eine „Geburtstags-Reimerey“, welche für Frau Hauptmann Luise Wilhelmine von Uslar, geborene von Westernhagen zu Sennickerode, bestimmt ist, auf einen hübschen Band gedruckt zu haben, „und zwar so, daß man ihn wie ein Ordensband vor einen bretternen Busen heften könne“. Hierzu bemerkt Sauer: „Das Gedicht wurde auch gedruckt, ist aber nicht bekannt geworden.“ Es ist aber offenbar, wie schon Berger (Bürgers Gedichte) erkannte, das „Geweihte Angebinde zu Luisens Geburtstage“. Der Passus desselben: „So weih' ich . . dieses Band . . ., daß ich's an Luisens Busen legen kann“ weist ohne Frage

auf die erwähnte Briefstelle hin. Die „edle“, das heißt adelige Freundin wird auch in Bürgers „Abfertigung an meine Frau, welche an dem Höchsterfreulichen Geburtsfeste der gnädigen Frau Luise Wilhelmine von Uslar geborene von Westernhagen ein Gedicht verlangte von meiner Wenigkeit. Am 14. September 1782. G. A. B.“ Louise genannt. Nach Edmund Freiherr von Uslar-Gleichen, Beiträge zu einer Familiengeschichte (Hannover, 1888) hatte der Hauptmann und Lizentkommissär Th. L. A. H. von Uslar damals in der That ein „Kleeblatt holder Kinder“: Eleonore, Marianne, Hans.

Sgr. Münter am Ende dieses Briefes ist wohl der Bruder der Dichterin und Reiseschriftstellerin Friederike Brun. (Vgl. Bürgers Gedichte ed. Sauer, S. 333 Anmerkung.) In Pütters Selbstbiographie, S. 750 Anmerkung wird Münter aus Kopenhagen unter Pütters Hörern während des Sommersemesters 1783 aufgeführt. Er ist wohl der Jugendfreund von Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg (vgl. Hellinghaus, Briefe von Stolberg an Voß, S. 472).

In Nr. 17 müßte das L. wie bei Nr. 16 als L[ichtenberg] gedeutet werden.

Der 19. Brief, S. 330 ist falsch datiert. Statt 1787 muß es heißen 1781. Im Jahre 1787 war Bürger nicht mehr in Appenrode, sondern in Göttingen. Der Brief ist am Sonnabend vor Ostern, am 14. April, geschrieben. Nun fiel Ostern 1781 auf den 15. April, während Ostern 1787 am 8. April gefeiert wurde.

In Nr. 18 bezieht sich der Anfang auf die Taufe von Bürgers Tochter Auguste Wilhelmine Henriette Elisabeth am 2. Mai 1784.

Der zweite Absatz betrifft Lichtenbergs Geliebte Margarethe Kellner, geboren 31. August 1759 zu Nikolausberg. Nachdem sie ihm einen Sohn Georg Christoph, ein 1785 verstorbenes Kind, und am 24. Juni 1789 eine Tochter geboren hatte, ließ sich Lichtenberg mit ihr, seiner bisherigen Haushälterin, am 5. Oktober 1789 privatim trauen. Vgl. E. Grisebach, Die deutsche Litteratur seit 1770, S. 41 f.

1. Ein Brief Bürgers an die Geschwister Mackenthun zu Hannover.

Mein Weiblein, welches ich so lange, bis wir erst ein wenig mehr in Ordnung sind, aufzuheben gegeben habe, macht mirs zur Gewissens Sache, auch zwei Wörtchen an Eüch, ihr lieben holden drey Mägdlein, zu schreiben. Weil nun die Männer, welche dem Pantoffel unterthan sind, weiche zarte Gewissen haben, so konnte ich es an meinem demütigen Gehorsam wohl nicht ermangeln lassen. Seht da schon mehr, als ein Paar Dutzend Worte! An Worten fehlts ja Gottlob! nicht. Wenn es nur eben so wenig an Tischen, Stühlen u. s. w. fehlte, um mit gehöriger Bequemlichkeit und Sammlung des Geistes Gedanken darauf auszubrüten. Ach! es ist hier in meinem Häuslein, worin ich noch mutterseelenallein Tag und Nacht herumspuke, eine gar drollige Wirthschaft. Auf die Gedanken, ihr lieben Kindlein, werdet Ihr also fürs erste noch gütigst Verzicht thun, besonders wenn ich neben her bemerklich mache, daß wegen der vermaladeyeten Witterung noch nicht einmal

ein Stück Holz in ganz Göttingen für Geld zu haben ist. Daher ist mein ganzer Verstand eingefroren. Es ist alles an mir eiskalt und hart, außer das obenerwähnte weiche zarte Gewissen.

Daß ich mit voller Liebe und Dankbarkeit an Euer ganzes werthes Haus vom Ersten bis zum Letzten gedenke, das versteht sich alles von selbst, und daher schenkt Ihr mir ja wohl darüber die Worte. Wollte der Himmel, ich wäre im Stande, alle von Euch Allen genossene Güte zu vergelten! An gutem Willen, denke ich, fehlts mir nicht. Stellt ihn doch auf die Probe! Ich wills für die größte aller Eurer vielen unzählbaren Gefälligkeiten halten. —

Ehe ich noch auch nur die kleinste erwiedert habe, soll ich auf Veranlaßung meines Weibes dennoch schon durch diesen Brief die Rechnung von neuem vergrößern. Ich würde nicht das Herz dazu haben, wenn Ihr nicht so übergütig wäret. Es soll in Hanover, Gott weiß bey welchem Kaufmann am Steinwege! ein Creme samt einer Anweisung Mahagony Meubeln rein und schön zu erhalten, zu haben seyn. Wir haben ihn in H. vergessen, gleich mitzunehmen. Da soll ich nun bitten, daß die liebe Friederike uns eine Portion davon besorgen ließe und etwa durch Georgen, wenn sich der theure Mann damit belästigen kann und mag, überschickte. Gottlob! daß die Pracherworte heraus sind.

Nun lebt wohl, ihr guten Seelen! Meinen besten Gruß an Eltern, Bruder und alle Freunde und Bekannte Eures Hauses! Ich umarme Euch alle von Herzen.

Göttingen d. 13. October 1785.

G. A. Bürger.

(Bemerkung von Friederike Mackenthun: erhalten d. 14. October: beantwortet den 18.)

Der vorstehende Brief Bürgers wie die folgenden sechs befinden sich im Besitze eines Urenkels des Dichters, des Herrn Apothekers Wilhelm Mühlenfeld in Hoya an der Weser, der mir die Veröffentlichung freundlichst gestattet hat. Als Pastor von Bissendorf, wo Bürger und Molly getraut sind, bin ich in der Lage, zum Verständnis dieser Briefe etwas beizutragen.

Die Familie des Hof-Küchschreibers Mackenthun in Hannover stand mit der Leonhartschen in enger Beziehung. Nach Strodtmann (Illustrierte Frauenzeitung, Jahrgang 1877, S. 329) „hatte der Amtmann Leonhart auf Niedeck seine drei Töchter Anna, Dorette, Augusta nach dem Tode der Mutter 1765 zu Verwandten in Hannover gesandt, damit ihnen dort im Kreise befreundeter Familien eine bessere Erziehung zu Teil würde, als er sie ihnen in der Abgeschiedenheit seines ländlichen Wohnsitzes hätte verschaffen können. Erst sieben Jahre später, als er einen neuen Ehebund mit einer verwitweten Schwester seiner ersten Gattin schloß, kehrten die mittlerweile herangewachsenen Töchter in das elterliche Haus zurück". Diese Angaben sind indes nicht genau. 1766 bis Ostern 1770 bereitete sich der älteste Sohn des Amtmanns bei seinem Großvater, dem königlichen Kämmerer Johann Carl Leonhart in Hannover, für die Universität vor. Bei des letzteren Tode am 8. Oktober 1770 ist außer dem stud. jur. Karl dessen älteste Schwester Anna Leonhart in

Hannover anwesend. Demnach sind die Kinder des Amtmanns nicht gleichzeitig, sondern nacheinander in Hannover zu ihrer Erziehung gewesen. Wahrscheinlich sind die Töchter nach ihrer Konfirmation dorthin gesandt.

Dorette war von einer verwitweten Frau Schloßkantorin Bischoff erzogen. Deren Tochter Karoline, nachmalige Frau des Gymnasialdirektors Köppen in Hildesheim, war ihre beste Freundin. An sie hat Bürger am 14. Juli 1774 aus Niedeck den Euphorion 3, 735 veröffentlichten Brief geschrieben. Augustens intimste Freundin war Friederike Mackenthun, eine der drei Töchter des bezeichneten Hofbediensteten. Friederike war den 6. November 1769, ihre Schwester Charlotte den 16. August 1767 und Marie (nach Strodtmann 3, 208 Anmerkung wahrscheinlich identisch mit Luise) Mackenthun am 8. Juni 1765 geboren. Nachdem Anna Leonhart sich mit dem Amtsvoigt Elderhorst in Bissendorf verheiratet hatte, weilte Molly=Auguste dort wiederholt längere Zeit, zuerst von Johannis 1779 bis Weihnachten 1780. Bei der Taufe des ersten Sohnes des Amtsvoigts, Karl Wilhelm August genannt, war sie Pate (11. August 1779). Das Jahr vor dem Tode von Dorette Bürger (gestorben 30. Juli 1784) und das darauffolgende brachte ihre Schwester Augusta ebenfalls in Bissendorf zu. Die Trauung mit Bürger fand am 17. Juni 1785 statt. Der Eintrag im Bissendorfer Verzeichnis der Kopulierten für 1785 lautet:

Nr. 5.

Copulirt: den 17. Junius.

Bräutigam: Herr Gottfried August Bürger Dichter und Lehrer des teutschen Stils zu Göttingen.

Braut: Demoiselle Augusta Maria Wilhelmina Eva Leonhart, des Weiland K. u. Churfürstl. Amtmanns zu Niedeck Herrn Leonhart nachgelaßne jüngste Tochter.

Wohnort: Göttingen.

Die Trauung hat Pastor Konrad August Lampe, der Großvater des Dichters der bezauberten Rose Ernst Schulze, vollzogen. Dessen einzige Tochter, welche fast genau ein Jahr jünger war als Molly, Christina Johanna Hedwig Lampe, geboren am 12. August 1759 zu Neustadt am Rübenberge, reichte am 3. Juli 1786 nach dem Tode ihres Vaters dem Doktor juris Ernst Friedrich Wilhelm Schulze aus Celle vor dem Altar zu Bissendorf die Hand. Die Familien Elderhorst und Lampe waren befreundet. Amtsvoigtei, Kirche und Pfarre zu Bissendorf befinden sich noch fast in demselben Zustande wie vor hundert Jahren.

Nach seiner Trauung reiste Bürger zur Kräftigung seiner Gesundheit nach den Bädern Meinberg und Pyrmont. An ersterem, in

Lippe-Detmold gelegenen Orte dichtete er am 24. Juli 1785 das Epigramm „An die Nymphe zu Meinberg“. In Pyrmont traf er mit dem Schriftsteller und Verleger Friedrich Justus Bertuch, mit dem er früher eifrig korrespondiert hatte, zusammen. Am 4. November 1785 schrieb Bürger wieder an Bertuch. Dieser Brief, von Berthold Litzmann in Druck gegeben, ist wohl bislang der einzige gewesen, der zu den wenigen Briefen Bürgers aus seiner Ehe mit Molly, welche Strodtmann auffinden konnte, neu hinzugekommen ist. In dem von mir oben veröffentlichten Briefe, welcher einem Briefe Mollys an die Familie Mackenthun beigegeben zu sein scheint, bekommen wir einen Einblick in das Eheglück des Dichters, welches kaum drei Monate später so grausam zerstört wurde.

Ludwig Geiger hat in der Deutschen Revue, Jahrgang 1886, Märzheft S. 368—370 einen Brief Bürgers an Friederike Mackenthun vom 2. März 1786 veröffentlicht, welcher des Dichters Trauer um Molly in denselben Ausdrücken darthut, wie in dem 14 Tage später an Boie gesandten. Eingang und Schluß dieses Briefes an Friederike Mackenthun ist von Strodtmann 3, 167 Anmerkung bereits bekannt gegeben. Da er die Vorlage des Briefes an Boie gewesen ist, hätte Strodtmann nicht auf den Abdruck des ganzen Briefes verzichten dürfen. Wenn Geiger in seiner Veröffentlichung sagte: „Der Gegenstand der Abrechnungen, welche mitten in gefühlsseligen Klagen besprochen werden, ist uns nicht weiter bekannt“, so giebt uns der vorstehende Brief jetzt darüber einige Aufklärung. Der dort genannte George ist Mollys jüngster Bruder, damals Fähnrich in Münster. Er war Taufpate zu der am 25. Dezember 1785 geborenen Tochter von Bürger und Molly. Letztere, gleich ihrer Mutter Auguste genannt, wurde in Bissendorf erzogen, konfirmiert und mit dem Amtschreiber Mühlenfeld kopuliert. Da der Taufschein, welchen Bürgers Tochter zu ihrer Konfirmation nötig hatte, in meinen Händen ist, so möge er hier abgedruckt werden:

Daß Anna Auguste Henriette Ernestine Bürgern, eine eheliche Tochter weyland Herrn Gottfried August Bürgers, vormaligen Amt Manns zu alten Gleichen und seiner Ehefrau Auguste Marie Willhelmine Eva, gebohrnen Leonhart am 25. Decembr. 1785 gebohren, und am 16. Januar 1786 getauft worden sey; wobey die Frau Amts Vogten Elderhorst, von Bißendorf, und der Herr Fähnrich Leonhart in Münster als Taufzeugen gegenwärtig gewesen; solches wird laut Kirchen Buchs hiemit sub fide pastorali bescheiniget.

Göttingen d. 17. Febr. 1800.

(L. S.)

D. W. Kahle
Pastor ad aedem
S: Johannis et Crucis.

Strodtmann erwähnt in seinem Aufsatze in der Gartenlaube (Jahrgang 1874, S. 43) „Aus dem Lebens- und Leidensbuche eines Dichters“, daß George Leonhart, der in den Trauertagen im Hause seines Schwagers verweilte und neben dem treuen Arzte, Dr. Althof, am Sterbebette seiner Schwester stand, mit den Worten: „Sie hat vollendet!“ in das Vorzimmer trat, um dem wortlos zusammenbrechenden Bürger und seiner Tochter Marianne (auch Friederike genannt), welcher dieser Moment stets unvergeßlich blieb, das entsetzliche Geschick zu verkünden. Auch hier berichtet Strodtmann insofern ungenau, als nach mir vorliegenden Rechnungen nicht Althof, sondern Professor Stromeyer, der auch Karl Leonhart und Dorette behandelt hatte, Augustens Arzt gewesen ist.

Der Bruder von Friederike, Louise und Charlotte Mackenthun war mit George Leonhart befreundet. Er studierte in Göttingen wahrscheinlich Jura. Wenigstens wird bei einer Privatkommunion der Familie Elderhorst in Bissendorf am 15. Januar 1804 ein Advokat Mackenthun aufgeführt. Johann Christian Friedrich Mackenthun, geboren den 1. Januar 1764, wird im Hannoverschen Adreßbuche auf 1802 unter den Advokaten in Hannover genannt, die bei dem Oberappellationsgericht zu Celle immatrikuliert sind.

2. Sechs Briefe Bürgers an Friederike Mackenthun.

1.

(Bemerkung: erhalten den 17.
Beantw: „ 24.)

Göttingen d. 16. März 1786.

Liebe Friederike, ich hätte Ihnen schon am vorigen Montage wieder geschrieben und die verlangten Ankündigungen geschickt, wenn ich nicht einen vier Bogen langen englischen Brief zu schreiben gehabt hätte, wozu ich mein bischen englisch aus allen Näthen zusammen klopfen mußte. Ich bekomme einen jungen Engländer in mein Haus und unter meine Aufsicht, dessen Vater eine sehr umständliche Beschreibung des Göttingischen Wesens verlangte. Der Vater heißt Lord Lisburne und das Knäblein noch zur Zeit Mr. Vaughan. Er hat aber die größte Hofnung, dereinst Erbe von des Vaters Nahmen, Titel und großen Gütern zu werden, weil sein älterer Bruder ein sehr knackschäliges Männlein seyn soll.

Dieses Engagement eröffnet mir eine sehr angenehme Aussicht, dereinst wohl noch einmal mit guter und wohlfeiler Manier das beliebte und belobte England zu sehen. Schon gegenwärtig bereite ich mich zu einer Reise nach Brüssel, die ich etwa in 14 Tagen oder 3 Wochen antreten werde, um den jungen Herrn dort aus den Händen seines zärtlich besorgten und ihn bis dahin begleitenden Vaters in Empfang zu nehmen. Ich hoffe, daß dieser kleine Absprung meiner Hypochondrie und meinem düstern Geiste wohlthun soll. —

Werden Sie dennoch, liebes Mädchen, künftigen Ostern nach Göttingen kommen, wie Sie einst — aber ach! in bessern Zeiten — vorhatten? Ihr Bruder, der sparsame Unterbrecher meiner Einsamkeit, weiß mir davon nichts gewisses zu sagen. Aber höchst empfindlich würde mirs seyn, wenn meine Reise mich um ein

Wiedersehen brächte, welches so viel süßes für mich haben würde. Daß ich, wenn Sie nicht hieher kommen, Sie fürs erste noch nicht wieder sehen werde, darein muß ich mich nun freylich ergeben. Allein Ihres Besuchs in unserer hochberühmten Stadt nicht theilhaftig zu werden, das will mir durchaus noch nicht zu Kopf und zu Herzen. Eine Büssendorfische Reise kann ich, wie Sie aus den obigen Umständen ersehen, vor der Hand nicht machen, so gern ich auch den theuern Nachlaß meiner Entflohenen wiedersähe. Aber herzlich sollte es mich freuen, wenn Sie, meine Theuere, das Kind bald und öfters zu sehen kriegen und mir recht was angenehmes davon melden könnten, welches Sie gewiß gern mit Ihrer ganzen Herzlichkeit thun würden. Es schien, wie es noch hier war, ein hübsches blauäugiges freundliches und frommes Kind zu seyn, wie es denn auch von meiner Liebenswürdigen nicht anders zu erwarten war. Da es nun eine gute, derbe, gesunde Amme hat, so hege ich von seinem ferneren Gedeihen die beste Hoffnung. Jungfer Jze ist nun seit einigen Wochen in ihrer Pension, bey der hiesigen verwittweten Professorin Erxleben und wie ich sehe und höre, hält sie sich ganz wohl. Traurig ists bey allen dem, daß ich meine Küchlein so von mir entfernen muß. Gott weiß, ob ich sie je wieder zu mir versammeln kann. —

Herzlich leid thut mirs, aus Ihrem Briefe das Mißbefinden Ihrer Frau Mutter zu vernehmen. Ich hoffe ja aber, daß es weder anhaltend noch von schlimmern Folgen seyn werde. Wenn meine Wünsche etwas wirken können, so ist jetzt schon alles wieder gut. Empfehlen Sie mich ihr und Ihrem Herrn Vater bestens.

Vor meiner Abreise hoffe ich noch mit mehr als einem lieben Briefchen von Ihrer Hand gelabt zu werden. Ich will Ihnen dann auch, wenn ich wieder komme, wie Gellerts Betz, recht viel von meinen Abentheuern zu Wasser und zu Lande erzählen. Unterdeßen werden Sie mir wohl so viel Pränumeranten angeworben haben, daß ich nicht wissen werde, wo ich mit dem Gelde bleiben soll. Ich wollte wohl, daß ich solche Collectricen durch ganz Teutschland hätte, dann könnte ich mich nur getrost nach einem Rittergute umsehen.

Aber wozu brauchen Sie denn noch so viele Avertissements? Thut es denn gar kein einziger ohne ein solches Blatt? Ich dächte, wenn man das einmal gelesen hätte, so hätte man genug und wüßte hinlänglich, was man thun, oder laßen sollte. Solchergestalt könnte ja ein einziges Blatt leicht durch hundert Hände gehen.

Nun leben Sie wohl, meine Beste! Schreiben Sie mir recht oft und viel von allem, was Ihr Herz interessirt. Ich lese kein Buch in der Welt so gern, als des Menschen Herz, besonders wenn darin so viel schöne Dinge geschrieben stehen, als in dem Ihrigen. Sie müssen es aber immer hübsch ganz auf und auseinanderschlagen, und nicht blos das Titelblatt davon sehen laßen. Niemand kann und wird bey dieser Lectüre discreter seyn als

Ihr

herzlichergebenster

Bürger.

N. S.

Bey Louise und Lotte erneuern Sie mein Andenken durch eine kräftige Umarmung und sagen Sie dabey: Dies gilt für Bürgern, der Eurer öfter mit der herzlichsten Freundschaft gedenkt, ob ihr flüchtigen Dirnen euch gleich wenig oder nichts um ihn kümmert.

Die Avertissements über die neue Ausgabe von Bürgers Gedichten wurden schon in seinem Briefe vom 2. März erwähnt. Bürger sagt dort, daß die Ankündigung unter Dieterichs Namen herauskommen würde. Längstens gegen Pfingsten oder Johannis

würden die Gedichte in zwei Oktavbändchen mit Kupfern gegen 1 Thaler 8 Groschen Pränumerations- und 1 Thaler 16 Groschen nachherigem Ladenpreis herauskommen.

Lord Lisburne wird schon im Briefe an Boie vom 16. März erwähnt, wie auch die geplante Reise nach Brüssel. Mit einem John Vaughan Esq., der vom Herbst 1771 bis Ostern 1775 in Göttingen studierte, dessen Hofmeister Boie war (vgl. Weinhold, Boie, S. 37, 64 ff. 72), hatte Bürger in dieser Zeit regen Verkehr. Er scheint aber nicht mit Bürgers Engländer verwandt zu sein, sonst hätte Boie am 17. September 1787 nach seinem Besuch in Göttingen wohl nicht einfach an Voß über denselben geschrieben: „Bürger ist Hofmeister eines Engländers, mit dem gar nichts anzufangen ist.“ (Weinhold, S. 214.)

Jungfer Itze, Bürgers älteste und einzige Tochter erster Ehe, Marianne Friederike, hatte Tags zuvor ihren achten Geburtstag gefeiert. Über sie und das Töchterchen zweiter Ehe Auguste äußert sich Bürger in seinem Briefe an Boie vom 16. März mit fast genau denselben Worten wie hier. Die Amme Anna wird zuerst in Bürgers Briefe an Anna Elderhorst vom 30. Januar 1786 erwähnt (Strodtmann 3, 166). Der in der Nachschrift desselben Briefes genannte Stolzenberg, an den Bürger schreiben will, ist der Hauptmann F. E. von Stoltzenberg zu Luttmersen bei Neustadt am Rübenberge, ein Freund des Amtsvoigtes Elderhorst zu Bissendorf. Auf meine Anfrage teilte mir der Enkel des Genannten in entgegenkommender Weise mit, daß sich leider unter den Briefen seines Großvaters kein einziger Brief von Bürger befindet.

2.

Göttingen d. 17. Apr. 1786.

Ja, liebe Friederike, noch immer sitze ich hier und es ist mir fatal genug, daß ich nicht weiß, wie ich dran bin. Ich muß nothwendig erst noch Briefe aus England abwarten. Ohne diese kann ich weder die Zeit meiner Abreise, noch sogar überall mit Gewisheit bestimmen, ob noch was daraus wird.

Mein ganzes Herz dankt Ihnen für Ihr so gütiges Andenken, und für den Antheil, welchen Sie an mir und meinen Schicksalen nehmen. Ich würde Ihnen dieß öfter sagen, wenn meine Feder nicht so manchen andern Schmiralien gewidmet seyn müßte. Aber wenn ichs auch noch so selten, noch so hölzern sage, so denke, so empfinde ich es doch desto inniger und lebhafter. –

Fortgesetzt am 24. April 86.

Ich wurde vor 8 Tagen abgehalten, dieses Brieflein zu vollenden, darüber es denn die ganze Woche liegen geblieben ist. Ich laße den Anfang stehen, um meiner Friederike zu zeigen, daß ich wenigstens immer den Willen, wenn gleich nicht das Vollbringen habe, ein treüfleißiger Correspondent zu seyn

Heute kann ich Ihnen nun endlich die Nachricht ertheilen, daß ich Morgen Nachmittag nach Brüssel unter Segel gehen werde. Hinwärts gehe ich gerade über Cassel, Paderborn, Münster, Düsseldorf u. s. w. herwärts aber über Cöln, Mainz, Frankfurth u. s. w. und gedenke etwa in 3 bis 4 Wochen wieder hier zu seyn. Das schöne Wetter, welches wir jetzt haben, werden Sie mir ja wohl gönnen.

Mit Einsendung der Pränumeranten und Nahmen brauchen Sie sich nicht zu übereilen. Denn vor meiner Zurückkunft wird der Druck nicht vollendet. Wenn Sie noch einige Tausend schaffen können, so haben Sie damit wenigstens den ganzen May noch Zeit.

Daß wir in kurzem drey englische Prinzen auf unsere Universität bekommen, werden Sie ja wohl schon besser wissen, als ich. Das aber erfahren Sie vielleicht zuerst von mir, daß sie das nehmliche Dieterichsche Vorderhaus beziehen werden, wovon ich das Hinterhaus bewohne. Wenigstens werden darüber die Unterhandlungen mit allem Ernst betrieben. Da nun vollends auf die Art Ihre Königl. Hoheiten meine Haus Purschen werden, so dürfte ich ja vielleicht auch noch Gelegenheit bekommen, einiges von meiner gelehrten Waare gegen Geld und gute Worte an die jungen Herrchen abzusetzen.

Von Herzen hat es mich gefreut, die glückliche Überkunft Ihres guten Bruders aus Ihrem letzten Briefchen vernommen zu haben. Wofür aber die Danksagungen, die Sie mir seinetwegen übersenden, seyn sollen, kann ich durchaus nicht ergrübeln, wenn ich mir auch den Kopf noch so sehr zerbreche. Wollte Gott, daß ich mir irgend wodurch das beruhigende Gefühl verschaffen könnte, wenigstens durch etwas das viele gute vergolten zu haben, was ich und meine verewigte Auguste von Ihnen und Ihrem ganzen Hause genossen haben. Aber ach! wie weit bin ich hinter Ihnen zurück, wie weit werde ich wahrscheinlich immer zurück bleiben müssen. Denn Sie, meine Theüre, haben besonders einen so großen Vorsprung, daß gar an kein Einholen zu denken ist. —

Nun leben Sie wohl, mein liebes gutes Mädchen. Schieben Sie mich irgend wo in eine Lücke Ihres andächtigen Morgen und Abendsegens, bis ich von allen meinen Fährlichkeiten zu Wasser und zu Lande glücklich wieder in den Hafen eingelaufen seyn werde. Ich will Sie auch dann im Geiste auf den Schooß nehmen und Ihnen vorerzählen und vorlügen, alles was ich nur weiß und kann.

Bleiben Sie mir ein bischen gut! Nicht war, Sie sagten ja wohl bisweilen vorhin, daß Sie es wären? Man befindet sich ja immer besser, wenn man es weiß, daß einem gute Leute gut sind.

Tausend herzliche Grüße an alle Ihre Lieben

von Ihrem

G.A.Bürger.

Da Bürgers Reise nach Brüssel über Münster führte, so hat Paul Schlenther unrecht, wenn er in seinem sehr lesenswerten Aufsatze über Bürger in der Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung Jahrgang 1894, Nr. 23 sagt: Bürger hat Münster nie gesehen.

Das Dieterichsche Vorderhaus befindet sich auf der seit dem Besuch der Prinzen sogenannten Prinzenstraße. Das Hinterhaus hat Bürger bis zu seinem Tode bewohnt. Es ist mit einer Gedenktafel geschmückt.

Die drei englischen Prinzen waren Söhne Georgs III., nämlich die Herzöge von Sussex, Cambridge und Cumberland. Letzterer, Ernst August, wurde nachmals König von Hannover.

3.

Göttingen d. 20. Jul. 1786.

erhalten den 21.

Beantw. den 31.

Liebe Friederike

Ich bin ein ganz abscheulicher Mensch, daß ich Ihren gütigen Brief vom 7. dieses erst heute kurz vor Abgang der Post mit einem Paar Zeilen beantworte. Schelten Sie, prügeln Sie, treten Sie mich nur recht tüchtig mit Füßen, ich will still halten und mich gegen alle Kniffe und Püffe nicht ein bischen rühren. — Aber es ist auch recht, als ob der Teüfel das bischen Zeit, was Einem auf Erden beschieden ist, weghohlte. Mir ist, als hätte ich kaum vorigen Posttag Ihren Brief erhalten; und gleichwohl sind schon 14 Tage verstrichen und Morgen verläßt unsere theure Louise Vaterland, Verwandte und Freunde, ohne daß ich ihr nun noch mein herzliches Lebewohl meine herzlichen Segenswünsche durch Ihren Mund, meine Theure, zurufen kann! In der That, es ist schändliche Nachläßigkeit von mir!

Aber ganz, liebe Friederike, bin ich doch nicht ohne Entschuldigung. Unsere Königs Buben machen mir hier so viel turbas, daß ich seitdem sie hier sind, keine ruhige Stunde mehr habe. Gleichwohl ist mir nicht einmal die Ehre zu Theil geworden, sie im Teutschen zu unterrichten, obgleich Jedermann, der unpartheyisch denkt, spricht und handelt, der Meinung ist, daß dies mir, nicht aber einem gewissen Prof. Meyer, gebührt hätte. Denn noch zur Zeit hat dieser Ehrenmann weder seine Talente, noch seine Kenntnisse durch etwas legitimirt, wie wohl freylich seine Connexionen und Gönnerschaften wohl besser, als die meinigen seyn mögen. Dieser Herr Meyer hat nun den Nutzen, ich aber habe die Unbequemlichkeiten von Ihren Königl. Hoheiten. Denn um meines Engländers willen liegen sie mir den ganzen lieben Tag im Hause und treiben des kindischen Unfugs und Lärmens so viel, daß man oft aus der Haut darüber fahren möchte. Unglücklicher Weise geht meine Wohnung in den Garten hinter dem Hause, worin sie wohnen und wenn es so fort geht, als bisher, so werde ich mich noch genöthigt sehen, hier auszuziehen. Denn mit allen Singen und Sagen, man mag auch so derb singen und sagen, als man will, richtet man nichts aus, weil sie einen ziemlichen Puff hinnehmen können, auch gerade nicht böse drüber werden, wenn man sie allenfals zur Thür hinaustransportirt und diese hinter ihnen abriegelt. Kurz es sind muthwillige unbändige Füllen, denen man gleichwohl über allen ihren lästigen Unfug im Ernste nicht böse werden kann.

Selbst dieses Brieflein kann ich Ihnen nicht ruhig schreiben. Meine Thür ist zwar abgeriegelt, allein draußen ist so ein unermeßlicher Lärm, als ob die Welt untergehen sollte. Unglücklicher Weise wohne ich noch im Parterr; aber nächstens werde ich mich zum obersten Hahnbalken hinaufziehen.

Auf die Ankunft dieser Knaben habe ich in Dietrichs Nahmen ein Gedicht zusammen gestoppelt, das erbärmlichste, das je aus meiner Feder geflossen ist, gleichwohl höre ich, daß es die Leute hier und da vortreflich finden. Ich weiß nicht, ob Sie es gesehen haben. Hier ist ein Exemplar davon. Verschweigen Sie aber gegen jeden, der glücklicher weise noch nichts davon weiß, den Verfasser.

Für die angenehmen Nachrichten, welche Sie, meine Beste, mir von meinem kleinen Gustchen geben, mag Sie der Himmel hunderttausendmal segnen. Sehen Sie doch zu, wie Sie öfter nach W[issendorf] kommen. Ich selbst sehe noch nicht ab, wenneher ich noch einmal so glücklich seyn werde, meinen kleinen Liebling wieder zu sehen.

Gott sey mit Ihnen, meine Theuerste! Werden Sie, nachdem Sie mich nach Verdienst curanzt haben, nur ein bischen wieder gut.

Ganz ihr Bürger.

Über Louisens Verhältnis zum englischen Hof sind wir durch einen Brief, den sie am 23. Dezember 1788 aus Kew bei London an George Leonhart in Göttingen schrieb (Strodtmann 3, 208 ff.), wohlunterrichtet. Damals lebte auch schon Friederike „im Hoflabyrinthe". Am Schlusse heißt es: „Viel tausend Grüße an Bürgern von Louisen, und er möchte 's Kind nicht ganz vergessen. Schreib mir was er macht?"

F. L. W. Meyer aus Harburg, von dem Bürger in seinem Briefe an Boie, Oktober 1779 (Strodtmann 2, 364 f.) eine sehr ergötzliche Schilderung giebt, kam ungefähr gleichzeitig mit Bürger in Göttingen an (vgl. Heynes Brief an Herder vom 24. Mai 1786; Von und an Herder 2, 202), wo er als außerordentlicher Professor der Philosophie und Gehülfe an der Bibliothek bis Ende 1788 sich aufhielt und in dieser Zeit mit Bürger viel verkehrte. Auch während seiner ausgedehnten Reisen blieb er mit Bürger in lebhaftem Briefwechsel. Vgl. Curt Zimmermanns Dissertation über F. L. W. Meyer (Halle 1890), S. 15 f.

Das erwähnte Gedicht ist das „An Ihre Königlichen Hoheiten die Prinzen Ernst August, August Friederich und Adolf Friederich von England bei höchstderen Ankunft in Göttingen am 6. Juli 1787" gerichtete, welches im Göttinger Musenalmanach 1787, S. 188 Joh. Christ. Dieterich unterzeichnet ist. Redlich im Chiffernlexikon, S. 12 hat es bereits Bürger zugewiesen. Daß ein Einzeldruck vorhergegangen ist, beweist unser Brief. Letzterer war Redlich durch Strodtmanns Mitteilung bekannt. Vgl. Sauers Ausgabe von Bürgers Gedichten, S. 326 Anmerkung. Über die Ankunft der drei jüngsten Söhne König Georgs III. von England in Göttingen siehe Pütters Selbstbiographie, Göttingen 1798, S. 778 f., wo noch angegeben ist, daß der Legationssekretär Tatter ihnen den ersten Unterricht im Deutschen erteilte. Vgl. auch Lichtenbergs Briefe 2, 294.

4.

G[öttingen] d. 3. Aug. 1786.

erh. d. 21. Aug. beantw: 4. Septemb.

Ein ganz böser Bube mag ich doch wohl nicht seyn, weil ich mich so hübsch mit Liebe ziehen lasse. Hätte mein gutes sanftes Fritzenlämmchen den Drachen gemacht, und mir unter Zischen und Knirschen das Gesicht für meine Unart zerkratzt, so wäre ich vielleicht aus Trotz noch zehnmal unartiger geworden. Nun aber das Lamm so glimpflich mit mir umgeht, um es mit mir Unart — man denke! — nicht ganz und gar zu verderben; nun es weder böse seyn kann, noch böse seyn will; nun es so ein geduldiges Sänfterchen ist, das sich alles gefallen lassen will, nun müßte ich ja ein wahrer Heide seyn, wenn ich der guten Seele nicht auf das möglichste zu gefallen suchte. Daher lasse ich denn auch nicht einmal diesen ersten

Posttag vorbey gehen, ohne das sanfte Patschchen, welches so huldreich streichelt, anstatt daß es hätte schlagen sollen, aufs dankbarste zu küssen. Aber, Liebe, was werden Sie mir zu gute thun, wenn ich künftig artiger bin und öfter schreibe, da Sie schon mit dem Nachläßigen Briefsteller so freundlich umgehn? Wenn Sie mich nur nicht noch einmal verziehen, daß ich Ihnen Kreuz und Herzeleid mache. Denn des Menschen Herz ist ein trotziges und verzagtes Ding.

Herzlich habe ich mich gefreuet, daß unsere gute Luise meinen Segen noch aus Ihren Lippen hat empfangen können. Da sie so viele Kraft hat, Herzen an sich zu ziehen, so kann und wird es ihr in ihrer neuen Situation gewiß nicht übel gehen, wenn der Himmel sie sonst nur an Leib und Seele gesund läßt. Hätte ich vermuthen können, daß mein Brief sie noch in Hanover antreffen würde, so hätte ich ihr doch einen kleinen Auftrag geben wollen. Sie hätte nehmlich gelegentlich unsre Frau Königin fragen sollen: Ob sie wohl einst das saüberlich eingebundene Subscriptions Exemplar meiner Gedichte erster Auflage erhalten hätte? Und wenn sie denn das nicht hätte ableugnen können, so hätte sie ihr zu verstehen geben sollen, wie meschant es sey, daß eine so reiche Frau, die so große Capitalien in der Bank hat, nicht einmal ihren lumpigen Thaler bezahlt habe, des schönen vergulbeten Franzbandes nicht einmal zu gedenken. Übrigens hätte sie benanter Frau Königin auch sagen können, daß ihre Buben abscheulich ungezogen wären, die mir nicht nur viel Zeit sondern auch sonst allerley verderben, für welches alles ich wohl eine kleine Entschädigungs Pension verdiente.

In der That, wenn die Prinzessinnen auch so wilde Hummeln sind, so wird die arme Luise nicht viel ruhige Stunden haben und ich könnte sie dann fast bedauern. Die Herren Brüder, wenigstens wie sie jetzt sind, möchte ich wahrlich nicht bedienen, wenn ich nicht Erlaubniß hätte, bisweilen ein wenig um mich herumzuschlagen. Aber sagen sie mir doch, liebe Friederike, was hat Ihnen denn Hanover und was haben wir alle Ihnen zu Leide gethan, daß es Ihre ersten Wünsche, von uns eben so weit weg zu seyn, als Luise? Denken Sie denn, daß so hübsche Leute, als wir allzusammen sind, überall von den Bäumen geschüttelt werden? Wen würden Sie in London haben, der Ihnen so viele anmuthige Briefe schriebe, als ich — Ihnen zu schreiben noch Willens bin? Machen Sie mir nur so ein Herzeleid nicht. Bleiben Sie hübsch im Lande und nähren Sie sich redlich. Doch — so nahe ist es ja auch dem Himmel sey Dank! mit Ihnen noch nicht. In einigen Jahren wollen Sie uns erst solche Streiche spielen. Ich denke in einigen Jahren sieht die Welt ganz anders aus, als jetzt und Friederiken fällts nicht mehr ein, uns davon zu laufen. Anstatt nach London zu laufen, verlieben Sie sich hübsch in einen wackern Mann, ders werth ist, und der Sie wieder liebt. Von dem lassen Sie sich heurathen, und anstatt sich mit unartigen Prinzessinnen herum zu placken, machen Sie ihrem Männlein das Leben froh und lassen sichs von ihm wieder froh machen, so viel es nur immer angehen will.

Fortgesetzt d. 17. Augst.

Liebste beste Friederike, es ist mit meiner Artigkeit eitel Lug und Trug. Der Wolf läßt seine Tücken nicht. Ich bin ein alter Sünder und es wird wohl Hopfen und Malz an mir verlohren seyn. Sie werden mich allso schon nehmen müssen, wie ich bin. Wenn so ein Brief nicht in einem Striche fortgeschrieben und kurz vor Abgang der Post geendigt, geschlossen und versiegelt wird, so geräth er unter meine hunderttausend Papiere, und dann ists immer noch sehr geschwind, wenn er in den nächsten 14 Tagen wieder empor komt und zu Ende gebracht wird. —

Morgen reise ich auf ein 8 Tage nach Gotha, Erfurth und Weimar. Es läßt sich für dies schaale langweilige Leben nichts bessers thun, als umherschwärmen. Wenn ich wiederkomme hoffe ich ein hübsches huldvolles Briefchen von Ihnen vorzufinden und das wird mich ja wohl nicht ruhen lassen, bis ich auch Ihnen wieder

eins geschrieben habe. Dann sollen Sie auch Ihr Blättchen beschrieben zurück erhalten von

Ihrem ganzeigenen

Bürger.

Von einem Briefe an die Königin und von gleichzeitiger Übersendung eines Exemplars der Gedichte von Bürger ist in seinem Briefwechsel mit Boie im Juni und Juli 1778 öfter die Rede (Strodtmann 2, 284. 290. 291. 294).

Ihrer Schwester Louise folgte Friederike als Kammerfrau der ältesten Tochter Georgs III. Mathilde im Jahre 1788 nach England (Strodtmann 3, 167 Anmerkung). Im Gedichte „An F. M., als sie nach London ging", spinnt Bürger den Gedanken der letzten beiden Sätze seines Schreibens vom 3. August weiter aus, um zu schließen:

Aber ach! durch Sturm und Regen
Muß er fort dich wandern sehn:
Nichts kann er als Gottes Segen
Zum Begleiter dir erflehn.

Bürgers Reise nach Gotha, Erfurt und Weimar beschränkte sich nicht auf acht Tage, sondern, wie sich aus dem folgenden Brieffragmente vom 14. September ergiebt, sie dauerte vom 18. August bis etwa zum 8. September, also drei Wochen. Nur eine Andeutung davon befindet sich in dem gleichfalls vom 17. August datierten Briefe an Anna Elderhorst, wo außerdem Jena genannt wird. Übrigens ist der am Schlusse dieses Briefes genannte Magohr, dem Bürger nach seiner Zurückkunft schreiben und Nelkenkataloge zurückschicken will, wahrscheinlich der oben erwähnte Hauptmann von Stoltzenberg (Strodtmann 3, 172 und 174).

5.

erhalten 27
Beantw:

G. d. 14. Sept. 1786.

Daraus, liebe Friederike, daß ich schon fast 8 Tage von meiner Streiferey nach Gotha, Erfurth und Weimar wieder zurückgekehrt bin, und erst heute mich hinsetze, ein Brieflein an Sie zu schreiben, welches noch dazu nicht einmal mit der heutigen, sondern erst mit der nächsten Montags Post abgehen kann, sollen Sie nicht auf einen Rückfall in meine alte wohlhergebrachte Unart schließen. Glauben Sie mir nur auf mein ehrliches Schafs Gesicht, wenn ich mit den Gedanken schreiben könnte, so reichte Ihre ganze Zeit schwehrlich hin, alle meine Briefe zu lesen, und das würde denn manchen Klapps von Papa und Mama setzen, wenn das Mädchen weiter nichts thäte, als blos sich mit Bürgers Tand beschäftigte. Denn wahrlich, wenn sich alles so gleich von selber hinschriebe, was mir durch Kopf und Herz fährt, so müßte es manchesmal gar allerliebste Briefe setzen. Daß aber meine wirklichen gerade nicht so ausfallen, das kommt wohl daher, weil man

gemeiniglich das, was man auch noch so allerliebst denkt und empfindet, am allerhölzernsten ausdrückt. Das Herz, wenn es voll ist, gleicht einem Flacon voll wohlriechender Essenz. Man muß gleich, so wie der Pfropf herausgezogen wird, die Nase darüber halten, oder der beste Geist verduftet. Was muß nun nicht vollends alsdann geschehen, wenn die liebliche Essenz aus dem wohlverwahrten Crystallfläschchen in ein hölzernes Schächtelchen gegossen, und so erst 11 Meilen weit über Feld der guten Freundin zu geschickt wird. Da kann ja nichts als das helle klare Pflegma übrig bleiben. -- Aber, mein Himmel, was das für Narrentheidinge sind! Beynahe könnte ich bey Ihnen in den Verdacht gerathen, ich sey auf meinen Reisen zu Wasser und zu Lande zum Stutzer, oder — zum Hasenfuß geworden. Gleichwohl bin ich so ein alter verständiger Mensch! --

Aber um wieder auf meinen Text zu kommen, aus welchem eine galante und scharmante Capriole, die freylich einem nachgerade grauen und weißen Haupte, wie das meinige, nicht recht mehr anstehen mag, mich heraus gebracht hatte, so wollte ich gern damit anfangen, wie ich Ihnen herzlich gern schon eher ein kleines feines Brieflein geschrieben hätte, wenn nicht nach so einer Schwärmerey, wie die Meinige, immer erst einige Tage wieder zu stücken und zu flicken wäre, ehe der Lebenswagen . . .

(Die andere Hälfte des Bogens ist abgerissen.)

Über die bezeichnete Reise Bürgers ist uns weiter nichts bekannt. Es ist auch fraglich, ob sie in der verloren gegangenen Briefhälfte noch erwähnt ist, denn auch von der Brüsseler Reise hat Bürger nichts berichtet, obwohl er es Friederike im Briefe vom 16. März ausdrücklich versprach. Wir werden aber wohl nicht fehl gehen in der Annahme, daß Bürger Bertuch in Weimar besucht hat, der ihn zum Mitarbeiter an der Allgemeinen Litteratur-Zeitung im Jahre vorher zu gewinnen suchte. (Vgl. den Brief des Professors Schütz in Jena an Bürger vom 25. Oktober 1785, Strodtmann 3, 155.)

Einen besonders herzlichen Ton schlägt Bürger in dem vorstehenden Briefe an, der sich im folgenden, dem letzten der uns erhaltenen, sogar bis zum „Du“ steigert. Leider ist auch dieser Brief uns nur zur Hälfte erhalten.

6.

G. d. 10. Oct. 1786.

Ich war in übler Laune, mein holdes Töchterlein, als dein Briefchen heut ankam. Weils mich nun ein bischen besser gestimmt hat, so will ich mich auch gleich hinsetzen, und ein bischen schön mit dir thun. Erst aber muß ich ein Bischen grämeln, wie die alten Leute öfters zu thun pflegen.

Es war mir an keinem Ende recht. Das entsprang wohl hauptsächlich von meinen öfteren Gedanken an meine einsame verlassene Situation, in welcher kein Mensch näheres Interesse an mir nimmt. Da muß ich mich mit fremden Leuten placken, die mich trotz aller meiner Aufmerksamkeit an allen Ecken und Enden prellen, so viel sie können. Jeder Tag gebiert mir neuen Verdruß. Das hätte ich schon nicht einmal bis hieher ausgehalten, wenn ich nicht eine ziemlich getreue und fleißige Haushälterin gehabt, diese auf das übrige Volk um mich her ein wachsames Auge gehabt und mein Armüthchen in guter Ordnung gehalten hätte.

Nun aber plagt das alte funfzigjährige Fell der Teufel, daß sie heurathen will. Da hat sich ein alter graubärtiger Notarius und Gastwirth hieselbst ange-

funden, mit welchem sie es versuchen will, wie süß und lieblich der Ehestand ist. Was ich nun anfangen soll, das weiß ich platterdings nicht. Die guten Freunde sind zwar gleich mit ihrem guten Rathe bey der Hand: Ey, Sie müssen wieder heürathen! Aber es heürathet sich auch so gleich! Als wenn ein alter abgelebter Wittwer mit einem Nest voll Kinder, der noch dazu noch immer unsers Herr Gotts Nichts ist, nur zu pfeifen brauchte, um die Nachtigallen nach Lust und Belieben zu fangen! Sie versuchen es zwar, mir des Alters halben ein bischen Trost zuzusprechen; allein — bei dem allen kann ich mir doch nicht selten so unermeßlich alt vorkommen, daß ich fast für unmöglich halte, es könne mich noch ein weibliches Geschöpf, in der eigentlichen Bedeutung des Worts, vollkommen lieben. Heurathen thäten mich ja freylich wohl noch hundert und abermal hundert, besonders, wenn ich, wie man zu sagen pflegt, etwas einzubrocken hätte. Allein die alle würden dann, wenn man sie recht auf den Zahn fühlte, bekennen müssen, daß ihre Herzen alle mögliche Hochachtung und Freundschaft für mich fühlten; aber Liebe werde ich ja wohl selbst so bescheiden seyn nicht mehr zu prätendiren. Und das hohle der Teufel, wenn mans erst so weit gebracht hat.

[Hier fehlt ein Bogen von 4 Seiten]

... ersten Posttage schon wieder antworte. Was kriege ich denn dafür? Mein grauer Bart freut sich schon zum Voraus nicht wenig darauf, wie sanft, lieblich und warm Ihr Patschhändchen ihn streicheln wird. —

Die erwähnte Schnurre kann ich Ihnen dießmal noch nicht mitschicken. Sie soll aber nicht ausbleiben.

Recht sehr freue ich mich, daß Sie mein kleines Gustchen bald wieder sehen werden. Wann werde ich es so gut haben? Es schlägt oft allen meinen Muth, alle meine Lust nieder, daß ich meine Küchlein in alle vier Winde umher zerstreut wissen muß und nicht absehe, wie und wenneher ich sie wieder um mich versammelt sehen soll. Ich bin ein kahler Stamm, aller meiner Blätter und Zweige beraubt, die der Sturm umher verstreut hat. Ob ich wohl jemals wieder ausschlagen werde?

Mein Rieckchen ist noch immer in ihrer Pension und wird ein recht gutes Mädchen. Wenn es nur nicht ein so entsetzlich kleines Ding bliebe.

Von Georgen habe ich nun zwar einen Brief, allein noch nichts bestimmtes wenneher er kommen will. Sein vieles Tobacksrauchen ist mir zwar ein wahrer Greuel, aber wie es ihm abzugewöhnen sey, sehe ich nicht ab. Wenn nicht eine jetzige oder zukünftige Amasia so viel über ihn vermag, so wird er sich wohl noch ganz zur Mumie räuchern.

Nun könnte ich ja wohl nachgerade schließen. Denn für diesmal hätte ich ja wohl genug gescribbelt.

Aber siehe, da ist ja noch eine ganze neue Seite! Soll die so leer fortreisen? Billig wohl nicht; indessen mein Schnapsack ist für dießmal leer. Ich könnte zwar noch allerley empfindsame Herzens Essenz draufröpfeln, allein das würde doch nur verduften, ehe es vor die Nase Ihres Herzens käme. Wer weiß auch, ob Sie nicht den Schnupfen haben. Und dann diente ja alle mein Opfer und Räucherwerk zu nichts.

Alſo will ich denn nur, nach herzlichem Gruß und Kuß an Vater, Mutter Bruder Schwester und alles was Ihr ist, kurz und gut noch hinzufügen, daß ich mit Leib und Seele bin und bleibe

Ihr

GABürger.

Die Befürchtungen Bürgers wegen seiner Haushälterin Mamsell Biermann (Strodtmann 3, 165) waren grundlos, da dieselbe bis zu des Dichters Tode in seinem Hause blieb. Bürgers Auslassungen

über seine „Küchlein“, über sich als „kahlen Stamm“ u. s. w. erinnern stark an seine zwei Briefe an Friederike Mackenthun vom 2. März und an Boie vom 16. März desselben Jahres. (Deutsche Revue XI, 1, S. 368 ff. und Strodtmann 3, 167.) Die Beziehungen von Friederike Mackenthun zur Elderhorstschen Familie in Bissendorf blieben auch nach ihrem Fortzug nach England und ihrer Rückkehr nach Stuttgart, wohin ihre Herrin nach ihrer Vermählung mit dem regierenden Herzog von Württemberg 1796 sich begab, unvermindert herzlich. Friederike vertrat an dem jüngsten Elderhorstschen Kinde, Wilhelmine Friederike Eleonore, am 17. März 1790 Patenstelle. Am 18. Dezember 1805 schreibt die Amtsvoigtin an ihren dritten Sohn Karl, damals Kornett in London: „Du weißt wahrscheinlich durch Friederike [die eben erwähnte Schwester des Kornetts] selbst, daß sie seit $1\frac{1}{2}$ Jahr in Hannover bei Mamsell Mackenthun ist. Dort soll sie noch bis zu künftigen Ostern bleiben, um ganz vollkommen zu lernen, was ihr demnächst vielleicht so nothwendig wird, sich durch die Welt zu bringen, und was man ja von jedem jungen Frauenzimmer verlangt. Sie nimmt Unterricht in Zeichnen, Sticken, Nähen, Schneidern, im Englischen und Französischen und macht mir durch ihren Fleiß und das Lob, das sie von allen ihren Lehrmeisterinnen erhält, recht viele Freude.“

Von Rieckchen, im Briefe vom 16. März 1785 Jungfer Jze genannt, wissen wir, daß sie bis zur Wiederverheiratung Bürgers mit Elise Hahn bei der verwitweten Frau Professorin Erxleben in Pension blieb. Es ist uns aus dieser Zeit sowohl ein ungedruckter Geburtstagsbrief, als auch ein Gratulationsgedicht Bürgers an seine älteste Tochter erhalten, im Besitze von Fräulein Friederike Bürger in Leipzig, einer Enkelin des Dichters († am 25. Mai 1896).

3. Ein Brief Bürgers an seine Tochter Friederike Marianne.

Mein liebes Töchterchen

Ich wünsche dir Gottes Segen zu deinem heutigen Geburtstage. Zum Zeichen, wie herzlich lieb ich dich habe und wie gern ich dir nach meinem geringen Vermögen Freude mache, übersende ich dir hierbey einen Strohhut, den du zu haben wünschtest, und einen Kuchen. Verzehre den letztern mit Mütterchen, Täntchen und Schwesterchen in Freuden. Behalte mich lieb; und beweise mir dieses dadurch, daß du allezeit ein frommes, fleißiges und artiges Kind bist, worüber ich mich mehr freuen werde, als wenn ich das große Loos in der Lotterie gewonnen hätte.

Ich bin

G. d. 15. März 1787.

dein getreuer Vater
G. A. Bürger.

(Adr.) An Friederike Bürger.

Mit Täntchen und Schwesterchen kann nicht die Amtsvoigtin Elderhorst und Gustchen Bürger gemeint sein. Wenn das Mütterchen ohne Zweifel Frau Professorin Erxleben, welche seit 1777 verwitwet war, bedeutet, so wird Täntchen ihre Schwester und Schwesterchen ihre Tochter bezeichnen müssen. Letztere hieß Julie und war später mit Karl Schlegel, dem Bruder der beiden Romantiker, verheiratet. (Vgl. G. Waitz, Caroline und ihre Freunde, S. 32 ff.) Auf sie geht höchst wahrscheinlich das von Strodtmann zuerst veröffentlichte und auch bei Berger, Bürgers Gedichte, S. 312 f. mitgeteilte Gedicht „Zu Julchens Geburtstag".[1])

4. Glückwunsch Bürgers zum elften Geburtstage seiner Tochter Friederike Marianne, 15. März 1789.

Gott grüß' Euch Jungfer Bürgerin!
Viel tausend Glück, aus treuem Sinn!
Zum frohen Tage der Geburt
Wird Sie hiermit von mir becourt.

Mit viel Vergnügen hätt' ich schon
Ihr aufgewartet in Person,
Allein das Wetter in der That
Ist heute gar zu desparat.

Indeß erfolgt nach altem Brauch
Ein Kuchen und ein Stöcklein auch;
Und, weil Ihr Reimerei gefällt,
Die Verse, die Sie oft bestellt.

Klein sind zwar Kuchen, Stock und Blatt,
Allein Sie weiß: Mehr, als er hat,
Giebt immer nur ein Schelm und Dieb,
Drum nehme Sie hiermit vorlieb.

Dieses Gedicht ist von Bürgers ältester Tochter an ihrem letzten Geburtstage einer Cousine mitgeteilt, in derem Hause zu Remse (in

[1]) Es ist von Strodtmann in den März 1790 gesetzt. Aus dem Taufbuche von St. Jacobi in Göttingen erfahre ich aber noch folgende Angabe: Philippine Juliane Henriette Erxleben, Tochter des Joh. Christian Polycarp Erxleben, Professor der Philosophie hieselbst und dessen Ehefrau Sophie Juliane geb. Stromeyer, ist geboren zu Göttingen 9. September 1774 und getauft 14. September. Daraus folgt, daß das erwähnte hübsche Gedicht am 9. September geschrieben ist, worauf auch der Ausdruck „Aegidien-Pack" im drittletzten Verse hinweist (Aegidius ist der erste September). Das Jahr der Abfassung muß 1789 sein. Im September des folgenden Jahres rüstete sich Bürger schon zur Reise nach Stuttgart, um Hochzeit mit der Hahn zu halten. Nach Strodtmann 3, 288 hätte die Erxleben Bürger gern zum Manne gehabt. Seit des Dichters Verlobung und Verheiratung mit der Hahn wird ihr Verhältnis zu Bürger recht kühl geworden sein, wie des Letzteren förmlicher Brief (Strodtmann 4, 122) schließen läßt.

der Schönburgschen Rezeßherrschaft Waldenburg, Königreich Sachsen) Marianne Friederike Bürger am 11. November 1862 gestorben ist. Das mir von Bürgers Enkelinnen gütigst mitgeteilte Blatt trägt die Bemerkung:

Unserer guten, innigst geliebten Kousine zu ihrem elften Geburtstage gedichtet von ihrem Vater Gottfried August Bürger, das sie in ihrem ausgezeichneten Gedächtnisse bis zu ihrem 84. Geburtstage treu bewahrt und mir heute früh dictirte.
den 15/3. 1862.

Clotilde Meischner.

Nachträglich hat Strodtmann unter Bürgers handschriftlichem Nachlasse in einem Kladdebuch dieses „Gratulationscarmen in neckisch steifem Rococostile" wiederaufgefunden und in der Deutschen Revue, Jahrgang III (1878), Band 1, S. 162 veröffentlicht. Eine einzige Verschiedenheit zeigt sich im ersten Verse: Gott grüße, Jungfer Bürgerin!

Neue Beiträge zur Charakteristik Lavaters und Jung-Stillings.

Von S. M. Prem in Marburg a. d. Drau.

Jede stärkere geistige Bewegung pflegt von einer charakteristischen religiösen Gährung begleitet zu sein, je nach Umständen mehr oder weniger politisch gefärbt. Sie tritt in der gegenwärtigen geistigen Umwälzung ebenso deutlich hervor, wie in der Reformationszeit; die Genieperiode des vorigen Jahrhunderts scheint nach dieser Seite viel weniger bewegt gewesen zu sein, aber sie scheint es eben nur, weil sie von der litterarisch-ästhetischen Richtung vollständig überstrahlt wurde. Der religiöse Drang war stark vorhanden. Wenn wir von Rousseau und Herder absehen und auch den Pietismus mit seinen gefühlsschwärmerischen Verzweigungen übergehen, tritt uns besonders die Gestalt Lavaters entgegen. Der Züricher Prophet strebte nach einer „reellen Konnexion" mit Christus und glaubte an die direkte Kraft des Gebets und an „positive" Gebetserhörungen.[1]) Lavater zeigt sich bei aller Kindlichkeit seiner Ansichten als der religiöse Stürmer und Dränger, der immer auf ein handgreifliches Wunder wartete und schließlich dem Schwindel und der Täuschung

---

[1]) H. Waser, J. C. Lavater nach U. Hegners handschriftlichen Aufzeichnungen. Zürich 1894, S. 18

zum Opfer fiel. Wer denkt da nicht an Björnsons Drama „Über die Kraft“? Im Gegensatze zu Lavater sah der sanfte, gefühls-pietistische und nur an innere „Rührung und Erweckung“ glaubende Jung-Stilling diese „Wundersucht auf Grund des allmächtigen Gebets“ für eine „Versuchung Gottes“ an und hielt dem Schweizer seine eigene Lebensgeschichte vor, in der sich alles ohne sein Zuthun rein durch Gott erfüllt habe. Jung neigte also zur katholisierenden, augustinischen Auffassung von der göttlichen Gnade, während Lavater in der Hauptsache auf protestantischem Boden fußte[1]) — mit einem Worte: Jung war ein passiver, Lavater ein aktiver Christgläubiger. Diese beiden Arten des Mysticismus trafen nun ziemlich hart aufeinander, als Jung Lavaters „Zeichenhunger“ und Gebetsglauben brieflich angriff und der immer schwerer in abergläubische Schwärmerei verfallende Züricher gereizt antwortete. Die Briefe scheinen nicht erhalten zu sein; das hat auch wenig zur Sache, weil das wichtigste Stück, eine lange Nachschrift Lavaters zu seinem Briefe an Jung vom 28. Juni 1797, in Kopie auf der Stadtbibliothek zu Zürich erhalten ist.[2]) Ich teile dieses interessante ungedruckte Dokument vollständig mit:

Zürich 28. VI 1797

Nachtrag zu meinem Briefe vom 28. Junius 1797.

1.

Glaube mir, lieber Bruder Jung, kein Mensch kann auf der Erde leben, der sich mehr als einen Gegenstand der göttlichen Langmuth erkennt, als ich mich dafür erkenne. Aber, daß ich mich deßwegen für einen Gegenstand der göttlichen Langmuth halten sollte, daß ich an Gebethskraft und Gebeths-Erfahrung glaube — dazu hab' ich nicht den geringsten Grund — davon wird mich kein Mensch und kein Gott überzeugen. Ich glaube: Gott liebt mich deßwegen.

2.

Etwas glaub' ich dann, als: „Christus hat nicht gelogen, wenn Er dem kindlich dehmüthigen, liebevollen Glaubensgebeth positive Erhöhrung verheißt — Gott werde sein Wort erfüllen?“ wir haben gar nicht in die philosophische Frage: Ists Wunder oder Nichtwunder? einzutreten — sondern zu bitten, zu glauben und Erhöhrung zu erwarten in denen Dingen, um welche wir nach dem Drange des Bedürfnisses und nach der Erlaubniß des Herrn bitten dürfen. Das

[1]) Den Unterschied legt sachlich klar: Hase, Gnosis 2, 207.

[2]) Waser a. a. O. citiert S. 18, Note 1 die Kopie des ungedruckten Briefes an Jung vom 28. Juni 1797, hat aber nicht diesen selbst vor Augen — er wurde bisher nicht gefunden, sondern eben den folgenden „Nachtrag“. Für gütige Auskunft und für genaue Abschrift des hastig entworfenen und flüchtig interpungierten Stückes bin ich den Herren Bibliothekaren Dr. Escher und W. von Wyß in Zürich dankbar verbunden. Über einen früheren Streit Jungs und Lavaters in ähnlicher Sache vgl. H. Funck, Eine Reliquie der Frau von Branconi, Goethe-Jahrbuch 16, 215 fg.

ist mein Glaube von meiner Kindheit an, bis auf diese Stunde. Wenn ein Wort von der Schrift wahr ist, so ist dieß hundertfach bestätigte Wort von der positiven Gebetserhöhrung wahr. Hat Christus in diesem Punkte Sich oder Andere betrogen; so kann ich auf keine Wahrheit irgend einer seiner Behauptungen mehr rechnen.

3.

Christus wäre — laß mich's heraus sagen, ein wahrer Satan — wenn er mich deßwegen strafte, weil ich (mit oder ohne Erfahrung) seinem wort glaube und das lehre, was ich, mit völliger Überzeugung unter allen Verhöhnungen der Ungläubigen und allen Beseufzungen und Beschwörungen der (ungläubigeren) Gläubigern [!] — immer für gleich wahr halte.

4.

Ich sage: „Mit oder ohne Erfahrung!" und bitte Bruder Jung auf dieß Entweder — oder scharf seine möglichste, redlichste und ruhigste Aufmerksamkeit zu richten.

A. Glaub' ich ohne Erfahrung — nun, so glaub' ich auf sein wort, mithin, ehe ich sahe und erfuhr. Die erste Erfahrung (wenn ich eine habe) könnte ja nur NB NB [!] nach dem Gebethe erfolgen — weil jede Erhöhrung ein Gebeth voraussetzt, das der Erhöhrung vorgehen muß. Also ist's wohl der formellste Widerspruch oder das Sinnloseste, was gesagt werden kann — „ich wolle erst glauben, wenn ich erfahren habe," weil dieß — das glaubend bethen (das Beding, das ich zur Erhöhrung angebe) der Erhöhrung oder der Erfahrung vorgehen **muß.**

B. Glaub' ich aus oder nach Erfahrung so — so hab' ich zween Gründe meiner Behauptung — die Schriften auf deren Zeugniß hin ich bethete, und die Erfahrung, welche der Erfolg meines Glaubens an die Schrift war.

5.

Ein Gleichniß: — Ich höhre von Barthelemi, daß Er (obgleich NB ohne Verheißung) jedem antwortet, der Ihm in einer Angelegenheit schreibt. Diese Erzählung soll den Werth einer evangelischen Urkunde haben — (die ausdrücklich was Aehnliches dem Bittenden verheißt.) Ich schreibe an Barthelemi in Freundesangelegenheit — und Er antwortet mir; Ich schreib' Ihm nach einem Paar Monate wieder — Er antwortet mir abermahls; Noch einmahl, und Er antwortet mir wieder — macht mir nie keinen Vorwurf — behandelt mich wie ein Freund — ich denke an nichts Böses — ich weise andere Menschen in ihrer Verlegenheit an Ihn — auch denen antwortet Er ohne Vorwürfe, mit Liebe. —

Nun kommt mir einer und sagt mir: „Du bist in einem schrecklichen Irrthum, wenn Du glaubest und glauben machst — Barthelemi antworte — was? Er wird sich jeden Unbekannten zum Sklaven machen" etc. etc. was hab ich zuantworten? Als — „glaube, was Du willst — mir wirst Du meine Erfahrungen nicht wegräsonnieren." was kann Jeder der Gebethserhöhrungen erfahren hat — auf der Stelle Antworten und Rettungen erhalten hat, dem, der ihn der Vermeßenheit, Schwärmerey, der Wundersucht anklagt, antworten, als: „Glaube, was Du willst, an Gebeth und Gebethserhöhrung — mir wird kein Mensch meine Erfahrungen wegräsonnieren."

6.

Wörter und Namen schreiben Weiber und Kinder — Männer erschüttern sie nicht. Das Wort: Gottversuchen ist ein Wort ohn' allen Sinn für den kindlich evangelischen Noth und Drangbether, der sich an der Verheißung hält, vor

und nach der Erfahrung und Gott die **Mittel nicht** vorschreibt. Wenn ein Kranker zum Herrn kam, sagte Er je zu ihm, was Er doch wohl zu den Pharisäern sagte: was versuchest Du Mich? — was sagte Er: — „was willst Du, daß Ich Dir thun soll? Dir geschehe nach Deinem Glauben," welche Einfalt! welche Entferntheit von dem harten Worte: Gottversuchen. Herr! bist Du es, so heiß mich zu Dir auf das Wasser kommen — hat völlig den Akzent einer Versuchung. Dennoch sagt Jesus nicht: was versuchest Du Mich? Sondern Kleingläubiger! warum hast Du gezweifelt? führe mir ein einziges Beyspiel an, daß Jesus Einem vertrauenvollen Bitter (NB Einem, der auch keine so ausdrückliche Verheißungen hatte, wie wir haben) den harten **inhumanen** und abschreckenden Vorwurf gemacht — „was versuchest Du Mich — was? Ich soll Mich nach Deinem Willen richten? Die Welt würde zu Grunde gehen, wenn Ich eines jeden Gebeth erhöhren sollte." O mein Heiland, wie sind Deine treusten Jünger härter, als Du!

7.

was war dem Herrn am liebsten? Der kindlichste, der kühnste Glaube? Das Ja, Herr ich glaube — wenn Er fragte, was willst Du? Glaubest Du daß Ich solches könne?

8.

Was willst Du? Lieber Bruder hier; wenn ich das Recht hätte, zu beschwören — mögt' ich wohl beschwören — Ist dieß die sinnlose inhumane Sprache der mystischen Künsteley? „Du darfst ja nichts wollen — was? Du willst dem Allmächtigen vorschreiben — habe Deinen Willen! wolle, was Gott will — jeder eigene Wille ist Todtsünde!" — Nun, wenn das der Sinn der Frage ist: **was willst Du?** So erbarme sich Gott meiner Verrücktheit.

9.

Lieber Jung — — Du kommst mir von höhern Geisterinfluenzen und Geheimnissen, die Du verschweigen mußt, u. s. f. zusagen — auf das Alles leg' ich in dieser Sache keinen Werth, halte mich am klaren Buchstaben meines Evangeliums — gebe dem, der mich bittet; und vergebe dem, der mich beleidigt, weil es Christus gesagt, und bekümmere mich nicht, ob ein starker Philosoph, oder ein schwacher Christ sage: „So wirst Du die Welt zu Grund richten." Das hat **Der** zu verantworten, der mich das thun heißt — und wenn Der, der mich das thun heißt, verheißt — **Bitte,** so wird Dir gegeben **werden** — so glaub' ich's und sage — „Gieb mir, wie ich gebe!"

Und wenn Er sagt: **Vergieb, so wird Dir vergeben werden!** so glaub' ich's und bitte: „Vergieb mir, wie ich vergebe!" Und verstehe die Worte Bitten und Vergeben gleich, wenn sie von Gott und wenn sie von Menschen gebraucht werden — und bin nicht so schrecklich schief, dumm und inkonsequent, den Unsinn zudenken oder auszusprechen: „wenn der Herr sagt: Gebet, so meynt Er's eigentlich — oder uneigentlich, wenn Er hinzuthut: Euch wird gegeben werden. Die Pflicht ist buchstäblich, die Verheißung unbuchstäblich zu verstehen." Lieber weiser Bruder! Kann Gott sagen: Mit dem Geben, das Ihr **sollt,** ist's Ernst gemeynt, mit Meinem Geben, das Ich **verheiße** — nicht Ernst! Ich will, daß Ihr vergeben sollt, das meyn' Ich recht, wie's alle Welt versteht — wenn **Ich** aber verheiße, dem Vergeber zu vergeben, so will Ichs so verstanden haben, wies kein Mensch versteht. Ich erkläre es für eine Impertinenz, ein Gottversuchen, ein Gottvorschreiben, einen Sinn, den man in die weite Welt hinausschicken müsse, wenn man eigentliche Vergebung zu erwarten, dumm genug ist. Vergebung, Aufhebung und Vergütung der Schuld ist ein Wunder — Vergebungerwartung also

eine Wundersucht, ein Zeichenhunger, der Meine Langmuth reizt. Kann Gott so ungöttlich sprechen?

10.

Du siehst aus diesem allem, lieber Bruder, wie vergeblich bey mir alle Beschwörungen, Drohungen, Angstmachungen, Gesegnungen und Beseufzungen sind, wo Gründe, die dem reinen Evangelio erschöpft sind, fehlen. Ich hasse allen Despotismus und Intolerantismus gegen die menschliche Denkfreyheit — am meisten an Christen gegen Christen, denen nichts heiliger ist als die Bibel. Höhre ein belehrendes Beispiel — Es gab mir einmahl ein Theologe, auf meine Frage: „Ist eine einzige Stelle in dem neuen Testament, welche sagt: Der Zorn Gottes sey durch Jesu Blut gestillt worden?" die Antwort: „Ich bitte Sie um des jüngsten Gerichts willen, seyen Sie kein Sozinianer!" (dieß geschahe vor vielen Studenten:) Ich antwortete: „Ich bitte Sie um des jüngsten Gerichts oder um der Wahrheit willen — zeigen Sie mir eine Stelle — die so vom Zorn Gottes spricht." „Wie können Sie," sagt' Er „dieß fordern, das ganze Testament ist voll von solchen Stellen?" Ich — „So wird es Ihnen leicht seyn, mir eine einzige Stelle zu zeigen."

Er — „der jüngste Tag wird Sie schon eines Andern belehren!" „Wollen Sie's auf den jüngsten Tag ankommen lassen?" Die Studenten lachten und ich seufzte. Welch' ein elender Schuft war ich, wenn eine solche Drohung mich erschütterte, eine Nichtlehre der Schrift für eine Schriftlehre anzunehmen. fiat applicatio, lieber Jung! Laßt uns Männer seyn mit Kindersinne!

11.

Noch ein Wort vom Gottversuchen. Bitten, um etwas, was wir schlechterdings bedürfen — und was der Herr uns erlaubt oder befohlen hat — bitten mit Dehmuth, Kindersinn und Glauben — kann doch unmöglich ein Gottversuchen heißen; Sonst wäre ja jede noch so dehmüthig fromme Bitte ein Gottversuchen — Keine fromme Bitte wäre möglich. Die **Mittel** Gott **vorschreiben** — sagen: „wann Du mir nicht so hilfst, so entsag' ich dem Glauben an Dich"; Gott die Art und Weise der Hülfe auf der Stelle dicktieren — und auf den Gehorsam Gottes gegen unsere Vorschrift Gottes Vertrauenswürdigkeit gründen — das heißt — Gottversuchen.

Das war doch, ob Gott will, kein Gottversuchen, daß Jesus erwartete, glaubte, und vielleicht auch bethete, daß Ihn Gott in der Wüste ohne Brodt erhalte — aber wenn Er gesagt hätte — „wenn Du diesen Stein nicht in Brodt verwandelst, so bist Du Gott nicht!" Das wäre was andres.

Wenn Ihn der Teufel von der Zinne herunter geworfen hätte — hätte Er dann gesündigt, wenn Er Sich an dem Wort: Er wird Seinen Engeln Befehl geben, festgehalten, wenn Er in Angst und Noth im Herunterfallen den Vater angerufen hätte — Ich denke es nicht. Ich denke aber, wenn Er ohne Drang, Noth (debut en blanc) bloß experimentweise; oder, um was zu wagen; Sich herunter gestürzt hätte, dann hätte Er Gott versucht.

12.

Du sagst: „dem Nachfolger Christi ist die Verheißung gegeben." Christ Jung — wem sagst Du das? Dem Heiden Lavater!

Wenn ich in dem Namen Jesu, auf Sein Wort hin, als Sein Jünger bethe; wenn ich als ein um Christi willen Gebender bethe: Gieb (was ich bedarf, versteht sich) als ein um Christi willen vergebender, bitte: vergieb — beth' ich dann nicht als Sein Nachfolger? Und wen geht dann Seine Verheißung an: wenn sie mich nicht angeht?

13.

Es giebt, wenn wir aus dem Kreise unserer Individualität heraustretten, schlechterdings keinen so entscheidenden Beweis von dem Leben, von der Allwirksamkeit Jesu, von unserm innigen Verhältniß mit Ihm, und Seiner mit uns — als Gebetserhörung — oder eine vorweisliche Korrespondenz mit Ihm. Gegen diesen Beweis streiten, heißt; gegen den einzigen Stichhaltenden unmystischen Beweis des Lebens Jesu, vis-à-vis von Andern — streiten.

14.

Noch Eins — das Du unbegreiflich eingenommener, schwerlich begreifen wirst, das aber so wahr ist, als ich es schreibe — Ich verlange durchaus nicht, ein Wunderthäter zu seyn. Ich erschräcke vor einer Wundergäbe — nur vor der stillkräftigen Gebethsgäbe erschräck ich nicht — nur diese wünsch' ich, um diese fleh' ich — nur mit mehr Weisheit, reinerer Liebe und größerer Kraft im Stillen Gutes zu wirken. wenn mir Gott die Wahl ließe, ein öffentlicher Todtenerwecker zu werden — oder im Stillen, ohne daß ein Mensch den Bether errathen oder ahnen könnte, mit Kraft und Erfolg für Leidende und Verirrte zu bethen — welches mögest Du, daß ich weit, weit, weit vorzöge — Gewiß das Leztere — und Du nennest mich einen jüdischen Zeichenbungerer — oh, wie wenig kennst Du mich! O wie schnell sind wir zum Richten!

15.

Oh, wie wenig kennst Du mich! wenn Du denken kannst, mein Gebeth, wenn es erhöhrt würde, würde die Welt zugrunde richten — was ich erbethete — auf der Stelle oft erhielt — Beystand in der schwersten Noth, auf der Kanzel frappante Glaubensstärkung, Unterstützung für Arme, die mir auf dem Halse lagen, Abwendung von schrecklichen Gefahren — etc. — hat weder die Welt, noch einen Menschen zugrunde gerichtet. Das Zugrunderichten ist wahrlich nicht meine Sache! Ach! Lieber! Prüfe Dich vor Gott, was ich sage! Prüf' es mit Bruderliebe und Wahrheitsliebe und bleibe doch nicht eigensinnig am offenbarsten Unrecht. Eigensinn, Unbelehrbarkeit, ist die schrecklichste aller Todtsünden. Eigensinn gibt keine Gründe, und höhrt keine Gründe. Ich habe Gründe gegeben und will alle Deine Gründe höhren.

Ich umarme Dich Lavater.

Die religiös-mystischen Ansichten Jungs treten in ihrem Unterschiede zu denen Lavaters am deutlichsten hervor in dem folgenden, bisher ungedruckten „Sendschreiben" an seine Freunde aus Marburg an der Lahn vom 7. Januar 1801 — fünf Tage nach dem Ableben Lavaters.[1] Jung, der vom Schneider zum Mediziner und berühmten Augenarzt und schließlich zum Hofrat und Professor der Staatswissenschaften — alles „ohne seinen Wunsch und ohne sein Zuthun" — avanziert war, rechtfertigt sich in rührend naiver Art gegen den Vorwurf, daß er es mit seiner frommgläubigen Demut doch zu vereinbaren gewußt, eine hohe weltliche Stellung anzunehmen. Das

[1] Die nötigen Nachforschungen im Jung-Nachlasse und gütigen Auskünfte verdanke ich Herrn Dr. Nebe in Elberfeld, der mir auch in kollegialer Freundlichkeit eine genaue Abschrift des „Sendschreibens" anfertigte.

Stück spricht für sich; es ist aber auch direkt für Jungs Biographie von Wert, da er sich hier gerade nach der familiären Seite weit offener äußert, als in seinem „Leben Jungs“ (Sämtliche Schriften, Stuttgart 1835, 1. Bd.). Es lautet:

Marburg d. 7ten Jänner 1801.

Denen lieben und innig hochgeschätzten Brüdern Berger, Pops, Roshof Vater und Sohn, und Evertsen, wünsche ich Gnade und Frieden!

Ich danke zuvörderst Gott in Jesu Christo, und dann auch Ihnen allen, Meine theuersten Brüder! daß nun das Hindernis, welches unserer völligen Herzens- und Geistes-Vereinigung im Wege stund, durch Eure liebevolle Verzeyhung meiner Feler, gänzlich gehoben ist. Tragt mich Schwachen, weil Ihr stark seyd, und ich gar viel zu tragen habe!

Ich werde Euch allen, jedem besonders hinführo gerne auf jeden Brief antworten, für diesmal aber muß ich Euch allen in einem Brief Einerley schreiben, weil Ihr Alle es wissen müst, und ich keine Zeit habe einerley Sache fünfmal zu schreiben.

Es liegt mir nämlich noch etwas auf dem Herzen, das ich aus dem Wege räumen und berichtigen muß, weil es noch immer, entweder Euch Allen, oder doch dem einen oder dem andern einen Anstoß geben könnte — ! — warum bin ich Hofrath und Professor, warum ein Vornehmer und angesehner, und berühmter gelehrter Mann geworden, und nicht Schneider und Schulmeister, also nach dem Muster und Beyspiel unseres Herrn, nicht in der Niedrigkeit geblieben? — habe ich wohl auch die Regel befolgt: Trachtet nicht nach Hohen Dingen, Sondern haltet euch herunter zu den Niedrigen?

Jeder Christ, dem es ums seelig seyn ein wahrer Ernst ist, und der da weiß, daß es unmöglich ist, ohne wahre Herzens-Demuth und Herzens Reinheit, mit Gott in innige Gemeinschaft durch Christum zu kommen, dem muß das an mir auffallend seyn. Ich habe zwar in meiner, das ist, in Stillings Lebensgeschichte das Nöthige darüber gesagt, allein die Sache ist doch so noch nicht ins Licht gestellt worden, nicht in den Gesichtspunct gesetzt, daß sich Seelen wie Ihr, Meine lieben Brüder! — völlig damit beruhigen könnten.

Höret daher meine Erklärung über diesen Punct! — daß ich durchaus ganz und gar nichts bin, nichts seyn will, und von mir selbst durchaus auch kein Sandkörnchen schwer Gutes an mir finde, das versteht sich von selbst; aber eben so wahr und gewiß ist es auch, daß ich nicht das Allergeringste weder directe noch indirecte dafür kann, oder dazu beygetragen habe, das ich churpfälzisch-bayrischer Hofrath und Professor der Staatswirthschaft in Marburg und ein berühmter Gelehrter geworden bin; Ihr werdet alle davon überzeugt werden, wenn ich folgende Aufschlüsse über meine Führung gebe, die ich vor dem Angesicht des Herrn niederschreibe und heilig versichere daß sie Wahrheit sind.

Schulmeister konnte ich in meinem Vaterlande nicht bleiben: denn ich war durch Verfolgung und Schicksale mancher Art so in Mißkredit gerathen, daß mich so leicht niemand mehr zum Schuldienst verlangt; wie viel und wie wenig ich daran schuld war, das weiß Gott alleine. — als Schneiderbursch bey meinem Vater zu arbeiten, das gieng nicht an: denn ich hatte eine Stiefmutter, welche es für Müßiggang ansahe, wenn ich in der Stuben auf dem Handwerk arbeitete, ich sollte Feld- und Bauern Arbeit verrichten, und das war mir unmöglich, ich hatte zu schwache Nerven dazu, und hatte es nicht gelernt.

Es blieb mir also nichts übrig als auf mein Handwerk zu wandern; ich gieng also nach Solingen — vor 38 Jahren — wo ich bey einem Meister Stöler, der

am Kirchhof wohnte, auf dem Schneiderhandwerk arbeitete; hier wurde ich stolz — Das Handwerk war mir zu gering, ich schämte mich dessen, und suchte also eine Condition — es ist merkwürdig, daß ich auch in eben der Zeit eine bleibende Rührung und Erweckung bekam; denn die vorherigen Rührungen, die ich von Jugend auf hatte, hatten nur kurze Zeit gedauert.[1])

Von der Zeit an 1762 im Frühjahr, blieb der Trieb für den Herrn zu leben und zu sterben beständig in mir. Mein Stolz wurde erhört, ich kam zu Herrn Peter Hartkop auf der Bower in der Nähe von Hückerwagen, von den innern und äußern Leyden, die ich da als Hauslehrer seiner Kinder ausgestanden habe, sag ich kein Wort, aber ich wurde näher zum Herrn gebracht, und hier laß ich zuerst Ter Stegens[2]) Schriften, die mir sehr gesegnet waren; im Frühjahr 1763 gieng ich aus meinem Dienst von der Bover weg, und kam nach Rade vorm Wald, wo ich bey einem frommen Schneidermeister Joh. Jacob Becker wieder auf dem Handwerk arbeitete; jetzt war ich fest entschlossen, als Handwerksmann zu leben und zu sterben, es mögte auch kosten was es wolle, und dabey dann dem Herrn treu zu dienen.

Hier wurde ich mit Herrn Flander an der Krähwinklerbrücke bekannt, der mir es aber so nahe legte, daß ich mich endlich wieder überreden ließ, und als Hauslehrer seiner Kinder zu ihm zog; dies geschah aber mit Furcht und Zittern und ich entschloß mich nicht eher dazu, bis meine christlichen Freunde mich überzeugt hatten, es sey Gottes Wille. Bey Herrn Flander war ich 7 Jahr bis 1770, ich unterrichtete seine Kinder und half ihm in seiner Fabrik Handlung. Während dieser Zeit gieng also mein Handwerk verlohren, und ich wurde untüchtig dazu. Was sollte also nun aus mir werden? — es fand sich eine Gelegenheit die Tochter eines blühenden Handelshauses zu heurathen. Das Mädchen war eine der größten Schönheiten und sehr begabt, aber ich fand in meinem ganzen Wesen einen Widerwillen gegen die Handlung; ich fand zuviel Sünden darinnen, und ich hatte nicht Geldliebe genug, um in diesem Geschäfte nicht früher oder später fallit, und sehr unglücklich zu werden; ich schlug also diese Winke aus.

Dagegen zeigten sich ganz andere Aussichten: mir wurden von einem berühmten AugenArzt Arcana angeboten, wenn ich Medicin studieren wollte, um sie recht gebrauchen zu können, ich hatte auch schon von Innen und Außen Winke zum Studio medico gehabt, und mich schon lange in Philosophie und Sprachen geübt. So daß ich mich nun im Gottes Namen entschloß Medicin zu studieren, ungeachtet ich keinen Heller dazu wuste noch hatte, zu eben der Zeit versprach ich mich zu Ronsdorf mit meiner ersten Frauen Peter Heyders eines Floretfabricanten und frommen Mannes frommen Tochter. Diese ganze Heurath war weiter nichts als die Folge einer frommen Schwärmerey; worüber ich hier nichts weiter sagen will, als ich heurathete das gute fromme aber irrende Mädchen auf ihrem Krankenbette bloß aus Pflicht; Liebe hatte ich nicht zu ihr, sondern ich glaubte Gott fordere dies Opfer von mir; ich gewann sie aber doch herzlich lieb und hab sie während ihrer langen Kränklichkeit, bis in ihren Tod treulich verpflegt.

Ich studirte und mein Vertrauen auf Gott ließ mich nicht stecken: denn mir wurde geschickt, was ich brauchte: ohne daß ich vorher wußte, woher ich einen Heller nehmen sollte.

Dies, Meine theuersten Brüder! muß Euch fest überzeugen, daß mein Studiren Gottes Wille war, denn er lenkte fremden Leuten das Hertz, mich mit dem Nöthigen zu versorgen; denn mein Schwiegervater konnte es nicht, und es läßt sich doch von Gott nicht denken, daß Er die eitlen stolzen Wünsche der Menschen so merkwürdig befördere.

Ich studierte in Strasburg, hatte aber das Unglück, daß mir der Geist dieser Zeit Pfeile der Versuchung und des Unglaubens in mein Herz schoß, welche Wunden

[1]) Jung war 1740 zu Grund in Nassau geboren.

[2]) Gerhard Teerstegen.

hinterließen, die auch noch immer schmerzen, und mir sehr viele Kämpfe verursachen. O lieben Brüder! ich kämpfe oft schrecklich, ich muß meinen Weg fortpilgern ohne eine Hand vor den Augen zu sehen; Aber Gott lob! ich traue fest ohne zu sehen, und wenn mich der Herr auch töden wollte, so will ich doch auf Ihn hoffen. Ach der Weg des dunklen Glaubens ist schwer! Die Empfindung der Gegenwart Gottes hilft mir über alle Schwierigkeiten weg, dies ist das Einzige was mich aufrecht hält

Ich zog 1772 im Frühjahr nach Elberfeld als Arzt. Hier giengen nun erst meine Prüfungs Jahre an: fast alle dortigen Erweckten waren mir einigermaßen zuwider — keiner war ganz zufrieden mit mir — Du wirst Dich dessen noch erinnern, liebster Bruder Evertsen! in eurem Haus fand ich oft Trost und Erquickung, obgleich Du und Dein seeliger Bruder auch nicht recht klug aus mir werden konntet — Viele der dortigen Erweckten waren mir so gar im eigentlichen Sinn von Herzen feind. Ich glaube wohl, daß ich durch meinen lebhaften, leichtsinnigen und unüberlegten Carakter an allem Schuld war, aber im inneren Grund meiner Seelen war doch die Übergabe an die ewige Liebe völlig und beständig — dies konnte aber niemand wissen, man sahe aufs Äußere, und urtheilte darnach. Ach es geht lange Zeit dazu, bis die natürlichen Unarten durch das göttliche Reinigungsfeuer weggefegt sind; das hätte man doch auch bedenken sollen: indessen auch das gehörte zu meiner Feuer-Probe. Ich und meine Frau hatten kein Vermögen, meine Praxis brachte wenig ein, und doch mußte ich leben. Das Geld, womit ich studirt hatte, mußte auch bezahlt seyn, von Jahr zu Jahr wurden die Schulden größer, und damit wuchsen auch die Leyden, so daß ichs kaum mehr ertragen konnte, zudem nahm meine Praxis ab, nur meine Augencuren waren geseegnet. Zwar half der Herr öfters wunderbar dem augenblicklichen Mangel ab, aber im ganzen war in Elberfeld keine Aussicht für mich ferner zu leben, vielweniger Schulden zu bezahlen: bey dem Allem aber rührte ich keinen Finger, um aus meiner schrecklichen Lage zu kommen, sondern ich ließ lediglich den Herrn walten.

Auf einmal, ganz ohne mein Denken und Suchen bekomme ich den Ruf als Professor der Cameralwissenschaften nach Lautern mit 600 Gulden Gehalt Jetzt fühlte ich tief in meiner Seelen die Pflicht diesem Ruf zu folgen: denn in dem Fach hatte ich mehr Könntnis als in der Medizin, zum oeffentlichen Vortrag war ich besonders geschickt und das Gehalt setzte mich in den Stand meine Familie zu ernähren, und auch nach und nach Schulden zu bezahlen; ich nahm also den Ruf aus Pflicht und Gehorsam an, ich zog 1778 nach Lautern, und der Herr seegnete mein Lehramt außerordentlich, so daß ich nun nach 22 Jahren viele hundert Männer in Ämtern weiß, die zum Besten der Menschen nach meinen Grundsätzen würken, und die ich unter Gottes Beystand gebildet habe.

Nach dreyen Jahren starb meine erste Frau in Lautern, ich heurathete in Abhängigkeit von der Leitung des Herrn zum zweyten mal, und bekam nun eine vortreffliche Haushälterin, meine Schulden wurden nach und nach abgetragen, doch blieben noch immer viele übrig. 1784 versetzte uns Alle der Churfürst an die Universität nach Heydelberg, meine Familie wurde stärker, der Aufwand auch, und das Gehalt wurde nicht vermehrt, folglich konnte ich keine Schulden mehr bezahlen; als mich daher im Jahr 1787 der Herr Landgraf von Hessen hieher nach Marburg gegen ein jährlich Gehalt von 1440 Thaler berief, so muste ich diesen Ruf nothwendig annehmen, um meine Schulden bezahlen zu können. Ich gieng also hieher, und bin nun beynahe 14 Jahre hier, und zwar mit außerordentlichem Seegen in meinem Amt, auch sind nun meine Schulden getilgt, der Herr sey gepriesen! Vor zehn Jahren starb denn auch meine 2te Frau, ich hatte kleine Kinder, und mußte also abermals heurathen; ich bekam daher meine jetzige 3te Frau, welche die älteste Tochter des sehr frommen und rechtschaffenen Professors der Theologie Coings ist Dieser mein SchwiegerVater starb aber bald nachher, so wie auch seine fromme Gottesfürchtige Frau, und nun zeigte sich wieder die treue Führung des Herrn auch darinnen, daß ich nun auch der Versorger dieser frommen Familie werden

sollte: ich nahm also die Kinder des seeligen Coings zu mir, und sie sind noch zum Theil bey mir; dann mußte ich auch meinen alten, nunmehr 85jährigen Vater aus dem Siegerland abholen, und bey mir Verpflegen, welches auch meine liebe vortreffliche Frau mit unaussprechlicher Treue und Gedult thut. Der gute Mann ist ganz wie ein kleines Kind. Ich bin im Äußern so belastet, daß es mir doch bey allem dem, besonders in diesen theuern Zeiten schwer wird durchzukommen, und es bleibt mir nichts übrig — der Herr wirds versehen! —

Seht, geliebte Brüder! das ist meine äußere zwar schwere aber doch auch sehr gnädige Führung: ich weiß gewiß, das mein gegenwärtiger Stand nach dem Willen des Herren ist. Er will in Gnaden, daß ich das seyn soll, was ich bin, denn meine Eigenheit, wie gros sie auch seyn mag, hat doch im Geringsten daran keinen Theil, daß ich Professor in Marburg bin. Den HofrathsTitel gab mir der Churfürst von der Pfalz ganz aus eigener Bewegung, und ganz umsonst, ich hatte so etwas nie verlangt und nie erwartet. Der Churfürst liebte mich sehr, und wollte mir dadurch eine Gnade erzeigen, die ich also auch in dieser Beziehung annehmen mußte.

Was nun meinen innern Zustand, und meinen Ruf als christlich-religiöser Schriftsteller betrift, so will Euch lieben Brüder! auch darüber Rechenschaft ablegen:

In meinem Lehramt mußte ich sehr viele Lehrbücher schreiben und drucken lassen, weil es daran ganz fehlte, dadurch wurde ich in der gelehrten Welt sehr berühmt und mit allen, auch den vornehmsten Ständen bekannt, ich bekam Fürsten, Grafen und Adliche in Unterricht, und auch dies war Plan der Vorsehung: denn dadurch bin ich nun mit vielen Herrschaften bekannt worden, ich correspondire mit ihnen und kann also auch nur zum Besten des Reichs Gottes sehr nützlich auf sie würken. So wurde alles vorbereitet. Im Jahre 1794 kam der hiesige Buchhändler Krieger zu mir, und bat mich, ich möchte doch einmal etwas hübsches schreiben, er wollte es verlegen und drucken: ich bedachte mich und fand mich willig dazu, und nahm mir vor, des Bunians ChristenReiße nachzuahmen — so entstand also das Heimweh nebst seinem Schlüssel in fünf Bänden, während dem Schreiben dieses Buchs suchte ich höhere Kraft in meinem innern Seelengrund entwickelte sich die Überzeugung, der Herr wolle mich in diesen schweren und wichtigen Zeiten als Werkzeug in seinem Dienst brauchen, dahin ziele seine ganze Führung mit mir von Jugend auf, zugleich fühlte ich auch den Zug der ewigen Liebe, zur Einkehr und in die Gegenwart Gottes weit stärker, und ich ward von der Zeit an ein ganz anderer Mensch. Dies Buch nun, das Heimweh hat unbeschreiblich gewürkt, und würkt noch immer fort im Segen, daher entstand nun auch der graue Mann, die Siegsgeschichte u. s. w.

Meine innere Seelengestalt ist folgende: Ich fühle mein gänzliches Nichts äußerst lebhaft. Ich bin seit vielen Jahren fast beständig im Gefühl der Gegenwart Gottes, und wenn ich einmal zerstreut bin, und sie verliere, so hab ich keine Ruhe, bin äußerst elend, ja es ist mir als könnt ich nicht leben, bis ich wieder in diesem meinen Element bin. Ich habe schlechterdings keinen Willen mehr, auch giebt es unter allen sinnlichen Vergnügen kein Einziges das mir Freude machte. Ich lebe in einem immerwährenden Zustand der Abgeschiedenheit von allem Irdischen. Zu nichts habe ich Lust als zum Einen das Noth ist: Ganz für den Herrn zu leben und zu sterben ist mein einziger Kampf, Stand und Ehre der Welt sind mir ganz und gar nichts, und ich sehne mich nur immer nach Ruhe und Einsamkeit, thue aber alle meine Geschäfte deren erstaunlich viel, von allerley Art sind, munter und willig, aber nicht mit Lust, sondern bloß aus Pflicht. Das Alles aber ist blos Gottes Werk in mir, ich fühle sehr lebhaft, daß ich zu allem Guten, das in mir ist, auch nicht ein Jota beygetragen habe, im Gegentheil, wenn ich mein eigenes Wesen prüfe, so finde ich daß keine Sünde, kein Laster, kein Verderben zu denken ist, wozu nicht ein sehr lebhafter Keim in mir läge, aber, der Herr sey gelobt, diese ganze Welt voll Sünde in meiner Natur, ist ganz unter der Herrschaft des Geistes Gottes, der

seine Wohnung in meiner Seelen aufgeschlagen hat, ohne daß ich das Geringste dazu beygetragen hätte. Mein schwerstes Leyden ist der Stand des dunklen und nackten Glaubens, diese Bürde trage ich schon sehr lange. Aber der Herr wird mir helfen tragen, so lang Er es für gut findet.

Jetzt lieben Brüder! Kennt Ihr mich ganz. Von mir selbst könnt Ihr Euch keine zu niedrige Vorstellung machen, ohne das Gute das der Herr in mich gelegt hat, und wozu ich nichts beygetragen habe, das erwirbt mir doch Euere Liebe, um die ich nochmals demütig bitte. Forthin werde ich nun jedem von Euch einzeln schreiben. Ach stärkt mich doch oft durch Eure Briefe! Der Herr stärkt mich doch oft durch Eure Briefe! Der Herr sey Euch allen nahe, und Euerem ewigen Bruder

Jung.

Am Rande: Jetzt bitte ich nun von Hertzen mich zu beobachten und mir zu sagen wo ich fehle, meine Schriften könnten Euch dazu Anlaß geben.

Im hohen Alter steigerte sich der im Grunde dunkle und daher immer Zweifel gebärende Zustand bei Jung noch mehr, besonders in den letzten Jahren, als er im Ruhestande (als badischer Geheimrat) in Karlsruhe lebte. So fand ihn Goethe anfangs Oktober 1815 in „peinlichen Verhältnissen" — jedenfalls mehr psychischen, als physischen! Er starb 1817.

Sieben ungedruckte Briefe Jean Pauls.

Mitgeteilt von Paul Nerrlich in Berlin.

1.

An Karoline Herder.[1])

Hof d. 17 Aug. 1796

Theuerste Freundin! Wie ein Sternbild stehen Sie mit dieser Zuschrift glänzend in meiner Seele. Ein Geschenk[2]) ist der geistige Wärmemesser des Empfängers. Giebt ihm jenes den Druck der Verbindlichkeit, die Last der Dankbarkeit: so liebt er wenig. Aber die Gabe aus einer geliebten Hand löset alle harte Panzerketten eher auf und das Herz vol Liebe schlägt ungefesselt freier. Blos in der hohen Freundschaft wird es streitig, was süßer sei, empfangen oder geben. — Empfangen sag' ich, wenn ich an Ihre holde Gabe denke, wozu auch Ihr geschriebenes, gleichsam aus einer Rose gezognes Blat gehört.

Zum Glück hab' ich, der ich alles von Ihrem Gemahl von den kritischen Wäldern u. dem Torso an bis zur Gabe der Sprachen (zu seiner) gesehen habe — nur das über die Auferstehung ausgenommen — gerade diese 5 Bücher nicht gelesen. Ich gäbe etwas darum, ich hätte nie eine Zeile von ihm gelesen — sondern dieser nun durchwanderte Himmel, diese nun überlebte Jugend stünde mir erst bevor.

[1]) Ein Bruchstück dieses Briefes findet sich „Wahrheit aus Jean Pauls Leben". 5, 152.

[2]) Herder hatte Jean Paul fünf Bände seiner Werke geschenkt.

Aber so hat man, wie der Mensch überal, größere Freuden in der Erinnerung als in der Hofnung stehen.

Die Gemahlin des russischen Gesandten in Dänemark (Krüdner)[1] die bei mir war und vor diesem Briefe bei Ihnen ankommen wird, giebt meiner wärmsten Achtung für Ihr Geschlecht, die im Juny wie andere Blumen so sehr wuchs, gleichsam neue schirmende Blumenstäbe. Die Engel in Ihrem Geschlecht sind nicht gefallen, sondern bedekt wie Portici und die Schnitte der Kultur, die oft dem Manne den Birkensaft abnehmen, geben blos der vollen weiblichen Nelkenknospe eine rhythmische Entfaltung.

Jene Frau verdient Ihre Umarmung. — Leben Sie wohl und das Schiksal streue Ihnen so viel Freudeblumen herab als Sie unter andere auswerfen, z. B. an Jean Paul (wenn Sie an ihn schreiben bald).

2.

An Karoline Herder.[2])

Hof d. 8 Juni 97.

Der hängende Garten der menschlichen Freude ist gerade das Gegentheil der englischen Gärten u. Parks: wenn wir jenen verloren haben u. er kein Laub u. keine Blüten mehr für uns bewegt, so schwebt er uns größer u. blühender vor, anstat daß mir immer der beste englische Garten u. seine Inseln im Herbste nach der Entlaubung dreimal kleiner vorkommen.

Sie wissen die Anwendung, Unvergesliche, und die Gleichzeitigkeit meines ewigen Himmels und dieses jezigen Briefes macht die Anwendung Ihnen leichter und mir beklommener. — Ach es ist leichter für gewisse Menschen vergessen zu werden, als zu vergessen! Der Himmel kan Ihnen für meine Stunden bei Ihnen keine höhere Belohnung geben als — eben solche Stunden.

Der H. Präsident ist, so viel man mir geschrieben, auf einer Reise unweit Leipzig: wenig hätte gefehlt, so hätt' ich sie nachgemacht. Ich wünsche diesem großen Genius wenigstens eine eingebildete Krankheit, damit er nur wieder durch Hof und Karlsbad gienge und der Seele wieder begegnete, die ihn so unaussprechlich liebt

Ich wünsche Ihnen jezt nichts als was der Engel Michael verlor im Kampfe gegen den Teufel — nämlich eine Feder, damit Sie nicht sowohl mich an Sie erinnern — dazu reicht mein Herz u. Dank schon hin — als Sich an mich. Glücklich, glücklich lebe u. bleibe Ihre schöne Seele!

Jean Paul.
Fr. Richter.

Vergeben Sie den Einschlus: Fr. v. Kalb ist zwar in Kalbsrieth, aber die Posten hier kennen nicht einmal Artern darneben, und ich bitte Sie, das Paquet in ihr Haus in Weimar zu senden.

3.

An v. Ahlefeldt.[3])

11 August
W[eimar] d. 10 Juny
1800

Mein guter Hans! Heute —

Mein guter Hans! Heute den 11 Aug. sez' ich die Schreiberei vom 10 Jun. fort. Aber warum fängst du nichts an, keine Antwort auf meine? Zur häslichen

[1]) Vgl. Nerrlich, Jean Paul. Berlin 1889, S. 283

[2]) Karolinens Antwort vom 29. Juni findet sich „Wahrheit ꝛc.“ 5, 223.

[3]) Jean Pauls Briefe an Ahlefeldt finden sich in „Theaterbriefe von Goethe ꝛc.“ Berlin 1835, S. 55 ff.

Länge des Postkurses seze nicht noch die des Schweigens. Du hast mir tausend Dinge und noch über dem allerlei von meinem Logis — von der Bernhard[1]) von der melodischen air à trois notes (so nenn' ich die drei Herzensschwestern, die Du zu grüßen hast) — und von unsrer Zukunft — und deiner Gegenwart — und von Henriette,[2]) die auch grüße, zu melden. Matzdorf[3]) hast du zu melden, daß ich leider das „Register, Götter" betitelt, an dem mir viel liegt, nicht bei den Stiefeln gefunden; und daß ich ihn und die guten Seinigen grüße.

Weimar belastet mich, u. ich schmachte nach mittelmärkischer Luft, die so schöne Lippen bewegen.

Beantworte nebst diesem Blat auch das vorige und zögere nicht Jahrhunderte lang. Unsere wechselseitige Erzählungen wachsen an u. wir beide brauchen Gegenwart.

An meinem Fenster redet jezt eine Aeolsharfe, die der Finger der Natur anschlägt, der sich in wilden und leisen Wellen herumtummelt. Der unartikulierte Wind hat nun eine artikulierte Sprache u. bringt mir die Worte des Naturgeistes

Lebe froh! mein Theuerer! Liebe mich und schreibe mir!

Richter.

[Adresse:] H. Regierungsassessor Hans von Ahlefeldt. In der neuen Friedrichsstraße. Berlin.

4.

An Karoline v. Berg.[4])

Berlin 4 Mai. 1801

Verehrteste! Eben hab' ich an den Minister v. Alvensleben meine Bitte an den König um ein Präbende geschickt. Da Fr. v. Krüdner mir Ihre Kenntnis u. Theilnahme meines Wunsches gesagt: so darf ich Ihnen ja wohl jene Nachricht mit der Hoffnung u. Bitte geben, die meinige an den König durch Ihr freundschaftliches Wort bei der Königin oder bei unserem Prinzen, insofern Sie es gut finden solten, geltend zu machen.

Verzeihen Sie eine erste u. lezte Bitte dieser Art; es ist sonst gegen mein Gefühl, die freie Freundschaft in ein bestimmtes Verhältnis zu verwandeln.

Ihr Vergeben der Bitte wird mir so viel wie ein Erfüllen derselben sein. Leben Sie froh u. die äußere Welt sei immer der harmonische Mitlauter Ihrer innern! —

Jean Paul Fr. Richter.

N. S. Das Gewitter, das ich Ihnen gestern ankündigte, kündigt sich mir heute mit leiser Migraine an; wird diese stärker, so darf ich heute nicht nach Champagne reisen, so sehr auch dessen Weinberge Musenberge u. frohe Olympe sind. — Meine Bitte darf Sie nicht in die kleinste Verlegenheit sezen; und ich bitte Sie auch, sie mir nur schweigend zu bejahen oder zu verneinen.

Grüßen Sie den liebenswürdigsten u. würdigsten Prinzen,[5]) an dessen vortrefflichen Kopfe das Geringste ist, was er darauf sezt, nämlich den Herzogshut. Ich werde ihn doch hoff ich noch einmal vor der Trennung sehen bei Ihren diners pensants (nach Analogie der dejeuners dansants)?

[Adresse:] Frau Kammerherrin v. Berg
geborne v. Häsler.

---

[1]) Siehe Nerrlich, S. 300.
[2]) Henriette Herz
[3]) Jean Pauls Verleger.
[4]) Karolinens Antwort vom 5. Mai befindet sich „Wahrheit ꝛc." 6, 178.
[5]) Georg, Erbprinz von Mecklenburg-Strelitz, Bruder der Königin Luise.

5.

An Friedrich v. Schlegel.[1])

Baireuth d. 21 März 1812.

Ihre werthe Zuschrift erfreuete mich mit der Erinnerung an reichere wissenschaftliche Verhältnisse als ich jetzt genieße. Ihr Zweck u. Ihr Plan und dessen Ausführen gefiel mir sehr in den mir zugeschickten 2 ersten Monatheften, wofür ich Ihnen danke. Arbeiten Sie nur selber recht fleißig hinein, zumal für die ästhetische Kritik, welche jetzt so vielen anderen Blüten nachzusinken scheint. Mehr Ihnen als Ihrem patriotischen Zwecke — welchem ja überhaupt durch jedes ächtdeutsche Buch nachzukommen ist — bring' ich das Opfer, daß ich mich wieder in einzelne kleine Aufsätze[2]) zerschneide u. zersäge u. darüber den freien fortlaufenden Genuß ganzer größerer Werke aussetze. Ich sage 20 Nein zu andern, eh ich Ein Ja sage zu Ihnen. — Ich überlass' es ganz Ihrer redigierenden Berechnung, in welcher paginierten Aufeinanderfolge und Rangordnung Sie die nur mit einem körperlichen Faden verbundene Aufsätze geben wollen, und ob alle auf einmal oder nur vereinzelt.

Da es doch, auch bei Völkern, mehr auf das innere Rechtleben als das äußere Wolleben ankommt: so haben die Deutschen mehr der Zeit abgewonnen als man vielleicht denkt.

Den Riesen Hamann soll ich wie einen Pik seinen (literarischen) Schatten ins weite Weltmeer werfen lassen? — Er ist mir zu groß, sogar zu einer Vor- u. Lobrede. Oft drang ich bei Herder u. Jacobi auf Biographie u. Herausgabe; aber keiner gönnte nebenbuhlend dem andern die Ehre; doch Herder war Hamanns älterer innigster Freund, und Er u. Hamann die beiden ordentlichen Briefwechsler. Herder glaubte, nur an Einen habe man recht u. alles zu schreiben — bis ins Kleinste hinein — und das war ihm Hamann. Anderen Menschen antwortete er durch seine — Frau. Von Reichard hab' ich vil Hamannsches geliehen bekommen und von Herder das Übrige geschenkt; beides mit Hand- und Randschrift des Autors bereichert. Der literarischen Anspielungen u. Lokalfärbchen sind so viele, daß sogar bei dem Abdruck seiner handschriftlichen Erklärung noch ein allwissender Literator nötig bleibt. Gewöhnlich nehm' ich ihn auf Reisen in den Wagen mit, um meine Augen [Schluß fehlt.]

6.

An Georg Reimer.

Löbichau d. 17 Sept.
1819.

Mein guter Lieber ....[3]) Ihr Blättchen an mich empfing ich hier, wo ich seit einigen Wochen unter dem schönen Freudenregen der Herzogin von Kurland wie so vieler stehe.[4]) Anfangs künftiger Woche werd' ich zu Hause die Wechselsache besorgen. Dieser Reisemüßiggang verbunden mit dem Stuttgarter machen mir die Vollendung der 2 Theile des komischen Romanes,[5]) wenn nicht unmöglich, doch unbehaglich; denn das Erste bei einem Buche ist, daß ich selber durch das Machen

[1]) Ein Bruchstück des Briefes findet sich Wahrheit ꝛc. 7, 267.

[2]) Dämmerungschmetterlinge oder Sphinxe. Siehe Werke, 3. Auflage, 25, S. 289 ff. [Zuerst erschienen in F. Schlegels Deutschem Museum 1, 416. A. Sauer.]

[3]) Der Name ist ausradiert.

[4]) Vgl. Nerrlich, a. a. O., S. 592 ff.

[5]) Der Komet erschien 1820—1822 bei Reimer.

genieße. Mithin muß ich bitten oder fragen, ob es in der **Michaelis**messe 1820 mit zwei Theilen auf einmal erscheinen kann; da ihre Trennung sonst ihr Tod wäre. Zur Ostermesse geb' ich bei Cotta schon Gedrucktes nur vermehrt (den Aufsatz über die Doppelwörter) und den 3ten Theil der Herbstblumine heraus.

Das Versiegeln Ihrer Papiere hat mich monatelang geschmerzt. Leider drückt Preußen dieses Kleinsiegel eines Afteradlers statt des großen Insiegels des vorigen Kriegadlers jetzo auf vieles Papier, auf Douanenscheine u. Preßrescripte. Es ist aber zu groß u. männlich gewachsen, um sich lange so zu widersprechen.

— Eben reis' ich ab ..... Gott gebe Ihrem heiligen Zorne gegen die unheilige Polizei Gedeihen! Recht innig liebet u. achtet Sie

Jean Paul.

Herrn
[Name unleserlich durchstrichen]
Berlin.

Durch Güte.

7.

An Renate Otto.[1])

Baireut d. 1 Jan. 1821.

An Sie, gute liebe Renate, schreib' ich den ersten Brief dieses Jahres, der, wie dessen Vorgänger, mir unaufhörlich die Brieffelleisen zum Leeren u. zum Füllen vorhalten wird; und anstatt Ihnen Wünsche zu bringen, will ich vielmehr die Ihrigen so gut ich kann, der Erfüllung nähern.

Schmidt sagte mir hier, daß er meinen Brief für Ihre gute Enkelin der Königin nicht etwa blos referiert habe, sondern sogar ganz gegeben. Von dieser Kompaß-Ecke her kann Ihnen also durchaus kein anderes als ein günstiges Wehen kommen. [Es folgen Mitteilungen über die Empfehlung eines Freundes oder Verwandten an den Regierungsrat von Herder.]

Sollte eine kleine Tadelstelle [Ihres Brie]fes sich auf Emanuel be-[ziehen,] so thäten Sie dem edelsten u. treuesten aller Freunde Unrecht; ich kenne in Teutschland herrliche Seelen aller Art; aber eine so für Helfen und Lieben u. Beglücken begeisterte hab' ich nie gefunden wie seine ist, eine mir nächste ausgenommen.

Mögen Ihnen nach so manchen untergegangenen Sternen in Abend wieder junge u. neue in Morgen aufgehen!

Ihr alter

J. P. F. Richter.

[Adresse:]

Madame
Renate Otto geborne Wirth.
München.

abz. am Carlsthor
rechts N. 1311.

---

[1]) Vgl. Täglichsbeck, Jean Pauls Briefe an eine Jugendfreundin. Brandenburg 1858.

Briefe von und über Uhland.

Mitgeteilt von Rudolf Krauß in Stuttgart.

Der Briefwechsel großer Männer pflegt gegenwärtig, soweit er sich erhalten hat und zur Veröffentlichung eignet, ein viertel Jahrhundert nach ihrem Tode der Hauptsache nach bereits bekannt gegeben zu sein, und die Forscher späterer Zeiten müssen sich meist mit einer bescheidenen Nachlese begnügen. So ist es auch bei Ludwig Uhland gegangen. Aus Anlaß der hundertjährigen Feier seines Geburtstags im Jahr 1887 ist vollends alles von seiner Hand, was noch da und dort zerstreut gewesen ist, an das Tageslicht gefördert worden. Größere Sammlungen von Briefen Uhlands liegen jetzt kaum noch irgendwo verborgen, und nur der Zufall wird hin und wieder einige Stücke zum Vorschein bringen.[1] Die nachstehenden vier Schreiben sind vor einigen Jahren aus Autographensammlungen von Privaten in den Besitz des Marbacher Schillervereins übergegangen. Sie sind für des Schreibers bedächtige, abgemessene, fast zeremoniöse Art im Verkehre mit verschiedenen Personen charakteristisch.

1.

Geehrtester Herr!

Die Schwierigkeit, bei gegenwärtigem Stande der Literatur mit einer Sammlung lyrischer Gedichte durchzudringen, ist Ihnen selbst nicht unbemerkt geblieben. Der Genuß, den die Beschäftigung mit der Poesie dem Dichtenden und den ihm näher Befreundeten gewährt, kann jenen Erfolg noch keineswegs verbürgen; es gehört dazu eine entschiedene poetische Eigenthümlichkeit, die sich unter der grossen Menge des Vorhandenen Bahn zu brechen weiß. Soweit ich in dem mitgetheilten Manuskripte mich umsehen konnte, ohne dasselbe zu lange in Händen zu behalten, hat sich mir eine solche Gewähr des Durchdringens in weiteren Kreisen nicht herausgestellt, wie denn Ihre eigenen Aeusserungen in dieser Beziehung die bescheidensten sind. Jedenfalls aber muß ich bezweifeln, ob die Herausgabe einer Sammlung von so grossem Umfang, zumal im eigenen Verlag, bei den damit verbundenen Unkosten auch wirklich den gehofften pekuniären Gewinn ergeben würde, abgesehen von allem Zeitaufwande zum Nachtheil andrer Arbeiten, die zu nachhaltiger Verbesserung Ihrer Lage führen könnten.

Eine Bevorwortung der Gedichte von meiner Seite würde nicht ersetzen, was diese selbst vermissen liessen; schon früher vermochte ich ähnlichen Wünschen nicht zu entsprechen, indem ich niemals angemessen fand, meinen Namen als kritische Autorität voranzustellen. Hochachtend

Tübingen d. 28. Nov. 1845. Ihr ergebenster

L. Uhland.

Mit Bleistift von andrer Hand auf der ersten Seite oben: An Th. B.

---

[1] Die nachfolgenden Mitteilungen waren längst zusammengestellt, ehe der im Familienbesitze befindliche eigentliche Nachlaß Uhlands vom Schwäbischen Schillerverein erworben und dadurch der Forschung zugänglich gemacht worden ist.

2.

Ew. Hochwohlgeboren

bin ich für die gütige Uebersendung der Brentano'schen Märchen, sowie des illustrirten Reineke Fuchs von Herzen dankbar. Alt und Jung erfreuen sich an diesen heiteren Bildern. Wir haben hier in der Nähe, an der uralten Kapelle von Schwärzloch, einiges Steinbildwerk aus der Thierfabel und nun erweist sie ihr unerschöpfliches Leben auch in dem reichen Werke neuester Kunst.

Verehrungsvoll

Tübingen, 5. Dec. 1846.

Ihr ganz ergebenster
L. Uhland.

Adresse:

Sr. Hochwohlgeboren
Herrn Kammerherrn
Freiherrn Cotta von Cottendorf
in Stuttgart.

3.

Tübingen, 16. Okt. 1847.

Sie hatten die Güte, hochgeehrter Herr, mir im vorigen Monat die vier neueren Bände des Klosters zur Einsicht zu stellen. Solche kamen hier an, als ich im Begriffe war, eine mehrwöchige Reise anzutreten. Entschuldigen Sie damit, daß dieselben so lange bei mir liegen blieben, und benachrichtigen Sie mich gefälligst, ob ich sie etwa jetzt einer hiesigen Buchhandlung zu Ihrer Verfügung übergeben kann.

Was Ihren mir später mitgetheilten Wunsch betrifft, daß auch ich über diese Sammlung Zeugniß geben möchte, so bedaure ich, demselben so wenig entsprechen zu können. Ich liebe überhaupt nicht als kritische Autorität aufzutreten. Außerdem hat eine Arbeit, die mich jetzt in Anspruch nimmt, mir nur eine flüchtige Durchsicht des Werkes gestattet und bei der Seltenheit eines großen Theils der darin enthaltenen Schriften wäre mir es auch nicht möglich, das Verhältniß des neuen Drucks zu den Originalen zu beurtheilen. Nur einige unvorgreifliche Bemerkungen, die sich mir bei dem raschen Durchgange darboten, erlaube ich mir anzufügen.

Auf Erzeugnisse derjenigen Periode, aus welcher das meiste hier Gelieferte herstammt, ist allerdings nicht wohl die kritische Bearbeitung anwendbar, wie sie für die Herausgabe deutscher Werke aus früheren Zeiten verlangt wird. Um so mehr scheint es bei jenen darauf anzukommen, daß die Abdrücke das Original, das sie ersetzen sollen, buchstäblich getreu und vollständig wiedergeben und ihnen so viel möglich die ältesten, der Zeit der Abfassung nächstkommenden Exemplare zu Grunde liegen. Ebenso möchten die Bilder, um kunstgeschichtlicher Belehrung dienen zu können, wenn auch in verkleinertem Maßstab, doch sonst, ohne moderne Nachbesserung, als zuverlässige Facsimiles zu behandeln sein. Sollte es nicht auch der Aufnahme des Werkes günstig sein, wenn es, etwa nach Art der Publikationen der Percy Society, in kleineren Bänden erschiene, welche entweder je ein seltenes Werk oder doch nur verwandte Dinge beisammen enthielten? Bände größeren Umfangs, welche vielleicht eben darum Stücke sehr verschiedener Art und Zeit, alte Druckwerke neben Abhandlungen aus der neueren Literatur, in sich aufnehmen, erfordern von Seiten der Käufer eine stärkere Auslage auf einmal und machen auch weniger den Eindruck einer bemessenen Anordnung und Begrenzung. Im Schaltjahr schien mir die nur äusserliche Eintheilung nach Monaten u. s. w. die Gegenstände zu sehr zu zersplittern. Stets wird es schwierig sein, das wahrhaft Charakteristische mit dem

bloßen Curiosum, den Zweck der Unterhaltung mit dem wissenschaftlichen zu verbinden, ohne daß der eine dem andern Eintrag thut. Ausgewähltes, Seltenes, in getreuen Wiederabdrücken und mäßigen Lieferungen, mit planmäßiger Beschränkung auf den Kreis der älteren Volksliteratur, dieß ungefähr ist es, was nach meiner Ansicht dem Unternehmen, dem Sie so viel Mühe und Aufwand widmen, einen nachhaltigen Werth für die deutschen Studien am besten sichern würde.

Hochachtend

Ihr ergebenster
L. Uhland

Adresse:

Herrn
Buchhändler J. Scheible
in Stuttgart.

frei.

4.

Verehrter Herr Doctor![1]

Daß ich Ihr freundliches Schreiben vom 6. 7. d. M. nicht früher beantwortet, bedarf sehr der Entschuldigung. Es hatte sich in letzter Zeit verschiedenartiges Geschäft bei mir angesammelt, auch fand ich nöthig, mir erst noch das fragliche Programm der Bibliothek deutscher Klassiker, sowie eine Sammlung der gegenwärtig in den deutschen Staaten bestehenden Nachdrucksgesetze, zur Einsicht zu verschaffen. Soweit ich mich nun in dieser zersplitterten Gesetzgebung umgesehen, ist mir darin eine feste und gleichmäßige Grenze zwischen gestatteten und straffälligen Auswahldrucken nicht deutlich geworden. Ob sich bei den Gerichten darüber eine bestimmtere Norm ausgebildet hat, ist mir unbekannt.

Der gerechteste Unwille deutscher Schriftsteller wird aber auf die Ausbeuter und ihre Abnehmer wenig Eindruck machen, wenn nicht auch sogleich zur gerichtlichen Klage geschritten werden kann. Diese jedoch scheint mir passender und wirksamer von den Verlegern, als von den Verfassern selbst, angedroht und erhoben zu werden, namentlich wenn mehr vorliegt, als ein bloßer Prospekt, der noch mancherlei Ausflüchte zulassen mag. Bereits ist in diesen Tagen E. M. Arndt mit Porträt als erschienen angezeigt und da wird die Verlagshandlung ersehen können, ob sich ihr eine sichere Handhabe zum Rechtsverfahren darbietet.

Hochschätzend

Tübingen, 18. Dec. 1860.

Ihr ergebenster
L. Uhland.

Hieran mögen einige Äußerungen Eduard Mörikes über Uhland gereiht werden, die den noch ungedruckten Briefen[2] des Dichters an seinen Freund Wilhelm Hartlaub entnommen sind. So wenig auch diese Mitteilungen darauf Anspruch erheben dürfen, wesentlich Neues beizubringen, verdienen sie doch schon insofern einige Aufmerksamkeit, als hier über einen großen Mann ein ebenbürtiger Geist spricht.

---

1) Adressat unermittelt.

2) Eigentum der K. Öffentlichen Bibliothek in Stuttgart

Cleversulzbach, den 27. Oktober 1841.

.... Uhland beschäftigt sich mit einer großen Sammlung altdeutscher Gedichte. Er war zu diesem Zweck in St. Gallen, Straßburg 2c. Dies ist meinem ähnlichen Vorhaben natürlich nicht günstig für jetzt. Der Elsäßer[1] brachte einen Tag mit ihm zu. Uhland führte ihn nach Bebenhausen, wobei er sich über die großen Festin-Jagden des verstorbenen Königs sehr schön erbost haben muß. ....

Cleversulzbach, den 14. Juni 1843.

.... Zu Weinsberg kehrten wir im Rückweg wieder ein. Nach kurzer Zeit kam Uhland, der soeben von seiner sächsischen Reise heimkehrte. Er wurde mit dem Gegenstand der allgemeinen Aufregung[2] sogleich bekannt gemacht und war am Ende so ratlos, als wir andern auch. Von seiner Reise und deren litterarischen Zwecken sprach er bescheiden nach seiner echten Art. Er habe, sagte er mit Lachen, unterwegs in der Zeitung die schönen Dinge gelesen, die ihm die Leipziger in Mund gelegt, die er entweder aber nicht oder nicht so gesagt habe. Nach mir sei er oftmals gefragt worden, ich hätte viele Freunde. Wir sprachen auch von Mayer[3] (der ja nun in Tübingen ist), von Vischer[4] u. s. w. In Beziehung auf die Philosophie des letztern und anderer Anhänger Hegels meinte Uhland, es werde sich bald zeigen, wohin sie mit der Poesie nach diesen Grundsätzen konsequenterweise kommen müßten, sie zu verachten und zu vernichten nämlich. Kerner saß ohne Teilnahme dabei und drückte einmal über's andre das Schnupftuch auf die Augen. Uhland, der halb die Absicht hatte, auch mich diesmal in Cleversulzbach zu besuchen, wollte nun doch die Nacht und, was er sonst noch an Zeit übrig hätte, bei seinem bekümmerten Freund, „wie jene einst beim Hiob“, zubringen und morgen weiter gehen. ....

Mergentheim, den 9. Dezember 1846.

.... Viel nova gibt es nicht zu melden. Vorgestern kam jedoch ein Dank von L. Uhland für mein Buch.[5] Sein Brief,[6] der hier mitfolgt, ist als ein gutes und zuverläßiges Zeugnis sehr erfreulich. Er schickt mir seine kürzlich (in Heidelberg bei Winter) neu gedruckten „dramatischen Dichtungen“ Herzog Ernst und Ludwig der Bayer. Der Brief ist, wie er spricht; sieh doch die Sätze an, die er wie schwere Steine, einzeln, mit kurzen Schritten trägt und fallen läßt! ....

Mergentheim, den 11. Juni 1849.

.... In diesen Tagen reiste Uhland mit einigen Abgeordneten hier durch;[7] ich blieb den Abend zu Haus, weil ich mir halb und halb einen Besuch von ihm versprach; auch kam er wirklich, als wir eben vom Tische aufgestanden waren. Er war, obgleich sichtbar gedrückt, doch sehr gesprächig, verbreitete sich über seine Stellung zum Frankfurter Parlament und den Klubs, beklagte den badischen Aufstand und gab überhaupt wenig Hoffnung zu einer erträglichen Lösung der Dinge. Die andre Hälfte des Gesprächs betraf gemeinschaftliche Freunde, vorzüglich Mayer und dessen Dichtungsart, worüber er mit uns einstimmig urteilt. Er über-

---

[1] Dr. Elsäßer in Neuenstadt, später K. Leibarzt in Stuttgart.
[2] Eine Kernersche Familienangelegenheit, die nichts zur Sache thut.
[3] Dem Dichter Karl Mayer.
[4] Dem Ästhetiker und Dichter Fr. Th. Vischer.
[5] Idylle vom Bodensee.
[6] Abgedruckt bei Karl Mayer, Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen 2, 250 f.
[7] Vgl. Friedrich Notter, Ludwig Uhland, S. 328.

nachtete im Hirsch. Nach zehn Uhr ging der Lärm des Volkes auf den Straßen an, ein Tisch mit Lichtern für die Musiker ward vor dem Gasthof aufgestellt und der gewöhnliche Spektakel mit Vivats und dergl. aufgeführt. Ich konnte nicht davor schlafen, stand vom Bette auf und sah mit Gretchen[1]) bis nach 12 Uhr durch das letzte Fenster des runden Zimmers dem Getreib der Menschenmenge zu. Der Pfahler hielt eine endlose Rede, von der wir nichts verstanden, in der untern Stube. Bei einem Hoch mit Uhlands Namen schoß ein helles Licht am schönsten blauen Himmel in einer langen Bogenlinie quer über die Straße hin; es war eine starke Sternschnuppe; wir sahen sie beide zugleich und freuten uns, wahrscheinlich die einzigen zu sein, die diese Erscheinung wahrnahmen. Nach Mitternacht fuhr die Gesellschaft mit der Post nach Heilbronn ab. . . . .

Bebenhausen, den 13. Oktober 1863.

. . . . Den andern Tag ging ich — lediglich nur aus eigenem Herzensantrieb — zu Frau Uhland. Sie war, insoweit es die Trockenheit ihrer Natur oder ihrer Manier erlaubte, freundlich entgegenkommend, ließ mich die verschiedenen Porträts von ihm, seine Marmorbüste u. s. w. sehen und eine Anzahl ungedruckter lyrischer Gedichte zum Teil aus späterer Zeit, von seiner Hand in's Reine geschrieben. Die Frau verwahrt diesen Schatz mit Ängstlichkeit, in einem Paket zusammengeschnürt, gegen den Anlauf begieriger Liebhaber, Litteraten und Verleger, weil sie nicht sicher sei, ob die Veröffentlichung von dem und jenem im Sinn ihres Manns wäre, der ihr doch unbeschränkte Vollmacht deshalb gab. Ich las einige Stücke zwei- und dreimal und fand sie so schön und vollendet, daß ich meine Verwunderung über solche Skrupulosität nicht bergen konnte. Besonders gefiel mir ein kleines Stück, von dem sie selber sagte, es sei ganz bezeichnend für Uhlands Sinnesart: das Schlürfen der Neige des Weins, die man noch sorgsam aus dem Glase tröpfeln läßt, verglichen mit der Lust am Leben bis auf den letzten wonnigen Rest. (Dies ist ungefähr der Gedanke.) Unter diesen Gesprächen holte sie aus einem Fach ein schon für mich bereit gelegtes, von Uhland geschriebenes Blättchen hervor, das sich auf etwas von mir beziehe: eine Bemerkung entweder zu den Sagenforschungen oder auch, wie sie meinte, zu seinen Volksliedern gehörig und mein Märchen vom Blautopf betreffend. Sogleich erinnerte ich mich, daß er bei Gelegenheit seines mündlichen Danks für Übersendung des Hutzelmännchens die Quelle zu wissen wünschte, woraus der Zug von dem unsichtbar machenden Fischzahn genommen sei; er selber sei auf etwas ganz Ähnliches in einer deutschen Volkssage gestoßen. Ich sagte ihm mit einigem Erstaunen, daß ich diesen Umstand, so wie das ganze Abenteuer, bis diesen Augenblick für meine Erfindung gehalten habe, welche Versicherung er stillschweigend hinnahm; wahrscheinlich hielt er es für Selbsttäuschung, und am Ende muß ich dies selber glauben, wiewohl ich mir schlechterdings nicht denken kann, wo ich dergleichen etwas vom Blautopf gehört oder gelesen haben könnte. Genug, die Anmerkung lautet (ich habe das Blatt nicht bei der Hand, werde aber nicht fehlen) folgendermaßen: „Dieser Wunderstein lag indessen versenkt in unergründlicher Tiefe, bis ein schwäbischer Dichter neuerlich ihn, im Sonnenlichte spielend, am Rande des Blautopfs wieder gefunden.“ . . . .

Endlich möge hier noch ein brieflicher Bericht über die Sprengung des deutschen Rumpfparlaments zu Stuttgart am 18. Juni 1849, wobei ja Uhland eine wichtige Rolle gespielt hat, eine Stelle finden. Das Schreiben, Stuttgart, den 19. Juni 1849 datiert, stammt aus der Feder des schwäbischen Dichters, Schriftstellers und Politikers

[1]) Mörikes Braut.

Friedrich Notter, damaligen Mitglieds der württembergischen Kammer, und ist an seine Gattin gerichtet. Notter hat allerdings selbst später in seiner Biographie Uhlands (S. 333 ff.) jene Ereignisse in ähnlicher Weise wiedergegeben, aber nichtsdestoweniger scheint mir die ältere Darstellung der Mitteilung wert, weil sie, alsbald nach den Ereignissen und unter ihrem unmittelbaren Eindrucke geschrieben, eine frischere Färbung trägt. Der Brief lautet:

Ich erfuhr gestern bei meiner Hieherkunft, daß die Nationalversammlung am Samstag so tolle Beschlüsse gefaßt, daß ich meine Rede, die sich noch mit vieler Wärme für sie ausspricht, nicht halten und nur einiges davon in der motivierten Abstimmung anbringen konnte. Es wurde nämlich jetzt über die Anerkennung der Nationalversammlung gar nicht abgestimmt, sondern der Antrag Maks, über diese Frage zur Tagesordnung überzugehen, nachdem das Ministerium (Römer) uns auseinandergesetzt, warum es die Nationalversammlung zwar subjektiv noch als berechtigt ansehe, dieselbe aber dringend bitten müsse, Württemberg zu verlassen, mit 54 gegen 31 Stimmen angenommen. Hölder stimmte dagegen. Römer hatte uns seinen, im heutigen Merkur stehenden Brief an den Präsidenten Löwe vorgelesen, worin er denselben dringend, aber höflich ersucht, die Versammlung möge doch in ein anderes Land gehen, und ihm zugleich sagt, dem Gebot derselben, das alle Württemberger vom 18. bis zum 50. Jahr unter die Waffen ruft, um Baden zu helfen, werde in Württemberg keine Folge geleistet werden. „Auf dieses Schreiben," bemerkte Römer, „habe ich bis jetzt keine Antwort erhalten." Da erhob sich Schoder und rief trotzig: „Die Antwort kann ich erteilen. Heut' Nachmittag um 3 Uhr ist Sitzung der Nationalversammlung." Auf dieses herausfordernde Wort hin entfernten sich Duvernoy und Rüpplin sogleich, und die Folge, die wir aber erst beim Austritt aus der Kammer um halb drei Uhr erfuhren, war, daß das Lokal, die Fritzische Reitbahn, geschlossen und mit Militär umgeben wurde. Ohne diese Äußerung Schoders hätte man, wie Römer, der im Schatten mit uns zu Mittag aß, erklärte, die Nationalversammlung gestern noch Sitzung halten lassen, indem man hoffte, sie werde so vernünftig sein, sich in derselben zu vertagen oder ganz aufzulösen. Unterrichtet von der militärischen Besetzung der Reitbahn hatten sich die Mitglieder der Versammlung vom Hotel Marquardt aus in Prozession, der Präsident mit den beiden Württembergern Uhland und Schott voraus, nach dem Lokal begeben, wo ihnen der den Truppen beigegebene Civilkommissär Kammerer zu Pferd, mit weißer Schärpe über die Schulter, erklärte, daß hier ihres Bleibens nicht länger sei. Der Präsident protestierte mit lauter Stimme gegen diesen Eingriff in ihre Souveränität, und auch Uhland, der ganz rot ausgesehen habe, wollte, wie ich höre, noch einiges sprechen; auf einen Wink Kammerers an den General Miller fingen aber die Trommeln an zu wirbeln, die Infanterie fällte die Bajonette (nicht gegen die Reichstagsabgeordneten, sondern gegen die nachdrängende Menge), und die Reiterei ritt langsam, jedoch, wie ich höre, ungemein langsam, so daß Miller mehrmals „Vorwärts!" kommandieren mußte, gegen die Abgeordneten an. Sofort begaben sich diese durch eine andere Straße in das Hotel Marquardt zurück, wo sie eine Privatberatung hielten. Was dort beschlossen wurde, weiß man bis jetzt noch nicht. Die Menge wogte den ganzen Tag bis abends 10 Uhr durch die allenthalben mit Linie und Bürgerwehr (in fast unnötig starker Zahl) besetzten Straßen, schien aber verdutzt und nicht recht zu wissen, wie sie die Sache anzusehen habe. Man hatte auf die Nacht einen Krawall befürchtet und daher so viel Militär aufgestellt; es verlief aber alles ganz ruhig. Einige Weiber sollen wie Furien gegen Römer und die Majorität der Kammer sein. . . . . . . Vischer hatte am Samstag ausgezeichnet gut gesprochen, wie ich höre, d. h., er hatte die Ver-

sammlung von ihrem rasenden Unternehmen abgemahnt, war aber überstimmt worden. Ebenso Uhland. Schoder hatte gestern in der Kammer dem Römer trocken herausgesagt, er verdiene nach der Reichsverfassung, angewendet auf das württembergische Strafgesetzbuch, 3 bis 12 Jahre Zuchthaus. Natürlich lachte man nur über diese von Schoder selbst nicht ernstlich gemeinte, sondern absichtlich auf die Spitze der Konsequenzen hinaufgeschraubte Behauptung. Vischer kam nachmittags in der Straße zu mir her, bot mir die Hand, und er nebst noch einem andern, nichtwürttembergischen Reichstagsabgeordneten erklärte mir, die württembergische Kammer habe ganz recht gehandelt, die Nationalversammlung handle wahnsinnig, aber er und sein Begleiter, ebenso Uhland und einige andre, hielten es für Sache der Ehre und der Pflicht gegen das Vaterland, die Träger der Nationalsouveränität so lange nicht zu verlassen, als sie noch irgendwo beisammen seien; es werde dann doch wenigstens die Idee so lange, als möglich, gerettet . . . Uhland hat bis jetzt dem Schwab das Haus noch nicht betreten. . . . .

Christoph Kuffners Gespräche mit Beethoven.

Nach dem Originalmanuskripte mitgeteilt von Alfr. Chr. Kalischer in Berlin.

I.

Der österreichische Dramatiker und vielseitige Gelehrte Christoph Kuffner gehört zu den ältesten Dichterfreunden Beethovens. Mit einer der reizvollsten, frischesten Kompositionen unseres Tonmeisters bleibt Kuffners Name, des Dichters der „Maltheser“, des „Herzogs Ulrich von Würtemberg“, des „Cervantes in Algier“, der „Minnesänger auf der Wartburg“, der „Hersilia“ und anderer Dramen für alle Zeiten verbunden. Ich meine Beethovens Chorphantasie, op. 80, die im Jahre 1808 entstand.

In jener berühmten großen Akademie Beethovens am 22. Dezember 1808 — die namentlich vom Verfasser der „Vertrauten Briefe auf einer Reise nach Wien“ so anziehend geschildert wird — gelangte diese Chorphantasie zum erstenmal zur Aufführung, ein Werk, das man nicht ohne Grund das zarte Präludium zur späteren großmächtigen Chorsymphonie (op. 125) genannt hat. Kuffner hatte dazu auf Beethovens Veranlassung zum Finale die schönen Textesworte gedichtet:

Schmeichelnd hold und lieblich klingen
Unsers Lebens Harmonien,
Und dem Schönheitssinn entschwingen
Blumen sich, die ewig blühn — u. s. w.

Mit der Dedikation an den König Maximilian Joseph von Bayern erschien die Chorphantasie im Jahre 1811.

Es darf übrigens nicht unerwähnt bleiben, daß die hierauf bezügliche Autorschaft Kuffners stark angezweifelt wird. Gustav Nottebohm ist es, der in seinem Buche „Zweite Beethoveniana“ (Leipzig 1887), S. 503 f. die Zweifelsstimme erhebt. Dort, in einem Artikel über Skizzen zur Chorphantasie, belehrt uns eine Fußnote wie folgt: „Carl Czerny erzählt: Kurz vor der am 22. Dezember 1808 gegebenen Akademie kam ihm [sc. Beethoven] die Idee, ein glänzendes Schlußstück für diese Akademie zu schreiben. Er wählte ein schon viele Jahre früher komponiertes Lied, entwarf die Variationen, den Chor ꝛc., und der Dichter Kuffner mußte dann schnell die Worte (nach Beethovens Angabe) dazu dichten. So entstand die Phantasie mit Chor op. 80. Sie wurde so spät fertig, daß sie kaum gehörig probiert werden konnte. Beethoven erzählte dies in meiner Gegenwart? (S. Thayers Biographie 3, 59.)[1]) — Was den Hergang und die Sache betrifft, so läßt sich Czernys Erzählung mit den Erscheinungen, welche die Skizzen bieten, in Einklang bringen. Nur bezweifeln wir die Richtigkeit der Angaben in Betreff des Verfassers des Textes. Dieser Zweifel gründet sich vor allem darauf, daß in den im Jahre 1845 in 20 Bänden erschienenen Werken Christoph Kuffners, welche sogar die unbedeutendsten kleinsten Gedichte enthalten, der erwähnte Text nicht zu finden ist und daß der im letzten Bande beigegebenen Biographie Kuffners, wo unter anderem von dem Verhältnis zu Joseph Haydn und Beethoven, von dem ‚auf dringendes Verlangen Beethovens‘ gedichteten Oratorium ‚Saul‘ und von anderen zur Komposition bestimmten Dichtungen die Rede ist, von jenem Text nichts erwähnt wird. Auch sprechen innere Gründe gegen die Autorschaft Kuffners. Man muß sich vergegenwärtigen, daß es hier galt, zu einer gegebenen Melodie Worte zu finden, deren Inhalt im allgemeinen gewiß von Beethoven vorher angedeutet war. Die Worte, die gefunden wurden, sind gewiß von keinem unserer größten Dichter, aber sie zeigen in der Lösung jener Aufgabe ein Verständnis für die Musik, eine Geschmeidigkeit in der Sprache und einen Schwung, den man in Kuffners Gedichten schwerlich finden wird. Eher kann Friedrich Treitschke der Dichter sein. Und diese Vermutung wird dadurch

---

[1]) Thayer giebt jedoch noch Weiteres. Der letzte Satz lautet vollständig: „Beethoven erzählte dieses in meiner (Czernys) Gegenwart, um zu erklären, weshalb er bei der Aufführung noch einmal wiederholen ließ“ ꝛc. Dann aber macht Thayer dazu noch diese Randbemerkung: „Czerny (von welchem diese Mitteilung stammte) wußte nicht, daß Beethoven den Gedanken, dieses Werk zu schreiben, schon volle acht Jahre früher gefaßt hatte. Vgl. die Notiz über das Pettersche Skizzenbuch 2, 114—115.“

unterstützt, daß Beethoven, als er im Jahre 1809 und ungefähr ein halbes Jahr später den Text zu einem in ‚Christus am Ölberg' einzulegenden neuen Chor haben wollte, gleich an Treitschke denkt."

Den Einwand vom Mangel der poetischen Sprache wird der nicht gelten lassen können, der Kuffners Kantaten und Oratorientexte gelesen hat. Den letzten Band der Kuffnerschen Gesamtwerke konnte ich zwar nicht selbst einsehen: allein dies geschah im Interesse dieser Arbeit durch die Liebenswürdigkeit des verehrten Herausgebers dieser Zeitschrift. Prof. Sauer fand in C. F. Weidmanns Aufsatz „Christoph Kuffners Leben und litterarisches Wirken" (Schriften 20, 344 ff.) über die Beziehungen Kuffners zu Beethoven nur diese wenigen Worte: „Auch schrieb er mehrere Oratorien, z. B. Saul, auf dringendes Verlangen Beethovens. Es ging indessen mit diesem Oratorium eben so, wie mit jenem für Haydn. Beethoven las die erste Abteilung, welche ihm Kuffner eingehändigt hatte, mit dem lebhaftesten Anteile, er fand sie höchst geeignet zur Komposition, und hatte sie auch schon im Geiste skizziert, als er vom Tode abberufen ward." Die hier gleich mitzuteilenden Gespräche werden den Beweis von einem weit regeren Verkehr zwischen beiden liefern, als ihn jene Biographie in Kuffners Gesamtwerken ahnen läßt. Und darum bedarf auch Nottebohms Anzweifelung der Autorschaft Kuffners noch weiterer Stützen. Vorläufig behalten wir Kuffner mit der blühend schönen Chorphantasie in Verbindung.

Das Jahr 1813 zeigt uns Dichter und Komponisten in neuer Beziehung. Kuffners Trauerspiel „Tarpeja" wurde am 26. März 1813 zum erstenmal, und zwar mit dem neukomponierten Triumphmarsch (C-dur) von Beethoven aufgeführt. Der Marsch zu Kuffners „Tarpeja" erschien sechs Jahre später für Klavier zu zwei Händen bearbeitet, in der vom Hoftheatermusikverlag in Wien herausgegebenen Sammlung: „Die musikalische Biene", Heft 5; für Orchester erst nach Beethovens Tode bei T. Haslinger in Wien. (G. Nottebohm, Thematisches Verzeichnis &c., 2. Auflage, S. 139.) Das Trauerspiel „Tarpeja" selbst ist im 14. Bande der Kuffnerschen Werke unter dem Titel: „Hersilia, Schauspiel in vier Akten" gedruckt.

Seitdem scheint der freundschaftliche Verkehr zwischen Beethoven und Kuffner einem langen Winterschlafe anheimgefallen zu sein. Man hört und sieht viele Jahre nichts von Kuffner im Kreise Beethovens. Erst im Jahre 1824, als im Februar aus dem Schoße der angesehensten Gesellschaft der Kaiserstadt jene denkwürdige Adresse behufs Aufführung der neunten Symphonie und der Missa solemnis an Beethoven erlassen ward: prangt auch unser Dichter als „Ch. Kuffner" unter den Unterzeichnern.

Eine deutlichere Sprache reden jedoch Beethovens Konversationshefte — in diesem Falle zunächst eine Sprache der Stummheit. Die zahlreichen Hefte, welche die Berliner Staatsbibliothek als kostbares Eigentum besitzt, beginnen mit dem Jahre 1819 und ziehen sich bis zum letzten Monate in Beethovens Leben hin (Februar 1827).

In der Zeit von 1819—1825 ist da keine Spur von Kuffner zu finden. Dafür entschädigt jedoch das Jahr 1826 in bedeutsamer Fülle. Das kam so.

Mit dem Dichter Karl Bernard verband Beethoven eine langjährige Freundschaft. Als die „Gesellschaft der Musikfreunde" bei Beethoven ein Oratorium bestellte, ward Bernard zum Dichter auserkoren. Derselbe dichtete zu diesem Zwecke sein Oratorium „Der Sieg des Kreuzes". Die Unterhandlungen hierüber ziehen sich von 1815—1824 hin. Noch im Jahre 1824 schrieb Beethoven an Herrn Rechnungsrat Vincenz Hauschka, den Bevollmächtigten jener Musikgesellschaft: „Damit kein Irrtum stattfindet, melde ich noch: daß wir das Bernardsche Oratorium ‚der Sieg des Kreuzes' ganz gewiß in Musik setzen und baldigst beendigen werden, laut unserer Unterschrift und unserm Siegel. Baden, den 23. September 1824. L. van Beethoven."

Trotz dieser feierlichen Versicherung komponierte Beethoven dieses Oratorium nicht. Die Konversationshefte sind geeignet, den Schleier dieses Geheimnisses zu lüften. Die Rivalität — das heißt hier ideale Konkurrenz — zwischen Bernard und Kuffner trägt die Schuld daran.

Bekanntlich ist in der Zeit von 1825—1826 der junge Geiger Karl Holz fast alleinige Vertrauensperson bei Beethoven. Dieser geniale, aber leidlich leichtfertige Künstler ist offenbar mit der Bernardschen Dichtung unzufrieden. In einem Konversationshefte vom Juli-August 1825 (Heft Sign. D. 68, 44 Blatt) schreibt Holz vor Beethoven auf (Blatt 22b):

> Da wäre die Kuffner'sche Idee besser,
> Der Brand von Moskau. —
> Goethe sollte einen Text liefern! —
> Vielleicht findet sich noch etwas anderes, wenn sie gewillt sind, derley zu beginnen. —

Offenbar sind demzufolge durch das Medium von Karl Holz die Unterhandlungen mit Kuffner über eine Oratoriendichtung für Beethoven eingeleitet und in Fluß gebracht worden. Man blieb beim Stoffe „Saul", beziehungsweise „Saul und David" haften.

In einem Konversationshefte, mit Nr. 5 signiert, als zum Frühlinge 1826 gehörig — das aber gewiß schon dem ganzen Märzmonde angehört — schreibt Holz vor Beethoven auf (Blatt 35a f.):

Mit Kuffner habe ich gesprochen. —
Kuffner hat ganz eine andere Tendenz dabei, als in dem Händel'schen Werke. —
Es ist bei Kuffners Saul die Absicht, den Sieg der edleren Kräfte über wilde Begierden darzustellen. — —
Er glaubt, es in 6 Wochen ganz beendigt zu haben.
Doch könnten Sie nach Erhaltung eines Programms dasselbe auch früher theilweise bekommen. — —

Auf Blatt 42ª läßt sich des Meisters Neffe also vernehmen:

Hat Kuffner schon angefangen? Was ist der Stoff? —

Dann wieder Holz:

Kuffner hat vielen Einfluß auf den Kiesewetter,[1]) er will es durchsetzen, daß dieses Oratorium nicht im Redoutensaale, sondern in der Reitschule aufgeführt wird. —
Stoff und Anlage könnte nicht besser sein. —
Wollen Sie das Wasser nicht lau trinken? —
Das Sylbenmaß zu dem Siegeschor ist originell

⏑ – — – – — ⏑ ⏑ —
— – – — – – —
– – – ⏑ – — – – —
— – ⏑ — – ⏑ —
— ⏑ — ⏑ – ⏑
— – — – — –
– — – — ⏑ —
— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —

Und zu Ende dieses Heftes kann Holz noch den Meister bitten (Blatt 47ᵇ):

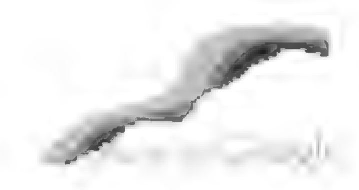
Wenn Sie an einem der nächsten Abende in die Stadt kommen, wünscht Kuffner Sie zu sehen; er glaubt, es wäre am besten, wenn Sie sich beym Igel ein Rendez-vous geben möchten. —

In einem Hefte (D. 88, 96 Blatt), das nach A. Schindler dem Mai oder Juni 1826 zugewiesen ist — das jedoch, wie schon A. W. Thayer gesehen — in den März und April gehört, lesen wir wieder von Holzens Hand (Blatt 73ᵇ f.):

Ich habe noch immer das Buch von Bernard zu Hause; aber seyn Sie ohne Sorge, es wirds niemand abschreiben. —
Kuffner begreift nicht, daß man nicht auf der Stelle zurückschaudert, um so etwas in Musik zu setzen, denn es kann nur anstatt Begeisterung Kälte erwecken. —
Er sagt, Bernard habe das Gemüt gar nicht, so etwas zu schreiben; überhaupt ist er nur ein gemachter Dichter. —

---

[1]) Der berühmte Musikhistoriker Raph. Georg Kiesewetter (1773—1850), zugleich Hofkriegsrat und Hofrat, unter anderem Verfasser der „Geschichte der europäisch-abendländischen Musik"; Oheim des Musikhistorikers A. W. Ambros.



Nach diesen Auseinandersetzungen begreift man es schon eher, daß Beethoven trotz jener oben mitgeteilten feierlichen Zusicherung an Hauschka völlig davon Abstand nahm, sich mit der Komposition des Bernardschen „Sieges am Kreuze" zu befassen. Kuffners Wesen und Dichtung hatten über Bernard vollständig gesiegt.

Über Kuffner den Menschen fällt J. F. Castelli in seinen Lebensmemoiren (III, 236) das charakteristische Urteil: „Wenn es lauter so vortreffliche Menschen gäbe, so wäre die Erde schon das Paradies."

II.

Im April desselben Jahres 1826 erscheint dann Kuffner bei Beethoven und unterredet sich lange mit demselben über den Oratorienstoff Saul, oder David und Saul. Das eingehende Gespräch ist im Hefte D. 61, 31 Blatt vom „April 1826" enthalten.[1]

Kuffner schreibt; Beethovens Gegenreden muß man sich selbstthätig ergänzen:

(Blatt 2[b]): Auf jeden Fall muß Jonathan eine höhere und weichere Stimme haben als David.

David	dann	Jonathan
Tenor		Alt
|	oder	
Baryton	—	Tenor.

(3[a]): Ich gedenke viel leidenschaftliche Ausbrüche recitativisch zu behandeln, da der Stoff reich an Handlung ist. —

Auch gedenke ich von dem gewöhnlichen Schlendrian der Sylbenmaße abzuweichen.

(3[b]): Metrum des ersten Siegeschors

⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —
— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —
⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —
— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —
— ⏑ — ⏑ —
— ⏑ — ⏑ —
— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — [2])

[1]) Einige wenige Sätze dieses Gespräches hat L. Nohl in seiner Beethovenbiographie (3, 609. 671) mitgeteilt.

[2]) Man wolle bemerken, daß dieses Schema von dem oben mitgeteilten Holzschen (S. 173) in manchen Versen abweicht. — Der betreffende „Chor der Sänger" des mir im Druck vorliegenden Oratoriums „Saul und David" (Ch. Kuffners erzählende Schriften, dramatische und lyrische Dichtungen. Ausgabe letzter Hand, Wien 1845, 13, 319 ff.) lautet jedoch mit ganz anderem Metrum also:

Schalle, Triumphgesang!	— ⏑ ⏑ — ⏑ —
Brause wie Donner dahin!	— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —
Hört, ihr Völker, und bebt	— ⏑ — ⏑ ⏑ —
In der Todesnacht	— ⏑ — ⏑ —
Ruhen die Besiegten:	— ⏑ — ⏑ — ⏑
König Saul gebot, —	— ⏑ — ⏑ —

(4a): Voß hat in seinem großen Werk der Zeitmessung alle Sylbenmaße durch Noten bezeichnet.

(4b): Bernard hat die Gradation der Handlung und die Stellung des kulminierenden Hauptmoments verfehlt. Der alten religiösen Floskeln und der Wiederholungen sind zu viel. Die Chöre gleichen sich.

(5a): Die allegorischen Personen lassen kalt und sind als personifizierte Ideen nur Wachsfiguren in Kleidern. Auch dreht sich alles immer und ewig um den einen Punkt, daß die Christen und Heiden Proselyten machen wollen, und

(5b): so fällt alles rein menschliche Interesse weg. Das Beste ist, in jedem Fache ein paar Kapitalwerke zu lesen, die immer die Quellen sind, aus welchen die nachfolgenden Schreiber schöpften.

Die Zeit ist (6a) kostbar, besonders für selbstschaffende Genie, die sich durch vieles lesen dann obruiren.

Grillparzer sagt, Bernard könne niemandem ordentlich in die Augen schauen.

(6b): Als ich mit Bernard noch die Modezeitung gemeinschaftlich redigierte, schrieb er die beißendsten Personal-Satyren, dann ging er zu den Beleidigten und sagte ihnen, ich hätte jenes gallige Zeug geschrieben. Manche (7a) feindeten mich an, bis sich endlich die Sache aufklärte und der falsche Schleicher entlarvt wurde.

Bernard nun auch gegen mich zu sehen und toben In Gottes Namen!

(7b): Ein Oratorium scheint mir das Höchste. Ich könnte mich nie satt schreiben an Oratorien und bin bereit, für Sie allein tausend Oratorien zu schreiben.

(8a): Bernard schrieb in der alten Sprache, weil er die neuere nicht kann und mit dem Geist der Zeit nicht fortgeschritten ist.

(8b): Wir sind arm an Oratorien und bedürften sie doch sehr. Händels Oratorien, so herrlich auch die Architectonische Schönheit und der hohe Geist darin ist, sprechen doch einen großen Theil zu wenig an.

(9a): Man könnte alle Stoffe der Händelschen Oratorien neu bearbeiten.[1])

L'Allegro und Il Penseroso.[2]) Gedichte von Milton.

(9b): Haydn hatte nicht viel Geistesbildung.[3])

Und sie sind nicht mehr! — ◡ — ◡ —
Hört, ihr Völker, und bebt! — ⏓ — ◡ ◡ —
Schalle, Triumphgesang! — ◡ ◡ — ◡ —
Brause wie Donner dahin! — ◡ ◡ — ◡ ◡ —

Die ganze Dichtung zerfällt in zwei Hauptstücke: 1. Saul und David, in zwei Abteilungen. 2. Sauls Tod, in drei Abteilungen. Auch keiner der zahlreichen anderen Chöre des Gesamt-Oratoriums David läßt obiges Schema des Konversationsheftes mit anapästischem Anfange erkennen.

Auf eine interessante Eigenart der Kuffnerschen Dichtung sei hier noch hingewiesen. Den Gottesnamen „Jehovah" gebraucht der Dichter sehr häufig in der Form „Jova", z. B.: „Du trotzest Jovas Macht" (Samuel im Recitativ) oder im darauf folgenden Chor: „Erfülle nicht, Jova, den Fluch!"

1) Diese allem Anscheine nach von Beethoven gebilligten Äußerungen sind um so interessanter, wenn man bedenkt, wie hoch sonst Händel in Beethovens Schätzung stand. Händel war für ihn der Meister aller Meister. Bekanntlich sagte Beethoven, als er wieder einmal Händels Messias verherrlichte: „Ich würde mein Haupt entblößen und auf seinem Grabe knieen." (Vgl. Schindler: Beethoven in Paris, S. 164 f.)

2) L'allegro, il penseroso ed il moderato (Frohsinn, Schwermut und Mäßigung).

3) Hier ist Kuffner etwas fixfertig mit seinem Verdikte; früher war das nicht so bei Kuffner. Auch für Vater Haydn schrieb derselbe ein Oratorium: „Die vier

Heute zu tage würde selbst die Censur eine Don-Juan Oper, wenn sie neu geschrieben würde, nicht erlauben.

(10ᵃ): Diese Dose ist von Kupfer und mit Emaille überdeckt. Ich habe sie von meinem Vater, sie ist bei 100 Jahr alt, und sehen Sie nur, wie frisch die Farben und das Gold noch jetzt sind!

(10ᵇ): Wo die Hauptsache fehlt, nützt alles Aendern und bessern nichts.

Die Ligorianer bezahlen nichts, sondern wollen Geld bekommen.[1])

(11ᵃ): Der Geist der Zeit läßt sich durch nichts hemmen und wenn im ganzen Distriet Licht ist, kann ich nicht sagen: hier auf diesem Fleck soll's Nacht seyn. Eine chinesische Mauer läßt sich doch nicht ziehen. Gott sprach: Es werde Licht! Jetzt (11ᵇ) möchte man gern gebieten: Es werde Nacht. Es ward Licht — und nun kanns doch nie mehr ganz Nacht werden. Amen!

(12ᵃ): Man sagte sonst: Castis omnia casta. Jetzt heißts: Incastis omnia Incasta. Gelbsüchtige sehen Alles gelb.

(12ᵇ): Es wird eine Zeit kommen, wo man Köpfe brauchen wird. Aber woher sie dann nehmen? Köpfe wachsen nicht wie die Pilze über Nacht hervor.

(13ᵃ): Man begeht nun alle die alten Fehler, die so viel Unheil brachten, aufs neue wieder, als ob gar nichts geschehen wäre.

Morgen Abends läßt Hr. Kiesewetter wieder alte Psalme aufführen.

(13ᵇ): Unlängst war in der Wiener Zeitung angekündigt:

„Ein musikalisches Ton-Gemälde“ von Leidesdorf.

Können Sie auch eine Musik ohne Töne?[2])

(14ᵃ): Erinnern Sie sich noch an das Fischerhaus bei Nusdorf, wo wir nachts bis gegen 12 Uhr im Vollmond auf dem Altan saßen, vor uns das Brausen der Auen und der hochgeschwollenen Donau? da war ich auch Ihr Gast.

(14ᵇ): Die Vossische ist treuer und kräftiger. Goethe regte in seinem Wilhelm Meister die Idee zu einer prosaischen Übersetzung Homers an.[3]) Eine solche ist nun, mit Benützung der Vossischen erschienen, und der Verfasser hat Goethes Lob errungen.[4])

letzten Dinge“, welches — wie Castelli versichert (a. a. O. 3, 235) — dem frommen Tonsetzer so wohl gefiel, „daß er über einen Chor der reuigen Sünder Thränen vergoß. Er starb aber, ohne das Werk beginnen zu können. Haydn liebte Kuffnern als Knaben schon so sehr, daß er ihn sogar an Kindesstatt annehmen wollte“.

[1]) Das Wesen der Ordensbruderschaft der Ligorianer, besser: Liguorianer nach dem Stifter Alfonso Maria de Liguori, oder Redemptoristen war Beethovens allgemein religiöser Phantasie wohl vertraut. Im Scherz wie im Ernst werden liguorianische Poenitenzen empfohlen, so in folgendem Billet an K. Holz im Jahre 1826: „Bester! begebt euch morgen nach hinlänglichen Ligorianischen Büßungen zum Mittagsessen zu uns, Ihr werdet hoffentlich nicht versagt sein, und hat man euch geladen, so wird hoffentlich die Kraft nicht ermangeln Euch loszuschießen.“

[2]) M. J. Leidesdorf, Klavierspieler, Komponist und Musikalienhändler in Wien (gestorben 1839 in Florenz), gehörte zu denjenigen mit unserem Tonmeister befreundeten Musikern, an denen derselbe offenkundigen und wohlgelittenen Spott ausließ. Der Name zumeist lockte Beethoven dann zu allerhand Calembours an. Der Kompositeur Leidesdorf verwandelte sich in ein „Dorf des Leides“.

[3]) In Wilhelm Meister? Vielmehr in „Wahrheit und Dichtung“, wo Goethe im III. Teile, 11. Buche den Prosaübersetzungen das Wort redet, unter anderem: „Ich halte daher zum Anfang jugendlicher Bildung prosaische Übersetzungen für vorteilhafter als die poetischen“ — und dann: „Deshalb gebe ich zu bedenken, ob nicht zunächst eine prosaische Übersetzung des Homer zu unternehmen wäre; aber freilich müßte sie der Stufe würdig sein, auf der sich die deutsche Litteratur gegenwärtig befindet.“[4])

[4]) Gemeint ist Zaupers Übersetzung, die 1826 zu erscheinen begann. A. Sauer.

(15a): Die Vossische Übersetzung ist vorzüglich, herrlich durch den Rhythmus im Versbau. Voß ist Meister im Hexameter, wie sonst keiner. Kennen Sie Vossens Gedicht: Der Wohllaut?[1]) Es ist wirklich der Wohllaut selbst und beinahe Musik an und für sich.

(15b): Die Louise von Voß war früher da als Goethes Hermann. Die Louise ist zarter und lieblicher, Hermann und Dorothea aber hat die hohe welthistorische Tendenz für sich, wo jenes mehr im Kreise des Familienlebens verweilt.

(16a): Ich werde Ihnen das Gedicht „der Wohllaut" abschreiben und bringen.

Genz ist ein heilloser Kerl, der, um seinen Bauch zu fröhnen, sich und das Volk verkauft.

(16b): πρεκεκε κοαξ![2])

Ich gebe auch den Gedanken an das Oratorium: „Die Elemente" nicht auf. Es soll aber keine musikalische Mahlerei werden, sondern ein reges Lebensgemälde des Menschen werden, der Kind und (17a) Sklave und der Herr der Elemente ist.

In jedem Kunstwerke soll eine durchgreifende Hauptidee zum Grunde liegen. Heilig ist Alles, was eine große, zum Höchsten erhebende Tendenz ausspricht.

(17b): Selbst der Körperbau der Bauern Mädchen um Wien ist miserabel und häßlich.

(18a): Hier sind die politischen Pfuscher zu Hause, die — ohne die Krankheit zu kennen — immer nur probiren, heute zum Purgiren, morgen zum Schwitzen geben, und hat der Staat nicht eine Roßnatur, so muß er zu Grunde gehen.

(18b): Zwischen dem Hofe und der Constitution in Frankreich ist der lächerlichste Contrast.

Wenn man das Porträt des jetzigen Königs von Frankreich anschaut, so sieht man eine — tabula rasa, wo vielleicht einmal Leidenschaften waren, Ebenholz —.

(19a): Ich arbeite jetzt hauptsächlich an zwey großen Werken: Artemidor (über die Römer, wovon nun 6 Bände erschienen sind)[3]) und dem Labyrinth der Geschichte,[4]) wovon der 4te Band erschienen sind. Kleine mach' ich wenig.

(19b): Ich werde Ihnen den Artemidor und das Labyrinth der Geschichte bringen.

Werden Sie beides auch gewiß lesen?

Aus der römischen Geschichte ließe sich noch immer viel Großes bearbeiten, aber — unsere Zeit ist zu klein. Und Kleines liebt nicht das Große.

(20a): Weil der Tod nichts ist, und man im Leben nur Augenblicke, die schönsten lebt. Was am Menschen eigentlich lebt, ist ewig; was vergeht, ist nichts werth. Was dieses Leben schön und groß machen kann, ist die Phantasie, eine Blume, die ganz erst jenseits aufblüht.

(20b): Seele ist das Salz, welches den Leib vor Verwesung schützt.

Schiller behauptete einst, dem Tode seine Macht (durch den Geist) abgetrotzt zu haben. Der pohlnische Rekrut stirbt.

Aus Furcht zu sterben ist er gar gestorben.

---

[1]) Sämtliche Gedichte, Königsberg 1802, 6, 80. A. Sauer.

[2]) π steht irrigerweise für β, also das bekannte Aristophanische Onomatopoion für das Gequake der Frösche: βρεκεκεκὲξ κοὰξ κοάξ.

[3]) [Artemidor im Reiche der Römer. Brünn 1822—23, 2 Bände, die zweite in 4 Abteilungen. A. Sauer.] Kuffners Apologet Castelli preist dieses Werk mit den Worten: „Sein vorzüglichstes Werk ist Artemidor in Rom, welches über Rom und die Römer das ist, was Anacharsis Reisen über Griechenland und die Griechen sind." (3, 235.)

[4]) Spaziergang im Labyrinth der Geschichte, in Briefen an Demoustiers Emilie. Brünn 1824—1826. 4 Bände. A. Sauer.

(21a): Unter den englischen Dichtern ist nebst Byron (der leider zu atheistisch ist) auch Thomas Moore ein herrlicher Dichter. Sein Gedicht: Die Liebschaften der Engel,[1]) ist ein Meisterstück, gegründet auf einen Ausspruch der Bibel: Die Söhne Gottes liebten die Töchter der Menschen.

(21b): Auch die kleinen Gedichte des Moore sind herrlich, besonders die Irish Melodies, nach Nationalgesängen. Zuerst sind Melodie und Text zusammen herausgekommen. Dann erst der Text allein.

(22a): Graem[2]) ist einer der lyrischen Dichter.

Die englischen Dichter haben Phantasie und Gedanken, die Franzosen keines von beiden.

(22b): Die französischen Tragiker haben statt der Leidenschaften, die handeln, nur eine sich selbst zergliedernde Metaphysik der Leidenschaften.[3])

(23a): Rousseau wuchs wohl auf französischem Boden, gehört aber, wie jeder große Geist, keiner und jeder Nation, id est der Welt an.[4])

Er war etwas hipochondrisch. Wer muß es aber nicht werden, wenn er in einer Zeit lebt, die ihn nicht fassen kann?

(23b): Voltaire hatte viel Witz und Geist, aber keine Seelengröße, und keine Heiligkeit des Gemüts.

Es muß verschiedene Menschen geben; Glücklich, wenn Einer in dem gut ist, der Andere im Anderen.

(24a): Alles führt zum großen Zweck.

Die Worte sind verpönt; glücklich, daß die Töne, die potenzirten Repräsentanten der Worte noch frey sind.

(24b): Man muß ein jedes Manuscript in dupplo eingeben.

NB. nach einiger Zeit wird das Duplicat dem Kasstecher[5]) verkauft.

(25a): Incastis omnia Incasta.

Für mein Taschenbuch 1827 habe ich von einem jungen Dichter aus Innsbruck ein schönes Gedicht auf Ihre Pastoral Symphonie, Wort für Wort der herrlichen Musik unterlegt.[6])

[1]) The loves of the angels (1823). Der dabei erwähnte Bibelvers (I. Mose 6, 2) lautet: „Da sahen die Kinder Gottes [i. e. die Söhne Elohims] nach den Töchtern der Menschen, wie sie schön waren, und nahmen zu Weibern, welche sie wollten."

[2]) Das handschriftliche Wort Kuffners ist nicht ganz deutlich. Nach freundlicher Mitteilung meines Kollegen A. Pogatscher dürfte der Lyriker James Graeme (1749—1772) gemeint sein, dessen Dichtungen nach seinem Tode von R. Anderson Edinburg 1773 veröffentlicht wurden. Vgl. Dictionary of National Biography 22, 310. A. Sauer.

[3]) Man vergleiche die ähnliche Gedanken bergende Darstellung L. Tiecks über die französische Tragödie (Nachgelassene Schriften, herausgegeben von R. Köpke, Leipzig 1855, 2, 128 f.), worin unter anderem zu lesen ist: „Nachahmung der Natur in der Tragödie würde vom ganzen feinen, gebildeten Volke verabscheut sein. Sie wollten im Theater der Natur entfliehen, daher giebt dies einen ganz anderen Gesichtspunkt" — — — „Es soll nichts ergreifen, nichts erschüttern" (c. 1800).

[4]) Dieser wahre, stets aufs neue zu betonende Satz ist in neuerer Zeit besonders stark von A. Schopenhauer verkündet worden. In seinem Hauptwerke heißt es einmal: „Bruno und Spinoza sind hier ganz auszunehmen. Sie stehen jeder für sich und allein und gehören weder ihrem Jahrhundert noch ihrem Weltteil an, welche dem einen mit dem Tode, dem andern mit Verfolgung und Schimpf lohnten. 2. Auflage. 1, 500, Anmerkung. Vgl. auch 2, 161, Citat aus Byrons Werken 2, 428, 437, 446 f.

[5]) Bayerisch österreichisch = Käsekrämer. Schmeller[2] 1, 1299. 2, 724. A. Sauer.

[6]) In Kuffners „Taschenbuch für Frohsinn und Liebe auf das Jahr 1827" (Wien, Pfautsch) steht nach Glossys gütiger Mitteilung S. 74—98 eine „Phantasie zu

(25[b]): Traurig oder langweilig!!!

Pythagoras soll die Kraft besessen haben, auf den Mond hinzuschreiben, was Alle lesen konnten. So würde der Mond ein Buch für alle Welt.

(26[a]): 10000 Bände.

Es waren lange vor Christo große Reiche, die in Allem viel höher standen, als man jetzt steht. Indien, Assyrien, Syrien, Chaldäa, etc. Diese Reiche, ehemals herrlich, sind nachher herabgekommen.

(26[b]): Z. B. Wer kennt denn jetzt das Geheimnis des Pyramidenbaues, der Mumien, der ewigen Lampen etc.

Z. B. von unverbrennbaren Nationen erzählt schon Plinius.

(27[a]): Plinius erzählt immer die Quellen, aus denen er schöpfte.

Z. B. die Blitzableitung, die wir dem Franklin zuschreiben, war bestimmt schon den Egyptern und Etruskern bekannt.

Damit schließt dieses mannigfach interessante Gespräch zwischen Kuffner und Beethoven ab. A. Schindler hat auf der ersten Seite dieses Konversationsheftes notiert: „Christian Kuffner, wegen seinem Oratorium David. Interessantes Gespräch. Beethoven nannte es ‚sehr belehrend'."

Unmittelbar auf das vorstehende Gespräch mit Kuffner erscheint der Neffe als Schreibender, also wohl gleich, nachdem Kuffner den Meister verlassen hat. Onkel und Neffe unterhalten sich höchstwahrscheinlich weiter über Kuffner und dessen Saul-David. Der Neffe schreibt dabei auf:

Schöner wird es schon als der Sieg des Kreuzes.

III.

Noch manchmal sonst ist in den Konversationsheften des Sommers 1826 von Kuffner und seinem Oratoriumwerke die Rede. So in einem Hefte vom Juni (D. 132), wo Holz einmal den Meister fragt: „Haben Sie dem Kuffner schon geschrieben?" (Blatt 12) und weiterhin (Blatt 31[a]) mitteilt:

Kuffner schickt Ihnen dies Oratorium; er arbeitet schon fleißig an dem Text, doch ist er sehr besorgt, ob er nicht vergebene Mühe darauf verwendet, wenn Sie sich noch durch andere Zweifel vielleicht abhalten ließen diesen Stoff zu behalten. Er bittet (31[b]) Sie daher, ihm noch einmal bestimmte Erklärung zu geben, daß Sie unverändert dabei bleiben wollen; dann wird er alle Kräfte aufbieten, um das Ganze Ihrer würdig zu machen.

Wenn Sie dem Kuffner darüber schreiben wollten, wird es, wie ich glaube, sehr gut sein. Es wird ihn aufmuntern.

(32[a]): Sie versprechen viel.

Damit wird dieser Gegenstand verlassen. Es scheint, daß Beethoven sich nunmehr fest entschieden hat, Kuffners Saul nach vorgelegtem Plane zu komponieren.

Beethovens Pastoral-Symphonie" von Eduard Silesius (= Eduard Freiherr von Badenfeld), der ein Schlesier ist, aber mehrere tirolische Stoffe in seinen Dichtungen behandelte. A. Sauer.

Damit harmonieren denn auch die Worte, die Holz in einem späteren Hefte (Juni-Juli 1826; D. 128) vermerkt (Blatt 12[b]):

Mit Kuffner kam ich vor einer Stunde zusammen; er wird Ihnen bald die erste Abteilung ausgearbeitet schicken. Zugleich sagte er, daß er ein ausführliches Programm der Censur übergab, um auch von dieser Seite gegen Hindernisse geschützt zu sein.

Es ist leider eine notwendige Vorsicht.

Die Zensorangelegenheit verdient um so mehr beachtet zu werden, als ja Kuffner selbst, aber wohl erst später, einer der Zensoren war. Castelli stellt ihm das Zeugnis aus, daß er immer und gegen jedermann freundlich, dienstwillig und zuvorkommend war: „auch als Zensor half und vermittelte er, wo er konnte" (a. a. O.).

Derselbe Gewährsmann weiß zu erzählen, daß Beethoven an der ihm überreichten ersten Abteilung des Kuffnerschen Saul wirkliche Freude empfand und auch ernstlich an dessen Komposition dachte: „sie gefiel ihm sehr, aber der Tod überraschte ihn, bevor er an die Arbeit gehen konnte" (3, 235).

Ja, Beethoven scheint nach Vollendung seiner letzten Quartette nur noch den Geist dieses Oratoriums in sich durchdacht und durchsonnen zu haben. Ein denkwürdiges Zeugnis hierfür enthält der zu einer gewissen traurigen Berühmtheit gelangte „Ärztliche Rückblick auf Ludwig van Beethovens letzte Lebensepoche vom Professor der Chirurgie Dr. Andreas Wawruch". Die Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode (Herausgeber Friedr. Witthauer) hatte Wawruchs Aufzeichnungen durch dessen Witwe im Jahre 1842 erhalten und veröffentlichte dieselben in Nr. 86 vom 30. April 1842. Der Bericht enthält jedoch neben mancherlei Schiefheiten und Wunderlichkeiten viel des Vortrefflichen und Charakteristischen.

Uns nun interessiert es hier, aus diesem Berichte zu erfahren, daß Beethoven noch im letzten Stadium seiner unheilvollen Krankheit die Hoffnung aussprach, das Oratorium „Saul" ausführen zu können. Dr. Malfatti, zu dem Beethoven allein Vertrauen hatte, während er den Verfasser dieses Krankheitsberichtes mit nichts weniger denn schmeichelhaften Epithetis bedachte, verordnete Beethoven Gefrorenes von Punsch, wonach der Kranke eine erstaunliche Erleichterung fand. Und darüber schreibt Dr. Wawruch: „Beethoven fühlte sich durch das weingeisthältige Gefrorne so mächtig erquickt, daß er gleich die erste Nacht ruhig durchschlief und mächtig zu schwitzen anfing. Er wurde munter und oft voll witziger Einfälle und träumte sogar, sein begonnenes Oratorium ‚Saul und David' endigen zu können."

Doch die Ärzte gestatteten es Beethoven nicht, zu komponieren. Mit Sinnen, Denken und leichter Lektüre vergingen die letzten Wochen des rastlos schaffenden Genius.

Briefe Gutzkows an Georg Büchner und dessen Braut.[1])

Mitgeteilt von Charles Andler in Paris.

1.

Herrn G. Büchner, in Darmstadt.

Verehrtester Herr!

In aller Eile einige Worte! Ihr Drama gefällt mir sehr, und ich werde es Sauerl[änder] empfehlen: nur sind theatralische Sachen für Verleger keine lockende Artikel. Deshalb müßten Sie bescheidene Honorar-forderungen machen.

Wenn diese vorläufige Anzeige dazu dienen könnte, Ihren Muth wieder etwas aufzurichten, so würde es mich freuen. In einigen Tagen mehr!

Ihr ergebenster

K. Gutzkow.

Frankf. d. 25 Febr. 35

---

[1]) Die nachfolgenden Briefe Gutzkows wurden mir durch Erich Schmidts gütige Vermittlung zur Veröffentlichung in dieser Zeitschrift überlassen. Sie bedürfen zum vollen Verständnisse nur weniger einleitenden Worte. Gutzkow hat über seine Beziehungen zu Büchner in einem warmherzigen Nekrolog, der aus dem Hamburger Telegraphen Juni 1837, durch die von der Censur gestrichenen Stellen vervollständigt, in „Götter, Helden, Don Quichote" 1838 (Gesammelte Werke 1845, 2, 235) überging, selbst Auskunft gegeben und an beiden Orten fünf Briefe Büchners mitgeteilt (wiederholt bei Franzos, Georg Büchners Sämtliche Werke, Frankfurt a. M. 1879, S. 381 f.). Büchner eröffnet den Verkehr mit dem Begleitbriefe zum Manuskript von „Dantons Tod", auf den unsere Nr. 1 die Antwort ist. Den zweiten erhaltenen Brief Büchners, in dem er Gutzkow seine Abreise von Darmstadt nach Frankfurt meldet, setzt Franzos S. 382 fälschlich in den Juni 1835; er gehört aber in den Anfang März — am 9. März traf Büchner in Weißenburg ein, Franzos S. 344 — und wurde von Gutzkow bereits am 12. März (Nr. 5) beantwortet. Franzos hat aber unbegreiflicherweise den Brief nicht einmal vollständig mitgeteilt. Ich füge das bei Franzos Fehlende hier in Klammern an: „Zu dem subtilen Selbstmord durch Arbeit kann ich mich nicht leicht entschließen; ich hoffe, meine Faulheit wenigstens ein Vierteljahr lang fristen zu können [und nehme dann Handgeld entweder von den Jesuiten für den Dienst der Maria oder von den St. Simonisten für die femme libre] oder sterbe mit meiner Geliebten. [Wir werden sehen. Vielleicht bin ich auch dabei, wenn noch einmal der Münster eine Jacobiner-Mütze aufsetzen sollte. Was sagen Sie dazu? Es ist nur mein Spaß. Aber Sie sollen noch erleben, zu was ein Deutscher nicht fähig ist, wenn er Hunger hat. Ich wollte, es ginge der ganzen Nation wie mir. Wenn es einmal ein Mißjahr gibt, worin nur der Hanf geräth! Das sollte lustig gehen, wir wollten schon eine Boa Constriktor zusammen flechten. Mein Danton ist vorläufig ein seidenes Schnürchen und meine Muse ein verkleideter Samson.]" Den Inhalt von Gutzkows Nr. 7 faßt Büchners Brief an seine Familie vom 5. Mai 1835 zusammen, Franzos S. 347. Ist der dritte Brief Büchners bei Franzos S. 383 richtig datiert (Juli 1835), so

2.

Herrn G. Büchner, in Darmstadt.

Frankf. 28 Febr. 35

Verehrtester;

Sie hätten mir schreiben sollen, was Ihre Forderung in betreff Danton's ist. Viel, (am wenigsten aber das, was Ihre Dichtung werth ist) kann Sauerländer nicht geben. Es ist für ihn ein harter Entschluß, das Ms. zu drucken; denn wie günstig die Kritik urtheilen mag, so ist doch mit dem Absatz dramatischer Sachen bei dem gegenwärtigen Publikum die größte Noth. Kaum, daß sich das Papier herausschlägt. Ich weiß das. Es sind keine Redensarten.

Rechnen sie das Nothdürftigste, was Sie im Augenblick brauchen, zusammen, resigniren Sie auf jede glänzende Erwartung und suchen Sie sich durch weitere Arbeiten etwa für den Phönix, zu dem ich Sie einlade, sich einige wiederkehrende Einkünfte zu verschaffen.

Ihrer Angabe seh' ich also demnächst entgegen.

Ihr ergebenster

K. Gutzkow.

3.

Herrn G. Büchner, in Darmstadt.

Fr. 3 März 35

Verehrtester!

10 Friedrichsdor will Ihnen Sauerländer geben unter der Bedingung, daß er mehres aus dem Drama für den Phönix brauchen darf, und daß Sie sich bereitwillig finden lassen, die Quecksilberblumen Ihrer Phantasie, und alles, was zu offenbar in die Frankfurter Brunnengasse und die Berlinische Königsmauer ablenkt, halb und halb zu kastriren. Mir freilich ist das so ganz recht, wie sie es gegeben haben, aber Sauerl. ist ein Familienvater der 7 rechtmäßige Kinder im Ehebett gezeugt hat, und dem ich schon mit meinen Zweydeutigkeiten ein Alp bin: wieviel mehr Sie mit Ihren ganz grellen und nur auf Eines bezüglichen Eindeutigkeiten! Also dies ist sehr nothwendig.

Nun schreibt er aber, als hätten Sie große Eile. Wo wollen Sie hin? brennt es Ihnen wirklich an den Sohlen? Ich kann Alles hören, nur nicht, daß Sie nach Amerika gehen. Sie müßten sich in der Nähe halten, (Schweiz, Frankr.) wo Sie Ihre poetischen Gaben in die deutsche Literatur hineinflechten können; denn Ihr Danton verräth einen tiefen Fond, in den viel hineingeht, und viel heraus, und

---

ist er mit Gutzkows Nr. 8 in Zusammenhang zu bringen. Gutzkows von Büchner heißersehnte (vgl. Franzos S. 352) Recension des Danton, die in letzterem Brief erwähnt wird, erschien im „Phönix" Nr. 162 am 11. Juli 1835 und ist bei Franzos S. 446 ff. wiederholt. Büchners vierter Brief (Straßburg, Herbst 1835) ist die Antwort auf Gutzkows Nr. 9 und bezieht sich auf die anonyme Einsendung aus der Schweiz, die von einem einstigen Schulkameraden Büchners, namens Trapp herrührte (Franzos 384 f.). Der fünfte Brief Büchners ist, wie Gutzkow selbst angiebt, aus zwei verschiedenen Briefen zusammengeschweißt. Der erste (ältere) Teil ist offenbar die Antwort auf Gutzkows Nr. 12, der zweite Teil dürfte in die Zeit gehören, aus der Gutzkows Briefe nicht mehr vorhanden sind. — Über die Braut vgl. Franzos S. LIX ff., LXVI f., XC ff., CLXXIV; Büchners Briefe an sie, ebenda S. 371 ff. A. Sauer.

das sollten Sie ernstlich bedenken. Solche versteckte Genies, wie Sie, wären mir gerade recht; denn ich möchte, daß meine Prophezeiung für die Zukunft nicht ohne Belege bliebe, und Sie haben ganz das Zeug dazu, mitzumachen. Ich hoffe, daß Sie mir hierauf keine Antwort schuldig bleiben.

Wollen Sie Folgendes: Ich komme zu Ihnen hinüber nach Darmstadt, bring' Ihnen das Geld und fange mit Ihnen gemeinschaftlich an, aus Ihrem Danton den Venerin herauszutreiben, nicht durch Metall, sondern linde, durch Vegetabilien und etwas sentimentale Tisane. Es ist verflucht, aber es geht nicht anders, und ich vergebe Ihnen nicht, daß Sie mich bei dieser Dollmetscherei und Vermittlerschaft zwingen, die Parthie der Pruderie zu führen. Können Sie sich aber noch halten in Darmstadt, so bekommen Sie das Geld und Mscript durch Heger, worauf Sie aber letzteres unfehlbar einen Tag später wieder abliefern müssen.

Ihr Gutzkow.

4.

Herrn G. Büchner.

Fr. 5ten März 35

Liebster!

Sauerländer widerräth mir, nach Darmst. zu gehen, weil ihm freilich daran gelegen seyn muß, daß ich mich so kauscher, als möglich erhalte. Doch möcht' ich Sie gern sprechen; und ich erwarte deshalb bestimmt von Ihnen (Sie können direkt an mich addreßiren Wolfseck) genauere Angabe Ihrer Lage, ob Sie nicht ausgehen dürfen und es dann nicht möglich wäre, daß wir uns in irgend einem Gasthofe ein Rendez-vous gäben. Um 10 Uhr morgens geht hier ein Postwagen ab: da wär ich zu Mittag drüben, spräche einige Stunden mit Ihnen und wäre Abends wieder in meiner Behausung. Was dabey so gefährliches ist, seh' ich nicht: es sey denn, daß Sie als Pech in Darmstadt herumwandeln, und jeden wieder in's Pech brächten, der einige Worte mit Ihnen spricht. Oder gehen Sie gar nicht aus; dann such' ich Sie in Ihrem Versteck. Vor allen Dingen vertilgen Sie meine Briefe!

Daß Sie nach Fr. gehen: ist gut. So bleiben Sie doch in der Nähe und können für Deutschl. etwas thun. Arbeiten Sie ja für den Phönix: wenn Sie keine Quellen in Fr. haben, müssen Sie solche Verbindungen nicht abweisen. — Wenn Sie mir über Ihre Lage einige Aufklärungen geben, komm' ich sogleich: ich bin so einer Erholung bedürftig, da ich in einigen Tagen meine Tragödie Nero fertig habe.

Ihr Gutzkow.

5.

Herrn Georg Büchner.

p. A. à Mr. Mr. Lucius, à Strassbourg
Rue Guillaume[1] n° 66

Mannheim 12 März 35

Mein Lieber,

Statt daß Sie mich um tausend Parasangen weiter von sich denken, bin ich Ihnen um hundert näher gerückt. Meine Paßverhältnisse sind etwas in Unordnung, sonst käm' ich schon zu Ihnen. Ich spare das auf. Die Berliner Reise ist mit Gefahren verknüpft. Durch eine Vorrede zu Schleiermachers Briefen über Schlegels

[1] Sic: au lieu de Saint-Guillaume.

Luzinde hab' ich die Geistlichkeit und den Hof gegen mich empört: ich fürchte ein Autodafé und halte mich am Rheingeländer, das bald übersprungen ist.[1]) Adressiren Sie recht bald eine Nachricht hieher an mich wohnhaft bei Hrn. Reitz. Ihre Äußerungen über neure Lit. vermag ich nicht aufzunehmen, weil mir jetzt die Muße fehlt. Nur glauben Sie nicht, daß ich z. B. durch meine Besorgung einer Uebersetzung V. Hugos eine große Verehrung vor der romantischen Confusion in Paris an den Tag legen will: dies ist nur eine Gefälligkeit für einen Buchhändler, der auf mein Anrathen auch Sie ins Interesse gezogen hat. Danton wird nun gedruckt.

Ihre Novelle Lenz soll jedenfalls, weil Straßburg dazu anregt, den gestrandeten Poeten zum Vorwurf haben? Ich freue mich, wenn Sie schaffen. Einen Verleger geb' ich Ihnen sogleich. Auch sagen Sie Ihrem theologischen Freunde, daß er für seine Schrift einen Abnehmer hat, falls Matter in Straßburg sich dazu entschließen könnte, sie zu bevorworten.

Wer war der Freund, der mich in Frankf. treffen wollte?

Vergelten Sie mir diese Abbreviatur von einem Briefe nicht, sondern seyen Sie mittheilsam und vollständig!

Ihr

Gutzkow.

6.

Herrn Georg Büchner, in Straßburg.

Lieber, ich habe vor länger als 8 Tagen, beinahe 14 Tagen schon 10 fr. an die Darmstädter Adresse gesandt und von Ihrem Vater darauf die Anzeige erhalten, Sie wären nach Friedberg und das Geld würde Ihnen eingehändigt werden Ihr Vater schien von der Herkunft dieses Geldes nichts zu wissen.

Werden Sie in Straßburg bleiben? Ich halte es für rathsam, da Sie wie Enghien wol keine Aufhebung durch Dragoner zu fürchten haben, Sie sollten meine Ermunterung, in der Theilnahme an deutscher Literatur fortzufahren, nicht in den französischen Wind schlagen. Was Sie leisten können, zeigt Ihr Danton, den ich heute zu säubern angefangen habe, und der des Vortrefflichsten soviel enthält. Glauben Sie denn, daß sich irgend etwas Positives für Deutschlands Politik thun läßt? Ich glaube, Sie taugen zu mehr, als zu einer Erbse, welche die offne Wunde der deutschen Revolution in der Eiterung hält. Treiben Sie wie ich den Schmuggelhandel der Freiheit: Wein verhüllt in Novellenstroh, nicht in seinem natürlichen Gewande: ich glaube, man nützt so mehr, als wenn man blind in Gewehre läuft, die keineswegs blindgeladen sind. Wär' es nicht, so hätt' ich mich in der Rechnung meines Lebens betrogen und müßte dann selbst meinen Untergang beschleunigen.

Noch drückt Sie Mangel. Hoffentlich haben Sie jetzt das was Sie zehnmal verdient haben. Das beste Mittel der Existenz bleibt die Autorschaft, d. h. nicht die geächtete, sondern die noch etwas geachtete, wenigstens honorirte bei den Philistern, welche das Geld haben. Spekuliren Sie auf Ideen, Poesie, was Ihnen der Genius bringt. Ich will Kanal sein, oder Trödler, der Ihnen klingend antwortet. Bessern Rath weiß ich nicht, und ich möchte Ihnen doch welchen geben, und recht altklug Ihnen zurufen: gehen Sie in sich, werden Sie praktisch, und regeln Sie Ihr Leben Aber ich thu' es zagend, denn unsre Zeit hat eine besondre Art Schaam erfunden, nämlich die, **nicht** unglücklich zu seyn.

Vergessen Sie nicht, von sich hören zu lassen.

Ihr G.

---

[1]) Darauf bezieht sich Büchner im Briefe an seine Familie, Franzos, S. 352.
A. Sauer.

7.

Herrn Georg Büchner.

Frankfurt d. 7. April 35

Mein nach Darmstadt geschickter Brief enthält nichts Wesentliches. Ich freue mich, daß Sie sich zu arrondiren anfangen und sich wohl fühlen. Vom Danton hat der Phönix sein Theil schon abgedruckt, und damit viel Ehre eingelegt. Was ich Ihnen über Ihre Fähigkeit schon sagte, muß ich wiederholen. Es ist mir, als hätten Sie eine literarische Prädestination. Ich warte nur den Druck und die Ausgabe Ihres Buches ab, um Sie beim Publikum einzuführen. Aber warten Sie das nicht ab (denn Sauerländers Pressen schwitzen Tag und Nacht und für Danton könnte sich der Termin auch etwas hinausschieben). Reißen Sie selbst die Flügelthüren auf, und stürzen Sie auf's Parquet. Man wird erst spröde sein, dann horchen und zuletzt sich hingeben. Das Selbstgefühl wird schon kommen. Meine Muse bäumte sich auch erst wie ein scheues Pferd vor der Autorschaft: ich hatte sogar schon ein Buch geschrieben, als ich noch immer daran zweifelte ob ich's könnte; als ich aber Hunger bekam, und mir in meiner Heimath, in Preußen, der Brodkorb hochgehangen wurde, da schrieb ich aus Desperation und freue mich nun, daß das Ding flott geht.

Die Uebersetzung lassen Sie unterwegs, an Originale machen Sie sich. Sie haben selbst viel Aehnlichkeit mit Ihrem Danton: genial und träge. Mich feuerte vor 4 Jahren ein Brief Menzels zur Schriftstellerey an: wenn ich auch nicht soviel auf Sie vermag, wie der auf mich, so ist doch meine Aufforderung gewiß aus reiner Freude über Sie entstanden. Ich wiege mich in dem Gedanken, Sie entdeckt zu haben und Sie recht als ein schlagendes Beispiel, als Armidaschild der Menge, mit der ich mich zu balgen habe, gegenüber stellen zu können. Soll ich noch mehr loben? Nein, Sie sollen sich Ihren eignen Weg machen.

Ich weiß nicht, ob Sie den Phönix gelesen haben, d. h. mein Lit. Blatt, und noch lesen. Bei Levrault, der ihn für die Revue germanique bezieht, können Sie ihn einsehen. Mir wär's willkommen, wenn Sie einige Aufmerksamkeit auf das, was an mir ist und was ich will, verwendeten. Sind Sie überhaupt wegen unsrer laufenden liter. Verhältnisse au fait? Sie brauchen es nicht zu sein: Sie scheinen ganz positiver Natur. Schreiben Sie mir, was Sie arbeiten wollen. Ich bringe Alles unter: aber bald; denn in 14 Tagen reis' ich auf kurze Zeit nach Berlin; daß ich Sie sehe, könnte sich im Juny ereignen. Ich freue mich sehr darauf: ich stelle mir in Ihnen einen nicht über 5 Fuß hohen Kerl oder Menschen oder Mann, wie Sie wollen, vor, und zwar fröhlicher Laune; doch haben Sie dunkles Haar.

Den theologischen Antrag kann zwar Sauerl., der viel Verlag für das Jahr schon auf den Schultern hat, nicht annehmen; doch hab' ich schon andre Verbindungen deshalb eingeleitet, und erwart' ich nur Angabe des Umfangs der Schrift im ungefähren Druck, nebst der Erklärung, ob bey der Sache auch verdient werden soll?

Ihr G.

Apropos! Wollen Sie mir Kritiken über neuste franz. Literatur schicken für mein Blatt, so sind mir die willkommen; aber schneller Entschluß! Eine Zusage, um mir Freude zu machen!

8.

Herrn G. Büchner.

Wiesbaden, 23 July 35

Mein lieber Freund; ich habe länger geschwiegen, als verziehen werden kann. Heidelberg und Mannheim nahmen mich sehr in Anspruch, dann eine Rheinreise,

Frankfurt mit all seinen Verbindungen, die wieder aufgefrischt werden mußten, nun gar Wiesbaden, wohin ich gegangen bin um zu schwitzen — das Alles hat mich in ewige Unruhe gebracht. Zuletzt noch hab' ich in der Hast von 3 Wochen (schnelle Arbeiten sind die besten) einen Roman geschrieben: Wally, die Zweiflerin. Auch jetzt bin ich nur erst in der Stimmung, ein Billet statt eines Briefes zu schreiben, und Ihnen in der Eile zu sagen, daß ich viel und herzlich an Sie denke. Sie haben mehr Zeit als ich. Regen Sie mich durch einen langen Brief zu einem längern auf! — Sauerländer trödelte lange mit dem Druck Ihres Danton. Für den Schreckenstitel[1] [kann?] ich nicht: das ist eine der buchhändlerischen Dreistigkeiten, die man sich bei seinem zweiten Buche nicht mehr gefallen läßt. Sie werden jetzt Exemplare haben, und meine von der Censur verstümmelte Anzeige. Ich trug Sr. auf, Ihnen den Correkturabzug zu schicken; denn ich habe ein böses Gewissen. Ich fürchte, daß ich mich nicht erschöpfend genug über Sie ausgedrückt habe, wenigstens viel zu allgemein; und da ist mir jeder verlorne Buchstabe wichtig, wenn Sie ihn nicht sehen sollten. Geben Sie bald ein zweites Buch: Ihren Lenz, (für den ich schon einen bessern Verleger habe) dann will ich das Versäumte einholen.

Auf die theol. Schrift Ihres Freundes kann man nur eingehen, wenn Matter auf dem Titel steht. Matter hat Renommée in Deutschland, der von Ihnen genannte Name nicht.

Schreiben Sie nach Frankfurt: der Brief trifft mich sicher.

Mit bestem Gruß

Ihr Gutzkow.

9.

à Monsieur, Mons. George Büchner, à Strassbourg
rue Guillaume N° 66. chez Mr. Lucius.

Stuttgart 28 Aug 35

Jetzt werd' ich klagen, mein lieber Freund, daß Sie sich in ein nebelhaftes Schweigen hüllen. Wie leben Sie? Ich bin in Ihrer Nähe; aber leider werd' ich die Muße nicht haben, Straßburg besuchen zu können. Zwar bin ich jetzt ungebundener, als je, weil ich mein Literaturblatt dem Phönix preisgegeben habe, aber es drücken mich doch mancherley Geschäfte, weil ich gesonnen bin, noch vor dem neuen Jahre selbst ein Journal mit meinem Freunde L. Wienbarg zu ediren. Der Titel wird seyn: Deutsche Revue; die Form, wöchentlich ein Heft. Ich gestehe aufrichtig, daß ich mich bei diesem Unternehmen ernstlich auf Sie verlassen möchte.[2] Schreiben Sie mir so bald Sie können nach Frkft im Wolfseck, ob ich, monatlich wenigstens 1 Artikel (spekulativ, poetisch, kritisch, quidquid fert animus) von Ihnen erwarten darf? Mit den buchhändlerischen Bedingungen werden Sie zufrieden seyn.

Mein Frankfter Lit. Bl. ennüyirte mich, der Dullerschen Sozietät wegen. Die Deutschen, welche sehr viel auf hörensagen, wenig auf Autopsie geben, pflegen gern nach dem Grundsatz zu urtheilen: Nenne mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist! Diesen Dullerschen Maaßstab somit an mich anlegen zu

[1]) Der Titel lautete: „Dantons Tod. Dramatische Bilder aus Frankreichs Schreckensherrschaft von Georg Büchner. Frankfurt am Main. Druck und Verlag von J. D. Sauerländer. 1835.“ Vgl. Franzos, S. 98. Über den Titel und die Redaktion des Stückes äußert sich Büchner sehr scharf gegen seine Familie, Franzos, S. 353. A. Sauer.

[2]) Darüber sind zu vergleichen die Briefe bei Franzos, S. 359. 361. A. Sauer

lassen, bin ich zu hoffärtig. Eine Sauerländersche Plumpheit (Sauerl. ist kein Buchhändler sondern ein Frankforter borjer) gab mir Rechtsvorwand, abzubrechen.

Ueber Ihren Danton hör' ich sonst noch nichts. Wienbarg hat ihn mit Vergnügen gelesen. Von Grabbe sind 2 Dramen erschienen. Wenn man diese aufgesteifte, forcirte, knöcherne Manier betrachtet, so muß man Ihrer frischen, sprudelnden Naturkraft das günstigste Horoscop stellen.

Haben Sie Freunde in der Schweiz? nämlich Freunde, die Sie dafür halten? Man hat mir von dort anonyme Einsendungen gemacht, um Ihr Talent zu verdächtigen und namentlich mich von der Hingebung, die ich öffentlich gegen Sie gezeigt habe, zurückzubringen. Mehr mag ich nicht sagen. Es scheinen Knaben zu seyn, die mit Ihnen auf der Schulbank saßen, und sich ärgerten, wenn Sie .....[1] Antworten gaben.

Schreiben Sie nach Frkft.

Ihr Gutzkow.

10.

A Mr. Georg Büchner,

p. A. Mr. Lucius, Strassburg Rue Guillaume N° 66.

[sans date — date du timbre de la poste: 28 Sept. 35]

Mein lieber Freund,

Sie erbauen weder mich, noch meinen Plan durch Ihren jüngsten, doch so willkommnen Brief. Ich hatte sicher auf Sie gerechnet, ich spekulirte auf lauter Jungfern-erzeugnisse, Gedankenblitze aus erster Hand, Lenziana, subjektiv und objektiv: Sie können auch Ihre abschlägige Antwort nicht so rund gemeint haben und werden schon darauf eingehen, folgenden Calcül mit sich anzustellen: Du hast ein Buch mit deinem Namen geschrieben. Ein Enthusiast hat es unbedingt gelobt. Ja, du hast dich sogar herabgelassen, 2 wahrscheinlich sehr elende Dramen von V. Hugo zu übersetzen: du stehst nun mitten drinnen, und mußt dich entweder behaupten, oder avanciren. Die Deutsche Revue wird großartig verbreitet, sie zahlt für den 8 bogen 2 Friedr. d'ors. Sie hat einige glänzende Aushängeschilde von Namen, welche sogar das alte und besorgliche Publikum .... In der That, lieber Büchner, häuten Sie sich zum zweiten Male: geben Sie uns, wenn weiter nichts im Anfang, Erinnerungen an Lenz: da scheinen Sie Thatsachen zu haben, die leicht aufgezeichnet sind. Ihr Name ist einmal heraus, jetzt fangen Sie an, geniale Beweise für denselben zu führen.

Das Brockhaus'sche Repertorium kanzelt Sie mit 2 Worten ab. Die Abend-Zeitung, wie ich aus einem Briefe von Th. Hell an einen Dritten, sehe, wird deßgleichen thun. Basenhaft genug schreibt dieser ...... genannt Winckler: Wer ist dieser Büchner? Antworten Sie ihm darauf!

W. Schulz hat an mich geschrieben. Er scheint recht gedrückt zu seyn; was ich für ihn ausrichten kann, will ich sehen. Er solle sich noch einige Tage gedulden.

Von Menzels elendem Angriffe auf meine Person werden Sie gehört haben. Ich mußte ihn für seine Schaamlosigkeit fordern; er schlug diesen Weg aus und zwingt mich nun ihm öffentlich zu dienen. Menzeln wär' es eine Freude gewesen, wenn ich bei ihm noch immer die zweyte Violine gespielt hätte, und einmal executor seines Testaments geworden wäre. Prinzipien hat er für keine größere Fehde mehr, seine lezten Patronen hat er gegen Göthe verschossen: Nun muß die Religion, die Moral und mein Leben herhalten, um mich zu stürzen. In einigen Tagen erscheinen

[1] Coupure dans le papier.

von mir und Wienbarg Broschüren. Ich kann nichts besseres thun, als aus seiner Infamie eine literarische Streitfrage machen. Zeit ist's, endlich einmal die Menzelsche Stellung zu revidiren und die kritischen Annalen zu controliren, welche er seit beinahe 10 Jahren geschrieben hat.

Am 1 Dez. erscheint das 1ste Heft der Revue. Benimmt sich Menzel nicht, als woll' er sagen: „O Herr Zebaoth, siehe, sie wollen herausgeben ein Blatt, das da heißet: Deutsche Revue und soll erscheinen wöchentlich einmal! spricht der Herr: Sela."

Ihr Gutzkow.

Adressiren Sie nicht an Sauerl. sondern kurzweg an meinen Namen.

11.

A Mr. Georg Büchner

l'addr. à Mr. Lucius, rue Guillaume N° 66 à Strassbourg.

[timbre de la poste de Mannheim: 4 déc.]

Mein Lieber!

Ich sitz' im Gefängniß — wie und wodurch das kam, ein Andermal — wenn ich [mich] in mein Schicksal zu finden weiß. Zunächst dies daß ich des Angriffs auf die Religion beschuldigt bin.

Erst wollt' ich fliehen und schrieb an Mr. Boulet in Paris, für mich zu sorgen. Wahrscheinlich ist unter Ihrer Adresse von da ein Brief an mich gekommen. Schicken Sie ihn mir hieher mit besonderm Couvert an den Dr. Löwenthal.

Wie glücklich sind Sie in der Freiheit! Ich sehe voraus daß ich lange werde geplagt werden. Menzel hat mich soweit gebracht. Ich bin zusammenhängender Ideen nicht fähig. Ein andermal mehr, wenn es sich aus den Eisenstäben schmuggeln läßt.

Mannheim Ihr G.
d. 4 Dez. 35.

12.

Herrn G. Büchner.

[sans adresse; pas par la poste.]

Mein lieber Freund!

In kurzer Zeit 3 Briefe von Ihnen: 2 die ziemlich gleich lauteten und einen, der den Alfabildern beilag. Ihre Rathschläge sind entschieden; aber ich möchte Sie noch nicht befolgen. Eine Entfernung aus Deutschland brächte mich um die Voraussetzung eines guten Gewissens, auf das ich mich dreist berufe. Wenn auch von Menzel als strikter Republikaner denunziert, so tritt doch die politische Seite meiner Anschuldigungen ziemlich in den Hintergrund, und sogar in Preußen scheint man ein andres und milderes Benehmen einleiten zu wollen. Meine Taktik muß die seyn, Preußen (ich bin aus Berlin gebürtig) so lange zu vermeiden, bis ich das entschiedene Wort des Ministeriums hab, daß meiner Freiheit nichts in den Weg tritt. Da Laube und Mundt frey passiren, würde man vielleicht auch Anstand nehmen, gegen mich persönlich einzuschreiten. Solange ich kann, halt' ich mich um Frkft herum: denn ich bin daselbst verlobt; aber die elenden Krämer werden mich unsanft empfangen, und das binnen 24 Stunden hör' ich schon, wie natürlich. Diese Menschen wissen nun Alle, daß mich nichts nach Frkft zieht, als meine Braut: und doch sind sie spitzbübisch genug, mir andre Zwecke unterzuschieben. Kurz, ich sehe

Noth und Plage voraus und werde soviel gehänselt werden, daß ich zuletzt doch im „Rebstöckel" nachfragen könnte. Aber die Freude, Sie zu sehen, müßt' ich dann theuer erkaufen, da mir schwerlich der Rückweg dann offen bliebe.

Die gegen mich bereits erhobene Appellation ist zurückgenommen durch die Minister in Carlsruhe. Ich danke Gott, von dieser Ungewißheit befreyt zu seyn. Am 10 Februar bin ich nun frey: mit der Weisung, Baden zu verlassen. Ich saß dann $2^1/_2$ Monate und zwar wie Sie richtig annahmen im Amthause oder Kaufhause, wie der ganze Arcadenwürfel heißt. Behandlung war erst massiv; dann milderte sie sich und endete zuletzt in entschied. Höflichkeit. Erst wollte man mich steinigen, und jetzt bin ich ziemlich populär. Die Deutschen sind wenigstens gutmüthig und können Niemanden lange leyden sehen.

Können Sie denn in Str. vollkommen die deutschen Affairen seit einem halb. Jahre übersehen? Eine Kette von Nichtswürdigkeiten und Dummheiten: die gänzliche innre Auflösung Deutschlands characterisirend. Ich will mich nicht in Schutz nehmen, ich weiß, daß ich outrirt habe: aber was erlaubte man sich nicht dagegen! Vieles ist sehr versteckt und Sie erfahren es noch einmal mündlich.

Ich höre gern von Ihren Beschäftigungen. Eine Novelle Lenz war einmal beabsichtigt. Schrieben Sie mir nicht, daß Lenz Göthes Stelle bei Friederiken vertrat. Was Göthe von ihm in Straßburg erzählt, die Art, wie er eine ihm in Commission gegebene Geliebte zu schützen suchte, ist auch schon ein sehr geeigneter Stoff.

Sie studiren Medizin und sind, wie ich höre, an eine junge Dame in Str. gefesselt, von früherher, wo Ihnen die Flucht dorthin sehr willkommen war. So sagte man mir wenigstens in Rödelheim.

Wenn Sie mir schreiben, so addressiren Sie: Generalconsul Freinsheim in Frankfurt a/M. Wolfseck.

Freundlich grüßend

Mannheim
d. 6 Febr. 36.

Ihr Gutzkow.

13.

Herrn Georg Büchner, in Straßburg, zum Rebstock.

Mein lieber Freund!

Sie geben mir ein Lebenszeichen und wollen eines haben. Allmälig kehr' ich auch wieder unter die Menschen zurück, und lerne vor erträglicher Gegenwart die Vergangenheit vergessen. Es geht mir gut, und es würde noch besser gehen, wenn mir in meiner Resignation nicht die Zeit lang würde.

Sie scheinen die Arzeneykunst verlassen zu wollen, womit Sie, wie ich höre, Ihrem Vater keine Freude machen. Seyen Sie nicht ungerecht gegen dies Studium; denn diesem scheinen Sie mir Ihre hauptsächliche Force zu verdanken, ich meine, Ihre seltene Unbefangenheit, fast möcht' ich sagen, Ihre Autopsie, die aus allem spricht, was Sie schreiben. Wenn Sie mit dieser Ungenirtheit unter die deutschen Philosophen treten, muß es einen neuen Effekt geben. Wann werden Sie nach Zürich abgehen?

Die Flüchtigen in der Schweiz spielen nun auch mit dem jungen Deutschl. Komödie. Dadurch wird der Name, hoff' ich, von mir und meinen Freunden mit der Zeit abgewälzt, wie fatal es mir auch im Augenblick ist, daß der wunderliche Titel auf diese neue Weise adoptirt wurde. Mit der Zeit wird es ein pappener Begriff werden und sich abnützen, was immer gut ist unter Umständen, wie die heutigen, wo die Massen schwach sind und das Tüchtige nur aus runden und vollkommenen Individualitäten geboren werden kann. So werden auch Sie gewiß die Berührungen vermeiden, welche sich in der Schweiz genug darbieten und meinem Ihnen schon früher oft genug gegebenen Zurufe folgen, daß Sie Ihre ungeschwächte Kritik der Literatur opfern.

Von Ihren „Ferkeldramen“ erwarte ich mehr als Ferkelhaftes. Ihr Danton zog nicht: vielleicht wissen Sie den Grund nicht? Weil Sie die Geschichte nicht betrogen haben: weil einige der bekannten heroice Dicta in Ihre Comödie liefen und von den Leuten drin gesprochen wurden, als käme der Witz von Ihnen. Darüber vergaß man, daß in der That doch mehr von Ihnen gekommen ist, als von der Geschichte und machte aus dem Ganzen ein dramatisirtes Capitel des Thiers. Schicken Sie mir, was Sie haben; ich will sehen, was sich thun läßt.

Von mir ist soeben eine Schrift erschienen: Ueber Göthe im Wendepunkte zweyer Jahrhunderte. Hätt' ich schon meine Freyexempl. würd' ich Ihnen eines schicken. Also künftig!

Frkft a/M. 10/6 36. Ihr Gutzkow.

14.

Mademoiselle W. Jaeglé.

Rue St. Guillaume 66 à Strassbourg.

Geehrtes Fräulein!

In den Erinnerungen, welche mich an den so früh vollendeten Büchner ketten, fehlte mir bis jetzt jener Theil seines Lebens, dessen Mittelpunkt Sie waren. Mußt' ich in dem Augenblicke erst mit ihm bekannt werden, wo Büchner nicht mehr ist! Verzeihen Sie mir, wenn ich nicht sogleich an den Zweck Ihres Briefes komme, und das trostlose Faktum, welches Niemand herber fühlen kann, als Sie, noch einmal so herb wieder ausspreche! Wie ich Ihnen Beruhigung geben kann, weiß ich nicht. Für gewöhnliche Trostgründe ist Ihre Bildung zu hoch; und besondre kann ich nicht ersinnen. Ich denke, daß Büchner nicht mehr ist, daß er mitten, ja noch vor seinem Anlaufe zum Höchsten starb; das ist ein ewiger Flor, den man von seinem Namen nicht fortnehmen kann, niemals und selbst nach der Verjährung nicht; daß er aber Ihnen starb, das würd' ich, wenn ich mich in Ihr so schmerzlich bewegtes Innre versetzen könnte, mit frommer, hingebender Entsagung tragen, wie Etwas, das Ihnen aufgespart war, wie etwas, das auch ohne Folge für Sie sein sollte, wie ein Begegniß, welches zwar ewig einen melancholischen Nachhall für Sie haben wird, Sie aber nicht hindern sollte, mit jenem höhern verklärten Lächeln, welches oft ja auch durch Thränen bricht, wieder an der Lust des Lebens, an Allem, was grüne, volle und lebende Farbe trägt, wieder Antheil zu nehmen. Das mußt' ich wenigstens voranschicken, wenn ich die Sache mit Büchners Nachlaß nun ganz praktisch, ohne alle weitre Störung der gemüthlichen Rücksichten, anfasse.

Vertrauen Sie mir Alles an, was Sie von Büchner haben! Ich bin gewiß, daß ich das kleine Denkmal, was ich ihm schon zu setzen versuchte, damit noch zu einem größern, seines Namens würdigeren ausbauen kann. Sind wirklich noch Produktionen, fertige und Fragmente, vorhanden, haben Sie Briefe, die Sie einer fremden Discretion (aber der meinigen, der Discretion eines Freundes!) anvertrauen könnten, Briefe, aus denen sich Gemüthszustände und Ideen entnehmen ließen; so geben Sie mir dies Material; ich will es sichten, ordnen, und in die literarische Welt als ein Ganzes einführen! Einen Buchhändler werd' ich schon aufbringen, der mit mir gemeinschaftlich verführe.

Eine Handschrift von der Art, wie Sie andeuten, hab ich nicht erhalten. Die Irrthümer, die ich aus Unkenntniß begieng, müßten Sie mir andeuten, überhaupt sich nicht die Mühe verdrießen lassen, mir bei der Arbeit behülflich zu seyn. Wollen Sie das? dann schicken Sie mir, was Sie haben; auch Büchners Züricher Dissertation, damit das Gemälde vollständig wird und auch bald begonnen werden kann. Die Censur ist allerdings ein Stein des Anstoßes; in meinem Nachrufe an Büchner hat sie stark aufgeräumt und die originellsten Stellen aus seinen Briefen an mich

weggestrichen; allein da wir ein Buch geben und dies ohnedieß stärker als 20 Bogen werden dürfte, so wird sie milder verfahren.

Ein vorläufiges Hinderniß, schnell an unser Werk, welches recht eigentlich eines der Liebe und Freundschaft ist, zu gehen, kann vielleicht auf kurze Zeit eine Reise abgeben, die ich in Begriff bin, nach Berlin zu machen. Allein, schicken Sie mir Ihre Sendung zeitig, d. h. bald nach Empfang dieser Zeilen, so nehm' ich sie mit und widme ihrer Durchsicht grade die Muße, die ich in Berlin haben werde, versuche ohnedieß, in Leipzig einen Verleger für das Ganze zu gewinnen. Kömmt die Sendung nach meiner Abreise an, so wird sie mir von den Meinigen nachgeschickt werden.

Den Schluß Ihres Briefes betreffend, so muß ich wohl erröthen, wenn mir eine Dame sagt, daß sie das Morgenblatt mit seinem Beiblatte lese. Wie Sie an dem Schmerz, einen so theuern Freund verloren zu haben, leiden und er Ihnen immer unauslöschlich im Wege stehen wird, so hab' ich mein Kreuz zu tragen, den schlechtesten Ruf, den mir gewisse Feinde zu machen wußten und den ich im Augenblick, wo ich ihn erhielt, durch meine damals in der That excentrischen Schriften, die auf die Masse nicht berechnet und mir selbst vielleicht allein nur klar und werth waren, nicht einmal widerlegen konnte. Gras darf ich über meinem Leid nicht wachsen lassen; ich muß Blumen darauf pflanzen, eine ganz neue Vegetation, muß arbeiten und schaffen, um meinen Ruf zu überwinden. Vielleicht mach ich ihn so vergessen. Ich spreche nur von dem, wofür ich gelte; nicht von dem, was ich bin. Das konnten Sie von Büchner hören. Er hatte einen hellen Blick; er wußte wohin die Seinigen wollten und welche Wege in die Irre, welche in die Wahrheit führten!

Das Papier ist zu Ende. Ich schließe mit Dank für Ihr Vertrauen, erwarte Ihren fernern Entschluß und zeichne mit Hochachtung

Ihren ergebensten Diener

Fft. 30 8 37. K. Gutzkow.

15.

A Mlle. M. Jaeglé.[1]

Rue Guillaume 66, à Strassbourg.

Verehrteste!

Als ich das kürzlich angekommene Paquet erbrach, war es mir so ängstlich und feierlich, als sollt' ich den Deckel von einem Sarge heben, und als in dem Moment (es war spät Abend) eine Musik unter meinem Fenster begann, dacht' ich, ein Geist rausche an mir vorüber und hielt lange ein, eh' ich an die Manuscripte gieng. Das Lustspiel las ich noch den selben Abend, und fand darin Büchners feinen Geist wieder, wenn ich auch voraussehe, daß es Dinge enthält, die im Druck entweder gemildert oder besser ganz übergangen werden. Die Art, wie ich diesen Nachlaß behandeln muß, tritt mir immer deutlicher entgegen. Ich will Alles, was wir von Büchner ausfinden können, in meine Darstellung verweben, sodaß ich ihn überall da selbst reden lasse, wo seine Worte so eingerichtet sind, daß er sich ihrer dem Publikum gegenüber als der seinigen würde angenommen haben; das aber, was nicht für den Druck zunächst bestimmt war, verflecht' ich in meine Darstellung. Das schöne Buch von Mundt, Charlotte Stieglitz, wenn Sie es kennen, soll mir als Vorbild gelten, nur mit dem Unterschied, daß jener einen krankhaft weiblichen, ich aber einen gesunden männlichen Stoff habe.

[1] Mlle Jaeglé s'appelait Wilhelmine, et, dans l'intimité, Minna. D'où le changement de l'initiale de son prénom.

Ohne Ihre Hülfe komm' ich natürlich zu keinem Ziele. Die Briefe sind mir vor allem wichtig. Sie sind so zart, so tief! Ich will davon öffentlich nur das benutzen, was auf seine Person geht. Für sonstiges, was sie enthalten, ist die Zeit noch zu jung und frisch. Ueberaus wichtig aber ist, daß Sie mir an der Spitze der Briefexcerpte immer angeben wann und wo sie geschrieben sind, wo möglich auch, in welcher Stimmung, unter welcher Constellation von Hoffnungen, Schwierigkeiten und dergl.

Welche Fragmente eines Drama versprechen Sie noch?

Lenz ist ein außerordentlich wichtiger Beitrag zur Literaturgeschichte, den ich vollständig abdrucken lasse; denn von dieser Berührung mit Oberlin hat man bisher nichts gewußt.

Da ich Vollständigkeit unserm Denkmal geben möchte, da mir das bezweckte Buch als ein denkwürdiger Beitrag zur Culturgeschichte unsrer Zeit vorschwebt und ich nichts übergehen möchte, was dazu beytragen kann Büchnern als einen Repräsentanten der modernen Bildung und der Jugend Deutschlands auftreten zu lassen, so will ich an die Freunde Büchners eine Aufforderung ergehen lassen, mir von ihm zu erzählen, was sie wissen und mir seine Briefe anzuvertrauen; außerdem will ich in dem nahen Darmstadt die Eltern besuchen und mich, wenn ich nur einige biographische Vortheile davon ziehe, gern den mir unbekannten Gesinnungen dieser Familie aussetzen. Sollt' ich das Ganze in Berlin ausarbeiten, was gegen den Winter doch geschehen könnte, so würd' ich bedauern die nächsten Anverwandten Büchners in meiner Nähe nicht um Rath gefragt zu haben. Die Mutter wird gewiß manches über den Knaben erzählen können, was für seine Zukunft, die ach, so früh abgeschnitten wurde, charakteristisch ist.

So lange von Berlin nicht die Cholera gewichen ist, können Sie mich noch immer hier vermuthen. Ich bitte Sie, mir rüstig im gemeinsamen Werke beizustehen. Geb' ich den Riß zum Ganzen, so sind Sie doch der eigentliche Werkmeister. Ich sehe mit Spannung Ihrer nächsten Sendung entgegen und bitte um Bewahrung Ihres gütigen Wohlwollens für Ihren

ergebensten

Frankfurt a M. 14 Sept 37. K. Gutzkow.

16.

Fräulein M. Jaeglé, beim Herrn Medizinalrath Dr. Büchner in Darmstadt.

Geehrtes Fräulein,

Ihr langes Stillschweigen hatte mir Veranlassung zu verschiedenen besorgten Vermuthungen gegeben. Besonders redete sich mir der Gedanke ein, daß meine in der A. Z. im vorigen Jahre gemachte Aufforderung wegen des Büchner'schen Nachlasses, die leider ohne allen Erfolg gewesen ist, vielleicht bei Verwandten und Freunden des Verstorbenen die Besorgniß rege gemacht haben dürfte, als würde grade durch meinen Namen dem Andenken des Verstorbenen ein zu entschiedenes und beinahe parteiisches Gepräge aufgedrückt werden. Die Vorstellung ferner, daß Büchners Eltern meinem Unternehmen nicht günstig sein möchten, die durch das Stillschweigen von Darmstadt aus nur noch genährt wurde, lähmte mich, ich gesteh' es, in dem Eifer, für die verabredete Sache zu wirken. Ganz verlassen von jeder weitern Anregung durch Sie selbst, that ich, was ich selbst nach den mir zu Gebote stehenden Hülfsmitteln für den Freund thun zu können glaubte. Ich nahm meinen Ihnen bekannten Nachruf an Büchner in die soeben erschienene Sammlung einzelner Aufsätze: Götter, Helden, Don-Quixote auf, vervollständigte Einiges, was

mir die Censur in Frankfurt verstümmelt hatte, und ließ in den Mainnummern des Telegraphen diejenigen Stellen aus Leonce und Lena abdrucken, die mir für ein Zeugniß von Büchners poetischen Gaben erheblich schienen. Ich konnte das ganze Lustspiel nicht mittheilen, weil Büchner es in der That ein wenig zu schnell hingeworfen hat und als Ganzes es selbst seine Freunde nicht würde befriedigt haben. So denk' ich auch noch mit den Bruchstücken des Lenz auf den Seligen zurückzukommen und in dieser Weise seinem Gedächtnisse zu opfern, wessen ich eben habhaft werden konnte. Die gehofften Notizen und Materialien blieben aus: was konnte ich thun und vorbereiten?

Ohnedies ist es mir etwas schwer geworden, wenigstens in Frankfurt einen Verleger für ein größres Unternehmen zu finden. Ich wollte Sauerländer veranlassen, den Danton für das Projekt beizusteuern; doch setzte er sich aufs hohe Pferd und wollte viel Geld dabey verdienen. Ich meine nun, ob noch etwas geschehen kann, hängt lediglich von Herrn Zimmermann ab. Ich weiß nicht, ob seine Biographie umfangreich ist; ob sie nicht vielleicht sich in den Spalten meines Journals unterbringen ließe? Die Bruchstücke vom Lenz und das wirklich nur flüchtig gearbeitete Lustspiel (es thut mir weh, so sagen zu müssen und ich bitte, mein Urtheil nicht lieblos zu schelten) sollten wir nicht als Veranlassung einer besondern Herausgabe benutzen, die Materialien, um welche ich öffentlich bat, sind ausgeblieben; nun mag Herr Zimmermann entscheiden, dem ich Sie bitte meine Ansichten mitzutheilen und dabei zu bemerken, daß eine Einsicht in seine Arbeit ungemein erwünscht wäre.

Sollten Sie wieder nach Fft kommen, so unterlassen Sie nicht, einen erneuten Versuch bei meiner Schwiegermutter zu machen. Sie werden eine einfache, aber gefühlvolle Frau kennen lernen, die wenn auch nicht durch Bildung und Routine, doch durch Ahnung und jenen schönen Sinn der Frauen, den man den sechsten genannt hat, oft das Richtige findet.

Rechnen Sie in Allem, was Sie betreffen und anregen könnte, auf das geheime Band, durch welches ich mich an Sie gebunden fühle, nicht bloß auf diese allgemeine Hochachtungsversicherung, mit welcher man die Briefe schließt.

In der Hoffnung, bald wieder einen von Ihnen zu besitzen, zeichn' ich

Ihren

Hamburg, d. 26 Juni 1838. ergebensten

Gutzkow.

Beifolgende Briefe bitte gütigst zurückgeben zu wollen.

Zur Entstehungsgeschichte der „Amaranth".

Die nachfolgenden vier Briefe des Dichters der „Amaranth" an Gustav Schwab, die sich in glücklicher Weise ergänzen, bilden einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Entstehungsgeschichte der bei ihrem Erscheinen vielgenannten Dichtung. Mit dem ersten Briefe schickte Oscar von Redwitz im August 1846 Teile des „Amaranth"-Manuskriptes an Gustav Schwab und bat ihn um sein Urteil nicht nur über diese mitgesandten Bruchstücke, sondern

auch über sein poetisches Können im allgemeinen. Ein später erfolgter Besuch Redwitz' in Stuttgart bei Schwab ließ diese Annäherung des romantisch-religiösen Sängers an den schwäbischen Dichtergenossen zur Freundschaft erstarken. Doch trat nach Publikation der „Amaranth" eine Trübung dieses Gefühles bei Redwitz ein, die Klüpfel, Schwabs Schwiegersohn und Biograph, in seiner Schrift über „Gustav Schwab. Sein Leben und Wirken", daraus erklärt, daß Schwab die „Amaranth"-Dichtung in der „Allgemeinen Zeitung" nur in einer Kollektivrecension unter mehreren andern neuen poetischen Erscheinungen ohne Begeisterung angezeigt habe (vgl. Klüpfel, S. 351).

I.

Ein Brief von Oscar v. Redwitz an Gustav Schwab.

Mitgeteilt von Otto Gmelin in Kiel.

Mit Freude beantw. d. 12. Okt. 1846.[1])

Hochverehrtester
Hochwürdigster Herr Decan!

Im innigsten, ja ich darf wohl sagen, in kindlichem Vertrauen nahet sich Ihnen unbekannt ein junger Mann von kaum drei und zwanzig Jahren, und bittet Sie, seines Geistes Richter sein zu wollen.

Wie kann Ihnen ein junger Mensch, wie ich, sagen wer Sie sind! das sagt Ihnen längst unser großes, deutsches Vaterland in tausend und tausend Zungen, Ihr Name steht unter den Besten in der Geschichte unsrer deutschen Litteratur!

Aber das, hochwürdigster Herr, das darf ich Ihnen sagen, daß ich mir in Ihnen ein recht deutsches, menschenfreundliches und liebreiches Gemüth denke, das einen jungen Menschen, der sich ihm mit wirklichem ungeziertem Vertrauen nähert, nicht mit dem Stolze schon errungner Lorberen höflichkalt zurückweist, sondern dieses Vertrauen liebevoll würdigt, und ihn in die Arme nimmt, und prüft, ob aus dem jungen Schüler nicht auch einmal ein Meister, wenn auch nur ein schlechter Meister, der innig und einfach Natur und Gemüth besingt, dereinst werden könne.

Dieses Vertrauen in Sie, hochwürdigster Herr, haben Ihre so gemüthreichen Lieder und Sagen, die freundlichlächelnden Züge Ihres Bildnisses in mir erweckt, und der allgemeine Ruf Ihres einfachen, wohlwollenden Wesens; Sie sind ja ein Meister der schwäbischen Schule, die nicht kränkelt am modernen politischen Fluche und all' diesem blasirten europamüden Weltschmerz, sondern die Welt und das Leben noch mit heiterem Blick und gesundem Herzen ansieht, und schon dieß bürgt mir für die Wahrheit meines Glaubens.

Ich bitte Sie herzlichst, lassen Sie mich die Bahn der Etiquette verlassen, ich bin ein Feind aller dieser gefühllosen Stereotypphrasen, lassen Sie mich meine Sprache reden, wie sie mir der freie Drang eines jungen Herzens eingiebt, und mich zu Ihnen wie zu einem Vater reden; ich kenne Sie nicht und habe Sie nie gesehn, aber, weiß Gott, ich habe Sie recht herzlich gern, und wüßte wahrlich keinen

---

[1]) Bemerkung von der Hand Gustav Schwabs.

Mann in Deutschland, auf den ich ein gleiches Vertrauen hätte; nicht wahr, darum sind Sie mir auch nicht böse, daß ich Sie bei all' den vielen Beschäftigungen Ihres Amtes und all' den so unangenehmen litterarischen Zudringlichkeiten noch mehr belästige; ich darf ja doch vielleicht hoffen, daß die wenigen Stunden, die Sie mir widmen, nicht ganz für Sie verloren seien, und Sie in meinem herzlichsten Danke wenn auch nur kleinen Ersatz finden.

Meine Bitte, hochwürdigster Herr, geht nun dahin, Sie möchten über die beiliegenden Bruchstücke ein, *durchaus strenges Urteil fällen, ohne alle event. Rücksichten meiner Jugend.* Darum kann ich Sie nicht genug bitten, denn ich will vor Allem mir selbst die Wahrheit sagen, und auch nicht im Geringsten über mein Talent mich täuschen. Ich dichte seit meinen ersten Jugendjahren, das dramatische und lyrische war mein Feld, viele Plane wurden entworfen, eine übersprudelnde ungeregelte Phantasie zerstörte sie wieder.

Da erwachte in mir vor zwei Monaten nach jahrelanger Muse ein so gewaltiger Drang zum Schaffen, daß Nichts, kein Mahnen meiner Freunde, meine eigenen täglichen inneren Vorwürfe im Stande waren, mich davon abzuhalten, und hätte ich auch die schlimmsten Folgen hervorgerufen — ich *mußte* dichten; denn ich befinde mich im letzten Semester meines juristischen Studiums.

Obwohl ich mich wenig mit der *neuesten* Poesie befaßte, so erkannte ich doch aus wenigen Dichtern den Geist derselben, und ich muß Ihnen offen gestehen, er gefiel mir nicht; diese Zerrissenheit, Irreligiosität und dieses unablässige Verdammen der Zeit, dieses Sichgefallen im Schmerz und Fluche, erregte in mir oft eine widerwärtige Stimmung, denn ich halte als eine der ersten Aufgaben des Dichters auf das Volk moralisch einzuwirken, das Herz zu erfreuen, zu *versöhnen*, und es zu den höchsten Gefühlen emporzuheben; wohl ist es auch erhaben, das geistige Schwert zu schwingen, und im Liede zum Streit zu ermuthigen, gewiß ist dies ein hoher Beruf des Dichters; allein, du lieber Gott! Körners Zeiten sind nicht mehr! jetzt bleibt es immer nur bei den *Worten!* und deren sind wahrlich genug da, ein einziger Herwegh hätte genügt; unter diesen Betrachtungen der **neuesten** Poesie stieg in mir der Gedanke auf, einmal wieder ein heiteres, versöhnendes Bild in die aufgeregte Gedankenfluth zu legen, und in wenigen Tagen war der Plan vollendet.

Ich wählte Deutschlands schönste Zeit; es soll dieser Stoff erfreuen und erheitern, zugleich aber auch die Erinnerung an Deutschlands Größe in sich tragen und zeigen, warum es so groß war, weil es mehr den *Glauben* achtete aus dem alle Tugenden entspringen; jedoch *ohne alle Tendenz auf unsere Zeit.* Wenn uns im Winter eine Blume gebracht wird, erfreut sie nicht unser Herz, hoffen wir nicht auf den Frühling? Fühlen wir aber auch nicht gerade durch die Blume, *daß es Winter sei?* —

Dieß meine Idee. Aber, bin ich auch dazu geboren, ich sage geboren, diese Idee zu verwirklichen? Darf ich es wagen, solch hohen Stoff als *Dichter* dem deutschen Volke vorzuführen? ich sage dem deutschen *Volke?* Muß ich nicht fürchten, für diese Idee, die mich nun ganz erfüllt, die mein halbes Denken ausmacht, die ich für mich als Heiligthum in mir trage, am Ende nur Tadel und Spott einzuerndten? Ist es nicht besser, ich lasse sie in mir verschlossen? oder ich theile sie nur meinem Kreis von Freunden mit? das, hochwürdigster Herr, sind *bedenkliche Fragen!* Wie Mancher hätte Alles darum gegeben, wenn er seine heiligsten Gefühle nicht der Welt geoffenbart, Gefühle, die er tief gefühlt, die aber in der allmächtigen Sprache der Dichtung auszusprechen er nicht verstand?

Ich will mir diesen Schmerz ersparen, und darum bedächtig zu Werke gehen! denn ist der Gedanke einmal dem glatten Blatte gegeben, hat einmal jeder pedantische Kritiker, jeder aufbrausende Jungdeutsche ein Recht, darüber zu richten, dann kommt die Reue zu spät; ich fühl' es zu gut. Man kann unter seinen Freunden, sogar in seiner Vaterstadt, ja sogar in seinem Vaterlande ein erträglicher Dichter

Digitized by Google

sein, im großen Deutschland wird mit anderem Maße gemessen, dort kann man ein Stümper sein.

Sie, hochwürdigster Herr, Sie sollen mein Richter sein! Sie mögen urtheilen, ob nach diesen Bruchstücken zu schließen, ich ein solches Talent in mir trage, um in jetziger Zeit unter die jetzigen Dichter mich stellen zu können, und mit Ihnen ehrenvoll genannt zu werden. Gewiß, ich bin es überzeugt, werden Sie schon jetzt in meinen Worten, den jungen Mann kennen gelernt haben, der nicht mit der Poesie aus eingebildetem Genie und Eitelkeit tändeln will, sondern dem es wirklich Ernst damit ist, und der lieber ein poetischer Dilettant bleiben will, als sich unter Deutschlands Dichter zu mengen, um mit ihnen aufzufliegen und am Ende wie der Ulmer Schneider sit venia verbo. ausgelacht auf den Boden plumpt. Gewiß, mir soll aus Ihrem Munde der bitterste Tadel willkommen sein; ich bin vernünftig genug einzusehn, daß gerade der Tadel mehr bessert, als alles Lob, und daß ein Tadel aus dem Munde eines Mannes, zu dem man Vertrauen und Liebe fühlt, noch rechtzeitig ausgesprochen doch viel leichter zu ertragen ist als der spöttische Tadel jedes Zeitungschreibers; gewiß, Ihren Tadel will ich mit Dank aufnehmen, denn er kann ja nur zu meinem Beßten sein; darum nochmals, nicht wahr, hochverehrtester Herr Dekan, ich darf auf ein strenges, unumwundenes Urtheil hoffen, Sie ermessen gewiß, daß es für mich von großer Wichtigkeit ist.

Und nun! wie soll ich mich entschuldigen? ich fühle es erst jetzt so recht, wie keck mein Wagen war, mit Ihnen, dem Dichter Gustav Schwab, so unangemeldet, ohne alle Empfehlung so frei und ungeniert gesprochen zu haben, und Sie ohne Weiteres gebeten zu haben, Gedichte eines Anfängers durchzulesen und zu critisiren, als ob Sie gar nichts wichtigeres zu thun hätten! Meine Liebe, mein Vertrauen zu Ihnen mögen für mich reden; ich kann mich nicht entschuldigen.

Wollten Sie, hochwürdigster Herr, mich einer Antwort würdigen, so können Sie den Dank ermessen, den ich Ihnen gewiß mein ganzes Leben zollen werde! Denken Sie eben, daß Sie ein gutes Werk thun, und ich bin es von Ihrem Gemüthe überzeugt, Sie lassen mich nicht umsonst gebeten haben.

Ich werde noch drei Wochen hier bleiben, und dann im Gebirge meinen Aufenthalt nehmen bis zu meiner Prüfung; ich muß jetzt notwendig alle Dichtung vergessen und mich ganz in die prosaische Wirklichkeit einer juristischen theoretischen Prüfung versetzen. Ihre werteste Antwort soll der Schlußstein meiner academischen Jahre sein und begeistert sing' ich dann Ihr weltbekanntes „Bemooster Bursche zieh ich aus“ im Rückblick auf meine Studentenjahre, die ich fünf Jahre lang im Kreise der Verbindung Frankonia fröhlich durchlebt habe.

Und nun, hochwürdigster Herr, lassen Sie mich von Ihnen Abschied nehmen, und nochmals meine wahre Liebe und begeisterte Verehrung kundgeben, mit der ich immer sein werde

Euer Hochwürden

ganz ergebenster

Oscar Freiherr von Redwitz-Schmölz.

cand. jur.

München am 27.ten August 1846.

(Sollte es Euer Hochwürden unmöglich sein, mir bis nach 3 Wochen Ihre werteste Antwort zukommen zu lassen, so bitte ich Sie innigst, mir wenigstens einstweilen bis dorthin das Manuscript da es mein einziges Exemplar ist, gütigst zurücksenden zu wollen)

Fürstenstraße № 89

über einer Stiege.

II.

Drei Briefe von Redwitz an Schwab.

Mitgeteilt von Adolf Wilhelm Ernst in Hamburg.

1.

Hochwürdigster
Innigstverehrter Herr Oberconsistorialrath!

Vor Allem meinen und meiner Eltern herzlichsten Dank für Ihr so liebereiches väterliches Wort vom neuen Jahre; es hat uns alle tief gerührt, und ließ mich wieder so recht wahr erkennen, welchen kostbaren Geistesschatz der liebe Gott mich in Ihnen finden ließ.

Ich will meine Liebe zu Ihnen nicht in Worte zergliedern, sie soll ungetheilt und gleich wahr in meinem Herzen fortleben, und der stumme Mund der Zeit wird dereinst besser als alle Worte sie Ihrem Herzen offenbaren.

Ich bin jetzt so recht in der göttlichen Lust des Schaffens, und oft mitten in meinen Liedern danke ich Gott für sein Geschenk, das wenigstens mein Herz, ich darf wohl sagen, oft so recht glückselig macht. Ich glaubte es Ihnen schuldig zu sein, Ihnen meinem innigstgeliebten Meister und väterlichen Freunde als Schüler einmal wieder Rechenschaft von meiner poetischen Thätigkeit abzulegen, und erlaube mir beiliegend Ihnen und auch Ihrer lieben Familie die zwei ersten Abschnitte meiner Amaranth zu übersenden.

Ich habe den ersten Cyclus gänzlich umgearbeitet und abgekürzt, und es soll mich herzlich freuen, wenn Sie darin wahrnehmen könnten, wie mir stets Ihre so liebevollen Bemerkungen Ihres ersten Schreibens vorschwebten.

Im zweiten Cyclus, ich gestehe es gern, war Jenny Lind mein Vorbild; sie hat mich gelehrt, welche geheimnißvolle Kraft in der Natur der Darstellung schlummere; wenn es mir nur auch gelungen ist, meinem gutgemeinten Streben leidlich nachgekommen zu sein. Über beide Cyclen, mein innigstgeliebter väterlicher Freund, bitte ich Sie zu einmal gelegener Stunde mir Ihr liebes Urtheil gütigst mittheilen zu wollen; mir wird jedes Wort, das billigende wie das tadelnde gleich werth sein, denn ich weiß, Sie wollen nur mein Bestes. Wenn anders meine Productivität mich so beglückt, wie jetzt, so hoffe ich bis zum Juni das Ganze (ungefähr 12—14 Bogen) vollendet zu haben, und werde dann den Sommer zu einer sorgfältigen, strengen Revision verwenden. Doch vorderhand will ich bescheiden singen, was mir jeder Tag bringt, und nie vergessen, wie unendlich schwer es sei in der Darstellung der Conception des raschen Geistes nachzukommen; ich will ernst zu Werke gehen, den Geist blos nach dem Höchsten gerichtet; leider, daß er so oft den Gipfel nicht erreicht.

In einem spätern Cyclus „Saengerfahrt" soll Amaranths Vater Freiheit und Vaterland besingen, in Bildern, welchen die Fiction zu Grunde liegt: die Freiheit habe ihn ausgesandt, ihre Lehren zu verkünden. Er tritt im Geiste in die Volksversammlungen, vor den Thron der Könige, zieht voran zur Schlacht, und wird so, wohl in antik gehaltenen Bildern, so doch den Geist unseres Jahrhunderts (kirchlich und politisch) berühren, vor Allem auch den hohen Beruf der Frauen für das Blühen des Vaterlandes besingen.

Der Grundgedanke aller dieser Bilder, der auch die ganze Dichtung vorzugsweise trägt, ist: Der Glaube ist die Mutter aller Tugenden. Freiheit, Muth, Vaterlandsliebe, Keuschheit, Alle entspringen aus ihm.

Wohl wird diese Sängerfahrt meistens stromaufwärts gehen, aber mein Sänger singt:

„O schwacher Geist, dem Gott das Lied geschenkt,
Der's nicht gleich einem treuen Vater liebt,
Nicht an dem eignen Herzblut nährt und tränkt,
Der ihm nicht seinen eignen Glauben giebt,
Und an die Brust der lauten Welt es legt,
Weil seines eignen Glaubens er sich schämt;
Und ihm, von falscher Muttermilch gepflegt,
Mit falscher Maske das Gesicht verbrämt,
Und es hinausschickt als sein eigen Kind,
Sein feigverfälschtes, göttlich Angebind.
Es zieht dahin im weltgefäll'gen Kleid,
Dein Name wird auf offnem Markt gefeiert!
Doch wolle nicht frohlocken vor der Zeit!
Es kommt der Tag, der deinen Trug entschleiert,
Es ruft dein eigen Kind dich vor Gericht,
Und klagt dich an: „Du bist mein Vater nicht!"

Und am andern Orte fleht er die Freiheit an:

„Laß mich nicht buhlen um den Kranz der Gassen,
Den die Hetäre ihren Sängern flicht,
Wenn sie berauscht im Reigen sie umfassen,
Zeig mir dein göttlich wahres Angesicht!"

Einstweilen soviel. Den Schluß wird das „Königskind" bilden, das [ich] Ihnen mitzutheilen, ich bereits das Glück hatte.

Glauben Sie mir, nicht weil die politische Poesie zur Mode geworden, nicht darum habe auch ich sie in meine Dichtung hereingezogen; nein, ich fühle ein inneres Bedürfniß von dem Grunde, von dem ewigen Prinzip der Freiheit zu singen; denn ich bin jung; und gewiß meine Lieder der Freiheit und der Vaterlandsliebe können den sog. Liberalen nicht behagen; aber wie gesagt, ich halte die Dichtung für viel zu heilig, als daß ich es wagen könnte je Etwas zu singen, was nicht meinem eignen Herzen aus Überzeugung entsprungen.

Ich weiß, ich belästige Sie wieder, mein innigstgeliebter väterlicher Freund! aber, wäre es denn recht von mir, wollte ich nach so vieler Liebe Ihrerseits, nun gänzlich schweigen? Lassen Sie sich nur recht schön Zeit, ich dränge Sie ja diesmal nicht, und früh oder spät ist mir Ihr Vaterwort gleich willkommen, und mein Dank soll einst der beste sein, wie ihn ein junges Dichterherz (sit venia verbo) bieten kann. Wie herzlich freute es mich, neulich in Scherrs Wegweiser durch den Dichterwald Sie und Ihr ganzes Leben und Wirken so treffend und rühmlich geschildert gelesen zu haben, als hätte ich es aus eigner Erfahrung geschrieben. Das muß Ihnen doch gewiß für so viele Kränkungen auch wieder eine rechte stille Freude machen.

Ihre so liebevolle Nachricht von Frl. Adelheid hat mich recht wehmüthig berührt; so geht es im Leben, wenn Sie doch nur auch das Geschick als „Lootsen" die Strandung verhindern läßt, sie würde mich sonst recht aufrichtig dauern; ich bitte Sie doch, mir einmal gütigst den Erfolg mittheilen zu wollen, wenn ich anders diese Bitte wagen darf.

Und nun, mein innigstverehrter Herr Oberconsistorialrath, lassen Sie mich im Geiste freundlich von Ihnen Abschied nehmen. Der liebe Gott erhalte und segne Sie und Ihre liebe Familie, und wenn Sie einmal eine stille Stunde übrig haben,

dann beglücken Sie mich mit Ihrem lieben Freundes- und Kritikerworte! Seien Sie in dem Maße streng mit mir, in dem Sie mich achten und lieben können.

Ihrer lieben Familie meine herzlichsten Empfehlungen, ich bitte auch um deren geneigtes Urtheil, denn ich glaube bei Amaranth möchte Frauenurtheil sehr competent sein.

Und nun, mein ewigtheuerer väterlicher Freund, (wenn ich Sie so nennen darf,) leben Sie recht wohl und erhalten Sie mir Ihre Achtung und Liebe.

In ewig treuer Liebe
Ihnen herzlichst zugethan
und ergeben

Oscar Frh. v. Redwitz.

Speyer, d. 17. Jan. 1847.

NB. Ich bitte um gütige Remission des Manuscripts.

Dem kleinen Venetto wünsche ich recht gute Fortschritte auf der Zither — hat er denn einen guten Lehrer?

2.

Hochwürdigster
Innigstverehrter Herr Oberconsistorialrath!

Endlich einmal, nach vielen, langen Monden läßt mir Gott die stille Freude gewähren, Ihnen und Ihrer werthen, lieben Familie die zwei ersten Theile meiner Dichtung, zum gütigen Lesen und Beurtheilen übersenden zu können. Ich habe Viel, recht Viel gekämpft, oft gesiegt, oft bin ich unterlegen, oft fühlte ich mich stark, oft war ich müde, und arm an Vertrauen, eine Idee verdrängte die andere in ungeordneter, stürmischer Jugendphantasie, mein lyrischer, ungestümer Drang wollte sich schwer an plastische Ruhe gewöhnen, alle politischen Ereignisse unserer Zeit wollten sich meiner unschuldigen, harmlosen Dichtung einprägen, und ihr den kindlichen Sinn und die Einheit nehmen; andrerseits tönte mir beständig Ihr gütiges Mahnen an epische Kraft und ruhevolle Plastik in die Ohren, und doch! obgleich ich die vollste Stichhaltigkeit Ihrer gütigen Worte ahnte, so ließ mich mein angeboren lyrisches Element nicht klar genug die Anwendung des Epischen verstehen, kurz, mein Amaranth war in großer Trost- und Rathlosigkeit, und schon war mir der Muth und die Lust gewichen, denn ich konnte mich unmöglich entschließen, mit diesem leidigen Gefühle der Halbheit weiter zu schreiten und meine Zeit und meine heiligsten Gefühle am Ende an ein mittelmäßiges, schülerhaftes Gewebe ohne ästhetischen Werth, fruchtlos für mich und für andere vergeudet zu haben! Da richtete in dieser peinlichen Stimmung des Streites, ohne Muth denselben zu besiegen, mein treuester, wahrhaft an hohem Geist und dem tiefsten religiösen Gemüth seltener Freund, Regierungssekretär Molitor, aus Speyer, mein gedrücktes Gemüth wieder auf, und in seiner herrlichen Freundschaft, erstarkte plötzlich mein poetischer Wille. Er erkannte es tief, meine Dichtung habe wohl Gedanken, aber keine, eine, das Ganze tragende, durchdringende Idee, und diese müsse ich vor Allem finden, eine Idee, die in unsere Zeit mächtig eingriffe, versöhnend und kämpfend. Ich erkannte wohl tief das Wahre meines Freundes, allein, wenn ich auch diese eine Idee fände, die Hälfte meiner Dichtung war vollendet, sollte ich wieder neu beginnen? Mir fehlte der Muth hiezu; doch endlich raffte ich mich auf, und begann mit Vertrauen mein Werk, voll christlicher Zuversicht auf den Geber aller Lieder. Schon vorher war durch den begeisternden Einfluß meines Freundes, den ich als das reinste Ideal eines Jünglings mit einer wahren Frömmigkeit verehre, in meinem religiösen Sein eine gänzliche Erstarkung im christlichen entschiedensten Glauben geschehen, der durch die Universitätszeit, wie das so geschieht, etwas lau geworden

war. Ich schloß mich mit desto sehnsuchtsvollerer Innigkeit den an hohem, himmlischen Troste und heiligem Frieden unerschöpflichen Geheimnissen des Christenthums an, je mehr mir die trostlose Zerrissenheit unserer neuesten Poesie, und unserer ganzen Zeit klar wurde, ich betrachtete das von mir schon Geschaffene als Studien, wie sie ja der Maler und Compositeur auch macht, und nur der Dichter aus eitelm Sehnen nach dem ephemeren Kranze unserer feilen Journalistik so oft vergißt. Die eine Idee meiner Amaranth ist nun: die Ehe; im zweiten Cyclus die christliche Ehe, wie sie sich in Amaranth abspiegelt; im dritten Cyclus „Ghismonde“ die heutige Ehe, die Negation der christlichen. Walther zieht im ersten Cyclus „der Aufbruch“ als geworbener Bräutigam nach Welschland, seine Braut, „Ghismonde“, heimzuführen. Er trifft Amaranth und geht aus dem Frieden Amaranths in den Streit des III. Cyclus. —

Ghismonde ist eine reiche, vornehme, höchst geistreiche Pantheistin, Walther geht in ihr den Kampf des Christentums mit dem Pantheismus, der christlichen Ehe mit der emanzipierten hindurch; er stellt sie auf die Proben der christlich ehelichen Tugenden, sie unterliegt in allen und Ghismondens Reize und Schätze verlassend, führt er im IV. Cyclus, „die Heimkehr“, Amaranth als seine Braut in seine Heimat.

Dies ist nun die ganz einfache Geschichte meiner Dichtung. Ich sende Ihnen bis jetzt nur die 2 ersten Cyclen und kann Ihnen nur heilig versichern, daß ich mir um epische Gestaltung alle nur mögliche Mühe gegeben, in Form und Reim; ob und welche Fortschritte ich darin gemacht habe, darüber will der Dichter schweigen; Ihr prüfendes Kennerauge erspart mir jede eigene Beurtheilung; nur die einzige Bemerkung kann ich nicht unterlassen, daß ich es für unumgänglich notwendig erachtet habe, das Religiöse in das Gebiet der Ehe herein ziehen zu müssen, und Amaranth aus subjectiven, historischen und poetischen Gründen (denn ich bin Katholik und kann deshalb nur katholisch fühlen und denken) ein katholisches Mädchen wurde; ich hoffe aber zuversichtlich, daß kein gläubiger Christ, welcher Konfession er sich auch bekenne, sich an meiner Auffassung des Katholizismus ärgern könne. Ich müßte auch aus allgemeinen Gründen entschieden das Christentum zum Hauptträger meiner Dichtung erwählen; denn Unglaube ist der Wurm unserer unseligen Zeit, und ich bin fest entschlossen, all meine dichterische Kraft streitend dem Pantheismus unserer Tage entgegenzusetzen. Nach dem Lorber unseres jungen aufgeklärten Deutschlands gelüstet es mich nicht und ebenso wenig schreckt mich ihr mich vielleicht treffender Spott; meine Überzeugung und die Kunst sind meine einzigen Sterne, den Ausgang und Gewinn, Lob und Tadel, stell' ich Gott anheim; daß ich aber doch vielleicht manches Herz, das noch nicht erkrankt ist, trösten und erheben möge, darauf vertraue ich mit kindlichem Sinne, und ich bin dann hinreichend für allen meinen Streit, und die vielen Stunden meines Schaffens belohnt. Proben des III. Cyclus werde ich mich beehren in einigen Wochen Ihnen zuzusenden.

Verzeihen Sie, wenn ich an Sie, Hochwürdigster Herr Oberconsistorialrath, die Bitte wage, Sie möchten nach gemachtem gütigen Gebrauche mein Manuscript an die Adresse des „Otto Baron von Boelberndorf, bei Staatsminister Grafen Reigersberg, in München“ gefälligst übersenden und mir Ihre werthesten Worte recht bald durch ein vertrauensvolles, offenes Schreiben kundgeben. In München ist meine Amaranth in der Haute volée sehr bekannt, und ich kenne dort, sowie im übrigen Bayern und Österreich in meinen ausgebreiteten Bekanntschaften schon Hunderte der einstigen Leser meiner Amaranth; glauben Sie wohl, mein innigst verehrter, väterlicher Freund, daß es wohl im Bereich der Möglichkeit liege, es könne, falls die zwei andern Theile in gleichem Werthe wie das schon Geschaffene ausgearbeitet sein würden, unter den sonst nur günstigen commerciellen Auspizien wenigstens für eine einmalige Auflage die Cotta'sche Buchhandlung sich dereinst zu der Herausgabe meiner Amaranth verstehen? Doch Verzeihung für diese höchst vor-

eilige, etwas schwache Neugierde eines jungen Dichters, aber ich halte ungemein viel gerade auf diesen Verlag und würde gern auch jede Bedingung eingehen drum, nicht wahr? Sie sind mir wegen dieser Frage doch ja nicht böse?

Und nun, mein hochverehrtester Herr Oberconsistorialrath, Gottes Segen über Sie und Ihr Haus! Möge Gesundheit und Frieden immer bei Ihnen weilen! Der hochverehrten treuen Hausfrau und dem lieben Töchterlein meine herzlichsten Empfehlungen, mit der Bitte, meinem Kinde „Amaranth" auch ein liebendes Auge zuzuwenden! Entschuldigen Sie meinen nachlässigen Stil und meine schlechte Schrift, ich schreibe diesen Brief inmitten unter dem Drucke eines ..... Lebens,[1]) bei dem ich täglich 8—9 Stunden zubringen muß; ich will nicht klagen; es schützt mich mein lästiger Beruf vor Übermuth.

So harre ich denn mit der freudigsten Sehnsucht auf Ihr recht baldiges theures Wort, ich bitte nur um volle, rückhaltslose Offenheit Ihres gütigen Urteils und bin wie immer

in
unwandelbarer Liebe und Verehrung
Ihr
dankbarst ergebener

Kaiserslautern am
20. Febr. 1848.

Oscar v. Redwitz.

P. S. Meine Amaranth werde ich „eine christlich-romantische Dichtung" nennen; denn christliche Romantik ist das Ziel meines jetzigen Strebens; doch was liegt am Namen?

Sie zählen hier nun zwei gleich treue Verehrer, Friedrich Aulenbach ist ein äußerst gemüthreicher, charaktervoller Mann; ich habe ihn sehr gern; schade, daß sein Lebensziel und seine Stellung als Jurist zumal in seinen Jahren, so ganz verfehlt sind.

Dr. Rtz.

München!!! Es giebt eben doch noch eine Göttin Nemesis! Und erst die Geschichte! Armer Ludwig I.! Sein Abend ist trübe geworden! Verfinstert sein Abendroth von spanischen Fliegen, wie einst Ägypten von Heuschrecken!

Es ist keine Nummer unverändert geblieben; ich bitte deshalb recht herzlich, eben das Ganze noch einmal im Zusammenhange lesen zu wollen.

Meine Abendlecturen sind im Augenblick eine Wiederholung Ihrer Romanzen; das Eßlinger Mädchen, die Wurmlinger Capelle, das liebste Wort und so viele Andere haben mich ganz begeistert; diese prächtige Ruhe! Ja! da fühlt man den Schüler bei solchem Meister.

3.

Hochwürdigster
Innigstverehrtester Herr Oberconsistorialrath!

Wie lange ließ ich nichts mehr von mir hören, und wie undankbar werde ich Ihrem mir stets so liebevollen Herzen erscheinen? Was soll ich Ihnen zu meiner Rechtfertigung sagen? Ich kenne Ihr väterliches Herz und sage nichts, was nicht wahr wäre und bitte Sie nur aus ganzer Seele, mir darum nicht böse sein zu wollen; ich habe meine Amaranth im Leben gefunden, mein theuerster väterlicher Freund, in einem kaum sechzehnjährigen süßen Kinde, fromm und schuldlos; häus-

[1]) Diese Stelle des Originals, die eine nähere Bestimmung zu „Leben" enthält, konnte ich nicht entziffern.

lich und gehorsam, wie mein Ideal; sie ist mein Himmelsbalsam für meine so tiefen Wunden, die mir das Geschick durch den Tod meines verklärten, nun so friedensreichen Vaters geschlagen. Ja! ich bin in meiner Liebe glücklich wie ein Kind, und will nun in ihr alle Träume meiner Amaranth wahrhaftig durchleben; ich glaube, der liebe Gott ist uns beiden recht gnädig und Er hat uns zusammengeführt; sie heißt Mathilde Hoscher, die Tochter einer Gutsbesitzerin aus Speier, die ich auf ihrem in hiesiger Nähe gelegenen Gute und hier bei einer mir befreundeten Familie kennen lernte; ich glaube gewiß, wir werden dereinst recht wie Kinder beseligt werden; denn wir verstehen uns und lieben uns wahrhaftig in Gott, was ja nie ohne Segen bleibt; meine ganze Liebe liegt in Amaranthens weiteren Cyclen für immer niedergelegt; ich bin überzeugt, Sie und Ihr ganzes liebes Haus, das ich gewiß in ewigem treuen Andenken im Herzen tragen werde, nehmen herzlichen Antheil an meinem reinen jungen Glücke. Und nun hören Sie! Amaranth ist gänzlich vollendet. Wie kann ich Ihnen genug danken, daß Sie, überhäuft von Berufsgeschäften, sich mit meinem Kinde solche Mühe gemacht; ich werde es nie vergessen, und habe auch alle Ihre theuren Bemerkungen, soweit sie nicht gegen meine eigenthümliche poetische Auffassung waren, mit Dank ändernd angewendet. Sie sind mir gewiß nicht böse, wenn Einiges dennoch stehen blieb und würdigen als Mann von Geist diese junge poetische Selbständigkeit, sonst hätte ich es nicht wagen können. Meine Freunde in München haben mein Lied in der höhern Gesellschaft Münchens schon recht befreundet und drängen mich unendlich, doch die Herausgabe zu betreiben, da die höchsten Familien mein Kind liebgewonnen hätten und recht sehnlich deren Erscheinen entgegensähen, und auch mich selber drängt es dazu, da ich einmal allen Ernst meinem Liede geschenkt habe und nun nichts mehr zu ändern weiß, sodaß ich mit gutem Gewissen, ohne mir Vorwürfe der Leichtfertigkeit zu machen, dasselbe nun mit Gottes Segen in unsere wilde Zeit hinausschicken will.

Da Sie mir nun auf eine in meinem früheren Schreiben enthaltene desfallsige Anfrage nichts erwiderten, woraus ich geglaubt habe, schließen zu dürfen, Sie stünden vielleicht mit Cotta in keiner Beziehung mehr (für welchen *indiscreten* Schluß ich mir als einem eben offenen Gemüte Sie zu verzeihen bitte) hauptsächlich aber darum, weil es doch wahrhaftig unbescheiden und anmaßend wäre, Sie bei allen Beschwerden Ihres Berufslebens auch noch mit den wahrscheinlich sehr unangenehmen Geschäften eines Verlagsanerbietens zu beschweren, habe ich dasselbe mit mutiger Zuversicht auf meine eigenen Schultern genommen und heute mit größter Offenheit ganz kurz der Cotta'schen Buchhandlung geschrieben, daß ich ein Gedicht „Amaranth" vollendet habe und sie vorderhand nun darum ersuche, mir baldigst zu antworten, ob sie geneigt wäre, auf folgenden Vorschlag einzugehen: Ich wolle nach Stuttgart kommen; sie möge mir dann diejenigen Männer bezeichnen, denen ich mein Werk zur *strengsten* Beurtheilung einzig und allein nach den Anforderungen wahrer Kunst, vorlesen könne und *nur nach diesem Urtheile*, das ich gar nicht wissen wolle, möge sie dann meine Bitte um Verlag meiner Dichtung bejahend oder verneinend bescheiden. Nach *meiner* Sprache, die im ganzen Briefe redet, erwarte ich zuversichtlich eine Antwort. —

Ich bitte Sie nun inständig, hochverehrtester Herr Oberconsistorialrath, mir aus ganzen Herzen zu verzeihen, wenn ich Sie durch diesen Schritt auch nur im leisesten unangenehm berührt hätte; denn ich wagte ihn wahrlich nicht aus Mangel an Zutraun, das glauben Sie mir gewiß! sondern einzig allein aus Besorgnis, ich möchte, wolle ich Sie direkt um Ihre wohlwollende Fürsprache bitten, gegen Sie unbescheiden sein und Ihnen, wie gesagt, eine unangenehme Last aufbürden, obwohl ich überzeugt bin, daß Sie in Ihrem so edlen Wohlwollen für junge Talente, sie dennoch auf sich genommen hätten. Doch ich konnte es nicht wagen, ohne nicht undelikat Ihre schon allzusehr in Anspruch genommene Güte weiter zu mißbrauchen. —

Geht nun Cotta auf meinen Vorschlag ein, so werde ich dann baldigst nach Stuttgart kommen und die Herrn, die mir bezeichnet worden, zur Vorlesung zu mir einladen, wenn dieses angeht, wobei gewiß auch Sie mir die unendliche Ehre Ihrer mir so theuren Gegenwart nicht versagen werden. —

Ich freue mich unendlich darauf, auch Ihr mir so liebgewordenes Haus heimsuchen zu dürfen, und werde nicht vergessen, auf einen traulichen Nachmittag bei Ihnen meine Zither mitzubringen. Wollten Sie mir in einigen Worten Ihre Ansichten über meinen gewagten Schritt mittheilen, würde es mich sehr beruhigen und beglücken. Alles andere lege ich vertrauensvoll in die Hände Ihrer Liebe. Ich bitte Sie, mich von ganzem Herzen den lieben Ihrigen zu empfehlen und zeichne

mit unveränderlicher Liebe
und Verehrung Ihr stets
dankbarer, glücklicher Bräutigam

Oscar v. Redwitz.

Kaiserslautern am 25. Sept. 1848.

Findlinge.

I.

Ein Brief Wielands an J. G. Sulzer.

Mitgeteilt von Richard Batka in Prag, mit Anmerkungen versehen von Bernhard Seuffert in Graz.

Zürich den 8. Nov. 1758.

Wehrtester Herr und Freund

Ich übersende Ihnen mit gehorsamsten Dank den Metastasio, den ich zuweilen mit Bewunderung, allezeit mit Vergnügen, gelesen habe, und ich gebe ihm einen würdigen Gefehrten an dem 2ten Theil des Shakespears, der alle Schönheiten und Mängel der wilden Natur hat. Seine Schönheiten sind es für alle Nationen und Zeiten, seine Fehler sind die Fehler seiner Zeit. Er muste sich wie Tasso gefallen laßen, dem herrschenden Geschmack zu schmeicheln; um den Beyfall der Menge zu haben: denn es scheint das contentus paucis lectoribus sey weder dem Horaz noch irgend einem andern Geistreichen Kopf recht ernst. Die Maler und die Poeten verachten wohl den Tadel der [aus des] Menge, aber sie fühlen sich nichts desto minder durch [über mit] ihren [aus ihrem] Beyfall gekitzelt.

Warum haben Sie mir nicht Ihre Gedanken von der Zweyten Johanna Gray deutlicher gesagt? Doch Sie hielten es mit Grund für überflüssig. Sie gefällt uns schon als das Werk eines Freundes, der uns durch Meisterstücke angewöhnt hat, von allem was aus seinem Haupte hervorgeht, zum voraus, gut zu denken. Aber sie fordert, auch ohne Vorurtheile, unsern Beyfall durch ihre eigenen Vorzüge: Hrn. Bodmers Joh. Gray ist weiser, stärker, einsehender als die meinige; sie begnügt sich nicht nur zu leiden, und sie handelt allezeit ihren Grundsäzen gemäß — Kurz sie ist mehr als ein frommes Kind. Sein Guilford ist in der That nur da,

den meinigen zu tadeln; aber dieser Tadel ist gerecht. Der Character der Maria giebt seinem Stücke eine neue Schönheit, und sein Gardiner ist mehr als ein Declamateur; er ist was der alte Bischoff von Winchester war, ein verschmitzter Machiavellist. [gestrichen: Kurtz] Das [aus das] gantze Stück ist unsers ehrwürdigen Freundes würdig, und es würde mir angenehm seyn, es gedruckt zu sehen wenn ihm nur einige kleine Flecken genommen wären, welche manchen wakern [wakern über der Zeile] leuten anstößig seyn möchten, welche aber so fein sind, daß einige hiesige Freunde, denen das Msspt. kommuniciert worden, sie nicht bemerkt haben wollen.

[S. 2] Die Fr. Ackermannin ist vor einiger Zeit zu Baden sehr krank darnieder gelegen. Nach ihrer Wieder Genesung hat sie mir geschrieben und mich gebeten, Dem HE. Stattschreiber, seiner Gemalin und seiner gesammten Familie ihre ehrerbietige Empfehlung [gestrichen: und] zu machen, und sie bey Ihnen zu entschuldigen, daß sie Ihnen nicht selbst durch ein Schreiben ihre dankvolle Erinnerung der von Ihnen genossenen Gut-Thaten p. bezeuget habe. Sie versichert, daß Sorgen und Krankheit ihr solches unmöglich gemacht, und bittet mich es in ihrem Nahmen zu thun. Sie ist eines bessern Schicksals würdig!

Ich bin Ihnen für die Mühe sehr verbunden, die Sie mit den letzthin überschickten Exemplaren meiner Tragödie gehabt haben. Belieben Sie indessen den Buchbinder Conto nur aufzubehalten biß ich die Ehre habe, sie persönlich zu sehen. Ich hoffe Sie werden so gütig seyn, und mich meine kleinen Schulden selbst bezahlen lassen.

Meine Heimreise in mein Vaterland ist auf künftiges FrühJahr festgesezt. ich schmeichle aber meine theuresten Freunde in Winterthur noch zu sehen, ehe ich von Ihnen Abschied nehme. Empfehlen Sie mich allen [gestrichen: meinen] diesen schätzbaren Gönnern, besonders Dero HErren Vater und Fr. Mutter, und Ihrer würdigen Gemalin. Sie haben Alle mein ganzes Hertz und alle meine Hochachtung.

Leben Sie wol, mein wehrtester Freund, und erinnern Sich zuweilen

Ihres
ganz ergebnen verbundnen
und gehorsamsten Dieners

CMWieland.

[S. 3] P. s. Belieben Sie mir doch bäldest zu melden, ob Sie und HE. Stattschreiber schon Exemplare von meinen zusammengedrukten Prosaischen Schriften haben. Ich weiß nicht wie ich es habe aus der Acht lassen können, von der Menge, die ich noch bey Handen habe, einige nach Winterthur zu schicken? Sie liegen schon lang parat —

[S. 4] Zürich .... den 8. 9br. 1758

HrE. Wieland.
Beantwortet d. 6. Xbr.

Der vorstehende Brief ist zweifellos gerichtet an Wolfgang Dieterich Sulzer in Winterthur, der 1759 an Stelle seines Vaters daselbst Stadtschreiber geworden ist (vgl. Gg. Geilfuß, Briefe von W. D. Sulzer. Programm. Winterthur 1866; L. Hirzel, Wieland und Künzli, Leipzig 1891, S. 65 Anmerkung). Wieland wurde mit ihm bekannt oder doch näher bekannt, als er im Juli 1758 der ersten Aufführung seiner „Lady Johanna Gray", mit Frau Sophie Acker-

mann in der Titelrolle, zu Winterthur beiwohnte (vgl. B. Litzmann, Schröder 1, 157; L. Hirzel, a. a. O., S. 106; bei Goedeke 4, 199 falsch: 1756).

Sulzer scheint sich besonders mit dramatischer Litteratur befaßt zu haben. Nach dem Eingange des Briefes hat er Wieland mit Metastasio bekannt gemacht, der später dessen „Liebling“ (vgl. Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland 3, 22) und für seine Singspiele wichtig wurde. Dafür vermittelt ihm Wieland die Bekanntschaft Shakespeares, den er selbst mindestens seit dem Frühjahr 1755 las (vgl. Funck, Archiv für Litteraturgeschichte 13, 496).[1] Eben der Umstand, daß Sulzer sich von Wieland Shakespeare zum Lesen ausgebeten hatte, verschaffte ihm „die Ehre seiner Korrespondenz“ (Geilfuß, a. a. O., S. 6). Am 17. Oktober 1758 sandte er ihm den ersten Teil der Shakespearischen Werke zurück und bemerkte dazu: „Ich bin ihm allenthalben durch Dickes und Dünnes nachgegangen, um von dem Theater und dem Geschmack seiner Zeit einen rechten Begriff zu bekommen. Oft finde ich auf dem Wege unter Dornen und Disteln eine schöne Blume, die mir die Mühe wohl ersetzt. Seyen Sie so gütig, mir den zweiten Theil mit Gelegenheit zu überschicken.“ (Geilfuß, a. a. O., S. 6.) Hierauf antwortet Wielands vorstehender Brief.

In demselben Brief hatte Sulzer geschrieben: „Ich habe indessen eine andre Johanna Gray kennen gelernt, von der ich aber nicht glaube, daß sie so, wie sie jetzt ist, jemals auf einem Theater erscheinen werde. Ich weiß, daß sie Ihnen auch bekannt ist, und deßwegen will ich Ihnen keine weiteren Anmerkungen darüber machen.“ Daran knüpft der zweite Absatz von Wielands Brief an. Bodmers Konkurrenz-Drama „Johanna Gray“ ist erst 1761 (Drey neue Trauerspiele, Zürich) erschienen, war aber schon 1758 handschriftlich verbreitet.[2]) Über dieses Werk und sein Verhältnis zu Wielands Dichtung siehe J. G. Sulzer bei Körte, Briefe der Schweizer, S. 257 ff. 19. Mai 1759 (nicht 1746, wie gedruckt ist); Baechtold, Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz, S. 640 f., Anmerkung, S. 191. Bodmer schreibt darüber an Professor Volz in Stuttgart 3. November 1759 recht bezeichnend: „Ich bin desto begieriger, Ihre und

[1]) A. Köllmann, Wieland und Shakespeare, Programm, Remscheid 1896, S. 3 Anmerkung, hält diesen aus Rings Tagebuch ausgehobenen Nachweis mit Unrecht für möglicherweise „apokryph“. M. Koch, H. P. Sturz, S. 113 sagt, leider ohne Quellennachweis, Wieland habe die erste Anregung, Shakespeare kennen zu lernen, von Voltaire erhalten (oder: möge erhalten haben?); Wielands Äußerung Ausgewählte Briefe 1, 271 beweist die Unwahrscheinlichkeit dieser Vermutung.

[2]) Ich besitze eine Abschrift mit dem Titel: Maria von England ein politisches Trauerspiel 1758 (in einem von 1759 datierten Einband); der Text weicht in einzelnem von dem späteren Druck ab.

Hrn. von Gemmingen Gedanken von H. Wielanden Johanna Gray zu wissen, weil ich selbst auch eine Johanna Gray geschrieben habe, der ich aber einen Charakter von männlicher Stärke des Geistes gegeben habe, der allen herschaftlichen [?] und herschsüchtigen Anfällen von Schwäher, Vater, Mutter, Gemahl Widerstand thut, den dieses nichts kostet, und der in sonderheit von romantischer Weichlichkeit ganz entfernt ist." Wieland hat sich gegen Bodmers Kontrafaktur anders als in vorstehendem Briefe, der, trotz des vorangegangenen Zwistes über Wielands Widerruf Uz gegenüber, Bodmer äußerst höflich behandelt, geäußert in der Vorrede zur Ausgabe seiner „Gray" von 1762 (Poetische Schriften, Zürich, Band 3, S. 97 ff.) und diese Spitze erläutert im Neuen Vorbericht zum 1770er Druck (Poetische Schriften, Zürich, Band 3, S. 104 ff. In den Werken letzter Hand fehlen alle Vorreden).[1])

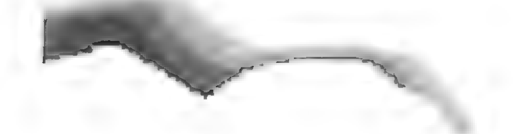
Der vierte Absatz des Briefes betrifft gebundene Exemplare der Wielandischen „Lady Gray" (Zürich 1758), die Sulzer mit seinem Oktoberschreiben an Wieland geschickt hatte (Geilfuß, a. a. O., S. 6).

Ebenso wie hier im fünften Absatze kündigt Wieland seine Heimreise nach Biberach am gleichen Tage Zimmermann an (Ausgewählte Briefe 1, 311, vgl. 322); bis zum Frühling 1759 lief seine Züricher Lehrthätigkeit ab (am 16. Mai hielt er seinen Schülern die Abschiedsrede). Die Heimkehr in unsichere Verhältnisse (vgl. Archiv für Litteraturgeschichte 13, 192) ist ja dann durch die Berufung nach Bern verschoben worden.

Mit den „Prosaischen Schriften", deren das P. S. erwähnt, ist die „Sammlung einiger Prosaischen Schriften" gemeint, die in drei Teilen, Zürich 1758, erschien. Sulzer bittet in seiner Antwort vom 6. Dezember 1758 (Geilfuß, a. a. O., S. 6 ff. löste „Xbr." falsch in „Oktober" auf) um deren Zusendung.

---

¹) Über Wielands Drama handelt Edward Stilgebauer, Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte 10, 303 ff. Daß die Zeitgenossen Shakespearisches darin fanden, beweist Hallers Äußerung: Bodemann, Von und über A. v. Haller, S. 57. — Das Drama wurde noch 1774 in das „Theater der Deutschen" aufgenommen und erschien 1776 in einem Züricher Druck, der auf die erste Ausgabe zurückgeht. Dieser liegt einem Druck zu Grunde mit dem Titel: „Lady Johanna Gray. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. von C. M. Wieland. Aufgeführt am S. Meiningischen Hofe, bey der Anwesenheit Sr. Durchl. des Herrn Herzogs Ferdinand von Braunschweig und Lüneburg, den 10ten Hornung 1777 [übergeklebt ein Zettel: den 17ten Hornung 1777]. Zu finden in der Hofbuchdruckerey." Im Personenverzeichnis sind der Herzog, die Prinzessin Wilhelmine und Herren und Damen vom Hofe als die Spielenden angegeben.



II.

Ein Brief Lessings an Lichtenberg.

Mitgeteilt von Albert Leitzmann in Jena.

p. p.

Ew. Wohlgebohren überhäuffen mich mit Freundschaft und Gefälligkeiten; und ich bin, oder scheine doch, so unerkenntlich, daß ich auf drey Zuschriften kaum Einmal antworte. Alle meine Krankheiten, Beschäftigungen und Nachläßigkeiten würden mich schwerlich entschuldigen; wenn ichs aufs Entschuldigen angelegt hätte. Aber was Entschuldigen? Ich will mich nicht entschuldigen; ich will mich bessern.

Und zwar ist dieser fromme Entschluß bey dem ersten Anblicke Ihres Magazins in mir entstanden, mit dessen übersandtem Exemplar ich Handgeld hiermit empfangen zu haben, bekenne. Aber vielleicht war es so Böse von Ihnen nicht gemeint; und Sie schenken mir meine Besserung wenigstens vor der Hand, bis die Hungersnoth größer wird?

Indeß ist es doch sonderbar, daß ich Ihnen noch vor 8 Wochen einen Aufsatz von mir, unter dem Titel: Leben und leben lassen! ein Projekt für Schriftsteller und Buchhändler, einsenden, und wo möglich zum Eingange Ihres periodischen Werks empfehlen wollte. Nur weil mir, ich weiß nicht was für Bedenklichkeiten, über eine solche Empfehlung einfielen, unterblieb es; und blos, wenn ich gewußt hätte, daß doch eine Abhandlung verwandten Inhalts diesen ersten Platz, um den ich mich bewerben wollte, einnehmen würde, hätte ich vielleicht meine Bedenklichkeiten überwinden können.

Nun aber auch so gut: und wohl gar noch besser. Die Abhandlung des Herrn Professor Feders kann der natürlichste Übergang zu meinem Aufsatze werden, den ich Ihnen zuverläßig verspreche (wenn Sie ihn haben wollen, versteht sich) sobald jene zu Ende. Und ohne Zweifel kömmt sie doch in dem zweyten Stücke zu Ende, wovon ich die Bogen, sobald sie abgedruckt sind, wohl zu sehen wünschte. Ich thäte doch wohl auch eben nichts unerlaubtes, wenn ich Ew. Wohlgeboren darum bäte? Nächst diesem Brocken, könnte ich mich freylich rühmen, auch noch manchen andern vorräthig zu haben, der sich in einer frischen Milch schon mit hinunter schlucken ließe. Es wäre denn, daß man einen gewissen Geschmack in einer gewissen Frischenmilch gar nicht dulden wollte. Ich erkläre mich weniger leckerhaft: haben Ew. Wohlgeboren die theologische Litteratur ganz und gar ausgeschlossen? Daß Sie die eigentliche Theologie ausgeschlossen haben, das weis ich wohl. Und wenn nun gar das Einschnitzel der theologischen Litteratur auf einen Kollegen zielte? — Ich lege es Ihnen sehr nahe, mein lieber Professor. Aber Sie können mir auch ganz offenherzig antworten: Friede mit meinen Kollegen, und Krieg mit der ganzen Welt!

Dero

ganz ergebenster Freund und Diener

Wolfenbüttel den 23. Jenner 1780. Lessing.

P. S. Eben erinnere ich mich noch, daß Sie einmal die Fortsetzung meiner FreymäurerGespräche zu lesen begierig gewesen. Hier ist sie! Aber nicht zum Drucke! Noch muß ich mir sie gelegentlich wieder zurück erbitten. Die Ursachen werden Sie leicht errathen.

Der vorstehende Brief, der einzige erhaltene Rest der Korrespondenz beider Männer, befindet sich im Besitz der Familie Lichtenberg in Bremen, die den reichen Nachlaß des Vaters und Großvaters pietätvoll und treu bewahrt und behütet. Im September 1896 durfte ich als erster die gesamte Masse der nachgelassenen Blätter einer wissenschaftlichen Durchsicht unterziehen. Für die freundlich gewährte Erlaubnis zur Veröffentlichung wichtiger Stücke spreche ich den jetzigen Besitzern auch an dieser Stelle meinen herzlichen Dank aus.

Zur Erklärung im einzelnen bemerke ich folgendes. Lichtenbergs „drei Zuschriften" sind nicht erhalten. Im Sommer 1779 hatte er mit Georg Forster zusammen das Erscheinen eines periodischen, mehr auf strengere Wissenschaftlichkeit als auf leichtere Unterhaltung berechneten Journals: „Göttingisches Magazin der Wissenschaften und Literatur" verabredet (vgl. Lichtenberg, Briefe 1, 254. 2, 249. 250. 271; Forster, Briefwechsel 1, 223; Archiv für neuere Sprachen 86, 129. 153. 90, 50; Leyser, Joachim Heinrich Campe 2, 237) und Lessing hierzu gegen Ende des Jahres um Beiträge angegangen. Das erste Heft, durch dessen Übersendung Lessing, wie er sich ausdrückt, Handgeld empfing, erschien gegen den 20. Januar 1780 (vgl. Lichtenberg, Briefe 1, 254. 2, 88) und wurde durch Feders Abhandlung „Neuer Versuch einer einleuchtenden Darstellung der Gründe für das Eigenthum des Bücherverlags" eröffnet, die im zweiten Heft ihren Abschluß fand (1, 1. 220). — Lessings für das Magazin bestimmter Aufsatz „Leben und leben lassen" ist zuerst aus seinem Nachlaß im zweiten Stück von Fülleborns Nebenstunden veröffentlicht worden (Werke 19, 577 Hempel). Ob ihn Redlich (ebenda S. 237) mit Recht in die Jahre 1768/69 in die Zeit von Lessings Verstimmung über den Dodsleyschen Nachdruck der Dramaturgie setzt, läßt sich auch jetzt nicht sicher entscheiden. Lichtenberg scheint auf die Gewinnung dieser Lessingschen Arbeit für sein Journal keinen großen Wert gelegt zu haben, da sie auch später nicht erschienen ist. — Weiterhin stellt Lessing etwas Theologisch-polemisches in Aussicht. „Wegbleiben wird hingegen . . . . alles, was zur eigentlichen Theologie, Jurisprudenz und Medizin gehört," hieß es im Avertissement des Magazins (vgl. Lauchert, Lichtenbergs schriftstellerische Thätigkeit, S. 45). Unter dem theologischen „Einschnitzel" gegen einen Kollegen Lichtenbergs ist jedenfalls der gegen Christian Wilhelm Franz Walch gerichtete erste der „Sogenannten Briefe an verschiedene Gottesgelehrten" zu verstehen (Werke 17, 195 Hempel; vgl. auch 20, 1, 801. 805. 2, 1006 und Schmidt, Lessing 2, 479). — Die in der Nachschrift erwähnte Übersendung des Manuskripts des vierten und fünften Gesprächs von Ernst und Falk hängt mit einer noch unaufgeklärten Thatsache zusammen. In Lichtenbergs Nachlaß fand

ich ein von Lessings eigener Hand sauber geschriebenes Manuskript der drei ersten Gespräche (Franz Muncker wird es in seiner Neubearbeitung des Lachmannschen Lessing verwerten), das, wie die Einzeichnungen beweisen, als Druckmanuskript des ersten Druckes gedient hat, der nach Schmidt, Lessing 2, 588 in Hamburg gedruckt ist; auf der letzten Seite steht „Imprimatur Heyne 2. September 78". Wie kam Heyne dazu, das Imprimatur für ein in Hamburg zu druckendes Buch zu erteilen? oder ist der erste Druck anderswo gedruckt worden? Mit Heynes Datum stimmt eine nach einem Antiquariatskatalog von Schmidt, Lessing 2, 602 mitgeteilte Äußerung Lichtenbergs, der die drei ersten Gespräche im Manuskript am 29. August 1778 kennen gelernt habe.

III.

Ein ungedruckter Brief Schillers.

Mitgeteilt von Wilhelm Lang in Stuttgart.

Jena den 4. Dec. 1791.

Verzeyhen Sie mir, daß unser Geschäft so lange liegen geblieben ist. Meine hartnäckige Krankheit, welche auch noch jezt nicht ganz weichen will, hat mir in allen Geschäften einen Stillstand auferlegt, und erst seit kurzer Zeit fieng ich wieder an, die dadurch eingerissene Verwirrung wieder zu heben. Gerne wollte ich auch den andern Aufsaz ihres Herrn Bruders in die Thalia einrücken, wenn es mir jezt nicht so sehr an der guten Stimmung und Munterkeit zu Geistesarbeiten fehlte. Ich sende ihn daher zurük, da Sie vielleicht anderswo davon Gebrauch machen können.

Beyträge von Ihrem Herrn Bruder für meine Thalia, die von künftigem Neujahr an in bestimmten Perioden, alle zwey Monate ein Heft, herauskommen wird, werden mir immer sehr willkommen seyn. Ich bitte Sie deßhalb, wenn Sie Mscrpte von demselben erhalten und für meine Thalia bestimmen, solche an meinem Verleger Herrn Göschen in Leipzig unmittelbar zu senden, mit dem Sie auch nach jedesmaligem Abdruck die Abrechnung halten werden.

Für zwey Bogen erfolgt hier ein Dopple Carolin nebst einem Exemplar des zwölften Stüks der Thalia.

Ich habe die Ehre mit aller Hochachtung mich zu nennen,

Ew. Hochedelgeboren

gehorsamer Diener

Fr. Schiller.

Adressat ist der M. Philipp Christian Reinhard (Reinhardt), damals Hauslehrer in der Familie Riedesel in Wezlar. Er war der

jüngere Bruder Karl Friedrich Reinhards, des späteren französischen Diplomaten und Grafen. Geboren in Schorndorf im Jahre 1764, durchlief auch Philipp Christian die württembergischen Seminarien und studierte Theologie. Im Jahre 1788 übernahm er die Hauslehrerstelle in Wezlar, in der er bis 1794 gewesen zu sein scheint. In der Zwischenzeit machte er einen ersten Besuch in Jena, der damaligen Hauptstadt der Kantischen Philosophie. Wahrscheinlich hat er damals selbst Schiller den Aufsatz gebracht, den ihm sein Bruder, zur Zeit Hauslehrer in Bordeaux, zugeschickt hatte und der unter dem Titel „Übersicht einiger vorbereitender Ursachen der französischen Staatsveränderung. Von einem in Bordeaux sich aufhaltenden Deutschen“, im Dezemberheft der Thalia 1791 erschien. Der Besuch in Jena fiel also wohl in das Jahr 1791. Seit seiner Bekanntschaft mit der Kantischen Philosophie schrieb Philipp Christian philosophische Beiträge in Zeitschriften; auch veröffentlichte er den „Abriß einer Geschichte der religiösen Ideen“ (Jena 1794) und den „Versuch einer Theorie des gesellschaftlichen Menschen“ (Gera 1797), wurde aber — durch das Beispiel und den Lebensgang seines Bruders stark beeinflußt — lebhaft auch von den politischen Dingen angezogen und zersplitterte sich überhaupt in seinen Studien. Er bereitete sich für ein akademisches Lehramt vor, kam aber nie über das Sammeln von Material, über Vorsätze und Pläne hinaus. Im Jahr 1794 lebte er in Marburg, zog Anfang 1796 nach Hamburg, wo sein Bruder seit Herbst 1795 Gesandter der französischen Republik war, und wurde hier mit K. L. Reinhold, dem Kantianer, und mit Friedrich Jacobi bekannt, die den bescheidenen kenntnisreichen Mann, eine weltscheue und weltunkundige Gelehrtennatur, lieb gewannen. Im Herbst desselben Jahres ging er abermals nach Jena, wo er in demselben Hause mit beiden Schlegel lebte, und im November 1797 wieder nach Marburg, wo sein Schwager, der Mathematiker J. K. Friedrich Hauff an der Universität lehrte. Da seine Absichten auf ein akademisches Amt sich nicht erfüllten, ging er im März 1798, auf Verwendung seines Bruders, nach Köln, wo nach der Vereinigung mit Frankreich eine völlige Umwandlung des Unterrichtswesens im Gange war. Er begründete in Köln eine Zeitung, die für die französische Sache wirkte, und erhielt im folgenden Jahre an der dortigen Centralschule, in welche die Universität verwandelt worden war, die ordentliche Professur für Geschichte. Im Jahre 1803 folgte er einem Ruf als Professor der Philosophie an die Universität Moskau, und hier scheint er endlich einen befriedigenden Wirkungskreis erlangt zu haben, wurde aber im Jahre 1812 in Nischnei Nowgorod, wohin er mit seiner Familie aus dem brennenden Moskau sich geflüchtet hatte, von einer Krankheit weggerafft. Der württembergische Diplomat

Ludwig Reinhard, der bis zum Jahre 1865 Württemberg am Bundestag vertrat, war sein Sohn.

In dem Aufsatz Karl Friedrich Reinhards, den Schiller in die Thalia aufnahm, ist bei der Erwähnung Neckers in einer Note bemerkt: „Ueber Neckern wird ein eigener Artikel versprochen.“ Ob eben dies der zweite Aufsatz war, den er der Thalia anbot und den Schiller ablehnte, muß dahin gestellt bleiben. Auch ist nicht recht erklärlich, warum Schiller diesen Beitrag zurückwies und gleichwohl jedem künftigen Beitrag desselben Verfassers im voraus die Aufnahme zusagte. Jedenfalls hat Reinhard keinen weiteren Beitrag in die Thalia geliefert. Wohl aber hat er, im Spätsommer 1791 mit den Girondisten nach Paris gezogen, von hier den bekannten Brief an Schiller geschrieben, der von Vollmer (Allgemeine Zeitung 1875, 16. und 17. Juli) veröffentlicht, von Urlichs wieder abgedruckt ist. Als Honorar für den Thalia-Aufsatz erbat sich Reinhard von Schiller eine Antwort auf eben diesen Brief aus: er wünschte Nachricht über Schillers Stellung zur Revolution und über die Art, wie sie in der deutschen Gelehrtenwelt überhaupt beurteilt werde. Ob Schiller geantwortet hat, weiß man nicht. Seine Ansichten über die französische Umwälzung hatten sich schon damals stark entfernt von der begeisterten Teilnahme, die ihr Reinhard wie sein Bruder andauernd widmete. Es ist von späteren Beziehungen Schillers zu beiden Reinhard nichts bekannt.

Der Brief ist im Besitz des Herrn Generals von Karaß in Stuttgart, dem ich zahlreiche Mitteilungen für meine Reinhard-Biographie verdanke.

IV.

Ein Brief Ludwig Tiecks aus Jena vom 6. Dezember 1799.

Mitgeteilt von Gotthold Klee in Bautzen.

Der unten zum ersten Male abgedruckte Brief Tiecks ist an seine Schwester Sophie und ihren Gatten August Bernhardi gerichtet. Das Original, Eigentum der königl. Bibliothek zu Dresden, durch die Güte Schnorr von Carolsfelds mir zur Abschrift überlassen, umfaßt vier sehr eng und flüchtig beschriebene Quartblätter. Es ist undatiert; indes ergiebt sich der Ort (Jena) und die Zeit der Ab-

fassung (der 6. Dezember 1799) aus dem Inhalt. Am 17. Oktober war Tieck mit seiner jungen Gattin Amalie, geborene Alberti und dem noch nicht halbjährigen Töchterchen Dorothea zu dauerndem Aufenthalt in Jena eingetroffen und blieb hier bis Ende Juni des folgenden Jahres. Wenn er sich dieser glänzenden Zeit auch später mit Dankbarkeit erinnerte, so bot sie ihm doch, abgesehen von längerer Krankheit, manchen Grund zur Verdrießlichkeit, woran wenigstens zum Teil die beiden genialen Frauen Caroline und Dorothea die Schuld trugen. Dies erklärt den eigentümlichen Humor des nachstehenden, in ärgerlicher Laune hingeworfenen Herzensergusses, der durch seine völlige Unbefangenheit interessant ist, bei dem man aber freilich nicht jedes Wort auf die Goldwage legen darf. Zur Erläuterung genügt es, auf die Briefsammlungen von Waitz, Raich u. s. w hinzuweisen. Ein paar kurze Anmerkungen habe ich zur Bequemlichkeit der Leser beigefügt.

Liebste Kinder,

Ihr seid gewiß böse, und mit Recht, daß Ihr so gar nichts von Euch hören laßt, weil wir nicht geschrieben haben. Es soll nicht wieder geschehen, daß ein Brief von uns so lange ausbleibt, wie es nun so geht, wenn man das Schreiben von einem Tage zum andern verschiebt. Neben andern Ursachen, die mich abgehalten haben, bin ich auch fleissig gewesen. Wir denken beständig an Euch, vorzüglich an Dich liebste Schwester; wir hören, Du bist nicht wohl, was fehlt Dir? Wenn Du doch nur gesund bliebest. Ich glaubte gewiß, Fichte[1]) würde Nachrichten von Euch mitbringen, und es ist nicht geschehn. Er sagt, Du wärst wahrscheinlich guter Hofnung; schreib mir doch, ob er darinn Recht hat, und ob Du Dich in diesem Falle auch genug in Acht nimmst: ob unsere Eltern noch gesund sind: wir sind bisher recht wohl gewesen, ausser daß ich an Flüssen sehr gelitten habe, die mich fast immer lahm erhalten. Das Kind[2]) ist sehr gesund, und wird immer schöner, und das ist keine Einbildung von uns beiden, denn es fällt allen Leuten sehr auf, dabei wird es schon sehr verständig und haselirt und spielt, im kommenden Winter soll es wenigstens Ein Regiment kommandiren.[3]) Nun ist es seit gestern entwöhnt und fügt sich gut, nur Malchen leidet, und ist recht betrübt, darum schreibt sie auch heute nicht, sie läßt aber von Herzen grüssen. O liebe Schwester, dürft' ich nur Deinetwegen nicht so bekümmert sein, ich bin oft ganz melankolisch. Was habt Ihr zu Buonaparte gesagt? Der Bernhardi wird sich doch wohl um die politischen Sachen bekümmern. — Ihr werdet nun auch gern hören wollen, wie es mit uns gegangen ist. Wir kamen glücklich hier an, und waren recht vergnügt und munter, wir haben auch Hardenberg hier gesehn, der nachher mit seinem Bruder,[4]) einen Officier, wiederkam, welche beide ganz in unser Urtheil von der Veit einstimmen. Es ist um die Kreutzschwerenoth zu kriegen, mit Erlaubniß sei's gesagt, wie die Bestie sich hier benimmt (o laßt den Brief nicht drucken und zeigt ihn Niemand) die andern sind wie verzaubert, das macht, weil alles eine Einzige Schweinewirthschaft ausmacht. Du hast ganz recht gehabt, liebste Schwester, und Du wirst

[1]) Der Anfang Juli nach Berlin gereist war, wohin er bekanntlich dann ganz übersiedelte.

[2]) Dorothea.

[3]) Nämlich Bleisoldaten, mit denen Tieck selber gern spielte.

[4]) Karl von Hardenberg.

wieder einmahl über meine Dummheit lachen. Die Veit müste nur noch ihren Rosenfarbnen Attlas, schwarz aufgeschlagen tragen, so wäre es gar komplett. Doch dergleichen wagt sie nicht, weil sie ihr doch diesen Abgeschmack ausgeredet haben. Sonst macht Schelling der Schlegel die Cour, daß es der ganzen Stadt einen Scandal giebt, die Veit dem Wilh. S. und so alles durcheinander, und die Weiber würden sich freuen, wenn wir mit darinn hineingingen, Fried. ist allen mit der Lucinde lächerlich, wie nothwendig. Diese Menschen müsten gerade alles beobachten, weil sie die Moral verachten wollen, und weil mit ihrem Benehmen auch ihre Lehre fällt, und für falsch gehalten wird. Sagt aber Schleym.[1]) nichts davon. Es ist zu bedauern, daß diese Menschen von den göttlichsten Anlagen zu wahren Affen durch die abgeschmackten Weiber werden, denn seid nur überzeugt, daß die Schlegel (hier Caroline) eigentlich die Ursach aller Zänkereien ist, in welche die beiden jezt verfangen sind, und wie sie es nicht merken, weil sie nachher immer die Weibliche spielt, und es mildern will, wenn es geschehn ist; sie sind hier fast durchgängig gehaßt, nun will das freilich blutwenig sagen, weil das[2]) durchgängig meist aus Pöbel besteht; aber kurz, es ist mir doch auch zuwider, und du liebste Schwester kennst ja auch meinen Abscheu gegen das Comödiespielen. Wilhelm gewinnt immer mehr, je länger man ihn sieht, er ist die Gutmüthigkeit selber, und möchte kein Wasser betrüben, nun aber unternimmt er eine Rolle, die sie eigentlich von mir abgesehn haben, und der Wilh. durchaus nicht gewachsen ist, das ewige Sprechen über Kotzeb. über Lit. Zeit. über Merkel, über alle Lausekerls ist so unausstehlich, daß ich oft ganz stumm bin, nun mochte sie . . . en, daß ich jezt irgend was schreibe, ich thu es aber nicht, ich will für mich leben, und meinen eignen . . . ast [?] treiben, sie aber machen ernst [?] daraus: Fried. war in Berlin viel liebenswürdiger, wir kommen mehr auseinander. Die Veit ist unbeschreiblich brutal: Musikkennerinn, Vertraute der Schlegel, Lucinde in einer Brechpotenz, eine wahre Polychrestpille, zu allen Dingen nuze, und die Schlegel ist auch mehr listig als klug, und mehr klug als verständig, und mehr verständig als edel, und mehr edel als eine Frau: man ist mit ihr wie mit einem Rhinozeros (hätt ich bald geschrieben) wie mit einem Androgyn. oder vielmehr — hol's der Teufel, ich kann mich nicht besinnen — mit einem Hermaphrodit. Daß die beiden Weiber sind, fällt einem gar nicht ein. Bernhardi hat ja allerhand zu ihrem Besten gethan, was nicht recht hat gelingen wollen, die Diogenes Laterne[3]) ist äußerst niederträchtig, wie das Ding von Kotzebue,[4]) ich bin aber fest überzeugt, daß wenn ich jezt nicht ihr Freund wäre, ich längst eine Posse gegen sie geschrieben hätte, denn diese Schwerfälligkeit, und die Gesellschaft dieser Weiber, die Luciferinde und die andre, es ist ein Stoff, der sich dem Komiker ganz von selbst anbietet; es geht über Ovids Metamorphosen hinaus, daß die Brendelchen[5]) eine Lucinde und Künstlerinn ist, die jezt sogar einen Roman schreibt. Man könnte ordentlich Juvenalisch über diese abgeschmackten Huren werden. Zeigt den Brief nur keinem Menschen:

---

[1]) Schleiermacher.

[2]) Etwa Publikum zu ergänzen.

[3]) Ein besonders gegen Friedrich Schlegel und Schleiermacher gerichtetes Taschenbuch (Leipzig 1799) von dem erbärmlichen Jenisch. Vgl. Haym, Romantische Schule, S. 749.

[4]) Die gegen die Romantiker gerichtete Posse „Der hyperboreeische Esel oder die heutige Bildung" (Leipzig 1799), die bekanntlich A. W. Schlegels „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kotzebue" hervorrief. Vgl. Haym, S. 762 ff.

[5]) Dorothea Veit, eigentlich Veronica, jüdisch Brendel. Vgl. Raich, Dorothea von Schlegel, Bd. 1, S. III. Der Roman Florentin, dessen ersten Band Friedrich 1801 herausgab, blieb unvollendet.

aber Bernhardi, dem ich oft Schwäche unnöthig vorwarf, ist mir seit dem sehr männlich und verehrungswürdig erschienen. Ich war mit Hardenberg denn auch in Weimar, wo wir Richtern[1]) zu uns hatten. Noch nie bin ich von einem Menschen so getäuscht; er ist bei weitem nicht so häßlich, als man ihn beschreibt, auch nicht so krank aussehend, aber der närrischste Kerl von der Welt, von dem was wir so treiben, versteht er kein Wort, ja auch nicht einmahl von der rechten Philosophie, sonst ganz wie ein Kind, was die Kinder so liebenswürdig, aber auch leicht fatal macht; man könnte ihm oder gegen ihn nichts böses thun, wenn man ihn einmahl gesehen hat, er imponirt nicht im mindesten, so daß man gleich mit ihm vertraut wird, nur Lieben K., hat er Weisser's[2]) Art zu disputiren, ganz seine Art, Bernhardi wird das Gewicht dieses Ausdrucks hoffentlich empfinden, wenn ich wegsah, kann man sich den ganzen Weisser vorstellen. Ist es nun nicht erschrecklich, daß alle Menschen, die erst die lebhafteste Opposizion und Kevergilde formiren, am Ende wieder in den ordinären Fuhr- und Dreckweg gerathen? Er dringt auf logische Consequenz, und mag doch Fichte nicht, wenn man mit ihm streitet, will er nichts von Bildern wissen, u. dgl. man soll bei der Stange bleiben, ja recht bei der Stange, wie die lieben Ochsen. Herder wird hinter allen Kantischen Schriften Metaschriften machen; kein einziger Hypochondrist wird wenigstens in unserm Zeitalter auf die Grille verfallen, es dürfte einmahl an Arschwiischen gebrechen. Verzeiht mir, ich lese gerade den Fischart und diese Stelle ging nur Bernh. an. Wieder auf Richter zu kommen. Was noch viel schlimmer ist, so hat er eine erschreckliche Aehnlichkeit mit dem Stink-Schulz,[3]) wenigstens in der Sprache, und in der Art einem auf den Leib zu rücken, u. dgl. Nun, ihr werdet die Wahrheit dieser Beobachtungen selber bemerken können, denn er kömmt noch in diesem Winter nach Berlin,[4]) ich habe ihm schon von Dir, liebe Schwester, gesagt, und er ist begierig, Deine Bekanntschaft zu machen, ich werde ihm dann einen Brief mitgeben und Ihr müßt ihn alsbald nur ein wenig festhalten, denn er ist unstäter, wie der Wind, und läuft hin und her, verspricht allen sie zu besuchen und vergißt es gleich wieder, es wäre viel, wenn er sich nicht in Dich verlieben sollte, denn sein erstes Gespräch ist von der Liebe, ich glaube er reist recht eigentlich darauf. Erwartet ihn nur. Göthe ist auch hier, er reist in einigen Tagen ab, ich habe ihn einigemahl gesehn und wir haben vieles miteinander gesprochen, über Shaksp. über meine Arbeiten, er ist immer sehr freundlich und gut gewesen, ich habe ihn veranlaßt, Ben Jonson und mehr andre [?] zu lesen, worinn er sehr meiner Meinung war.[5]) Ich habe nun das Trauerspiel Genovefa fertig gemacht, o wie freu' ich mich darauf, es Euch, wenn ich die Aushängebogen [erhalte] zu schicken, auf Dein Urtheil, auf Dein Gefühl darüber, liebe Schwester, bin ich vorzüglich begierig. Hier hat es bei Schlegels grosse Sensation gemacht, auch bei Malchen, der ich mehr traue, denn die übrigen können doch höchstens die Künstlichkeit empfinden. Gestern habe ich Göthe die Hälfte vorlesen[6]) müssen, indem wir beide ganz allein waren,

---

[1]) Jean Paul.

[2]) Weißer, ein Lehrer Tiecks, war Konrektor am Friedrich-Werder'schen Gymnasium. Vgl. Köpke, Ludwig Tieck, 1, 53, 105 f.

[3]) Wer das ist, weiß ich nicht.

[4]) Jean Paul war von Ende Mai bis Ende Juni 1800 zum ersten Mal in Berlin.

[5]) Vgl. Goethe's Tagebücher (Weimarische Ausgabe) 2, 273 f. Goethe hat auf Tiecks Anregung Ben Jonsons Sejan und Volpone, ferner „Lear in der ersten Form, König Johann desgleichen", Locrine, Perikles und die „Yorckshire Tragedy" gelesen. Vgl. auch Köpke 1, 259 f.

[6]) Goethe a. a. O.: „Abends [5. Dezember] Hr. Tieck Vorlesung seiner Genoveva", „Abends [6. Dezember] Hr. Tieck". Vgl. auch Goethe's Briefe 14,

und er schien sehr damit zufrieden, heute soll ich es ihm vollends hinauslesen. Er hat mir viel Gutes darüber gesagt. Ich war gar nicht genirt, und hatte es vorher recht sehr geglaubt zu sein. Bernhardi hat ja Hufeland bei Herz[1]) gesehen, ich armes Wurm hatte wirklich im Sommer hier schon durch Schlegel alles richtig gemacht, und nachher es rein vergessen, worüber ich so viel Schlimmes habe hören müssen. Nun Bernhardi rezensire nur auch recht fleissig, es fehlt wirklich ganz an guten Rezensenten, wie Ihr auch sehn müßt. Bernhardi höre: Mein Journal, die 4tel Jahrschrift ist richtig (das behalt aber auch noch bei Dir, wie diesen ganzen Brief) sie erscheint unter dem Titel: Poetisches Journal, auf Ostern 2 Hefte,[2]) nun hoff' ich hast Du den Theaterartikel im Archiv[3]) schon eingehn lassen und schickst mir lieber die Sachen unter Deinem Nahmen, ich kann es Dir auch besser bezahlen, denn das Format ist nicht so groß, und eng gedruckt, und für den Bogen 2 Louisd'; nur muß es freilich etwas . . . werden, weil es vierteljährig erscheint, von unbedeutenden Sachen geschwiegen, etwas allgemeiner witzig, und auch über das Spiel der Comödianten wieder [?]: Göthe hat sich auch für den Artikel im Archiv interessirt. — Habt Ihr von Schütz[4]) nicht noch Gedichte gefunden? Mir fehlen welche, sagt es ihm doch auch, wenn Ihr sie nicht findet, und er soll mir mehr schikken. Bernhardi, wenn Du sonst gute Sachen hast, schick sie mir, auch die Schwester, von der ich mir gleich den Aufsatz ausbitte, den sie seit lange liegen hat, und der uns allen gefiel, ich weiß nicht, wie er überschrieben war. Auch andre Sachen, auch Bücher, wenn Ihr sie nicht unterzubringen wüßt. Sez Bernh. nicht die Bamboce.[5]) um den Preis fort, Du bekömmst bei jedem mehr. Nun Schwester . . . . , bist du wohl, so suche im Frühlinge eine Gelegenheit auf 4—6 Wochen zu uns zu kommen, die Gelegenheit findest Du gewiß, z. B. mit Unger, ich holte Dich dann von Leipzig ab, am besten aber mit Reichardt, wo . . . Dich dann von Giebichstein abholten: vergönne ihr das, Bernhardi, auf die Art würd' es Dich gar nichts kosten und wir würden hier recht glüklich sein, Platz haben wir genug. Kann Bernh. abkommen, so wäre es noch tausendmahl schöner, dann wären wir hier recht vergnügt. Wir sind in Berlin . . . iger und witziger gewesen, als man es hier ist, denn hier merken [?] sie's immer, wenn so was . . . vorfällt. — Malchen kann heut nicht schreiben, Du sollst sie entschuldigen, nächstens wenn sie hergestellt ist, schreibt sie gewiß. Nun leb wohl, ich muß mich anziehn, es ist bald 5 Uhr, ... zu Göthe zu gehn. Ich habe grosse Lust, ihm anzutragen, mich einmahl in Weimar . . . . Theater spielen zu lassen, ich muß es doch endlich versuchen. Schiller ist nun . . . . weggezogen, nach Weimar.[6]) Malchen läßt tausendmahl grüssen.

Adieu! liebste, beste Schwester und Bernhardi.

L.

---

232 (an Schiller, 6. Dezember); Dorothea Schlegel (Raich) 1, 24; Holtei, Vierzig Jahre 5, 61; Briefe an Tieck 1, 241 f.; Köpke a. a. O.

[1]) Marcus Herz, Gatte der Henriette Herz. Worauf sich das folgende bezieht, kann ich nicht sagen.

[2]) Jena, Frommann 1800.

[3]) Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmackes. Über den unten erwähnten Artikel Bernhardis vgl. Haym, S. 747 ff.

[4]) Wilhelm Schütz, von dessen poetischer Begabung die Romantiker — namentlich Wilhelm Schlegel und Tieck — Großes erwarteten.

[5]) Bambocciaden, 3 Bände. Berlin 1797—1800, in denen auch Tiecks verkehrte Welt zuerst erschien

[6]) Am 3. Dezember.

V.

Karl Schurz an Gustav Schwab.

Mitgeteilt von Otto Gmelin in Kiel.

Wien, d. 14. Oktober 1833.

Verehrtester Herr!
oder, da der Dichter — wie der Held — kühn sein darf:
Verehrtester Freund!

Wenn der, von langem Sonnenbrand ausgetrocknete, lechzende Boden endlich wieder die ersten Tropfen der heißersehnten Himmelslabung schlürft, schwelget er nur im berauschenden Genusse eines gegenwärtigen Glückes, rein vergessend all des Schmerzes der Vergangenheit, welcher ihm den Busen spaltete; und der erquickte Grund grünt wieder, und treibt, wo ihn eben erst fahles Stroh übergilbte, freudige Blumen.

Als ich vor zwei Jahren den Reisepaß meines geliebten Bruders Niembsch, der nun — Gott sei dank! seit zwei Tagen wieder in unseren engumspannenden Armen liegt, mit einigen Zeilen an Sie, verehrtester Freund, zu begleiten mir erlaubte, geschah es ohne die entfernteste Hoffnung, daß dieselben jemals eine Erwiederung, und um so weniger: einer so gütigen Erwiederung, gewürdigt werden würden.

Wie sollte auch der Mann, der — wenn er nicht selber der Dichtkunst Blütenhaine mit schallendem Spiele durchwandelt — ein literarischer Jovis hier Lorbeerkränze zu werfen, dort Blitze zu schleudern berufen ist, wie sollte ein solcher Mann auch nur Muse genug finden, einige unbedeutende Zeilen, — welche, wenn sie ja noch einigen Werth hätten, diesen nur ihrer Herzlichkeit verdanken könnten — durch derselben Beantwortung zu bedeutenden zu erheben?

Um so größer war meine, des Überraschten, Freude, um so inniger ist nun mein Dank.

Niembsch, komm her, und laß Dir die Hand drücken! weiß ich ja doch, daß Schwab in mir eigentlich nur Dir schrieb. Billig ist es, daß des Dankes ein Teil auch Dir werde.

Niembsch sieht besser und vergnügter als je aus. Er hat auf seiner Reise sich große Schätze gesammelt: die Liebe, heiße herzliche Liebe so vieler der edelsten Menschen. Bei solchem Reichtum kann man unmöglich anders als heiter, ja selig sein; — er hat genug zu zehren auf Lebelang. Und dazu die Gunst der unsterblichen Musen! Glücklicher, daß Glück für Dein Herz zu viel ist; es fließet über auf alle, die Dir nahe!

Niembsch will den kommenden Winter hindurch fleißig sein, und so wird uns der nächste Lenz wohl reiche Kränze bringen. Seine letzteren Kinder sind schon zum Teile — Abendfalter — an uns vorüber geflattert, und haben uns mit leichtem Flügel selige Stunden entführt.

Aber ich muß abbrechen, um meiner Therese Ungestüm die — gleich mir — nicht länger mehr ihre dankbaren Wünsche und Empfehlungen an Sie und Ihre gütige Frau Gemalin, und alle anderen Stuttgarter Freunde ihres Bruders, rückzudämmen vermag, endlich einmal Genüge zu leisten. Niembsch umarmt euch alle.

Ihr ergebenster dankbarer Diener

Schurz.

VI.

Ein Brief Grillparzers.

Aus der Stiftsbibliothek von Heiligenkreuz mitgeteilt von Fr. Tezelin Halusa O. Cist., mit Anmerkungen versehen von August Sauer.

von Wien

Seiner

des Herrn Doktors v Lorenz

Wohlgeborn

in

Wiener Neustadt[1])

am 2 April 853.

Hochgeschätzter Herr!

Ihr werthes Schreiben hat mir einen erfreulichen Beweis geliefert, daß Ihre Begeisterung für die Musik und für ihre Verkörperung, unsern Mozart, nicht erkaltet ist. Ich darf mich hierin Ihnen, wenn auch nicht nächst, doch nahe stellen und zwar um so mehr, als ich in allem was seit Mozarts Tode in der Musik geleistet worden ist, selbst den herrlichen Beethoven nicht ausgenommen, wohl eine Erweiterung des Umfangs, eine Beimischung neuer, mitunter höchst interessanter Bestandtheile, aber keineswegs einen Fortschritt, eine Steigerung der Vortrefflichkeit erblicken kann. Da ich nun noch dazu ein persönlicher Freund des hingeschiedenen Fuchs und jederzeit ein warmer Vaterlandsfreund war, so können Sie wohl denken wie sehr mir daran liegt, den musikalischen Nachlaß desselben in Östreich zu erhalten und der Wittwe einen Entgelt für die Entbehrungen zu verschaffen, denen die Kunstliebe ihres Gatten sie preisgegeben hat.

Nur die Art und Weise biethet Schwierigkeiten. Der Musikverein ist ohne Geld. Die Hofbibliothek sieht bei einer kaum zureichenden Dotazio ihre Musikalien- und Kupferstichsammlungen mehr für eine Last als einen Besitz an, und von den reichen Privaten weiß ich Keinen, der um den verstorbenen Mozart selbst wieder ins Leben zu rufen, sichs eine Auslage von ein paar tausend Gulden kosten ließe.

Der Weg durch Subskription ist durch die vielen wohlthätigen Sammlungen und noch neuerlich durch den projektirten Kirchenbau versperrt. Das Publikum hat sich erschöpft, und wenn ich selbst einen Aufruf ergehen lassen wollte, so bin ich einerseits zu wenig Mann vom Fache, und stehe andererseits sogar mit den hiesigen soi disant Musikern nicht auf dem besten Fuße, da ich eben die Unübertrefflichkeit Mozarts gegenüber den gemeinten Fortschritten verfochten habe, Fortschritte, die, Moses Mendelsohns zu geschweigen, selbst bis auf Hektor Berlioz und Richard Wagner in Anspruch genommen werden.

Im Augenblicke weiß ich daher nicht, was zu thun ist. Sie dürfen übrigens versichert seyn, daß ich die Sache gewiß nicht aus den Augen verlieren werde.

Mit vollkommener Hochachtung

Grillparzer.

[1]) Die Adresse steht auf dem gefalteten Blatt, das durch eine niedliche mit G versehene Vignette zusammengehalten wird.

Über den Adressaten dieses Briefes, Franz Lorenz, hat F. Schnürer vor einigen Jahren einen lehrreichen Vortrag gehalten, der aus den „Blättern des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich“, Jahrgang 1887, auch selbständig erschienen ist (Wien 1888). Ich wiederhole hier die kurze Charakteristik, die ich im Anschluß an dieses Schriftchen in der „Deutschen Litteraturzeitung“ 1889, Nr. 32, Spalte 1180, von ihm entworfen habe. — Geboren 1803 in Stein bei Krems an der Donau, war Lorenz ein Zögling der Wiener medizinischen Schule, hatte sich durch Studien und Reisen eine umfassende Bildung angeeignet, fand aber in rührender Bescheidenheit sein ganzes Lebensglück darin, im engsten Kreise geräuschlos zu wirken. Er hatte Sinn für das Kleinleben der Natur wie Stifter und ging wie dieser auf Entdeckungen in der eigenen heißgeliebten Heimat aus; er entwarf topographische Schilderungen für die Jugend; er besaß ein feines Musikverständnis, war strenger Mozartianer wie Grillparzer und griff zuerst für seinen Liebling zur Feder; später lieferte er eine Reihe feinsinniger musikgeschichtlicher Aufsätze; ein Werk über Kirchenkompositionen hat bleibenden Wert. In seinen Novellen und autobiographischen Skizzen treffen wir ihn auf den Spuren Schreyvogels; seine Epigramme zeigen ihn wieder als Landsmann und Sinnesverwandten Grillparzers und Bauernfelds. Ernst und Tiefe zeichnet alle seine Schriften aus. Hochangesehen als Arzt und Menschenfreund, ist er vier Tage nach seinem achtzigsten Geburtstage am 8. April 1883 in Wiener-Neustadt gestorben.

Aloys Fuchs, von dessen Autographensammlung der Brief handelt, war ein bekannter Musiker und Sammler. Er ist nach Wurzbach 4, 390 am 24. Juni 1799 zu Raase in Österreichisch Schlesien geboren und 1853 in Wien gestorben. Seine wertvolle Autographensammlung erstreckte sich auf die hervorragendsten Komponisten aller Zeiten und Völker, enthielt aber als wertvollsten Bestandteil Partituren, Skizzen und Briefe von Mozart. Daneben besaß er in 200 Halbfranzbänden eine Sammlung aller Werke Mozarts, alle Textbücher zu seinen Opern, alle ihn betreffenden Biographien, Nekrologe, Gedichte, Theaterstücke, Theaterzettel; alles, was über Mozart geschrieben worden war; ferner Porträts, Büsten und Statuetten, Münzen und mehrere Reliquien. Vgl. das Verzeichnis der Sammlung in F. Gräffers Wiener Dosenstücken (2. Ausgabe, Wien 1852) 1, 29 ff. — Wie Wurzbach angiebt, kam die Sammlung nach Berlin und wurde dort vom Staate angekauft.

Die hohe Wertschätzung, die Grillparzer Mozart gegenüber sein ganzes Leben bekundete, kommt am großartigsten in seinem Gedichte „Zu Mozarts Feier“ (Werke[5] 2, 59) zum Ausdruck. — Über Beethoven vgl. besonders Werke 15, 125 (Beethovens nachteilige

Wirkungen auf die Kunstwelt) und 20, 203 ff. — Über Felix Mendelssohn das Epigramm 3, 191. Auf ihn und nicht etwa auf Ignaz Moscheles bezieht sich aber auch der satirische Komödienzettel 3, 137: „Antigona Opera seria. Text von Sophokles, Musik von Moscheles, Choragus: Mephistopheles"; danach ist auch das „Moses" in unserem Briefe kaum ein Schreibfehler. — Über Berlioz vgl. 2, 196: Chor der Wiener Musiker beim Berlioz Feste; über Richard Wagner die Epigramme 3, 213. 228. 239. 240 und die Satire 13, 184. — Die Geldnöte des „Musikvereins" (das heißt der Gesellschaft der Musikfreunde) haben Grillparzer früher einmal die Feder zu einem Aufruf in die Hand gedrückt (Werke 15, 140). — Mit dem projektierten Kirchenbau ist die nach dem Attentat auf den Kaiser Franz Josef im Jahre 1853 aus öffentlichen Sammlungen errichtete Votivkirche gemeint. (Vgl. Perthalers Schriften 1, 70. 280.)

Die Stiftsbibliothek in Heiligenkreuz verwahrt nach Herrn Fr. Tezelins gütiger Mitteilung außer diesem Briefe Grillparzers noch einen Brief von J. G. Seidl an Lorenz, Wien, 8. März 1863 über Castellis Nachlaß und ein Schreiben Castellis an seinen Bruder, Wien, 29. Januar 1862, mit Klagen über Alter und Krankheit. Ferner enthält das „Gedenkbuch für Fremde" im Stifte Heiligenkreuz auf dem ersten Blatt ein „J. F. Castelli" unterzeichnetes Gedicht, beginnend: „Dieß Buch soll dazu bestimmet bleiben," datiert: „28. July 1838."

Miscelle.

Gelegentlich eines Hinweises auf die Bedeutung der dramaturgischen Schriften Joh. Friedr. Schinks spricht F. L. W. Meyer in seiner Biographie Schröders (1, 377) die Befürchtung aus, daß die Entfernung ihres Grazer Verlegers von den Centralstätten des Buchhandels ihrer allgemeinen Verbreitung nachtheilig sei. Diese Bemerkung kommt einer Prophezeihung gleich. Schinks Hauptwerk, die „Dramaturgischen Fragmente" (Graz 1781 und 1782 in vier Bänden) wird trotz seines trefflichen Inhaltes nicht einmal von Fachgelehrten gebührend beachtet. Die scharfsinnige Analyse der „Emilia Galotti" läßt sich auch jetzt noch lesen und gerne verzeiht man dem Dramaturgen das überschwängliche Lob, zu dem er sich durch seine maßlose Bewunderung Lessings hinreißen läßt. Erhöhtes Interesse gewinnt dieses Kapitel durch den Nachruf, den Schink hineinverflicht und der auf das Verhältnis zwischen dem großen Lehrer und seinem nachstrebenden Jünger neues Licht zu werfen geeignet ist. Ich setze die Stelle (II. Band, 1 Stück, S. 383 ff.) im Wortlaut hierher:

„Es ist die erste Glückseligkeit meines Lebens, daß ich diesen einzigen und unerreichlichsten Schriftsteller Teutschlands kennen gelernt habe. Es ist mein Stolz, daß er mir ganze Tage, an seiner Seite zu sein, erlaubte. Es ist mein Ruhm, daß er es war, der mich für Drama und dramatische Kunst aufmunterte, zu einer Zeit aufmunterte, als dieses mein Talent noch ganz im ersten Keim schlummerte, als die

ganze Spanne meines Lebens einen Raum von neunzehn Jährchen ausmachte.[1]) Es ist meine Unsterblichkeit, daß eben dieser Mann mich vor zwei Jahren noch immer würdig fand, mir sagte: daß ich seine Hoffnungen erfüllt hätte und noch erfüllen würde. O noch ganz erwärmt das Gefühl der Glückseligkeit, ganze Tage um ihn sein, ganze Tage alle Empfindungen meines Kopfes und Herzens ihm vorplaudern, und mich zurechtweisen und bessern lassen zu können, mein ganzes Herz. Und der Stolz seiner Aufmunterung würdig gefunden zu sein, der Rum, diese Aufmunterung in späteren Jahren von ihm bestätigt gefunden zu haben, erhebt mich über alles Zischen und Zäneblöken, was Neid und Dumheit, Kabbale und Schadenfreude, Bosheit und Gekkerei etwa für mich in Bereitschaft hält, und halten wird.[2])

O daß er noch lebte, daß ich nur einmal ihn sehen, noch einmal ihm danken könte für all das Gute und Nüzliche, was ich von ihm und durch ihn weis! Wie warm, wie kraftvoll sollte mein Dank sein! Aber wenn Du noch vielleicht auf unserer Erde herumwallst, Dämon meines Lessing, o so weile ein wenig bey Deinem Zögling, bey Deinem Schüler und las mich dann wie Hannibal vor seinem Vater, am Altar des Jupiter Ammon, den Römern Has schwur, an Deinem Grabe der Dumheit und der Kabbale, der Pralsucht und dem Vorurtheil, den Buben und Narren meines Jahrhunderts Has schwören, eben den Has, den Du ihnen schwurst: und reiche mir dann nur ein Reisgen aus Deiner von ihrem Blut triefenden Geissel, und ich will sie zu Paaren treiben mit diesem Reisgen, daß sie abermals bluten und heulen an Deinem Grabe, Deinen Namen rufen und verstummen.

Und dies, guter Dämon, sei Dein Ehrenmal und mein Dankopfer!"

Wien. E. Horner.

[1]) Es war gerade um die Zeit, als meine Gianette Montaldi entstand — ein jugendlicher Versuch, der Lessings Beifall erhielt. (Anmerkung Schinks.) Die Gianette Montaldi gehörte bekanntlich zu jenen Stücken, welchen die sogenannte „Hamburger Preisausschreibung" Schröders 1775 ein Honorar von 20 Louisd'or zuerkannte.

[2]) Über die Gegnerschaft, welche Schink in Wien fand, vgl. Euphorion 2, 559 ff.

In der Handschrift abgeschlossen am 15. April, im Satz am 19. Juni 1897

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien

Euphorion

Zeitschrift für Litteraturgeschichte

herausgegeben

von

August Sauer

Viertes Ergänzungsheft.

Leipzig und Wien
k. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung
Carl Fromme
1899.

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalt.

Aufsätze.

Seite
Ästhetik, Socialpolitik und Entwicklungslehre. Von Hugo Spitzer. I. . 1
Wielands Don Sylvio und Cervantes' Don Quijote. Von Stephan Tropsch 32
Ist Schiller bei der Jungfrau von Orleans durch Tassos Gerusalemme liberata beeinflußt worden? Eine Hypothese. Von Hedwig Wagner 62
Bemerkungen zu Schillers Malteiern. Von Albert Leitzmann . . . 80
Studien zu Novalis mit besonderer Berücksichtigung der Naturphilosophie. Von Adolf Huber 90
I. Novalis' persönliche Stellung zu Schelling 90
II. Hardenbergs Fragmente 93
III. Novalis' „Die Lehrlinge zu Sais" 101
IV. Klingsohrs Märchen aus dem „Heinrich von Ofterdingen" 112

Miscellen.

Unbekannte Gedichte aus den schlesischen Kriegen. Mitgeteilt von Th. Distel 132
1. Eine in Kursachsen konfiscierte Arie 132
2. Preußens Sieg bei Molwitz 136
Zu Goethes Anteil an Lavaters Physiognomischen Fragmenten. Von Heinrich Funck 141
Zur sogenannten Hamburgischen Preisausschreibung. Von E. Horner 142
Ein Gedicht auf Friedrich den Großen. Mitgeteilt von August Sauer 142
Der Mordpfarrer Tinius als Dichter (1814). Von Th. Distel . . . 143
Zur älteren Jahrmarktslitteratur im Königreiche Sachsen. Von Th. Distel 145

Recensionen und Referate.

Streiter, Karl Böttichers Tektonik der Hellenen als ästhetische und kunstgeschichtliche Theorie. Eine Kritik (Hugo Spitzer) 147
Dessoir, Das Kunstgefühl der Gegenwart (Hugo Spitzer) 157
Heyl, Volkssagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol (Adolf Hauffen) 167
Mit einem Excurs über die Venedigersagen.

Seite
Litteratur über Gerhart Hauptmann (Richard M. Meyer) . . 172
1. Schlenther, Gerhart Hauptmann. Sein Lebensgang und seine Dichtung.
2. Bartels, Gerhart Hauptmann.
3. Wörner, Gerhart Hauptmann.

Register. Von Franz Spina 181

Ästhetik, Socialpolitik und Entwicklungslehre.

Von Hugo Spitzer in Graz.

I.

Es ist eine Erbsünde der Gelehrten im allgemeinen und der deutschen Gelehrten insbesondere, daß sie von den Schriften, welche ihre Aufmerksamkeit erregen sollen, ein mehr oder minder schulmäßiges Gepräge verlangen und daß sie sich im ganzen um Erzeugnisse wenig kümmern, die eine freiere, leichtere, zwanglosere Form zur Schau tragen und die nicht so aussehen, als wären sie bestimmt, sei es, in eine Fachzeitschrift von strengster Exklusivität aufgenommen zu werden, sei es, begriffsstützigen Kandidaten einen gewissen Prüfungsstoff einzutrichtern. Ein bekannter deutscher Zoologe der Gegenwart hat nach der Erzählung eines durchaus glaubwürdigen Ohrenzeugen einmal geäußert, das beste Werk Darwins, dasjenige, welches allein seinem Namen die Unsterblichkeit sichere, sei die — Monographie der Cirrhipedier! Fürwahr! Ein ganzes Kapitel Kultur- und Gelehrtengeschichte liegt in dieser Behauptung. Man schlägt freilich die Hände über dem Kopfe zusammen ob eines solchen Ausspruches aus dem Munde eines Mannes, dessen sonstiges wissenschaftliches Verhalten obendrein zwar den Eindruck der Schrullenhaftigkeit, jedoch ganz und gar nicht denjenigen der Borniertheit oder geistlosen Verknöcherung macht, man belacht vielleicht den unerhörten, unglaublichen Einfall: aber doch sproßt diese seltsame Blüte der Schulbeengtheit nur aus dem höchsten Gipfel eines Baumes, welcher im übrigen seine Äste fast so weit erstreckt als Gelehrte Bücher schreiben, doch begegnet man einer Denkweise, wie sie in diesem drolligen Urteile über Darwin gleichsam karikiert zu Tage tritt, hundert- und tausendfach in wissenschaftlichen Kreisen. Der Nietzsche-Kultus unserer Tage könnte wohl glauben machen, als ob wenigstens die Philosophen über

jene Thorheit hinaus wären und sich von der Vorliebe für „Systeme“, „Compendien“, möglichst trockene und straff gegliederte Untersuchungen losgemacht und das Vorurteil gegen freie Darstellungsweisen überwunden hätten; allein in Wahrheit ist dies keineswegs der Fall, in Wahrheit hat man auch hier die alten, engherzigen Traditionen nicht verlassen, und was man bei Nietzsche des Guten etwa zu viel thut, dafür entschädigt man sich durch um so kleinlich-beschränktere Stellungnahme gegenüber anderen, lebenden und verstorbenen Schriftstellern. Wie wäre es sonst möglich, daß Lichtenberg und Georg Forster in der Geschichte der Philosophie noch immer nicht die gebührende Würdigung gefunden haben, daß selbst die geistvollsten Köpfe, welche eine schöne, elegante Einkleidung der Gedanken durchaus nicht verabscheuen, sondern im Gegenteil für die ästhetisch-litterarischen Reize wissenschaftlicher Werke in besonderem Maße empfänglich sind, wie z. B. Windelband, ganz oder fast ganz an diesen beiden mächtigen Denkern vorübergehen?! Wie könnte man es sonst verstehen, daß es erst der Tiefe und Genialität Jodls bedurft hat, um dahinter zu kommen, daß einige der losen Aufsätze „Über Spiritualismus und Materialismus“, welche neben anderen Studien der 10. Band von Feuerbachs gesammelten Werken enthält, zu dem Wichtigsten, Bedeutendsten, Grundlegendsten gehören, das die Ethik unseres Jahrhunderts, ja die Moralphilosophie aller Jahrhunderte überhaupt hervorgebracht?!

Solche Gedanken drängen sich unwillkürlich demjenigen auf, der mit ärgerlicher Verwunderung sieht, welch geringe Beachtung unter den philosophischen Ästhetikern das Büchlein „Ästhetik und Socialwissenschaft“ von Max Burckhard, dem ehemaligen Direktor des Wiener Burgtheaters, findet.[1]) Allerdings gehen die Ästhetik im strengeren Sinne nur der dritte und ein Teil des ersten von den drei brillanten, in dieser Schrift gesammelten Aufsätzen an, während der zweite, eine auf eigene Erfahrungen gestützte Betrachtung Burckhards über „Volkstümliche Klassikeraufführungen“, mit den philosophisch-ästhetischen Principien naturgemäß nichts zu thun hat, und auch bei jenen beiden, hier allein in Betracht kommenden Stücken, wovon das erste: „Die Kunst und die sociale Frage“ einen in der Wiener Grillparzer-Gesellschaft gehaltenen Vortrag wiedergiebt, das andere aber: „Die Kunst und die natürliche Entwicklungsgeschichte“ ursprünglich als Essay in „Nord und Süd“ veröffentlicht wurde, — auch bei diesen Stücken verbieten Anlaß und Bestimmung der Aufsätze eine größere Vertiefung, so daß der Leser mehr geistreiche Anregungen empfängt, als umfassend begründete und mit wissenschaftlicher Strenge durchgeführte Gedanken

[1]) Ästhetik und Socialwissenschaft. Drei Aufsätze von Dr. Max Burckhard. Stuttgart, J. G. Cotta 1895. 1 M. 50 Pf.

findet. Indes verdienten es die schönen Studien Burckhards schon um der Probleme willen, die sie behandeln, daß man sich eingehend und sorgfältig mit ihnen beschäftige. Diese Probleme sind in der That von der höchsten Bedeutung. Nicht bloß die Theorie der dramatischen Kunst, sondern die ganze Kunstlehre, ja die Ästhetik überhaupt muß sich mit ihnen abfinden und darf ihre Aufgabe auch nur in Bezug auf die Sicherung ihres Fundaments so lange nicht für gelöst ansehen, so lange sie mit diesen Fragen nicht ins Reine gekommen ist. Burckhard selbst hat das klarste Bewußtsein von dem universellen Charakter seines Gegenstandes. Die Art, wie er die Probleme aufwirft und beleuchtet, läßt zugleich ihre Allgemeinheit schön hervortreten. Interessiert er sich auch zunächst für die Litteraräſthetik und stellt die belletristische Litteratur dasjenige Kunstgebiet vor, welchem er vor allem das Thatsachenmaterial für die Begründung seiner Anschauungen entnimmt, so beschränkt er sich doch keineswegs nur auf die Betrachtung der Poesie, ihrer Formen und Wandlungen; es ist vielmehr die Kunst in allen ihren Einzelgestaltungen: Musik, Architektur, Plastik, Malerei und Dichtkunst, kurz, die Gesamtregion des auf Vermittlung ästhetischer Genüsse abzielenden Schaffens, deren Zusammenhang mit den anderen Lebensgebieten und deren Entstehung kraft der Wirksamkeit der allgemeinen Entwicklungsgesetze er klarzulegen sucht. Denn nach diesen beiden Polen richten sich seine Untersuchungen. Er will einerseits die tiefinnere Beziehung der ästhetischen zur social-ethischen Cultur seinen Lesern zum Bewußtsein bringen, er will die Wirkungen deutlich machen, welche die Kunst von den moralischen Mächten, von den jeweils herrschenden socialen Gesinnungen erfährt, und die Rückwirkungen auf das allgemeinsittliche Leben, womit sie ihrerseits diese Einflüsse zu beantworten vermag; andererseits kommt es ihm darauf an, zu zeigen, daß jene Zusammengehörigkeit selber ihren Grund in dem gemeinsamen Ursprunge der Geschmacksrichtungen und der sittlichen Normen — Burckhard sagt: der ethischen und ästhetischen Ideen — aus der nicht nur äußere organische Formtypen, sondern auch innere Geistesanlagen schaffenden Kraft der natürlichen Zuchtwahl habe. Der Essay: „Die Kunst und die sociale Frage" ist mehr der Verwirklichung der einen, der Aufsatz: „Die Kunst und die natürliche Entwicklungsgeschichte" mehr derjenigen der anderen Absicht gewidmet; dort ist die Aufzeigung der sich wechselweise hin und her schlingenden Fäden, welche die Kunst und die Triebfedern des gesellschaftlichen Geistes verknüpfen, die Hauptsache; hier wird die Erklärung solcher Verknüpfung aus ihren letzten Ursachen mit philosophischer Energie in Angriff genommen.

Dasjenige, was die von Burckhard aufgerollten Fragen auszeichnet, ist jedoch neben ihrer fundamentalen Wichtigkeit für die

philosophische Ästhetik vor allem auch ihre Aktualität, d. h. ihr Zusammenhang mit den die Gegenwart dominierenden Interessen und Ideenrichtungen. Bei all dem bedauerlichen Überwuchern des nationalen Chauvinismus im heutigen Europa scheint doch auch der entgegengesetzte, der sociale, sittliche Geist wenigstens teilweise in unseren Tagen zur Herrschaft gelangt, — einer Herrschaft, die er nicht nur fast unbestritten in manchen Kreisen behauptet, sondern auch immer weiter ausdehnt auf Volksschichten, in welchen das Bewußtsein von der Verwerflichkeit des nackten Egoismus allmählich erwacht und sich mehr und mehr zu kräftigen beginnt; und ebenso steht trotz der Angriffe auf die specifisch Darwinsche Abstammungslehre, worin sich die Haacke, Wolff, Herbst, Driesch, Dreyer u. s. w. gefallen, unsere Wissenschaft noch immer unter dem Zeichen des Entwicklungsgedankens, welchen auch eben diejenigen seinem allgemeinen Inhalte nach anerkennen, die mit allen Kräften eine Reaktion gegen die Naturzüchtungslehre herbeizuführen bemüht sind. Das ist so gewiß und offenkundig, daß man nicht viel Worte darüber zu verlieren braucht. Aber eine andere verlockende Aufgabe erhebt sich angesichts dieses Verhältnisses. Wenn das Princip der kontinuierlichen Entwicklung Giltigkeit hat, und zwar Giltigkeit nicht nur für das physische, sondern auch für das geistige Leben, dann kann jene social-ethische Gesinnung, welche zur Signatur unserer Zeit gehört, nicht auf einmal in die Welt gekommen sein, fertig und in voller Rüstung wie die dem Haupte des Zeus entsprungene Athene, sondern müssen ihre Keime sich schon in früheren Perioden nachweisen lassen, dann muß es auch wohl gelingen, da und dort bei etwas älteren Schriftstellern Ansätze zu jener merkwürdigen Betrachtung der Kunst unter dem socialen Gesichtspunkte aufzufinden, wie sie Burckhard mit solcher Klarheit und Entschiedenheit vertritt. Wenn ferner die Sachlogik, d. h. die innere Wahrheit und Folgerichtigkeit gewisser Ideenverknüpfungen einesteils und das Milieu der Anschauungen, welche den Einzelnen umgeben, in deren Mitte er aufwächst, anderenteils die hauptsächlichen Motoren und Regulatoren des Prozesses der geistigen Entwicklung sind, dann spricht zum mindesten eine große Wahrscheinlichkeit auch dagegen, daß eine Anschauung wie diejenige Burckhards von der evolutionistischen Entstehung der Schönheits- und Kunstnormen sich gerade nur in dem Kopfe dieses einen Mannes erzeugt habe; man muß dann vielmehr schon von vornherein erwarten, ähnlichen Auffassungen auch anderswo zu begegnen, man kann sich der Vermutung nicht entschlagen, daß man es hier mit einer allgemein verbreiteten Denkweise zu thun habe, die sich zu mancherlei, durch größere oder geringere Verschiedenheiten getrennten und vielfache Nuancen derselben Grundidee aufweisenden Sonderüberzeugungen

verdichtet. Je bündiger aber die Logik ist, die von dem Princip der natürlichen Auslese zur Anwendung dieses Princips auf die Erklärung des Ursprungs der ästhetischen Schätzungen drängt, als je näherliegend und besser begründet mithin eine solche Anwendung sich darstellt, um so größere Stärke wird offenbar die Vermutung erlangen. Und so bietet denn Burckhards Schrift einen willkommenen Anlaß sowohl zum Eingehen auf die Probleme selbst, mit welchen sie sich zu schaffen macht, zu einer Kritik der von ihrem Verfasser durchgeführten Ideen, als auch zu einer Untersuchung darüber, wie, durch welch schrittweise Vorbereitung diese Ideen ein Eigentum und ein charakteristisches Merkmal unserer Zeit geworden sind und in welchem Umfange sie die moderne Wissenschaft beherrschen.

Eine Verfolgung und Ausnützung des von Burckhard gegebenen Impulses in dieser doppelten Richtung ist der Zweck der nachstehenden Erörterungen. Sie streben jedoch nicht auf gesonderten, auseinander laufenden Wegen ihren beiden Zielen zu, sie suchen vielmehr das eine von dem andern aus und unter Benützung der Bahn, welche zu diesem hinführt, zu erreichen, sie verschmelzen die zwei ihnen vorschwebenden Absichten derart, daß mit der Anführung der geschichtlichen Thatsachen, das heißt hier so viel als der wissenschaftlich-litterarischen Produkte, in welchen entweder die sociale Auffassung von der Bestimmung der Kunst zum Durchbruche kommt oder das Bestreben sich kund giebt, die Ästhetik der Selektionslehre unterthan zu machen, häufig auch schon die Beurteilung der bezüglichen Grundsätze und Methoden verbunden wird. Wenn sich aber die Kritik vorzugsweise an die Arbeit Burckhards knüpft und die folgenden Ausführungen also immer wieder auf die beiden Essays des geistreichen Wiener Autors zurückgreifen, so geschieht dies nicht bloß deshalb, weil hier die jüngste Formulierung eben der Principien vorliegt, welche auf ihren Wert und auf ihre Berechtigung geprüft werden sollen, es wird damit gleichsam auch eine Dankesschuld abgetragen und der wahre Anstoß zu all den Raisonnements und Darlegungen dieses Aufsatzes stets von neuem sichtbar gemacht.

Ganz verfehlt wäre es, zu meinen, die Art und Weise, wie in neuester Zeit die social-ethische Auffassung auch des Kunstgebietes sich bemächtigt, rühre einfach daher, daß man erst jetzt überhaupt oder wenigstens in größerem Umfange und mit höherem Ernst die schöne Kunst mit dem sittlichen Maßstab zu messen angefangen habe. Vielmehr prägt sich in jener Erscheinung die eigenartige Umwandlung aus, welche die ethischen Wissenschaften selbst im Laufe des Jahrhunderts erfuhren und an der mit Notwendigkeit auch die Ästhetik, soferne sie die Beziehungen der Kunst und der Schönheit zu den sittlichen Lebensmächten ins Auge faßt, teilnehmen mußte. Wie frühere Zeiten die Sittlichkeit überhaupt vornehmlich als Privatmoral kannten,

so legte man damals auch auf die gehemmte oder geförderte Verwirklichung der moralischen Grundsätze in dieser Sphäre, auf die Art also, wie die Privatmoral durch die Pflege der Kunst und die Ausbildung des Schönheitssinnes beeinflußt wird, den Ton, wenn es sich um die Bestimmung des Verhältnisses zwischen Ethik und Ästhetik handelte. Inzwischen aber hat sich, wie gesagt, ein mächtiger Umschwung in der Betrachtung des Sittlichen selber vollzogen. Der sociale Gesichtspunkt ist in den Vordergrund getreten und in doppeltem Sinne trägt die heutige Moralwissenschaft ein sociologisches Antlitz: die schon früher von einzelnen großen Denkern verkündete Überzeugung, daß die Moral ein sociales Entwicklungsprodukt, das Ergebnis der Ausgleichung vieler, in einem Gemeinwesen sich mannigfach durchkreuzender Einzelegoismen sei und mithin ebensowohl eine Folge als eine Bedingung des socialen Zusammenlebens genannt werden könne, — diese Überzeugung hat viel schärfere, bestimmtere Formen angenommen, sie stützt sich auf eine ungleich breitere empirische Basis, und andererseits, was fast noch wichtiger scheint, weil hier recht eigentlich eine Errungenschaft der Neuzeit uns entgegentritt: man hat auch aufgehört, von den so gleichsam als Kompensationseffekte angesehenen ethischen Principien nur zu verlangen, daß sie sich im Verkehr der Einzelnen, innerhalb der einmal gegebenen, die Moral nicht berührenden oder eo ipso als sittlich anzuerkennenden politischen und ökonomischen Struktur der Gesellschaft durchsetzen, man erhebt vielmehr die Forderung, daß diese Struktur selbst den ethischen Normen gemäß sein müsse, und man dringt, wo dies nicht der Fall ist, auf ihre Gestaltung und Umgestaltung in sittlichem Geiste. Früher sollte der Mensch gerecht, mitleidig, wohlwollend sein in jenem weiten Spielraume seiner Handlungen, welcher durch die Gesetze frei gelassen wird; aber, daß sich gerade auch in diesen bürgerlichen Gesetzen Gerechtigkeit und allseitiges Wohlwollen verkörpern müsse, daran dachte man nur wenig. Heute aber will man vor allem die Gesetzgebung in Einklang bringen mit den ethischen Normen. Die Pflichten, an welche die Sittlichkeit den Einzelnen bindet, müssen nach der modernen Anschauung um so mehr auch der Gesammtheit auferlegt werden; der Staat, das Gemeinwesen überhaupt soll thun, was in seinen Kräften liegt, daß die Gerechtigkeit sich in der Welt verwirkliche, daß jedem Einzelnen die ihm gebührenden Lebensgüter zu teil werden, daß unverschuldetes Elend und durch Menschenhilfe zu lindernde Not mehr und mehr verschwinden, und sogar für die Beziehungen der Staaten untereinander erachtet man jetzt jene Vorschriften als giltig, durch welche der älteren Auffassung zufolge, ob sie gleich auch nach dieser nicht gerade bloß für die Glieder eines und desselben Gemeinwesens Geltung beanspruchten, so daß die Bürger verschiedener

Staaten sich in ihrem gegenseitigen privaten Verkehr gleichfalls an sie gebunden fühlten, doch zunächst nur das freie, d. h. nicht gesetzlich normierte Verhalten der Individuen geregelt werden sollte. Daher eine bedeutsame Erscheinung unserer Zeit: — das keineswegs zufällige, sondern tiefbegründete, einer inneren Notwendigkeit entspringende Zusammengehen der Friedensvereine und der Gesellschaften für ethische Kultur.

Wie sehr aber Wort und Begriff der Socialethik der Gegenwart angehören mögen, so ist doch nach dem früher Ausgeführten nicht zu glauben, daß die social-ethische Betrachtungsweise ganz plötzlich und unvermittelt aufgetaucht sei. Und in der That wird ihr allmähliches Hervorbrechen sehr lehrreich veranschaulicht, wenn man einfach bloß ihren Reflexen in der ästhetischen Litteratur nachgeht, wie solche bei der unvermeidlichen Stellung der Frage nach dem Verhältnis von „Gut" und „Schön" und nach den etwaigen sittlichen Aufgaben der Kunst fast nicht minder unvermeidlich erscheinen. Dessoir irrt gewaltig, wenn er in seinem interessanten und inhaltreichen Essay: „Das Kunstgefühl der Gegenwart" darüber klagt, daß „die sociale Funktion der Kunst" „seit Schiller" „kaum einer Prüfung unterzogen worden" sei. Denn gleich wie Zeitgenossen Schillers fast nicht weniger nachdrücklich als er selbst auf diese „Funktion" hinwiesen, ja dieselbe schon näher zu bestimmen und ins einzelne zu zergliedern suchten, so haben auch viele Spätere mit großem Eifer dem socialen Berufe nachgeforscht, welcher der Kunst etwa eignet, und das Maß der Erfüllung dieses Berufes geradeswegs zum Wertmesser für die Kunst gemacht. Im Gegensatze zu der so lange beliebten Art, die Hervorbringungen der schönen Künste nur in ihren Wirkungen auf den Einzelnen, nämlich den Einzelnen aus dem genießenden Publikum, und in ihrer Abhängigkeit von dem Einzelnen, nämlich dem einzelnen schaffenden Künstler, zu betrachten und die Interessen der Allgemeinheit in solcher Betrachtung völlig beiseite zu lassen, verraten eine Vorwegnahme des socialen Gesichtspunktes z. B. schon Titel und Plan eines in französischer Sprache geschriebenen, den Platonischen Dialog nachbildenden Büchleins, das um die Wende des Jahrhunderts veröffentlicht wurde, von welchem dann Graf Benzel im Jahre 1806 auch eine vortreffliche deutsche Übersetzung geboten hat und in dessen zweiter, 1807 erschienener Auflage als Verfasser „Charles D'Alberg, associé étranger de l'Institut de France", genannt ist, — also offenbar der bekannte deutsche Ästhetiker Karl Dalberg, an welchen Schiller die Schrift „Über Anmut und Würde" adressiert hat. „Periclés. De l'influence des beaux-arts sur la félicité publique" betitelt Dalberg seinen Dialog und durch die ganze Arbeit zieht sich wie ein roter Faden die Idee von dem Werte der Kunst für das Gemeinwesen, die schon das erste Gespräch zu bündigstem Ausdrucke

bringt. Euripides preist seinem Lehrer Anaxagoras alle Vorzüge des Dramas von Äschylos: „je sentis," sagt er, „que l'on ne pouvait ajouter à la perfection de son art qui sait émouvoir, qui sait entraîner, qu'en éclairant en même tems l'esprit par des maximes, qui présentent les grandes vérités propres à guider les hommes dans la route de la sagesse." Daß unter diesen „vérités" aber nicht bloß und nicht in erster Linie theoretische, sondern vor allem sittliche Wahrheiten zu verstehen sind, erscheint selbstredend und wird durch die weiteren Ausführungen des Dialogs, welche das Trauerspiel als bewährtes Mittel zur Erweckung hoher, edler Gesinnungen empfehlen, das Lustspiel aber durch Demütigung der menschlichen Eitelkeit sich nützlich erweisen lassen, noch offenbarer. Kurz, für Dalberg ist es ausgemacht, daß die Kunst im Dienste der sittlichen Vervollkommnung der Gesellschaft stehen soll, dann aber, wenn sie dieser Bestimmung gerecht wird, auch von der allergrößten Bedeutung für die Förderung des Gemeinwohles ist. Und unter den Erörterungen nun, durch welche der Verfasser die von der Sittlichkeit getragene Kunst als ein Instrument zur Verwirklichung der höchsten Zwecke des Staates darzustellen sucht, zieht vor allem eine die Aufmerksamkeit auf sich: Perikles will im sechsten Gespräche den Alcibiades überzeugen, daß die Kunst nicht allein, indem sie allen zugänglich ist, in ihrer Sphäre den Unterschied zwischen Arm und Reich aufhebt, sondern daß auch nur derjenige gegründeten Anspruch auf den Namen eines echten Künstlers hat, der erfüllt ist von dem Streben, allen Bürgern des Staates Genuß und Erhebung zu bieten, der also mit Bewußtsein fürs ganze Volk schafft. „Le pauvre, comme le riche," so redet Perikles zu Alcibiades, „prend part à la pompe des spectacles, à la perpetions des fêtes nationales, à la majesté des temples, à l'excellence des chefs-d'oeuvre, dont ils sont ornés; et l'homme opulent qui, par un si noble emploi ses richesses, multiplie les sources de la felicité des ses concitoyens, s'attache leurs coeurs par la reconnaissance, et s'érige, pour la postérité, le monument le plus durable. Mais ce luxe dans l'intérieur des maisons, cette foule d'esclaves, ces recherches de jouissances voluptueuses, cette profusion de meubles précieux, à peine apercus par quelques compagnons de plaisirs, ne sont-ils pas autant d'exemples dangereux, qui provoquent la jalousie de l'indigent, et cessent bientôt de satisfaire le goût dépravé de ceux qui s'y livrent. — Les beaux-arts, eux mêmes, tombent dans l'avilissement, lorsqu'ils ne sont plus que les instrumens de luxe et de la corruption. L'artiste, dominé par l'amour de son art et par le sentiment du beau, sent, il est vrai, sans cesse, une impulsion

irrésistible qui le porte à l'execution d'ouvrages achevés: mais ne pensez-vous pas, Alcibiade, que l'aiguillon de la gloire augmente son ardeur? .. Imaginons ce qui se passe dans l'âme d'un Phidias, lorsque, sous son ciseau, le marbre prend la forme de Jupiter Olympien, l'objet futur de l'adoration d'un grand peuple? Si ce même Phidias etait forcé d'employer son talent à décorer l'appartement d'un particulier riche, mais ignorant, mais incapable de juger et d'apprécier les beautés de son travail, ne se demanderait-il pas avec amertume: ‚Qui verra mon ouvrage?' Il ne faut pas douter, Alcibiade, la perfection de l'art et la gloire de l'artiste sont inseparablement unies à l'utilité publique." Fürwahr: Burckhard hätte diese Sätze mit Hinweglassung von ein Paar der dialogischen Stilisierung entsprechenden Worten recht gut in seinen Vortrag aufnehmen können und er würde damit einem Teile seiner Grundgedanken die lebendigste und wirkungsvollste Darstellung gegeben haben.

Dalberg ist indes nicht der Einzige, der um jene Zeit schon das Gebiet des Ästhetischen und der Kunst mit dem ganzen öffentlichen Leben in Zusammenhang gebracht hat. Im Jahre 1804 erschien ein Buch des Feldpredigers beim königlich preußischen Dragonerregiment von Katte, Gottlob Benjamin Gerlach, das sich betitelte: „Philosophie, Gesetzgebung und Ästhetik, in ihren jetzigen Verhältnissen[1]) zur sittlichen und ästhetischen Bildung der Deutschen" und von der litterarischen Gesellschaft der Humanität zu Berlin preisgekrönt worden war. Diese „Preisschrift", welche das Princip der Kantischen Ästhetik durch resolute Identifikation der Schönheit mit formaler Zweckmäßigkeit in ähnlichem Sinne wie Schiller weiter- oder, wenn man will, zurückzubilden versucht, hat manche interessante Gedanken: der Gegensatz der subjektiv-ästhetischen Denkart, welcher der Verfasser mit tiefem Verständnis auch die religiöse zurechnet, zur objektiv-wissenschaftlichen wird hübsch durchgeführt; vor allem aber verdient die Schrift eben deshalb der Vergessenheit entrissen zu werden, weil sie sich die Frage der Beziehungen zwischen dem politisch-religiösen Gesamtzustande und der Pflege des ästhetischen Sinnes mit aller Gewissenhaftigkeit vorlegt. Will man auch die Ergebnisse, zu denen Gerlach gelangt ist und die er in den drei Sätzen zusammenfaßt: „I. Der jetzige bürgerliche Zustand bildet mehr den Sinn für das Schöne als das Erhabene. II. Die zunehmende Intellektualität vermindert den wohlthätigen Einfluß[2]) der schönen Künste überhaupt

---

[1]) Auf dem wirklichen Titel des Buches steht offenbar infolge eines Druckfehlers nach „Verhältnissen" ein Komma.

[2]) Nach „Einfluß" findet sich wieder irrtümlicherweise ein Komma im Text des Gerlachschen Buches.

auf die Moralität. III. Der jetzige Grad der Geisteskultur verstattet höchstens nur den redenden Künsten in allen ihren Zweigen Einfluß auf die sittliche Bildung", — will man auch diese Ergebnisse nicht wichtig, ja vielleicht nicht einmal ganz richtig finden, so muß man doch das in der Fragestellung selbst liegende Verdienst anerkennen: denn damit ist die „sociologische" Betrachtungsweise auch für die schönen Künste eröffnet. Zu untersuchen, inwieweit die eigentlich „spekulative", das heißt die Schelling-Solger-Hegel-Schleiermachersche Ästhetik an diese Betrachtungsweise heranstreifte, fehlt es hier an Raum; nur das soll betont werden, daß die zahllosen Berührungspunkte, welche diese Ästhetik mit Richard Wagners eigenartiger Kunstlehre darbietet, fast ebensoviele Zeugnisse eines dämmernden Bewußtseins vom socialen Berufe der Kunst sind, soferne sie nämlich nicht bloß den Wagnerschen Gedanken vom Universalkunstwerke, sondern auch denjenigen des „Kunstwerkes der Zukunft" als einer Schöpfung des Volkes und für das Volk, freilich mehr oder weniger dunkel, antecipieren. Indes an Klarheit und Schärfe der Auffassung gebrach es ja auch bekanntlich Wagner selbst in dem Grade, daß man, wiewohl gerade er mit Feuereifer Kunst und Kunsttheorie in socialem Geiste zu reformieren bestrebt war, doch mindestens keine Veranlassung hat, ihm bei Darstellung der früheren Anläufe zu einer Behandlung der Kunstlehre im Lichte der Sociologie besondere Berücksichtigung zu widmen. Socialistisch und sociologisch ist zweierlei: drückt jenes in erster Linie eine bestimmte Gesinnung aus, so dieses ausschließlich ein wissenschaftliches Untersuchungsgebiet und eine Summe wissenschaftlicher Methoden; die Resultate, welche auf diesem Gebiete und mittelst dieser Methoden gewonnen werden, brauchen jene Gesinnung keineswegs zu begründen oder zu rechtfertigen, sowie umgekehrt der Socialismus ohne alle Sociologie möglich ist, und Wagner, in dem die socialistischen Tendenzen allerdings, wenigstens vorübergehend, lebendig waren, dem jedoch ganz und gar die Fähigkeit mangelte, die Erscheinungen des fraglichen Bereiches wissenschaftlich aufzufassen, mag darum wohl als „socialistischer" Kunstphilosoph par excellence gelten und als solcher hier Erwähnung finden, aber er hat, wie gesagt, keinen Anspruch, auch unter den Hauptvertretern einer „sociologischen" Kunstlehre genannt und beachtet zu werden.

Anders verhält es sich mit dem großen Denker, welcher den Ausdruck „Sociologie", diese den Philologen so wenig anmutende vox hybrida, zuerst gebildet hat. Wer die Thatsachen des sittlichen Lebens als „sociale Statik" darzustellen unternimmt, der kann, wenn er nur irgend welchen gegenseitigen Einfluß der ethischen und ästhetischen Sphäre zugiebt, gar nicht anders als die Kunstästhetik teilweise unter sociologische Gesichtspunkte rücken und dabei werden sich

dann schon vermöge der Artung eines wissenschaftlichen Genius wie des Comteschen auch unfehlbar Ansichten von schärferem Gepräge ergeben müssen, als sie etwa bei einem Richard Wagner zu finden sind. Überdies aber fällt die Kunst im ganzen, da ihre Entstehung und Entwicklung als ein Stück des historischen Gesamtprocesses erscheint, jenem andren Teile der „Sociologie" zu, welchen der französische Philosoph die „sociale Dynamik" getauft hat, welcher in seinem Systeme einen so auffallend breiten Raum einnimmt und welcher im Grunde doch nichts ist als eine in philosophischem Geiste gehaltene Schilderung der Menschheitsentwicklung, nicht einmal eine Geschichtsphilosophie — denn diese hätte es nur mit den Principien zu thun —, sondern gleichsam eine Kulturgeschichte von höherem Standpunkte aus. Die in der doppelten Richtung notwendige „sociologische" Auffassung der Kunst wird bei Comte aber auch zu einer socialen in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes. Sowohl im „Cours de philosophie positive" als in der 1848 zuerst veröffentlichten Zusammenfassung seiner Hauptgedanken, welche dann als „Discours preliminaire sur l'ensemble du Positivisme" den ersten Band des „Système de Politique positive, ou Traité de Sociologie" bildete, hat er die Überzeugung ausgesprochen, daß die Kunst, so, wie sie in der Ära des negativen, revolutionären Geistes geworden, jeder Leitung und jedes hohen Zieles entbehre, welche beide sie nur in der „Entwicklung ihrer socialen Eigenschaften" finden könne. Der Positivismus schien ihm schon deshalb vorzüglich geeignet, der kompaß- und steuerlos umhertreibenden Kunst die feste und zugleich würdige Richtung zu geben, weil eine Lehre, die den Verstand dem Gefühle, den „Geist" dem „Herzen" unterordnet — die Notwendigkeit dieser Unterordnung betont der „Discours" gemäß den bekannten Wandlungen der Ansichten Comtes natürlich noch mehr als das Hauptwerk —, von vornherein einer sich zunächst an die Affekte wendenden Geistesbethätigung besonderes Verständnis entgegenbringen muß. Daß aber die Kunst auch fähig ist, sociale, sympathische Gesinnungen zu verbreiten, dies sah Comte als völlig verbürgt durch die mittelalterliche Kunst an, der er im 54. Kapitel des „Cours" nachrühmte, daß „die Gedanken und Gefühle unserer moralischen Natur" nie „einen so vollendeten monumentalen Ausdruck" („une aussi parfaite expression monumentale") haben gewinnen können als in den bewunderungswürdigen religiösen Gebäuden, welche diese Kunst schuf und die, trotz des unwiederbringlichen Erlöschens des entsprechenden Glaubens, stets allen wahren Philosophen ein köstliches Gefühl tiefer socialer Sympathie einflößen werden (qui, malgré l'irrévocable extinction des croyances correspondantes, inspireront toujours, à tous les vrais philosophes, une délicieuse

émotion de profonde sympathie sociale"). Indem also die positive Philosophie lehrt, daß die höchste Genugthuung eines jeden darin besteht, zu dem Glücke anderer beizutragen (Discours sur l'ensemble etc. Citiert nach Roschlaus Übersetzung: „Der Positivismus in seinem Wesen und seiner Bedeutung" 1894), der Kunst aber in der That sociale Kräfte innewohnen, stellt jene dieser, wie es im „Discours" weiter heißt, „ihre schönste Aufgabe, die Pflege der wohlwollenden Gefühle, die weit ästhetischer als die bisher allein gefeierten Triebe des Hasses und der Bedrückung. Ist diese Pflege unser oberstes Ziel, so wird die Poesie der gesamten endgiltigen Ordnung voll eingefügt und erlangt hierdurch eine Würde, wie sie früher unmöglich war". Und wenn nun nach dieser Auffassung die hohe, edle Kunst zur Milderung des socialen Elends unfehlbar vermöge des Umstandes beiträgt, daß die Pflege sympathischer Gefühle den Proletariern als den einer Bethätigung solcher Gefühle seitens der übrigen Gesellschaftselemente vor allen Bedürftigen auch in erster Linie zu gute kommen muß, so nützt der Positivismus behufs Erreichung dieses Zieles die Künste noch in anderer Richtung aus: indem er „die Proletarier veranlaßt, ihr wahres Glück in der stetigen Entwicklung ihrer Gefühls- und Geisteskräfte zu suchen", erschließt er auch ihnen jenen der Kunst entströmenden, fast unerschöpflichen Quell reinster Genüsse, an dem sich bisher nur eine kleine Minderzahl laben durfte, macht er auch den Armen Mittel der Lebensverschönerung und Trostmittel im Unglück zugänglich, welche früher ausschließlich den Begüterten zu Gebote standen, kurz: bereitet er der Kunst und Poesie, wie Comte selbst sich ausdrückt, „geneigte Lebenskreise, mit Hilfe einer Erziehung, welche vor allem auf ästhetischem Grunde ruht".

Aber — und hier denkt man unwillkürlich an Richard Wagner — nicht nur für das Volk, auch durch das Volk soll die Kunst, wenigstens teilweise, zur Bethätigung gelangen. Der französische Denker verwirft für seinen idealen Gesellschaftszustand eine eigene Künstlerklasse, namentlich eine Klasse bloßer Poeten, — wie der „Catéchisme positiviste" verrät, unter anderem auch deshalb, weil nach Comtes wunderlicher Meinung die Dichter, welche nicht zugleich Philosophen sind, nichts taugten und vorwiegend Schaden stifteten, so daß es „von Homer bis auf Walter Scott" im Abendlande nur „dreizehn wirklich bedeutende Dichter" gäbe, zwei dem Altertum, elf der Neuzeit angehörig, darunter noch dazu drei Prosaschriftsteller, während „von allen andern höchstens sieben" sich anführen ließen, „die alltäglich gelesen werden könnten oder sollten". Indem nun Comte höchstens den bildenden Künstlern um der ausgebildeten, specifischen Technik willen, deren Erlernung auch einen längeren speciellen Unterricht fordere, einen besonderen Stand gönnt, teilt er dem Proletariat

als „dem dritten notwendigen Elemente" der von ihm sogenannten „mäßigenden Gewalt" geradeswegs die Aufgabe zu, sich mit den beiden andern Repräsentationen dieser Gewalt, den Frauen und den Denkern, in die Hervorbringung der poetischen und musikalischen Werke zu teilen, und zwar jene Darstellungen „des privaten und persönlichen Lebens" zu übernehmen, die insbesondere ein kräftiges Empfinden zur Voraussetzung haben. Die Darstellungen dieses Lebens hingegen, bei welchen es vornehmlich auf Zartheit des Empfindens ankommt, sollten die Frauen liefern, den Denkern aber müßte, wie der „Discours" erörtert, die poetische Bearbeitung des öffentlichen Lebens überlassen bleiben. Kurz, die Proletarier, welche aus der Kunst so reichen Gewinn ziehen, erscheinen in Comtes seltsamer, alle Funktionen bis ins kleinste und einzelnste regelnder und die Stände, das heißt die Träger dieser Funktionen starr abscheidender, andererseits freilich auch wieder die ungleichartigsten Verrichtungen demselben Gesellschaftselement aufbürdender Socialhierarchie selbst als ein Teil der Künstlerschaft. Sie sind zwar, wie der „Catéchisme positiviste" lehrt, nicht als der höchste, vornehmste Teil gedacht: ihre Leistungen sind gleich denjenigen der Frauen „untergeordnet" gegenüber der Poesie der Priesterphilosophen, aber dafür haben diese Kunstleistungen der Frauen und Proletarier auch den Vorzug, die „Häufigeren" und „dem freien Antrieb" überlassen zu sein, sie stellen gleichsam die normale, gewöhnliche, ohne Unterbrechung gepflegte Kunst vor, während nach dem „Catéchisme" „die Priester, die stets Philosophen sind", nur „vorübergehend zu Dichtern" werden, wenn die durch die Kunst zu verklärende Menschheit, die Göttin des Positivismus, „erneuter allgemeiner Gefühlsergüsse bedarf, die alsdann der öffentlichen wie privaten Verehrung auf mehrere Jahrhunderte genügen."

Aber Comte geht noch weiter. Er fordert nicht bloß, daß die Kunst von socialem Gefühl durchtränkt sein müsse; er begnügt sich auch nicht, die Proletarier, für welche die Entwicklung dieser Gefühle von der größten Wichtigkeit ist, gewissermaßen als die Organe der Poesie zu bestellen und so dafür Sorge zu tragen, daß die Kunst ihren socialen Aufgaben niemals entfremdet werde; — jenes vielleicht mit seiner ganzen Geistesrichtung zusammenhängende und daraus zu erklärende Verkennen der ästhetischen Region in ihrer Eigenart, welches ihn unter anderem verleitete, in mechanischen Konstruktionen ästhetische Gebilde, in technischen Erfindungen wahrhafte, wenngleich elementare Formen des Kunstschaffens zu sehen, ließ ihn auch die Utopien eines Plato und Thomas Morus als echte Dichterwerke ansprechen und somit rein social-ethische und politisch-ökonomische Bestrebungen mit specifisch künstlerischen verwechseln. Nichts ist viel-

leicht charakteristischer für seine Verständnislosigkeit gegenüber den eigentlich ästhetischen Potenzen als die überaus drollige Prophezeiung im „Catéchisme", daß man sämtliche Dichter mit Ausnahme der erwähnten zwanzig „als dem Geiste ebenso schädlich wie dem Herzen ohne Zweifel fast ausnahmslos beseitigen" werde, „sobald die umgestaltete Erziehung uns in den Stand gesetzt haben wird, ihnen alle dienlichen Belege" (!!), „insbesondere die historischen" (!!) „zu entnehmen". Eine Poesie und Kunst, welche nicht wesentlich didaktisch, welche im tiefsten Grunde weder Wissenschaft noch Moral wäre, konnte sich der pedantisch ernsthafte ehemalige Lehrer der höheren Mathematik und Mechanik an der Pariser Ecole polytechnique einfach nicht vorstellen. Bei aller Betonung der Wichtigkeit des Gefühlsmomentes für die Kunst fehlte es ihm doch an der richtigen Einsicht in die Natur der ästhetischen Gefühle, ja manchmal, so gelegentlich jener sonderbaren Äußerung im „Discours", daß das „innere Vorbild, wie es selbst für die geringfügigsten mechanischen oder geometrischen Arbeiten unentbehrlich ist", „das ästhetische Ideal in seiner elementarsten und allgemeinsten Form" und seine Ersinnung also eine echte Poesiethätigkeit darstelle, vergaß er seine eigenen Voraussetzungen, vergaß er sogar, daß das ästhetische Verhalten zum mindesten immer und überall ein gefühlsmäßiges sein müsse und daß es andererseits gerade das Wesen der Poesie, wie jeder Kunst ausmache, ästhetische Zwecke zu erfüllen, für die Aufnahme ihrer Werke solch ein gefühlsmäßiges Verhalten zu beanspruchen. Er verlegte offenbar, hierin sich mit Vertretern der spekulativen Ästhetik berührend, das eigentliche Kriterium der Kunst in die Phantasieentfaltung statt in die Absicht der Befriedigung des Schönheitsbedürfnisses. Kunstwerke waren ihm einfach Werke der Einbildungskraft und so krankte denn seine Auffassung nicht nur daran, daß er die Besonderheit der schöpferischen Anlagen des Künstlers übersah, jeden Unterschied derselben von der Begabung des Philosophen leugnete und sich einredete, ein großer Denker müsse darum auch schon von selber, wenn es die Umstände erheischen, sich als großer Dichter bewähren können, sondern sie wurde noch durch den weiteren Irrtum verdorben, welcher in der Bestimmung des Kunstbegriffes ohne Rücksicht auf die Ziele der Kunst, bloß nach dem, wie gesagt, nicht einmal richtig aufgefaßten Gepräge der spontanen künstlerischen Funktionen lag. Allein gerade diese Mängel der Theorie mußten Comte in seiner Idee von der Innigkeit der Beziehung zwischen social-ethischen und ästhetischen Schöpfungen nur noch bestärken. Er durfte nun nicht bloß tropisch oder tadelnd, gleichsam eine Verbindung des seiner Natur nach nicht Zusammengehörigen andeutend, sondern in vollstem Ernste und durchaus anerkennend von den Utopien

als einer Art „Staatspoesie" sprechen und in ihnen so gut wie in den geometrischen, mechanischen Entwürfen „das ästhetische Ideal" dargestellt finden. Mit anderen Worten: socialreformatorische Schriften galten ihm, soferne ein gewisses Maß von Imagination darin zu Tage trat, thatsächlich als Produkte der Dichtkunst. Eine Folgerung aus dem speciellen Inhalt der angeführten Utopien auf seine eigenen social-ökonomischen Principien wäre zwar nicht statthaft; denn schon das von ihm aufgestellte formale Moment der Kunst brachte es ja mit sich, daß er den künstlerischen, poetischen Zug am meisten in denjenigen Konstruktionen der künftigen Gesellschaftsverfassung sehen mußte, deren Idealbild sich am weitesten von dem Bilde der gegenwärtigen Zustände entfernte, und thatsächlich war er für seine Person kein Freund des Socialismus in der engeren Bedeutung, das heißt kein Anhänger kommunistischer oder kollektivistischer Überzeugungen. Daß jedoch die sociale Gesinnung, die er selber von den Künstlern propagiert sehen wollte, eine wirklich „sociale" in dem weiteren und besten Sinne des Wortes, nämlich rein humanitärer, altruistischer Art war, mit demjenigen also, was man heute in gewissen „nationalen" und anderen Kreisen unter socialreformatorischer Denkweise versteht, nicht das mindeste zu thun hatte, dies ist trotz der gehässigen Ausfälle von Marx auf den „kapitalistischen" und „tief in katholischer Erde" wurzelnden Philosophen nach dem früher Mitgeteilten selbstverständlich, dies wird auch schon dadurch, daß für Comte das eigentlich „Sociale" und das Altruistische, Sympathische überhaupt eins sind, völlig außer Zweifel gestellt.

Wollte man sich an die bloßen Worte oder an einzelne aus dem Zusammenhang gerissene Stellen halten, so könnte man noch zahlreichere scheinbare Belege für Comtes Ansicht von der socialen Bestimmung der Kunst beibringen. Aber man würde hiermit eben einen bloßen falschen Schein erzeugen oder Mißverständnissen anheimfallen, die eine genauere Interpretation der Aussprüche des Philosophen, eine Berücksichtigung seines wahren Gedankenganges sofort zerstreuen müßte. Daß es Comte z. B. ganz ferne lag, mit dem Satze im „Catéchisme": „Während unsere poetischen Erdichtungen die allgemeinen Bedingungen der materiellen und sogar der vitalen Ordnung ohne Skrupel verletzten, paßten sie sich den Hauptgedanken der socialen und insbesondere der moralischen Ordnung mit bewunderungswerter Genauigkeit an" —, daß es ihm ganz ferne lag, mit diesem Satze etwa die Pflicht des Künstlers zur Vertretung socialer oder sittlicher Ideen hervorheben zu wollen, davon überzeugt man sich leicht, wenn man die Beispiele prüft, die er zur Begründung des Satzes anführt. „Ohne Bedenken," so fährt er nämlich erläuternd fort, „nahm man unverwundbare Helden und Götter an, die sich nach Belieben ver

wandelten. Aber sowohl der Volksinstinkt wie der Geist des Dichters würden jede sittliche Zusammenhangslosigkeit ohne weiteres verworfen haben, so z. B. wenn man gewagt hätte, bei einem Geizhals oder Feigling Freigebigkeit oder Muth vorauszusetzen." (Citiert nach Roschlaus Übersetzung: „Katechismus der positiven Religion" 1891.) Es ist danach klar, daß nur der bei den französischen Schriftstellern überhaupt beliebte Gebrauch des Wortes „moralisch" — man erinnere sich der „sciences morales"! — und die Comte eigentümliche Ersetzung des Begriffes „psychologisch" durch den Begriff „sociologisch" oder „social" Schuld trügen, wenn man sich einen Augenblick über den Sinn jenes erstangeführten Passus zu täuschen vermöchte. Wäre es wirklich die Absicht Comtes gewesen, in dieser Stelle die Notwendigkeit social-ethischer Grundsätze für die Kunst zu betonen, so hätten seine Beispiele anders ausfallen müssen, er hätte etwa darauf hinzuweisen gehabt, womit er sich freilich in gröbsten Widerspruch mit den Thatsachen gesetzt haben würde, daß die Künstler niemals den Reichtum Einzelner, wenn er die bittere Armut der Massen zur Kehrseite oder Folie hat, in glänzenden, verführerischen Farben schildern, niemals für Helden von herrischem Wesen und inhumanen Gesinnungen die Sympathie des Publikums fordern durften. Allein die „sociale" und „moralische Ordnung", von welcher Comte spricht, ist eben in Wahrheit nichts als die psychologische Gesetzmäßigkeit, die sich namentlich auch im Bereiche des sittlicher Beurteilung unterliegenden Fühlens bewährt und aller Anschauung von Charaktertypen zu Grunde liegt: die gemeinte unumgängliche Anpassung der Kunst findet an diese psychologischen Gesetze, nicht aber an irgend welche sittlichen oder socialpolitischen Normen statt.

Siebzehn Jahre, nachdem Comte zuerst den „Discours", die zusammenfassende Schrift über das Ganze seiner Lehre mit dem interessanten Kapitel: „Der Positivismus und die Kunst" veröffentlicht hatte, im Jahre 1865 erschien zu Paris bei Garnier Frères eines der merkwürdigsten Erzeugnisse der gesamten ästhetischen Litteratur. Kein Geringerer als P. J. Proudhon war der Verfasser des Buches, welches unter dem Titel: „Du principe de l'art et de sa destination sociale" unter den posthumen Werken des berühmten Philosophen und Socialpolitikers herausgegeben wurde. Von den 25 Kapiteln, in welche die Schrift zerfällt, waren 15 von Proudhon selbst vollständig ausgearbeitet worden; den übrigen 10 hatte die Sorgfalt der Herausgeber auf Grund der vom Verfasser hinterlassenen Weisungen und Winke die definitive Gestalt gegeben. Wie man sieht, ist der Zeitraum, welcher Proudhons ästhetische Studien von den Erörterungen Comtes im „Discours sur l'ensemble du positivisme" trennt, selbst wenn man hierbei nicht die Zeit der Ab-

fassung, sondern diejenige des Erscheinens im Auge hat, gar nicht groß; um so gewaltiger aber erscheint der Sprung, der gemacht werden muß, um sich von dem künstlerischen oder vielmehr kunstkritischen Standpunkte des einen auf den des andern Denkers zu versetzen. Mit der überwiegenden Mehrzahl derer, welche heute besonders energisch die socialen Aufgaben der Kunst betonen, hat Comte wohl die ethische Gesinnung, keineswegs aber die Geschmacksrichtung gemein; er, der die „Idealisation", die Vorführung von Musterbildern der Vollkommenheit in jeder Gattung, für den eigentlichen Beruf der Kunst hält, könnte nicht anders als das härteste Verdammungsurteil über den modernen Naturalismus sprechen; seine Sympathien sind, obschon er Byron, Walter Scott und die gemütstiefe Kunst des Mittelalters recht wohl zu würdigen versteht, obschon ihm Racine gar zu kalt und geziert scheint, so daß er Corneille den Vorzug giebt, im ganzen zweifellos auf der klassicistischen Seite, sie gehören jener Kunst, zu deren vornehmsten Vertretern auf dem Gebiete des Dramas ja schließlich auch Corneille so gut wie Racine gezählt werden muß; die Typisierung bezeichnet Comte, weil sie die nebensächlichen Züge zurücktreten läßt und nur die Hauptcharaktere festhält, sogar als die getreuere Darstellung im Vergleich zur streng realistischen und individualisierenden Manier: kurz, „die Moderne" würde in ihm, wenn er sie hätte erleben können, den entschiedensten, unversöhnlichsten Gegner gefunden haben.

Ganz anders Proudhon. Jene für die „Moderne" oder wenigstens für einen Teil derselben, für ihre Anfänge so charakteristische Verbindung social-ethischen Eifers mit ausgesprochener Vorliebe für nackten Realismus zeigt sich genau ebenso schon bei dem großen Socialphilosophen: Proudhon ist der unerschrockene, rücksichtslose Vorkämpfer der Theorie, welche Courbet und andere Gesinnungsgenossen auf verschiedenen Kunstgebieten in die Praxis umgesetzt haben, — und wenn sich schon ein feiner Unterschied zwischen der Nuancierung seiner Anschauungen und derjenigen des heutigen, von social-ethischer Tendenz erfüllten Naturalismus auffinden ließe, so könnte er höchstens darin erblickt werden, daß die Modernen mit klarerem Bewußtsein und entschiedenerer Absicht die Schilderung von Elend, Jammer, sittlichem und physischem Schmutz als Mittel zur Aufstachelung der Geister benutzen, daß sie mehr von dem bald geheimen, bald ausdrücklichen Bestreben geleitet werden, durch wahrheitsgemäße, ungeschminkte Kennzeichnung der gegenwärtigen Zustände die Unerträglichkeit derselben fühlbar zu machen und so endlich deren Beseitigung zu veranlassen, während den französischen Denker vielleicht in erster Linie ein naiver Haß gegen das Aristokratische und eine

durchaus unmittelbare Sympathie für alles zum Volke Gehörige, das arme, arbeitende Volk im Gegensatze zu den vornehmen Kreisen Auszeichnende beseelt hat. Darum perhorresciert Proudhon die Kunst in ihrer höchsten Blüte, die Kunst Raffaels und Tizians: sie ist ihm verleidet als das Produkt einer herzlosen aristokratischen Gesellschaft und er wendet sich zürnend ab von den schönen Madonnen, in deren idealen Formen er nur die verhaßten Gestalten der reichen Müßiggängerwelt wiederfindet; — denn mit der Behauptung, daß auch allzu starke sexuelle Reize, viel stärkere als von den Werken der antiken Kunst, von diesen Schöpfungen der Italiener ausgehen, daß die göttlichen Jungfrauen Raffaels, „moins divines, plus humaines que les déesses de l'Olympe," ein weniger reines Gefühl („un sentiment moins pur") einflößen als die griechischen Statuen — „La Vénus de Milo, toute nue, est plus chaste que la plus respectable de Madones vêtue jusqu'au menton et tenant dans ses bras l'enfant Jesus" —, konnte es ihm ja wohl kaum rechter Ernst sein, abgesehen davon, daß sich diese Bemerkungen über die Renaissancekunst in dem nicht ausschließlich von ihm selber herrührenden siebenten Kapitel finden, also vielleicht Zuthaten der Herausgeber vorstellen und daß überdies den scheinbar im Tone des Vorwurfs gemeinten Äußerungen andere Sätze gegenüberstehen, welche dieselbe Behauptung von dem erotischen Charakter der christlich-italienischen Kunst aufstellen, aber keineswegs wie ein Tadel klingen, sondern im Gegenteil gerade an diesen Charakter den Vorzug höherer Schönheit — „Ces belles saintes, avec leur expression chrétienne, me paraissent assurément plus belles, à moi, que les déesses impassibles des Grecs" — knüpfen zu wollen scheinen. Mochte also Proudhon seine Verwerfung der Italiener in noch so subtile philosophische Formeln kleiden, mochte er ihre angebliche Inferiorität gegenüber der ascetischen Frühkunst des Mittelalters scharfsinnig auf ihren Widerspruch gegen den Geist des Christentums, auf den Zwiespalt zwischen Gehalt und Form, beziehungsweise auf die Inangriffnahme eines unlösbaren Problems, nämlich der Aufgabe, die zwei unversöhnlichsten Gegensätze („les deux choses les plus incompatibles"): den christlichen Spiritualismus und die ideale hellenische Sinnenschönheit („la spiritualité du sentiment chrétien et l'idéalité des figures grecques") zu vereinigen und zu versöhnen, zurückführen, er täuschte sich mit alledem doch nur selbst über die innersten Gründe seiner Stimmung; in Wahrheit wurzelte seine Abneigung offenbar nur darin, daß ihm alles Aristokratische überhaupt ein Greuel war, und deshalb pries er mit solcher Begeisterung die Niederländer, die das ihm teure Volk zum ersten Male als Gegenstand künstlerischer Darstellung erwählt, die dem gemeinen Manne, im schmutzigen Kittel, mit derben,

schwieligen Händen, gleichsam das Bürgerrecht im Reiche des Schönen erobert hatten.

Allerdings war das nicht das einzige Motiv für das Verhalten Proudhons. Nicht nur der Demokrat, sondern insbesondere auch der Gegner der metaphysischen Transscendenz, der Vertreter einer durchaus immanenten Weltanschauung fand sich von der einen Kunstrichtung angezogen und erwärmt, von der anderen um ihrer Stoffe willen frostig berührt und abgestoßen. Im geraden Gegensatze zu Comte war Proudhon bekanntlich ein aufrichtiger Verehrer der Reformation; ähnlich wie Feuerbach galt auch ihm — ob mit Recht, muß dahingestellt bleiben — Luther gewissermaßen als der Vorkämpfer des Positivismus, als der Mann, der zuerst in die Riesenburg des mittelalterlichen Spiritualismus und Supranaturalismus Bresche geschossen, und da nun Proudhon in der niederländischen Kunst nur eine Teilerscheinung der Reformation, in dem Geiste dieser Kunst nur eine Offenbarung des allgemeinen protestantischen Geistes auf besonderem Gebiete erblicken zu müssen glaubte, so ergab sich seine Stellungnahme daraus ganz von selbst. Den inneren Zusammenhang zwischen der Reformation und dem Charakter der holländischen Malerei sucht das achte Kapitel in folgenden scharfgemeißelten Sätzen klarzulegen: „La Renaissance avait vaincu le gothique; la Réforme, à son tour, fit échec à la nouvelle idolâtrie. Qu'est-ce que la Réforme? En religion, c'est la liberté d'intreprétation et de croyance, le culte en esprit et en vérité, partant la mort de toute peinture et sculpture surnaturaliste et symbolique; en fait d'Église, la négation du sacerdoce, de l'épiscopat, de la papauté, ‚no popery' en politique, l'égalité de tous devant la loi, l'abolition des castes, les moeurs citoyennes, la prééminence du principe fédératif sur le principe dynastique. Après une telle débâcle, que restait-il pour l'art? La fatalité même de l'élimination, la logique des choses l'indiquent: il restait la roture, quoi donc? la vie laïque, vulgaire et ses triviales occupations. Plus de symboles, plus d'idoles, plus de noblesse, plus de moinerie; à leur place, l'humanité industrieuse, savante, positive: voilà le nouveau domaine de l'art et sur quoi devra s'exercer l'ideal." So nennt der geistvolle Franzose in mehr als einem Sinne Rembrandt den „Luther der Malerei"; denn die „neue Ästhetik", welche dieser „Reformator der Kunst" „inaugurierte", hatte ja wirklich nach Proudhons Meinung die religiös-philosophische Umwälzung, die von dem Protestantismus ausgieng, zur Grundlage, war geradezu eine Konsequenz dieser Umwälzung. „Dans le tableau improprement appelé la ‚Ronde de nuit'," so wird an einem Beispiele das Wesen der „neuen Ästhetik"

erläutert, „Rembrandt peint, d'après nature et sur figures originales, une scène de la vie municipale, et d'un seul coup, dans ce chef-d'oeuvre de chefs-d'oeuvre, il éclipse toute l'ostentation pontificale, les couronnements de princes, les tournois nobiliaires, les apothéoses de l'ideal." Aus dieser Exemplifikation ersieht man am schönsten, wie bei Proudhon stets beide Gesichtspunkte, der religiös-philosophische und der politisch-sociale, verschmelzen, wie er mit dem Zusammenbruch der Transscendenz, welchen angeblich der Protestantismus herbeigeführt hat, den Sturz des Feudalsystems in notwendige Verbindung bringt, wie ihm Reformation, diesseitige Weltansicht und sociale Demokratie wesentlich eins sind und wie er schließlich alle diese geistigen Mächte oder Triebkräfte ihren Ausdruck finden läßt im künstlerischen Realismus.

Man würde Proudhon vielleicht Unrecht thun, wenn man ihm dieselbe geringe Empfänglichkeit für die Reize von Poesie- und Kunstschöpfungen nachsagen wollte, welche bei Comte immerhin zu konstatieren ist. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß sein feuriger, leicht erregbarer Geist auch vom Schönen, von Werken echter Kunst lebhaft bewegt wurde, ja es läßt sich kaum verkennen, daß sogar in jene seltsame Beurteilung der Italiener einerseits und der Niederländer andererseits, welche hier als für seine Denkweise so charakteristisch dargelegt wurde und welche in der That dazu verleiten könnte, ihm den ästhetischen Sinn schlechtweg abzusprechen, neben den philosophischen und politisch-socialen auch wirklich und rein ästhetische Motive mit hineinspielen. Ausdrücklich sagt er nämlich, die durch die Reformation bedingte, von ihr notwendig gemachte Kunst sei sicher ein wenig schwieriger als alle Kunst der Ägypter, der Griechen, der Christen und der Renaissance zusammen: „l'art qui prend pour sujet, matière et moyen, le train de la vie ordinaire est plus difficile que celui qui s'alimente d'allégories, de formes idéales et de pensées béatifiques." Das ist aber so gewiß eine specifisch ästhetische Auffassung, so gewiß das Princip der Schwierigkeitsüberwindung den wichtigsten ästhetischen Principien beigezählt werden muß, und man braucht nur die Gegenüberstellung von Rembrandts „Anatomen" und Raffaels „Schule von Athen" zu lesen, um sich zu überzeugen, daß jene relative Wertschätzung der beiden Kunstrichtungen nicht bloß ein Ausfluß theoretischer Voreingenommenheit, ein Ergebnis philosophischer und politischer Maximen war, daß Proudhon vielmehr auch die Wirkung ästhetischer Gesetze, und zwar noch anderer Gesetze als des der Freude an Schwierigkeitsbesiegung, in vollster Lebendigkeit an sich erprobt und auf Grund eben solcher Wirkung seine Urteile gefällt hat. „Mettez en regard," ruft er, „l'une de l'autre ‚l'École d'Athènes', de Raphaël, et la ‚Leçon d'anatomie', de Rembrandt: con-

sultez, dans la silence de votre réflexion, votre sentiment, et dites ensuite lequel a réveillé en vous le plus puissant idéal, du symbolique et idéaliste Italien, ou du positif et realiste Hollandais. Donc la peinture la plus concrète, la plus réaliste en apparence, peut éveiller un sentiment esthétique plus puissant, suggérer un idéal plus élevé, que la peinture la plus idéaliste, faite par le plus grande des maitres: à bon entendeur demi-mot." Wer kann angesichts dieser Worte zweifeln, daß der strenge, unbarmherzige Kritiker unserer Wirtschaftsverhältnisse für den Zauber des Charakteristischen eine tiefe Empfindung besaß und daß er insbesondere von dem Princip der Lust an starker Gefühlserregung, an den affektiven oder, wie die moderne englische Ästhetik sagt, „effusiven" Wirkungen der Künste, im Gegensatze zu bloßem Sinnesreize oder kalter Formschönheit, von dem Dubosschen Princip also, wie ich es gelegentlich genannt habe, bestimmt wurde, wenn er so überzeugt und zuversichtlich die Niederländer über die Renaissancekunst stellte?

Wie gesagt, Proudhon gebrach es sicher nicht an ästhetischer Empfänglichkeit. Aber nicht weniger sicher scheint es, daß diese Empfänglichkeit bei ihm beschränkt wurde durch ethisches Pathos und philosophischen Eifer, daß er seinen ästhetischen Emotionen nur insoweit Gehör schenkte, sie nur insoweit aufkommen ließ und ihre Regungen nicht gewaltsam unterdrückte, als die Rücksicht auf die hohen Ziele der Wahrheit und Sittlichkeit es verstattete. Er war vor allem Gehaltsästhetiker und stand schroff der Formästhetik gegenüber: allein eben seine Würdigung des Gehalts wurde wesentlich diktiert durch seine philosophische und social-politische Richtung. Nur ein Kritiker, der von Proudhons Ideen und Gesinnungen erfüllt war, konnte so über Davids sterbenden Marat urteilen, wie von dem Philosophen thatsächlich geschah, konnte dieses Gemälde „die Flamme" nennen, welche den Künstlern der Zukunft „die Bahn wies", und erklären, daß selbst die holländische Schule, „qui produisit des oeuvres plus achevées," nichts von solcher Kraft („de cette force") hinterlassen hätte. Das Gefühl der technischen, der künstlerischen Vorzüge überhaupt trat hier in den Hintergrund, ja verschwand völlig vor der Sympathie mit dem Stoffe, vor der glühenden Begeisterung für den Gegenstand. Der Schluß des 10. Kapitels im Werke Proudhons lautet: „L'idéal doit être subordonné à la vérité et à la justice, parce que celles-ci nous poussent sans cesse à l'action, à la recherche; tandis que l'idéal" — darunter ist das rein ästhetische Ideal, also kurzweg: das Schöne zu verstehen — „nous retient dans l'inertie et nous amollit. L'idéaliste est satisfait; il s'admire, il dédaigne, il est

étranger à tout. Le justicier est plus modeste: rien de ce que pensent ses frères et de ce qui leur arrive ne le trouve indifférent. — L'idéalisme doit toujours être ramené à la science et à la conscience, à la vérité et au droit, qui sont ses fins, subordonné au jugement dont il n'est que le préparateur et l'auxiliaire. Dieu, idéal de justice, est-il séparé de la justice: il devient pour nous un principe d'iniquité. — Au temps des Grecs et à la Renaissance, le beau étant pris pour le resplendissement du vrai, selon le mot de Platon, on avait le droit d'en conclure que l'on ne pouvait s'égarer dans la voie de l'idéal: l'idéal et l'idée, comme le beau, le vrai et le juste, étant identiques. Mais nous avons remarqué et nous persistons à dire que la beauté recherchée seule, et abstraction faite de la vérité et du droit, sans une conscience suffisante de la justice et sans une philosophie parallèle, n'est qu'une donnée incomplète, un mirage corrupteur. — L'identité de plus en plus approchée de ces trois éléments, beauté, science et justice, est aussi le but où nous allons, en vertu du progrès." Es erscheint fraglich, ob diese Sätze ihren Wortlaut von Proudhon selbst erhalten haben, da sie einem der von den Herausgebern redigierten Abschnitte entnommen sind: zweifellos aber geben sie in bündigster Weise den Kern seiner Überzeugungen wieder und die Forderung, das Schöne im Wahren und Guten zu suchen, ist für den Standpunkt dieses Denkers kaum weniger bezeichnend als die stete, konsequente und uneingeschränkte Identifikation der sittlichen Güte mit der Gerechtigkeit, die völlige Ersetzung der Idee des Guten durch die des Gerechten. Die Identität des Schönen, Wahren und Guten, diese Identität als Unterordnung des Schönen unter die beiden andern Mächte verstanden und das Gute in echt socialistischem Geiste als Verwirklichung der Gerechtigkeit gefaßt, — das ist das oberste, klar ausgesprochene Princip der Proudhonschen Ästhetik.

Aus diesem Princip aber ergeben sich auch alle die Verschrobenheiten, um nicht zu sagen Tollheiten der Kunstkritik des Philosophen. Wohl ist auch von andern der Grundsatz: „l'art pour l'art" als „irrationell, chimärisch und unmoralisch" verurteilt worden; schwerlich jedoch hat je ein anderer Ästhetiker einen dem innersten Wesen der Kunst so widersprechenden, das Schöne als eine selbständige Potenz so rücksichtslos verleugnenden Satz aufgestellt wie Proudhon, da er die Forderung erhebt: „que dans toute oeuvre d'art on doit considérer en premier lieu l'idée même de l'oeuvre, son but pratique, et en second lieu l'execution: les effets avant les moyens; le contenu avant le contenant; la pensée avant sa réalisation." Auch dieser Kanon ist vielleicht seinem Wortlaute nach

von den Herausgebern formuliert worden; aber daß er wieder den Geist der Proudhonschen Lehre in der getreuesten, zutreffendsten und vollständigsten Weise ausdrückt, dafür legt das ganze Buch fortlaufendes Zeugnis ab. Man darf sagen: wo Proudhon seinem lebendigen ästhetischen Gefühle folgt, da wird er seinen Grundsätzen untreu oder läßt er sie wenigstens beiseite, unbewußt ganz anderen Motiven nachgebend: der Maßstab dagegen, mit dem er mißt in Befolgung seiner Principien, ist der wunderlichste, thörichteste, der sich erdenken läßt, er muß geradezu ein antiästhetischer heißen, und gewisse logische Schnitzer, phantasiemäßige Verwechslungen, wie sie beispielsweise darin zu Tage treten, daß der seltsame Kunstästhetiker sogar die steife Gebundenheit und eintönige Typisierung in der Kunst der alten Ägypter als „force collective" rühmt — er sieht in ihr eine „Originalität und Kraft des Stiles", „welche die ästhetische Anarchie niemals hätte hervorbringen können," und es ist, als begrüßte er darin thatsächlich eine Äußerung des socialen Geistes, als freute ihn schon die künstlerische Unterwerfung des stolzen, übermütigen Individuums unter die Normen der Allgemeinheit, welche kein Sicherheben des Einzelnen, und sei es auch bloß der äußeren Erscheinung nach, duldet, denjenigen, der etwa in seinem körperlichen Bilde hinaus will aus der Art des Volkes, unerbittlich auf das Niveau der Übrigen zurückschleudernd, — solche Verstöße einer manchmal nicht allzu exakten Begriffsfassung machen diese ganze Methode der Kunstbeurteilung im Grunde nicht schlimmer und verkehrter als sie ohnedies schon ist.

Trotz alledem aber schuldet die Ästhetik Proudhon Dank für seine eigenartige Unternehmung. Man kann und muß hinwegsehen über die Schrullen, Paradoxien und tendenziösen Verschrobenheiten des mächtigen Geistes, dem immerhin der eine Ruhm auch auf diesem Gebiete unbestritten bleibt, die Frage nach der socialen Aufgabe der Kunst, nach dem Verhältnisse, in welchem die Kunstpflege zu dem Ziele einer social-ethischen Gesellschaftsreform steht, neuerdings mit besonderem Nachdrucke aufgeworfen und in den Vordergrund der ästhetischen Diskussion gerückt zu haben. Daß heutzutage das Interesse an dieser Frage nicht geschwunden ist oder sich auch nur vermindert hat, daß man nicht daran denkt, sie von der wissenschaftlichen Tagesordnung abzusetzen, daß sie im Gegenteile die Geister mehr und lebhafter erregt als je zuvor, daß sich jetzt viel weitere Kreise mit ihr beschäftigen, als zu Proudhons Lebzeiten der Fall war, ist eine jedermann bekannte Thatsache. Unter den französischen Schriften, welche seither bis auf Jules Destrées „Art et socialisme" das Problem behandelt haben, verdient jedoch eine besondere Berücksichtigung, und zwar nicht sowohl wegen der Art, in der sie die Frage anfaßt und die sich im Gegensatze zur scharfen und markierten Weise

Proudhons durch hochgradige Verschwommenheit auszeichnet, als vielmehr wegen der Bedeutung, die ihrem Verfasser in der Geschichte der neuesten Ästhetik überhaupt zukommt, und daneben wohl auch wegen des Umstandes, daß Guyaus vielgenanntes Buch: „L'art au point de vue sociologique" nicht nur den Philosophen, sondern vermöge der Ausführungen des zweiten Teils über Wesen und Genesis des psychologischen und sociologischen Romans der Gegenwart, sowie über die philosophischen und socialen Ideen in der Poesie den Litterarhistoriker fast ebensosehr anzusprechen vermag. Daß gerade Guyau das Proudhonsche Problem — wenn wir es so nennen dürfen — wieder aufgenommen hat, ist kein Wunder. Die Stellung dieses Denkers gegenüber der modernen englischen Ästhetik, insbesondere derjenigen Herbert Spencers, Grant Allens, Bains und James Sullys, erinnert auffallend an das Verhältnis Herders zu Kant und den Kantianern. Schlecht geeignet, eine feste und sichere Begriffsbestimmung des Ästhetischen zu gewähren, leistet die Guyausche Betrachtungsweise um so vorzüglichere Dienste nach der entgegengesetzten Richtung, wo es gilt, zu verhindern, daß das Bereich der Schönheit und Kunst durch allzu starre Schranken von den Nachbargebieten abgesondert wird, mit denen es innerlich zusammenhängt und in die seine Erscheinungen durch allmähliche Übergänge verfließen. Keine ästhetische Theorie würde in der That weniger eine künstliche und gewaltsame Isolierung der Schönheitsgefühle verstatten als diejenige Guyaus. Denn dieselbe findet das auszeichnende Merkmal dieser Gefühle eben darin, daß sie auf Grund eines „allgemeinen und sozusagen kollektiven Reizes" das bewußte Leben unter allen seinen Formen: Sensibilität, Intelligenz, Wille wachrufen, daß eine Mehrheit gleichzeitiger psychischer Akte in ihnen verschmilzt und zusammenklingt, daß also in höherem Grad komplexe und bewußte Eindrücke ihre Voraussetzung bilden: — eine duftende Reseda im einfachsten Blumentopf wäre nach Guyaus Beispiel immerhin schön, während der leere Topf und der bloße, man weiß nicht woher dem Sinn zuströmende Resedengeruch nichts von ästhetischem Reize darböten. Guyau definiert daher das Ästhetische geradezu als „eine Ausbreitung, eine Art Resonanz" jener Erregungswelle, welche vorerst die einfache Empfindung ergiebt, „in unserem ganzen Innern, vor allem in unserer Intelligenz und in unserem Willen," er nennt in seinen berühmten: „Problèmes de l'esthétique contemporaine" nach dem Muster des von der deutschen Psychologie, und zwar ursprünglich von den Herbartianern dargebotenen Terminismus „Empfindungston" die ästhetische Seite der Empfindung deren „Timbre" und er wendet speciell auf das Schönheitsgefühl jene Bezeichnung „cönästhetisch" an, die ein anderer französischer Kunstphilosoph, Beauquier, in dem Buche:

„La musique et le drame" mit Rücksicht auf die „allgemeine Atmosphäre", „worin sich alle Gefühle und alle Affekte bewegen", überhaupt gebraucht hatte. Es muß übrigens hervorgehoben werden, daß bis zu diesem Punkte Guyau mit seiner Anschauung keineswegs allein steht, daß vielmehr die hier kurz skizzierten Grundgedanken auch von anderen Philosophen geteilt werden, wie denn z. B. Ölzelt-Newin in seiner trotz aller Superstitionsreste und aller anfechtbaren Vorstellungen so bedeutenden, ja als Zeugnis höchsten philosophischen Ernstes bewunderungswürdigen „Kosmodicee" mit dem Verfasser der „Problèmes", wo schon nicht völlig zusammentrifft — daß dies wirklich nicht der Fall ist, lehren seine Beispiele —, so doch in der Hauptsache sich begegnet, indem er gleichfalls „das Gefühl des Schönen erst durch einen Empfindungskomplex erregt" werden läßt. Allein, wenn nach Guyaus wie nach Ölzelt-Newins Auffassung das Kriterium des ästhetischen Gefühls in einer gewissen intrasubjektiven Universalität desselben liegt, so erweitert sich für den erstgenannten Denker die Universalität bei den höheren und zumal kunstästhetischen Gefühlen zu einer Verbindung des Ichs verschiedener Wesen, zu einer Wechselwirkung der Personen. „La solidarité et la sympathie des diverses parties du moi," heißt es in „L'art au point de vue sociologique" wörtlich, „nous a semblé constituer le premier degré de l'émotion esthétique: la solidarité sociale et la sympathie universelle va nous apparaitre comme le principe de l'émotion esthétique la plus complexe et la plus élevée. — D'abord, il n'y a guère d'émotion esthétique sans une émotion sympathique; et pas d'émotion sympathique sans un objet avec lequel on entre en société d'une manière ou d'une autre, qu'on personnifie, qu'on revêt d'une certaine unité et d'une certaine vie. Donc, pas d'émotion esthétique en dehors d'un acte de l'intelligence par lequel on anthropomorphise plus au moins les choses en faisant de ces choses des êtres animés, et les êtres animés en les concevant sur le type humain." Teilen wir aber, nach Guyaus Meinung, schon im einfachen Naturgenuß unsere Seele der äußeren Welt mit, so treten wir beim Genusse des Kunstwerkes in innigen Verkehr sowohl mit dem Gemüte des Künstlers als mit dem, freilich zunächst nur in der Phantasie existierenden Geiste der dargestellten Wesen; sogar der primäre ästhetische Faktor der Freude an der Schwierigkeitsüberwindung — Guyau führt, nebenbei bemerkt, „la difficulté vaincue", dieses so wichtige und im ganzen so wenig gewürdigte, allerdings von Einzelnen, wie Veron, auch wieder überschätzte Princip ausdrücklich unter den Quellen des Wohlgefallens am Kunstwerke, als das zweite Element der „émotion artistique" auf —, sogar die Freude über die besiegte Schwierigkeit erscheint

diesem Ästhetiker bereits als sympathisches Vergnügen, soferne es Teilnahme an dem Urheber der Kunstschöpfung, an seiner Geschicklichkeit und seinen Erfolgen ist; und nach der Seite des Gegenstandes wäre das künstlerische Gefühl einfach „das sociale Gefühl, welches uns ein dem unseren ähnliches und durch den Künstler noch mehr angenähertes Leben genießen läßt". „Tous les arts," erklärt darum Guyau, „en leur fond, ne sont autre chose que des manières multiples de condenser l'émotion individuelle pour la rendre immédiatement transmissible à autrui, pour la rendre sociable en quelque sorte."

Es ist hier nicht der Ort, die Beziehungen aufzudecken, welche die Guyausche Theorie zu den Lehren anderer Ästhetiker gewahren läßt, zu zeigen, wie die angeführte Deutung des Princips der Schwierigkeitsüberwindung unwillkürlich teils an die Worte des alten James Douglas erinnert: „It is not the subject of the poem alone, or the picture, or the music, which gives us pleasure, but our sympathy with the master minds, which have produced the great works of art", teils an Bains Bemerkungen über das sympathische Moment in der Freude über gelungene Nachahmung und an den Satz, womit unter anderen Beispielen der große englische Psychologe „the Aesthetic of utility" zu begründen suchte: „A workman, combining great strength with great skill, will execute with ease, what another man finds difficult, and the beholder derives a sympathetic pleasure from his power"; es ist hier auch nicht am Platze, darzuthun, inwieweit die Vorstellung von der Humanisierung, der sympathischen Beseelung des Kunstobjektes mit der Einfühlungsidee der neueren Associationsästhetik übereinstimmt. Und noch weniger gestattet natürlich der Zweck dieser Studie eine Kritik der Guyauschen Ansichten über das Schöne und die Kunst, die ernstlich auf ihren Wert und ihre Berechtigung prüfen einfach soviel als die meisten Grundfragen der Ästhetik erörtern hieße.

Aber ein anderer Punkt erfordert an dieser Stelle dringend seine Erledigung. Mit einigem Grund nämlich könnte gesagt werden, daß, so weit sie bisher gekennzeichnet wurde, die Lehre Guyaus von der socialen oder sociologischen Kunst zur Weiterführung des Comte-Proudhonschen Problems nicht das mindeste beiträgt. Es scheint vielmehr in dieser Lehre bloß der Lieblingsgedanke des Philosophen zum Ausdruck zu kommen, wonach es die Hauptaufgabe des 19. Jahrhunderts sei, „die sociale Seite des menschlichen Wesens und des Lebewesens überhaupt, welche von dem Materialismus in der egoistischen Form des vorigen Jahrhunderts zu sehr vernachlässigt worden war, hervortreten zu lassen" und den Einzelnen als Produkt der

gemeinschaft, seine Empfindungen, Ideen und Gefühle als Wirkungen mannigfachster Suggestion, sein ganzes Innenleben als ein Erzeugnis von Anziehungen und Abstoßungen durch andere Persönlichkeiten zu erweisen, so daß die Psychologie notwendig Sociologie, die Sociologie aber nach Guyaus eigenem Vergleiche eine Art „verwickelterer Astronomie“ wäre. Allein abgesehen davon, daß die Raisonnements, mittelst welcher Guyau diese seine Lieblingsidee zu stützen versucht, ebensowenig durchaus bündig sind als die Thatsachen, von denen er ausgeht — man erinnere sich bloß der Berufung auf die hypnotischen Experimente von Pierre Janet! — durchaus verläßlich, abgesehen hiervon heißt dasjenige in einer bestimmten Sphäre, was der gewöhnlichen Anschauung als nicht social gilt, für social erklären offenbar noch nicht die Grenzen des anerkannt und zweifellos Socialen erweitern und die ganze Sphäre, das heißt hier die ganze Kunst, zu diesem wirklich in jene Beziehung setzen, welche Comte und Proudhon vor Augen gehabt. Nicht die theoretische Auffassung und Erklärung der Kunst, die Untersuchung, ob diese etwa kraft ihres inneren Wesens notwendig und unvermeidlich social sein müsse, sondern die ethisch-praktische Forderung, daß sie in ganz bestimmter Bedeutung social werde, ist in Frage, und es liegt auf der Hand, daß es gar keinen Sinn hätte, die letztere Forderung zu erheben, weil sich deren stete Erfüllung dann ja ohnedies von selbst verstünde, wenn nicht der Begriff der socialen Kunst weit enger gefaßt würde als von Seiten Guyaus geschehen ist. Indessen muß man zugeben, daß auch diesem Denker die Idee einer wahrhaft socialen, ethisch-praktischen Bestimmung der Kunst nicht mangelt. „L'art, sagt er, „poursuit deux buts distincts: il cherche à produire, d'une part, des sensations agreables (sensations de couleur, de son etc.), d'autre part, des phénomènes d'induction psychologique aboutissant à des idées et à sentiments de nature plus complexe (sympathie pour les personnages représentés, intérêt, pitié, indignation etc.), en un mot, tous les sentiments sociaux.“ Und wenn man noch zweifeln wollte, daß Guyau hierbei an altruistische, positiv-sociale Gefühle denkt, welche diese psychische Magnetwirkung der Kunst „inducieren“ soll, so würde man eines Besseren belehrt werden durch seine spätere, wörtliche Erklärung: „Le but dernier de l'art est toujours de provoquer la sympathie; l'antipathie ne peut jamais être que transitoire, incomplète, destinée à ranimer l'intérêt par le contraste, à exciter les sentiments de pitié envers les personnages marquants par l'éveil des sentiments de crainte ou même de l'horreur.“ Es ist klar, daß Guyau für die Wahl der Mittel, durch welche die Kunst ihrer ethischen Bestimmung gerecht werden kann, einen unvergleichlich weiteren Spielraum

läßt als Proudhon und daß bei ihm allerdings die Vorstellung beständig mitunterläuft, die Kunst sei von selber und notwendig social: da er jedoch nicht behauptet, daß die für ein Kunstwerk wesentlichen Eigenschaften in allen einzelnen Erzeugnissen gleich verteilt seien, da er auch Wertunterschiede zwischen den mancherlei Werken zuläßt und bei Schätzung dieser Werke sich eines Maßstabes bedient, der nach seiner Ansicht vom Berufe der Kunst doch wenigstens teilweise ein ethischer sein muß, so unterliegt es nicht dem mindesten Zweifel, daß die praktischen Tendenzen seiner Kunstästhetik im großen und ganzen nach einer Richtung laufen, welche auch andere, von der Haltbarkeit des theoretischen Fundaments seiner Lehre nicht völlig überzeugte Menschen als „social" zu bezeichnen Grund hätten.

Dessoir nannte, wie oben erwähnt wurde, Tarde gewissermaßen als den ersten Fortsetzer des Schillerschen Gedankens einer sittlichen Volkserziehung durch die Kunst und verwies hierbei auf „La logique sociale". Wie unrichtig die Behauptung ist, daß erst durch dieses Werk „die Lücke" ausgefüllt worden sei, welche Dessoir entdeckt haben will, wie vielmehr eine solche Lücke in Wahrheit gar nicht besteht, da eine ganze Reihe von Philosophen jenen Schillerschen Gedanken selbständig konzipiert und weiter ausgeführt hat, dürfte wohl durch alles bisher Beigebrachte zur Genüge erwiesen sein; aber noch mehr! es kann sogar mit einigem Grunde bezweifelt werden, ob in einer Revue über diejenigen, welche den Bahnen unseres großen Dichters, meist wohl, ohne von dessen Intentionen etwas zu wissen, gefolgt sind und welche seiner Idee insbesondere die Wendung aufs Sociale gegeben haben, Tarde überhaupt eine besonders auszeichnende Nennung beanspruchen darf. Allerdings ist das neunte und letzte Kapitel in dem von Dessoir angezogenen Werke kunstästhetischen oder, richtiger gesagt, kunstphilosophischen Inhalts und in diesem Schlußkapitel: „L'art" entwickelt Tarde, es ist wahr, hinsichtlich des socialen Charakters der Kunst Anschauungen, die lebhaft an die Lehren Guyaus erinnern: aber, wenn schon bei diesen der theoretische über den praktisch-ethischen Standpunkt prävaliert, das heißt wenn es sich auch für Guyau mehr um die Frage nach dem ursprüglichen und allgemeinen Wesen, als nach dem aus sittlichen Gründen zu fordernden, dereinstigen Berufe der Kunst, mehr um die Frage, was die Kunst von jeher gewesen ist, als um die, was sie in Hinkunft sein soll, handelt, so ist das vielleicht in noch höherem Maße bei Tarde der Fall; — in noch höherem deshalb, weil hier die Vorstellung der ethisch-socialen Kunstmission unter der Fülle origineller, wiewohl großenteils verfehlter Ansichten fast verschwindet und keinesfalls zu den das Interesse in erster Linie fesselnden markanten, hervorstechenden Konzeptionen gehört. In der That heftet sich die Aufmerksamkeit des Lesers

so sehr an andere Punkte, an den Widerspruch, in welchem Tarde mit dem fast allgemein zugestandenen Satze von der Unmittelbarkeit des ästhetischen Gefallens durch die Behauptung tritt, daß das Schöne nicht bloß nicht, wie man bisher gemeint, das Gegenteil des Nützlichen, das heißt des unter Zweckrücksichten Betrachteten, sondern gerade umgekehrt das die meisten Zwecke Erfüllende, eine ganze Kette entlegener Absichten scheinbar der Verwirklichung Zuführende sei, — ferner an die vollständige Abdankung und Beseitigung des Princips des Charakteristischen, wie sie in der Erklärung der Formenfreiheit der entwickelten Musik- und Baukunst einerseits und des imitativen Charakters der Malerei und Skulptur andererseits aus dem Umstande liegt, daß die Natur eine unerschöpfliche Menge von Farbenkombinationen und irregulären Formen, also sämtliche nur irgend ausdenkbaren Muster plastischer und malerischer Darstellung enthalte, aber sehr wenig reguläre geometrische Gebilde und musikalische Tonfolgen biete, — oder an den Versuch, sowohl die Musik als die bildenden Künste von der Urkunst der Poesie in der Weise abzuleiten, daß die Rede zum Gesang würde, die Verzierungen oder Miniaturen der Manuskripte jedoch zu Gemälden oder Statuen auswüchsen, — die Aufmerksamkeit heftet sich so sehr an diese merkwürdigen Ketzereien und an ähnliche, zum Teil recht paradoxe Ideen, daß es daneben fast gar nicht beachtet wird, ja den Eindruck der Trivialität macht, wenn der Verfasser gelegentlich die bis zur heroischen Selbstverleugnung gesteigerten socialen Antriebe und Gesinnungen schildert, welche oft im Drama zum Ausdrucke kommen. Was Tarde unter „Socialisierung" der Gefühle versteht, mag wohl mittelbar der Lösung social-ethischer Aufgaben zum Vorteil gereichen, zunächst und unmittelbar hat diese „Socialisierung" mit der „socialen Frage" gar nichts zu thun; denn sie bedeutet einfach die specifische Funktion der Kunst, eine größere Zahl von Menschen, eine Gemeinschaft gleichzeitig und aus dem gleichen Anlaß das Gleiche empfinden zu lehren. Darin, daß Tarde auf diese Rolle der Kunst als Mittel der Gefühlsvereinheitlichung solches Gewicht legt, zeigt sich vielleicht ein kleiner Unterschied zwischen seiner Position und derjenigen Guyaus; man kann sagen, daß von dem Letzteren hauptsächlich der Inhalt der Kunstwerke, von dem Ersteren dagegen auch die formellen Kunstwirkungen auf die „sociale" Seite, welche sie darbieten, geprüft werden. Vor allem aber darf man nicht vergessen, daß dieses „Sociale", welches der eine wie der andere Denker in aller Kunst aufzufinden wähnt, grundverschieden ist von dem socialen Geiste, den Comte und Proudhon für die höchste, der Menschheit würdige Kunst gefordert haben.

In der jüngsten Zeit waren es vorzüglich österreichische Gelehrte und Schriftsteller, die zur Beantwortung der Frage nach dem Ver-

hältnis von Kunst und Socialethik wertvolle Beiträge lieferten: den allerneuesten Schriften, deren Gegenstand mindestens in diese Frage einschlägt, R. Mielkes „Volkskunst“ (1896) und A. Fleiners „Ein Wort über volksthümliche Kunst“ sind nämlich die Arbeiten Reichs und Burckhards vorangegangen. Dr. Emil Reich, den Fachästhetikern wohlbekannt durch seine Abhandlung über Gian Vincenzo Gravina, sowie die Studien: „Schopenhauer als Philosoph der Tragödie“ und „Grillparzers Kunstphilosophie“, hat in einem größeren Buche: „Die bürgerliche Kunst und die besitzlosen Volksclassen“ und in dem schwungvollen Vortrage: „Die Kunst und das Volk“, welchen er auf dem Eisenacher Kongresse zur Förderung der ethischen Bewegung hielt, an den „äußerst bescheidenen Platz“ erinnert, welchen „unsere staatliche Kunstpflege“ „im Organismus der Gemeinschaftszwecke“ einnimmt, und im Gegensatz zu diesem beklagenswerten Zustande die Eröffnung der Gemäldegalerien und Kunstmuseen für das Volk, allgemein zugängliche Konzerte und Theatervorstellungen, Sorge für Verbreitung gediegener Belletristik und für Abhaltung von Kursen zur Einführung in die Kunstgeschichte, damit den Werken der bildenden Kunst in den Museen ein besseres Verständnis entgegengebracht werde, als die Postulate bezeichnet, deren Erfüllung ein sich seiner Pflichten und Verantwortung bewußter Staat nicht mehr wird aus dem Wege gehen können. Rühmte es Reich aber unter den Schritten, welche in dieser Richtung gemacht worden sind, ganz besonders, daß das Wiener Burgtheater eben unter Burckhards Leitung als die vornehmste deutsche Bühne dem Volke den Genuß Goethescher, Schillersch Grillparzerscher Dramen, somit wahrhaft klassischer Stücke zu billigen Einzelpreisen vermittelte, sprach er hohe Befriedigung über die schon damals vorhandene Absicht aus, diesen deutschen Meistern auch Shakespeare folgen zu lassen und verkündete er überdies mit aller nur zu wünschenden Entschiedenheit seine Überzeugung, daß dem Volke gerade die hohe, klassische Kunst erschlossen werden müsse, so brach er andererseits im Eingange seines Vortrages auch eine Lanze für den Naturalismus der Neueren, und zwar für den von socialer Tendenz getragenen Naturalismus: mit feuriger Beredsamkeit pries er diese Richtung als das künstlerische Schaffen derjenigen, in welchen das Gewissen der Allgemeinheit wach geworden, die erfüllt sind von den großen Ideen der Gegenwart, derjenigen, denen die „Streitfragen der Zeit in Herz und Hirn brennen“, kurz, als die Kunst der ganzen, vollen Männer, welche die erhabenen Ziele der Menschheit nicht aus den Augen verlieren, und nichts weniger als unerfreulich war ihm deshalb die Erscheinung, daß man heute überall auf Werke dieser Richtung stößt, so daß es einem schönseligen Ge-

müte kaum gelingt, ihren düsteren, beängstigenden, herzbeklemmenden Darstellungen zu entfliehen. Zwei Gedanken verschlingen und durchkreuzen sich also bei Reich, wenn er der Kunst einen socialen Beruf zuteilt: sie soll als eigentlich schöne Kunst den Armen und Ärmsten dargeboten werden und deren Seelen mit „edlerem, würdigerem Lebensinhalte“ erfüllen; sie soll aber auch in Vorführung von Schreckbildern des Elends und der Verrohung furchtbar ernste Mahnworte zu den Glücklichen sprechen, welche bisher ihre Schuld an die Gesamtheit so schlecht abgezahlt, ihre Pflichten gegen den Nebenmenschen so schnöde vernachlässigt haben. Den Armen, Niederen erheben und veredeln, das Gewissen des Reichen und Hochgestellten aber aufrütteln, daß sie auch ihrerseits an dieser Veredlung, diesem Emporziehen des dürftigen, in Schmutz versunkenen, oft vertierten Bruders mitarbeiten — so ließe sich der Doppelberuf der Kunst im Sinne Reichs etwa ausdrücken. Darum sieht er keinen Widerspruch zwischen der Anerkennung der idealen und der Verteidigung der modernen naturalistischen Kunst. „Die Kunst“, versichert er, „soll ja helfen, eine bessere Welt auszubauen, das geschieht auch dadurch, wenn sie Schwären oder Pestbeulen moderner Zustände bloßlegt und so zu ihrer Abänderung anspornt; das gleiche Ziel wird da lediglich auf entgegengesetztem Wege erstrebt, als wenn sie uns in eine holde, erträumte, schönere Welt versetzt, wogegen die täglich uns umgebenden Dinge schal, glatt und unbefriedigend erscheinen.“ Immerhin aber sind es zwei verschiedene Aufgaben, die hier der Kunst gestellt werden, mögen sie beide auch nach demselben Ziele weisen, und diese Verschiedenheit hat nun der zweite österreichische Ästhetiker, der das Problem in Angriff nahm, zugleich der Mann, welchen Reich als denjenigen bezeichnet, der den größten Anteil an der beginnenden Verwirklichung der social-ethischen Forderungen für das Kunstleben unseres Vaterlandes sich zuschreiben darf, der geistvolle und hochgebildete ehemalige Direktor des Burgtheaters Max Burckhard mit logischer Schärfe und Strenge sichtbar gemacht. Burckhards Schrift bietet in der That die geeignetste Grundlage für die Diskussion des Gegenstandes; an ihre präzisen und prägnanten Aufstellungen läßt sich die Untersuchung aller Einzelmomente der ganzen bedeutungsvollen Frage am besten anknüpfen.

Wielands Don Sylvio und Cervantes' Don Quijote.

Von Stephan Tropsch in Agram.

Einleitung.

„Don Quixote, den er (Baumer) mit Wieland las, und Sancho Pansa waren nach Baumer die wahren Repräsentanten des Menschengeschlechts, es mag schwärmen und fanatisiren, wie es will." Diese Worte zeichnet K. A. Böttiger, Litterarische Zustände und Zeitgenossen 1, 162, aus Wielands Mund am 18. Oktober 1795 auf. Die Lektüre des Don Quijote mit dem Arzt und Professor der Philosophie Dr. Joh. Wilh. Baumer in Erfurt wird nochmals aus Wielands Mund bezeugt von Böttiger in Raumers Historischem Taschenbuch 10, 387. Die Zeit dieser Lektüre ist das Jahr 1749, das Wieland nach Abgang von Kloster Berge als Student in Erfurt zubrachte.

Wielands Kenntnis des spanischen Romanes und seines Verfassers wird ferner bestätigt durch viele Briefstellen (vgl. z. B. Wielands Ausgewählte Briefe, herausgegeben von Geßner 1, 280. 319 u. ö., ferner Neue Briefe Wielands vornehmlich an Sophie von La Roche, herausgegeben von Hassencamp, Stuttgart 1894, S. 19 f. 220. 242 u. s. w.).

Im Juni des Jahres 1763 begann Wieland mit der Ausarbeitung seines Don Sylvio von Rosalva und beendigte ihn Anfang 1764. Da nun schon ein flüchtiger Blick in diesen Roman lehrt, daß seine Darstellung, Komposition und Tendenz mit der des spanischen Romanes sich berührt, liegt bei Wielands Bekanntschaft mit dem Don Quijote schon von vornherein die Vermutung einer Beeinflussung nahe. Wenn wir nun an die ziemlich rasche Ausarbeitung denken und Böttigers Mitteilung (Litterarische Zustände und Zeitgenossen 1, 164) lesen, Don Sylvio sei das einzige Buch, das Wieland absichtlich um ein Honorar zu erhalten, geschrieben habe, da er für eine ihm sehr teure Person habe Geld schaffen müssen, gewinnt unsere Vermutung schon sehr an Wahrscheinlichkeit, besonders wenn wir bedenken, daß Wieland selbst einmal zu Böttiger sagte: „Ich habe nie etwas gedichtet, wozu ich nicht den Stoff außer mir, in irgend einem alten Romane, Legende oder Fabliau gefunden hätte" (a. a. O. 1, 182).

Wenn wir nun an Wielands Roman selbst näher herantreten, werden wir wiederholt direkte Erwähnungen oder Anspielungen an Cervantes' Don Quijote darin finden, wodurch die Wahrscheinlichkeit einer Beeinflussung nahezu zur Gewißheit wird. Der Übersichtlichkeit wegen lasse ich die betreffenden Stellen folgen. In einem der ersten Kapitel sagt der Dichter: „Wir werden nicht unbegreiflich finden, daß er (Don Sylvio) nur noch wenige Schritte zu machen hatte, um auf so abentheuerliche Sprünge zu gerathen, als seit den Zeiten seines Landsmannes, des Ritters von Mancha, jemals in ein schwindlichtes Gehirn gekommen sein mögen" (Buch 1, Kapitel 3).[1] Ähnlich urteilt auch Laura, Donna Felicias Kammerjungfer, indem sie über Don Sylvio sagt: „Hier ist ja noch mehr als Don Quixotte" (3, 9), und wenige Kapitel später begründet sie dieses Urteil folgendermaßen: „Mich däucht, er könnte eine Art von einem jungen Don Quixotte seyn, der, nach Pedrillo Ausdruck, auf der Feerey, wie der Ritter von Mancha auf der irrenden Ritterschaft herumzöge . . ." (3, 12). — Als Pedrillo einen Baum für einen Riesen ansieht und auch seinem Herrn das glaublich machen will, sagt Don Sylvio: „Ich glaube zum Henker, du willst einen Don Quischotte aus mir machen, und mich bereden, Windmühlen für Riesen anzusehen?" (3, 1), womit auf das bekannte Abenteuer des tapferen Manchaners hingewiesen wird. Eine Anspielung an Cervantes' Roman enthalten Wielands Worte, Don Sylvio sei in seine Prinzessin so verliebt „als es jemals ein irrender Ritter . . . . in seine Dulcinea . . . . . . gewesen ist" (7, 5). — Don Sylvios Begleiter, Pedrillo, wird schon vom Dichter selbst mit Sancho Panza verglichen. Wieland sucht zu rechtfertigen, weshalb er gegen Ende seines Romanes Pedrillo ganz bei Seite läßt und sagt unter anderem: „Es ist wahr, man könnte uns das Exempel des Sancho Pansa einwenden, welcher in dem Schlosse, wo sein Herr (Trotz seinen Feinden, den Zauberern und Mohren) so wohl aufgenommen wurde, allezeit mit von der Gesellschaft war, allenthalben freyen Zutritt und so gar die Ehre hatte, die Frau Herzogin mehr als einmal unter vier Augen zu sprechen. Allein man muß sich erinnern, daß es dort darum zu thun war, mit der feyerlichen Narrheit des Ritters und der schalkhaften Dummheit des Stallmeisters sich lustig zu machen . . ." (7, 1). Schließlich ist noch folgender Stelle zu gedenken: „Mancher denkt zu fischen und krebset, sagte der weise Sancho . . . . . . zu seinem Herrn" (1, 8).

---

[1] Ich citiere nach der ersten Ausgabe („Der Sieg der Natur über die Schwärmerey, oder die Abentheuer des Don Sylvio von Rosalva." Ulm 1764), die ich der Güte des Herrn Professor Seuffert verdanke.

Von diesen sieben Stellen entfallen sechs auf den ersten, und nur eine auf den zweiten Teil des Wielandischen Romanes. Man darf vermuten, daß Wieland den spanischen Roman dort, wo er ihn am häufigsten erwähnt, wohl auch am häufigsten benutzt haben wird, denn seine Abhängigkeit von fremden Mustern suchte er niemals absichtlich zu verbergen. Und somit kämen wir auf rein theoretischem Wege zu folgendem Schlusse: Wielands Don Sylvio lehnt sich vorzugsweise im ersten Teile an Cervantes' Don Quijote an, der zweite Teil dagegen ist bedeutend selbständiger. Inwieweit diese Vermutung den Thatsachen entspricht, kann erst am Schlusse der Untersuchung gesagt werden.

Daß Wielands Roman eine Nachahmung des Don Quijote ist, wurde schon früh erkannt (vgl. Allgemeine Deutsche Bibliothek I, 2, 97 ff.; Thomas Abbt, Vermischte Werke 3 [1782, neue Auflage von 1771], 326 [Mendelssohns Brief an Abbt vom 16. Hornung 1765]; A. W. Schlegel, Vorlesungen III, in Seufferts Litteraturdenkmalen 19, 80. Von den Neueren vgl. besonders Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung 4⁵, 307 f. Auf andere Schriften wird im Verlaufe der Untersuchung hingewiesen werden); man begnügte sich jedoch mit wenigen und dazu ganz allgemeinen Beobachtungen, die die Art und Weise von Wielands Verwertung seiner Vorlage nicht erkennen lassen. Daher schien es geboten eine genaue Vergleichung beider Werke anzustellen, weil es nur auf diese Weise möglich ist festzustellen, was alles Wieland herübernimmt und wie er es verwertet; nur auf diese Weise kann seine dichterische Eigenart richtig beurteilt werden.

Die vorliegende Untersuchung verdankt ihre Entstehung einer Anregung des Herrn Professor Dr. Bernhard Seuffert, dessen bewährter Rat mir wiederholt zu teil ward.

Vergleich beider Romane.[1]

a) Allgemeiner Gang. Komposition.

Schon die Tendenz beider Romane weist eine unverkennbare Ähnlichkeit auf. Wie sich Cervantes gegen die schalen Ritterromane seiner Zeit wendet, zieht Wieland gegen die Feenmärchen ins Feld.

[1] Ich citiere Cervantes nach der trefflichen Übersetzung von Ludwig Braunfels (4 Bände, Stuttgart und Berlin, Spemann), denn von alten Ausgaben ist mir nur die deutsche von 1683 („Don Qvixote Von Mancha, Abentheurliche Geschichte." 2 Theile, Basel und Frankfurt) zu Gesicht gekommen; sie wurde mir von der Göttinger Universitätsbibliothek in bereitwilligster Weise zur Verfügung gestellt, wofür ich auch an diesem Orte meinen verbindlichsten Dank ausspreche. Aber leider weicht diese Übersetzung vom spanischen Original so weit ab, daß mit

Aber der geniale Spanier bekämpft ein in seinem Volke allerorts tief eingewurzeltes Übel, der Deutsche dagegen befehdet einen Unsinn, der fast gar nicht in Deutschland, sondern nur in Frankreich und außerdem in Wielands eigenem Herzen einen Platz sich erobert hat. Nachdem er aber die Unwahrheit und Widersinnigkeit dieser Feenmärchen erkannt hatte, sucht er sie lächerlich zu machen, indem er ihnen die Wirklichkeit entgegensetzt. Er verspottet also auch seinen eigenen Fehler, und im großen und ganzen ist Don Sylvio der Dichter selbst. Aber die Wirkung beider Werke war grundverschieden. Während nämlich durch Cervantes' Spott die Ritterbücher wirklich verdrängt wurden, blieben trotz Wielands Roman die Feenmärchen nach wie vor in gleicher Gunst, und was besonders bezeichnend ist — bei dem Verfasser des Don Sylvio selbst! Er faßte seine Aufgabe nicht eben allzu ernst auf.

Wie der edle Junker von Mancha mit einem Schildknappen auszieht, um Ritterthaten zu vollbringen, so tritt Wielands Held ebenfalls in Begleitung eines Dieners die Reise an, um Feenzauber zu suchen. Ihre Hirngespinste lassen sie die Wirklichkeit nicht erkennen, und beide idealistisch angelegte Helden kämpfen gegen den alltäglichen Realismus, wobei sie aber stets unterliegen. Diese Niederlagen vermögen sie jedoch nicht zu bestimmen die falschen Ideale aufzugeben, denn sie finden immer eine ihren Phantasiegebilden entsprechende Entschuldigung: Beide Abenteurer glauben von bösen Zauberern begleitet zu werden, die alles um sie herum verwandeln, um ihnen den Ruhm des Sieges nichtig zu machen.

Im weiteren Verlaufe beider Romane sucht die Umgebung die Helden zu heilen. Die Art und Weise, auf die das erzielt wird, ist in beiden Werken verschieden. Don Quijote heilt im wesentlichen die Zeit selbst, Don Sylvio dagegen die von seiner Umgebung beigebrachten Vernunftgründe, mehr aber noch die Liebe zu einem Wesen, das nicht ein Phantom, sondern ein Weib von Fleisch und Blut ist. Überhaupt muß zugegeben werden, daß Wieland — obwohl er sonst hinter seinem großen Vorbild weit zurückbleibt — die geistige Genesung seines Helden weit wahrscheinlicher darstellte und viel besser psychologisch motivierte, als Cervantes, der die plötzliche Abkehr

Rücksicht auf die engere Übereinstimmung zwischen Original und Don Sylvio sie von Wieland nicht oder doch nicht allein benutzt sein kann. Wem der deutsche Don Quijote von 1734 (Goedeke 3² 246) und die alten französischen Drucke zugänglich sind (denn das spanische Original wird ja Wieland kaum gelesen haben, obwohl der bei seinem Tode aufgenommene Bücherkatalog auch einen spanischen Don Quijote verzeichnet), der möge meine Untersuchung überprüfen. Für diese bin ich mir bewußt, daß nur die Sachenkongruenz völlig beweiskräftig ist; die Übereinstimmung in Wendungen kann zufällig sein.

seines Junkers von den früheren Thorheiten nicht genügend vorbereitete und motivierte. Wieland hat nämlich, trotz aller Mängel seiner Arbeit, nach dem Leben gezeichnet; sein Held existierte nicht wie der spanische nur in der Phantasie des Dichters, er lebte auch in Wirklichkeit. Wieland hat im Don Sylvio zum großen Teil sich selbst und seine Schwärmerei lächerlich gemacht und zugleich seine allmähliche geistige Genesung geschildert. Es ist sein erstes Werk, zu dem er den Stoff — teilweise wenigstens — aus seinem eigenen Leben nahm.

Beide Romane zerfallen in zwei Teile, und diese wieder in einzelne Bücher und Kapitel (die Einteilung in Bücher ließ Braunfels fallen). Auch für die Kapitelüberschriften fand der deutsche Dichter in Cervantes einen Vorgänger. Beide geben da den Inhalt des betreffenden Abschnittes nicht kurz und objektiv an, sondern setzen sehr gerne längere abhängige mit subjektiven Bemerkungen untermischte Sätze, die häufig in absichtlich lächerlicher Weise die Neugier des Lesers wecken sollen. Dabei behandelt nicht durchwegs jedes Kapitel etwas neues, sondern zuweilen gehören zwei oder auch drei Abschnitte inhaltlich sehr enge zusammen (vgl. z. B. *DS* 5, 11—13; 6, 1 und 2 — *DQ* 1, 33—35; 1, 39—41; 1, 49 und 50).

Der Held ist zwar in beiden Romanen der Mittelpunkt der Handlung, aber nicht alles, was erzählt wird, steht in unmittelbarem Zusammenhange mit ihm. Cervantes' eingeschaltete Novellen sind ganz und gar überflüssig und entbehrlich; Wielands Geschichte des Prinzen Biribinker steht auch in keinem engen Zusammenhang mit dem übrigen Roman, denn der Grund, man wolle dadurch erproben, wie weit Don Sylvios Glaube an die Feenmärchen gehe, kann die umständliche Erzählung dieses Märchens nicht genügend rechtfertigen. Der beste Beweis für die Entbehrlichkeit dieser Geschichte ist der Umstand, daß sie, gerade wie Cervantes' eingeschaltete Novellen, später auch gesondert ediert werden konnte. Anders verhält sich die Sache mit der Erzählung von Jacintens Lebenslauf, die doch die verschollene Schwester Don Sylvios ist und nun den Bruder von dessen Prinzessin heiratet, wodurch auch Don Sylvios Verehelichung leichter zu Stande kommt.

Nach dieser allgemeinen Parallele wenden wir uns zur Vergleichung der einzelnen Motive und des Stils beider Romane, wobei eine genaue Trennung freilich nicht immer durchgeführt werden kann, da bei der Besprechung formaler Entlehnungen häufig auch der Inhalt vergleichbar ist, und umgekehrt die inhaltlichen Entlehnungen sehr oft auch in Bezug auf die Form Berührungspunkte aufweisen.

b) Einzelne Motive.

Schon der Name des Helden in Wielands Roman erinnert deutlich an sein Vorbild: Don Sylvio von Rosalva — Don Quijote von der Mancha. Die Erlebnisse beider trugen sich „vor einigen Jahren" (Don Sylvio = *DS* 1, 1) — „vor nicht langer Zeit" (Don Quijote = *DQ* 1, 1) zu. Don Quijote lebt „an einem Orte der Mancha", an dessen Namen sich der Dichter nicht erinnern will (1, 1); Don Sylvio „in einem alten baufälligen Schloß der Spanischen Provinz Valencia" (1, 1); auch hier wird der Name des Dorfes nicht angegeben.

Die Charaktere beider Helden weisen sehr viele gemeinsame Züge auf. Beide sind Idealisten; sie sind gutherzig (*DS* 1, 11; 3, 2; 3, 9 — *DQ* 1, 20; 2, 13; 2, 74), liebenswürdig und freundlich (*DS* 1, 9; 2, 2 — *DQ* 1, 2; 2, 3; 2, 30 u. ö.). Don Sylvio sowohl als Don Quijote ist leichtgläubig (so glaubt z. B. Don Sylvio die im Geschmacke der Märchen momentan erfundene Geschichte vom Prinzen Biribinker, und Don Quijote die den Ritterbüchern angepaßte Stegreiferzählung Dorotheas 1, 30); ferner sind beide schamhaft (*DS* 3, 6 — *DQ* 2, 31; 2, 48). Don Sylvio ist ebenso tapfer und unerschrocken wie sein berühmter Landsmann (*DS* 4, 3; 4, 8 — *DQ* 1, 15; 1, 20; 1, 52 u. ö.); jähzornig sind zwar beide, sie sind aber auch versöhnlich (*DS* 4, 6 — *DQ* 1, 30; 1, 46). Beide Helden stehen zu ihren Dienern in fast freundschaftlichem Verhältnis.

Don Sylvio beschäftigte sich mit den verschiedensten Wissenschaften, über deren „subtilste Fragen" er wunderbar zu „perorieren" wußte (*DS* 1, 2; vgl. auch 4, 7), so daß ihn Pedrillo für den gelehrtesten jungen Edelmann in ganz Spanien (3, 9) erklären konnte. Auch Don Quijote ist eigentlich ein ganz gescheiter Mann, der viel versteht und der über die verschiedenartigsten Dinge, wenn es sich nur nicht um Rittergeschichten handelt, ganz vernünftig urteilt (z. B. 1, 25; 1, 30; 1, 37 f.; 1, 49; 2, 1; 2, 6; 2, 16; 2, 22; 2, 42 ff.). Pedrillo hat von dem Rednertalent seines Herrn eine so hohe Meinung, daß er sagt, wenn Don Sylvio ein Pfarrer wäre und auf die Kanzel stiege, gäbe es viel Thränen (*DS* 3, 7); ähnlich sagt die Nichte Don Quijotes, ihr Oheim könnte im Notfalle auf die Kanzel steigen und predigen (*DQ* 2, 6); ja Sancho sagt sogar, Don Quijote könnte zwei Kanzeln auf jeden Finger nehmen und predigen (2, 22). Ähnlich äußert sich der Diener über seinen Herrn auch *DQ* 1, 18 und 2, 58. An einer anderen Stelle (*DQ* 2, 20) sagt Don Quijote, Sancho spreche so gescheit, daß er auf die Kanzel steigen und predigen könnte.

Diese Helden nun, die über alle Dinge vernünftig urteilen, sind verrückt, sobald sie auf Ritterbücher beziehungsweise Feenmärchen zu sprechen kommen. Sie leben nämlich, obwohl sie nicht reich sind, ohne jede ernste Beschäftigung: die meiste Zeit bringen sie mit Lektüre zu: Don Quijote liest Ritterbücher — Don Sylvio Feenmärchen.[1] Beide Helden besitzen eine ansehnliche Bibliothek, die in einer besonderen Kammer untergebracht ist (*DQ* 1, 6 — *DS* 1, 4). Die Abenteuer des Palmerin von Oliva besaßen beide. Die Erlebnisse der Ritter von der Tafelrunde und der 12 Pairs von Frankreich befanden sich in Don Sylvios Bibliothek; auch Don Quijote muß diese Bücher besessen haben, denn das erstere wird erwähnt 1, 20, das letztere 1, 5; 1, 7; 1, 20; 1, 49; 2, 1; 2, 32. Gerade wie Don Quijote in seine Ritterbücher sich so vertiefte, „daß ihm die Nächte vom Zwielicht bis zum Zwielicht, und die Tage von der Dämmerung bis zur Dämmerung über dem Lesen hingingen" (*DQ* 1, 1), so war Don Sylvio in seine Feenmärchen derart verliebt, daß er, „so bald der Tag anbrach" zu lesen begann. Auch er würde ganze Nächte hindurch gelesen haben, wenn er es vor seiner Tante hätte thun können (*DS* 1, 4). Trotzdem aber konnte sie nicht verhindern, daß er in seiner Laube „oft halbe Nächte mit Träumereien über die wunderbaren Begebenheiten" in seinen Märchen zubrachte (*DS* 1, 5); „er gieng den ganzen Tag mit nichts anderm um, und träumte die ganze Nacht von nichts andern" (*DS* 1, 4). Mit der Zeit gelangten beide Helden soweit, daß sie alles, was sie in ihren Büchern lasen, natürlich fanden und für volle Wahrheit hielten (*DS* 1, 4 — *DQ* 1, 1). In beiden Romanen wird darauf an einigen Beispielen gezeigt, wie weit der Glaube bei beiden gieng.

Aber dabei blieb es nicht. Don Sylvio brannte vor Begierde, „den erhabnen Mustern nachzuahmen, von deren großen Thaten und Helden-Tugenden er bis zur Bezauberung entzückt war" (*DS* 1, 2); er „bemühte sich die Phantasien, womit sein Kopf angefüllt war, zu realisiren, und sich, so gut er konnte, in die Feen-Welt zu versetzen" (*DS* 1, 5). Auch darin ist er ein Nachfolger Don Quijotes, den es angemessen däuchte als fahrender Ritter „durch die Welt zu ziehen, um Abenteuer zu suchen und all das zu üben, was, wie er gelesen, die fahrenden Ritter übten" (*DQ* 1, 1). Und ähnlich wie Don Quijote ein ihm fast unbekanntes Bauernmädchen aus einem benachbarten Orte zu seiner Herrin erkor (*DQ* 1, 1), verliebt sich Wielands Held in das Bildnis einer unbekannten Dame seiner Nach-

[1] Die Vorliebe für Ritterbücher, beziehungsweise Feenmärchen ist nicht bloß auf beide Abenteurer beschränkt, sie wird vielmehr auch von anderen Leuten geteilt, mit denen Don Sylvio und Don Quijote zusammenkommen (vgl. *DS* 6, 1 [zweimal] — *DQ* 1, 3; 1, 30; 1, 32; 2, 22; 2, 30).

barschaft (*DS* 1, 7). Beide machen ihre „Damen" ohne weiteres zu Prinzessinnen. Ehe wir aber mit Don Sylvio auf die Suche nach seiner in einen Schmetterling verwandelten Prinzessin gehen, müssen wir einen Blick auf seine nächste Umgebung werfen.

Unser Held steht unter der Obhut seiner Tante Donna Mencia (der Name ist entnommen *DQ* 2, 31), die in manchem an Don Quijotes Wirtschafterin erinnert. Beide sind Mädchen von recht ansehnlichem Alter (Donna Mencia zählt 60 Frühlinge *DS* 1, 1 und 2, 1 — die Wirtschafterin etwa 50 *DQ* 2, 73); Donna Mencia liebt zwar die Ritterbücher, die Märchen aber haßt sie nicht weniger als Don Quijotes Wirtschafterin die Ritterbücher, die ihrem Herrn den Kopf verdreht haben (*DS* 1, 4 — *DQ* 1, 5). Ein Gegenstück zu Don Quijotens Nichte könnte man in Don Sylvios Schwester erblicken. Der Pfarrer und der Barbier des Ortes sind Don Quijotens Freunde; ebenso steht Don Sylvio in Verkehr mit dem Pfarrer seines Dorfes und dem Barbier eines benachbarten Fleckens (*DS* 1, 2). Don Sylvios Magd Maritorne hat eine Berufs- und Namensgefährtin in der Magd der für Don Quijote und seinen Schildknappen so verhängnisvollen verzauberten Schenke (*DS* 1, 7; 2, 6 — *DQ* 1, 16); besondere Keuschheit kann man keiner von beiden nachrühmen (*DS* 2, 7; 3, 5 — *DQ* 1, 16).

Don Sylvios Entschluß das Haus zu verlassen und seine Geliebte zu suchen wurde beschleunigt durch den Plan der Tante, ihn mit Donna Mergelina, der Nichte des Procurators Rodrigo Sanchez (dieser Name klingt an Sancho an), zu verehelichen. Die übertriebene Häßlichkeit dieser Person mag zwar, wie K. O. Mayer (Die Feenmärchen bei Wieland. Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 5, 395) behauptet, im allgemeinen auch an die Feenmärchen erinnern, sie ist aber im einzelnen aus Cervantes' Roman entlehnt. Cervantes' Perlerina (*DQ* 2, 47) ist das Vorbild für Wielands Mergelina (*DS* 2, 2. Man beachte die völlige Übereinstimmung der Vokale und die teilweise der Konsonanten in beiden Namen!). Beide sind klein und bucklig, haben eine kleine aufgestülpte Nase, einen weiten Mund und meergrüne (= „blau, grün und violett gesprenkelte" *DQ*) Lippen. Auch Mergelinas breite Hände und Füße werden ein Erbstück Perlerinas sein, an der die breiten gerieften Nägel hervorgehoben werden. Und beide Scheusale sind reich und dazu — Ehekandidatinnen! Einige Züge für Wielands Mergelina hat auch die bereits erwähnte Magd Maritornes (*DQ* 1, 16) abgegeben. Beide sind fast gleich groß: Maritornes siebenviertel Ellen; Mergelina zwei Ellen und vier Daumen; beide sind breit von Angesicht. Außerdem ist auch Maritornes bucklig, wie Perlerina und ihr Abbild Mergelina. Daß Wieland hier mit Bewußtsein

Perlerina kopierte, beweist außer der inhaltlichen Übereinstimmung der Stil der Stelle. Diese überlegene, ironische, unter der Maske des Lobes lächerlich machende Zeichnung hat Wieland an der betreffenden Stelle des spanischen Romanes gelernt. Außerdem nennen beide ihre Schilderung dieser zwei Scheusale ein „Gemälde" (*DS* 2, 2 Kapitelüberschrift — *DQ* 2, 47). Schließlich möge noch folgendes hervorgehoben werden: Wieland sagt, Mergelina sehe so aus wie eine Figur, „die man selten anderswo als auf Kaminen zu sehen bekommt" (*DS* 2, 2). Das erinnert an Cervantes' Bemerkung, der auf dem Holzzapferich sitzende Don Quijote habe so ausgesehen „wie eine auf einen flämischen Teppich gemalte oder gewebte Figur aus einem römischen Triumphzug" (*DQ* 2, 41).

Um nun diesem widerwärtigen Geschöpfe zu entgehen, beschleunigt Don Sylvio seine Abreise, die ihm von seiner Beschützerin, der Fee Radiante, aufgetragen wurde. Dieselbe Fee hat den grünen Zwerg, der Don Sylvios Prinzessin verfolgt, in einen Zahnstocher verwandelt, mit der Bedingung, daß er seine frühere Gestalt erst dann wieder erlange, bis er gedient hätte, „den hintersten Stockzahn eines achtzigjährigen Mädchens auszustochern" (*DS* 1, 10). Von einer achtzigjährigen Jungfrau wird auch im spanischen Roman geredet, allerdings ohne jede weitere Ähnlichkeit mit unserer Stelle (*DQ* 1, 9).

Don Sylvio zieht auf die Suche nach seiner Prinzessin nicht leer aus, sondern er steckt zu sich dem Rate seines Dieners folgend etliche Ringe und seine ganze freilich nicht sehr bedeutende Barschaft (*DS* 1, 11); außerdem versieht er sich mit einem alten Reitersäbel, „der unter andern Alterthümern, nicht weit von seinem Zimmer, in einer Plunderkammer lag, und das Ansehen hatte, seit den Zeiten König Ferdinands, des Catholischen, wenig Dienste gethan zu haben" (*DS* 2, 7). Dasselbe that Don Quijote. Er nahm Geld mit (*DQ* 1, 7), wozu ihm der Wirt geraten hatte, und bewaffnete sich mit Rüstungsstücken, „die seinen Urgroßeltern gehört hatten, und die von Rost angegriffen und mit Schimmel überzogen, seit langen Zeiten in einem Winkel hingeworfen und vergessen waren" (*DQ* 1, 1). Don Sylvio, dem sein schwerer Säbel nicht besonders handlich schien, nahm sich vor, ihn bei der ersten besten Gelegenheit gegen einen besseren einzutauschen (*DS* 2, 7). Ähnlich beschloß Don Quijote seinen „eselhaft" berittenen Knappen „mit einer ehrbareren Reitgelegenheit zu versehen, sobald die Möglichkeit sich böte" (*DQ* 1, 7). Keiner von beiden erfüllte sein Vorhaben.

Während der Herren Sinn auf Geld und Waffen gerichtet ist, füllen die Diener ihre Zwerchsäcke mit Wäsche, Speisen und Getränk (*DS* 1, 11 — *DQ* 1, 7 und 8). Pedrillo wurde von Don

Sylvio auf Befehl der Fee Radiante mitgenommen (*DS* 1, 10); ähnlich wurde Don Quijote durch die Rede des Wirtes bestimmt mit einem Knappen auszuziehen (*DQ* 1, 3). Die Charakteristik beider Diener, Pedrillos und Sancho Panzas, weist sehr viele gemeinsame Züge auf. Beide sind durchwegs Realisten, dabei gute (*DS* 2, 7; 3, 2; 3, 6; 3, 7; 5, 2; 7, 1 — *DQ* 1, 7; 1, 18; 1, 36; 2, 7), weichherzige Leute (*DS* 2, 4; 2, 7; 3, 7 — *DQ* 1, 20), die zwar gelegentlich eine bedenkliche Furchtsamkeit an den Tag legen (*DS* 3, 1 — *DQ* 1, 19; 1, 20; 1, 46; 2, 68), ihre Herren aber nicht verlassen (*DS* 2, 4 — *DQ* 1, 20; 2, 40), sondern ihnen in der Not tapfer zur Seite stehen (*DS* 4, 3; 4, 8 — *DQ* 1, 15). Sie sind fromm (*DS* 1, 11; 3, 1; 4, 2 — *DQ* 2, 14) und betonen ihr altchristliches Geschlecht (*DS* 1, 9 — *DQ* 1, 20 f.; 1, 47; 2, 3; 2, 4). Beiden fehlt es an Verstand (*DS* 3, 1 — *DQ* 1, 7), und ihre Einfalt, die wiederholt herausgekehrt wird (*DS* 3, 2; 4, 2 — *DQ* 1, 8; 1, 29 f.; 1, 37; 1, 50; 2, 2; 2, 44), geht so weit, daß sie den Hirngespinsten ihrer Herren, wenn auch nicht immer, Glauben schenken und eine reiche Belohnung ihrer Dienste erwarten: Pedrillo hofft auf ein Marquisat oder eine Grafschaft (*DS* 3, 9) — Sancho will Markgraf oder Statthalter werden (*DQ* 1, 30; vgl. auch 1, 10 u. ö.). Da keiner von beiden viel versteht,[1]) verwechseln und verdrehen sie Wörter in lächerlichster Weise (*DS* 2, 7; 3, 6; 3, 7; 4, 2 — *DQ* 1, 21; 2, 7; 2, 27; 2, 68).[2]) Aber trotzdem kann man ihnen nicht allen Verstand absprechen, sie denken zuweilen vernünftiger als ihre Gebieter (*DS* 1, 11 — *DQ* 1, 25) und versuchen Diese lächerlich zu machen (*DS* 3, 6 — *DQ* 1, 19). Sie versteigen sich manchmal sogar zu logischen Schlüssen (*DS* 1, 11; 3, 3; 3, 6 — *DQ* 1, 50). Beide sind große Schwätzer und verplappern sich zuweilen so, daß sie kein Ende finden können (*DS* 1, 9; 4, 2 — *DQ* 2, 7; 2, 19), dabei nehmen sie es mit der Wahrheit nicht sehr genau (*DS* 3, 7; 4, 6 — *DQ* 1, 31; 2, 10). Das viele Geschwätz wird ihren Herren manchmal so lästig, daß sie ihnen Stillschweigen auferlegen, das aber die Diener immer wieder

---

[1]) Pedrillo spricht von sieben Fakultäten (*DS* 3, 1) ähnlich wie Sancho von sieben Sinnen (*DQ* 2, 5). Ferner sagt Pedrillo: „Bischof oder gar Generalvicarius" (*DS* 3, 1), und Sancho: „Kaiser oder wenigstens Monarch" (*DQ* 1, 26).

[2]) Dieses zur Erzielung komischer Wirkungen beliebte Mittel wird von Cervantes gelegentlich auch für andere Personen angewendet (*DQ* 1, 5; 1, 12; 1, 32 u. ö.). Folgende Stelle verdient besonders hervorgehoben zu werden: Don Quijotes Haushälterin sagt (*DQ* 1, 7): „Ich weiß nicht, ob er (= der Zauberer) sich Friston oder Frißchon nannte; ich weiß nur, daß sein Name auf on ausgieng." Hier mag das Vorbild für Pedrillos folgende Worte liegen: „Ich besinne mich jetzt gleich eines gewissen Trajanischen Prinzen — ich weiß selbst nicht mehr Corridor oder Isidor, aber es dort sich so was in seinem Namen . . ." (*DS* 3, 1).

brechen (z. B. *DS* 1, 10 — *DQ* 1, 20; 1, 21). Ferner charakterisiert beide der überaus häufige Gebrauch von Sprichwörtern.[1] Während aber Sancho erst im zweiten Teile des Romanes sich ihrer ausgiebiger bedient, unterhält Pedrillo damit den Leser im ganzen Roman. Aus Cervantes hat Wieland folgende entlehnt: „Ein Sperling in der Hand ist besser als ein Hasel-Huhn im Busche" (*DS* 1, 11) = „Ein Spatz in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dach" (*DQ* 2, 12 und 2, 72) und „Besser ein Spatz in der Hand als zehn Tauben auf dem Dach" (*DQ* 1, 31). — „Der hab ich ist immer besser gewesen, als der hätt ich" (*DS* 3, 2) = „Ein hab ich ist besser als zwei hätt ich" (*DQ* 2, 7 und 2, 71); ferner „Ein hab ich ist mehr wert als zwei hätt ich" (*DQ* 2, 35) und „Das hab ich und das hätt ich, meine Großmutter hielt es ganz allein mit dem hab ich" (*DQ* 2, 20); man vgl. auch *DQ* 2, 65: „Ein gutes hätt ich ist besser als ein schlechtes hab ich." — „Man findet für alles Rath, nur für den Tod nicht" (*DS* 3, 6) = „Es gibt Rat für Alles, nur nicht für den Tod" (*DQ* 2, 43); „Gegen Alles gibt es ein Mittel außer gegen den Tod" (*DQ* 2, 64) und „Für Alles und jedes gibt es eine Hilfe, nur für den Tod nicht" (*DQ* 2, 10). — „Bey Nacht sind alle Kühe schwarz" (*DS* 3, 2) = „Bei Nacht sind alle Katzen grau" (*DQ* 2, 33). — „Dem Gelehrten ist gut predigen" (*DS* 4, 2) = „Gelehrten ist gut predigen" (*DQ* 2, 37).

Der volksmäßige Charakter beider Diener zeigt sich auch da, wo sie einzelne wertvolle Gegenstände nicht nach ihrem Geldeswert, sondern nach anderen wertvollen Sachen beurteilen. So meint Pedrillo, das von Don Sylvio gefundene Halsgeschmeide sei „wenigstens zehen Dörfer wert" (*DS* 1, 9), und zwei Kapitel später, der kleinste Stein davon sei „wohl zehen Bauren-Höfe werth". Derselben Ausdrucksweise bedient er sich auch *DS* 4, 2: Donna Felicias Diamanten sind „wohl zwey oder drey Königreiche werth" und 5, 4: die geringste Sylphide trägt soviel Perlen und Edelsteine, „daß man ein kleines Königreich darum kauffen könnte" (vgl. auch *DS* 6, 1). Ebenso sagt Sancho, Dulcineas Reisedecke sei „ein halbes Königreich wert" (*DQ* 2, 10). Aber bei Cervantes ist diese Ausdrucksweise nicht nur dem Diener eigen, sondern auch dem Herrn. Don Quijote erzählt von einem Mantel, der „zum mindesten eine ganze Stadt wert ist, ja noch mehr" (*DQ* 1, 50).

In Begleitung dieser Diener nun ziehen die beiden Abenteurer eines Nachts heimlich aus (*DS* 2, 7 und 3, 1 — *DQ* 1, 7), Don Sylvio, um seine Prinzessin zu finden, Don Quijote, um Aben-

[1]) In beiden Romanen werden vereinzelt Sprichwörter auch von anderen Personen gebraucht.

teuer aufzusuchen. Beider Ausfahrt fällt in den Sommer (*DS* 3, 4; 3, 6; 3, 7 — *DQ* 1, 2; 1, 18; 1, 27). Don Sylvio nimmt den Weg, den ihn sein Hündchen Tintin führt (*DS* 3, 1; vgl. auch 3, 7 und 4, 7); geradeso überläßt es Don Quijote seinem Rosse einen beliebigen Weg einzuschlagen (*DQ* 1, 2; 1, 4; 1, 21; 1, 22). Pedrillo ist nicht lange gegangen, als er einen Baum erblickt, den er in seiner großen Angst für einen „greulichen Riesen" hält. Die ganze Stelle ist dem Abenteuer mit den Windmühlen, die Don Quijote für Riesen erklärt, nachgebildet (*DQ* 1, 8). Gerade wie Don Quijote die langen Arme der Riesen zu sehen meint, so glaubt auch Pedrillo, der Riese strecke hundert Arme gegen ihn aus. Vergebens sagt Sancho: „Die dort sich zeigen, sind keine Riesen, sondern Windmühlen, und was Euch bei ihnen wie Arme vorkommt, das sind die Flügel, die, vom Winde umgetrieben, den Mühlstein in Bewegung setzen," und Don Sylvio: „Ich sage Dir, daß es ein Baum ist; was du für Arme ansiehst, sind seine Äste." Außerdem beachte man in der Fortsetzung die Übereinstimmung folgender zwei hypothetischer Sätze, die die Herren an ihre Diener richten: „Wenn du Furcht hast . . ." (*DQ*) — „Wenn du so furchtsam bist . . ." (*DS*). Selbst als Pedrillo und Don Quijote sehen, daß sie einen Baum beziehungsweise Windmühlen vor sich haben, halten sie fest daran, daß sie es früher mit Riesen zu thun hatten, die aber jetzt eine andere Gestalt angenommen haben (*DS* „Es mag nun jetzt eine Eiche oder eine Linde seyn, so hab ich doch mit meinen Augen gesehen, daß es ein ungeheurer Riese war . . . . Der Teufel ist ein Tausendkünstler, und er kann eben so gut —"; *DQ* „Ich meine, daß jener weise Friston . . . diese Riesen in Windmühlen verwandelt hat"). Daß Wieland hier wirklich Don Quijotes Kampf mit den Windmühlen vor Augen hatte, beweisen folgende Worte, die Don Sylvio an seinen Begleiter richtet: „Ich glaube zum Henker, du willst einen Don Quischotte aus mir machen, und mich bereden, Windmühlen für Riesen anzusehen?" Aber auch noch eine andere Stelle mag hier Wieland vorgeschwebt haben. Die Angst Pedrillos nämlich kann man mit der vergleichen, die Sancho bei den dumpfen Stößen der Walkmühlen empfand (*DQ* 1, 20). An beiden Stellen geraten die Knappen nachts in derartige Angst, daß sie sich von der Seite ihrer Herren nicht zu weichen getrauen (*DS* „Pedrillo faßte ihn [= Don Sylvio] beym Rock" — *DQ* „Und sich dicht an ihn [= Don Quijote] drängend, legte er [= Sancho] die eine Hand auf den vordern, die andre auf den hintern Sattelbogen, so daß er den linken Schenkel seines Herrn umfaßt hielt, ohne daß er wagte sich um eines Fingers Breite von ihm zu entfernen"). Um die Gefahr zu vergessen, in der sie sich zu befinden glauben, plaudern beide viel. Aber die Angst der

Diener teilen nicht ihre Gebieter. Don Sylvio sagt: „Ich schwöre dir, daß alle Bäume in diesem Walde zu Riesen werden könnten, ohne daß ich sie fürchten würde“; und etwas weiter unten: „Ich sag es dir noch einmal, wenn aus jedem Baum in diesem Walde ein Riese würde, und aus jedem Blatt ein junger Feld-Teufel hervor kröche, so hätten wir doch nichts zu besorgen“ (*DS* 3, 1). Ähnlich giebt Don Quijote seine Unerschrockenheit zu erkennen durch die an Sancho gerichteten Worte: „Mache Er doch einmal, daß diese sechs Stämpfel (der Walkmühlen) sich in sechs Riesen verwandeln, und stelle sie mir vors Gesicht, einer nach dem andern oder alle zusammen, und wenn ich sie nicht alle niederwerfe, daß sie die Pfoten in die Luft hinauf strecken, dann mache Er sich lustig über mich nach Belieben“ (*DQ* 1, 20).

Das Abenteuer mit dem Salamander (*DS* 3, 2) erinnert wieder an das mit den Windmühlen (Don Sylvio will einen Salamander, Don Quijote Riesen sehen; dem widersprechen ihre Diener), noch mehr aber an das Abenteuer mit dem Helme Mambrins (*DQ* 1, 21). Don Sylvio spricht zu Pedrillo: „Siehst du den Salamander nicht, der in der ganzen schimmernden Pracht eines Bewohners des reinsten Feuerkreises auf uns zueilt?“; aber Pedrillo entgegnet: „Ich sehe nichts als einen feurigen Mann, der ....“. Darauf erwidert ihm Don Sylvio: „Eben das, was du für einen feurigen Mann ansiehst, ist ein Salamander.“ Ein ähnlicher Wortstreit findet zwischen Don Quijote und Sancho statt. Don Quijote sagt: „Siehst du nicht jenen Ritter, der auf einem Apfelschimmel uns entgegen kommt?“ Aber der Knappe entgegnet: „Was ich sehe und erspähe, ist nichts andres als ein Mann auf einem Esel, der auf dem Kopfe etwas Glänzendes trägt.“ „Das ist eben der Helm des Mambrin“ erwidert darauf Don Quijote. An beiden Stellen erzürnen die Helden über ihre Diener derart, daß sie sie züchtigen könnten. Schließlich sei noch auf folgende Ähnlichkeit hingewiesen: Don Sylvio erwähnt im Gespräch Pedrillos Angst vor der Eiche, die dieser für einen Riesen ansah. Aber Pedrillo, der noch immer an seine Einbildung glaubt, bittet ihn, diese Saite nicht mehr zu berühren. In ähnlicher Weise kommt Sancho auf die Walkmühlen zu sprechen, was sich aber Don Quijote ein- für allemal verbittet.

Der vermeintliche Salamander aber führte Wielands Helden in den Froschgraben. Pedrillo berichtet darüber: „Ich fiel der Länge nach hinein, und kriegte gleich ein Maul voll, das gewiß nicht nach Muscaten schmeckte.“ Einer ähnlichen Ausdrucksweise bedient sich Don Quijote, als Sancho aus Furcht vor den Stößen der Walkmühle in unmittelbarer Nähe des Herrn seine Notdurft ver-

richtet: „Du riechst jetzt mehr als sonst, und zwar nicht nach Ambra" (*DQ* 1, 20).

Dieses unliebsame Abenteuer mit dem Froschgraben verleidet dem Pedrillo die Reise und er sagt: „Es däucht mich, daß wir nicht recht klug sind, bey Nacht und Nebel so durch dick und dünn herum zu ziehen, und die Köpfe an den Bäumen zu zerstoßen, und in Sümpfe und Froschgräben hinein zu fallen, um vor einem kleinen Sack, mit hundert tausend Ducaten davon zu laufen, den wir heuraten könnten, ohne daß es uns einen Heller mehr kostete als ein armes Ja." Derselben Meinung ist auch Sancho in der Sierra Morena (*DQ* 1, 25): „Ist denn Das eine richtige Regel des Rittertums, daß wir in der Irre, ohne Weg und Steg, in diesen Bergen umherziehn, um einen verrückten Kerl aufzusuchen, den, wenn wir ihn gefunden, vielleicht die Lust anwandelt mit dem angefangenen Werk ein Ende zu machen, ich meine nicht mit seiner Erzählung, sondern mit Eurer Hirnschale und meinen Rippen, und sie uns dann vollends zusammenzuschlagen?" Mehr jedoch als diese Schläge fürchtet Sancho, daß er die gefundenen hundert Goldstücke dem Eigentümer, eben diesem „verrückten Kerl", wird zurückgeben müssen (vgl. *DQ* 1, 23). Die Parallele zu Wieland ergiebt sich von selbst.

Die nächsten zwei Kapitel erzählen Don Sylvios Traum. Er glaubt seinen verhaßten Nebenbuhler, den grünen Zwerg, vor sich zu haben und beginnt — Pedrillo zu würgen (*DS* 3, 3). Ähnlich träumt Don Quijote dem Riesen Pandafilando gegenüber zu stehen und führt dabei mächtige Schwerthiebe — gegen die Weinschläuche (*DQ* 1, 35). Als beide auf den Irrtum aufmerksam gemacht werden, greifen sie zu ihrem beliebten Auskunftsmittel und glauben es sei durch Zauberei geschehen (*DS* 3, 3 — *DQ* 1, 37). Als Don Sylvio bestürzt fragt: „Bist du es Pedrillo?", antwortet dieser: „Ich meyne doch wohl, daß ichs bin, wenn mich meine Mutter nicht mit einem andern verwechselt hat." Dies ruft einem Sanchos an die Herzogin gerichteten Worte ins Gedächtnis: „Jener Schildknappe, der in besagter Geschichte vorkommt oder vorkommen sollte, und der Sancho Panza heißt, bin ich, wenn man mich nicht etwa in der Wiege verwechselt hat" (*DQ* 2, 30).

Die zunehmende Sonnenhitze zwang Wielands Abenteurer im Walde Schatten zu suchen, und da erinnert Pedrillo, es sei Zeit zu frühstücken (*DS* 3, 6). Auf Don Sylvios Erlaubnis hin packt er seinen Zwerchsack aus und beginnt zu essen und noch fleißiger zu trinken. Der Wein stimmt ihn heiter, er vergißt die überstandenen Mühsale und sagt: „Es ist ein rechter Spaß auf der Feerey herum zu wandern, aber es gehört ein wohl gespickter Zwerchsack

dazu." Ähnlich Sancho (*DQ* 1, 8). Auch er erinnert seinen Herrn, daß es Essenszeit sei, und nach erhaltener Erlaubnis beginnt auch er den Zwerchsack auf seinen Inhalt hin zu prüfen. Nachdem er gut gegessen und noch besser getrunken hatte, „kam ihm nichts von allem in den Sinn, was ihm sein Herr nur immer versprochen haben mochte, und er hielt es nicht für Mühsal, sondern für große Ergötzlichkeit, auf die Suche nach Abenteuern zu gehen, so gefahrvoll sie auch wären." Don Sylvio und Don Quijote nehmen an dem Mahl ihrer Knappen nicht teil.

Als sich Pedrillo erdreistet, die Tugend von Don Sylvios Prinzessin anzuzweifeln (*DS* 3, 6), möchte ihn dieser totschlagen, wenn er ihn nicht für dumm hielte. Sancho, das Vorbild Pedrillos, kommt in einer ähnlichen Lage nicht so glimpflich davon. Seine Lästerung Dulcineas trägt ihm zwei mächtige Streiche seitens des erbosten Don Quijote ein (*DQ* 1, 30). Pedrillos Entschuldigung: „Ich bitte Euer Gnaden tausendmal um Vergebung; ich will gehangen seyn, wenn ich es so bös gemeynt hab, als ihr mir es aufnehmt" erinnert an Sanchos Worte (*DQ* 1, 20): „Erzürnt Euch nicht, werter Herre mein, ich habe es nicht in solchem Sinne gesagt." Die Veranlassung zum Zorn ist an beiden Stellen verschieden.

Auf der Suche nach seiner Prinzessin begegnete Don Sylvio eine Zigeunerin, der sein seltsamer Aufzug auffiel (*DS* 3, 6). Daß Don Sylvio trotz seiner vornehmen Haltung in seiner Kleidung und Bewaffnung sonderbar, ja fast komisch aussah, wird öfter erwähnt (vgl. z. B. 4, 4). Daß Don Quijotes Aussehen jedermann lächerlich oder zumindest sonderbar erscheinen mußte, läßt sich ja schon von vornherein vermuten (vgl. z. B. 1, 37; 2, 16; 2, 18; 2, 27). Don Sylvio, der in der Zigeunerin gleich eine Fee erblickt (*DS* 3, 7), „grüßte sie sehr höflich, und fragte: Ob er etwas zu ihren Diensten thun könne". Nicht minder artig ist Cervantes' Held, der den zwei liederlichen Dirnen, die er für Burgfräulein hält, seine Dienste anträgt (*DQ* 1, 2). Die Zigeunerin, die Don Sylvios Prinzessin als flatterhaft schilderte, war doch nicht im Stande seine Liebe zu erschüttern, im Gegenteil, er schwört in pathetischer Rede seiner Herzenskönigin ewige Liebe und Treue. Pedrillo imponiert diese Rede gewaltig und er wiederholt daraus einige Worte, aber so, daß er sie in komischer Weise verbindet und verdreht (*DS* 3, 7). Ebenso großen Gefallen findet Sancho an Don Quijotes Brief an Dulcinea (*DQ* 1, 25); als ihn aber der Pfarrer und der Barbier um dessen Wortlaut befragen, verdreht er ihn in ebenso lächerlicher Weise wie Pedrillo Don Sylvios Rede (*DQ* 1, 26).

Das Suchen des blauen Schmetterlings ermüdet unsere beiden Wanderer und sie schlafen ein. Pedrillo erwachte aber bald und erlebte „das artigste Abentheuer". Er erzählt es seinem Herrn sehr umständlich, so daß dieser ungeduldig ausruft: „Wenn du so erzählen willst, so wird dein und mein Leben nicht zureichen, biß du fertig bist" (*DS* 4, 2). Als aber Pedrillo seine Erzählungsweise nicht aufgeben will, sagt sein Herr resigniert: „Fahre immer fort, weil es nun einmal mein Schicksal ist, daß ich durch die Gedult, die ich mit deiner mördrischen Waschhaftigkeit haben muß, zum Märtyrer werden soll. Ich will aushalten, so lang es die Natur ausstehen kann." Fast dieselben Worte spricht Don Quijote, als Sancho mit der Erzählung seines Märleins nicht vom Flecke kommt (*DQ* 1, 20): „Wenn du auf diese Weise deine Erzählung erzählst ...., wirst du nicht in zwei Tagen fertig." Als auch hier die Mahnung nichts nützt, sagt Don Quijote: „Sprich denn wie du willst, und da ich nach des Schicksals Willen nicht vermeiden kann dich anzuhören, so fahre fort." Eine entferntere Ähnlichkeit zeigen auch *DQ* 1, 12; 2, 31 und 2, 3. An letzterer Stelle spricht Sancho, als ihm der Bakkalaureus die verdrehten Namen ausbessert: „Geht nur immer auf dergleichen aus, so werden wir unser lebenlang nicht fertig." — Pedrillo erzählt nun, es hätte ihn aufgeweckt „eine gewisse Angelegenheit, die man durch keinen Procurator verrichten kann". Derselben Umschreibung bedient sich Cervantes: „Jetzt kam ihn (= Sancho) der Wunsch und Drang an, zu verrichten, was kein andrer für ihn verrichten konnte" (*DQ* 1, 20). Hernach will Pedrillo zwei Feen gesehen haben. Auf Don Sylvios Frage, woher er wisse, daß es Feen waren, sagt er: „Ich sollte schon so lang in eurem Dienste seyn, und nicht wissen was eine Fee ist?" Ähnliche Worte werden schon Sancho in den Mund gelegt: Don Quijote wundert sich über seines Dieners gescheite Rede; dieser aber entgegnet: „Es muß doch etwas von Euer Gnaden Verstand an mir haften bleiben .... Der Umgang mit Euer Gnaden war der Dünger, der auf den unfruchtbaren Boden meines dürren Geistes ausgestreut worden" (*DQ* 2, 12).

Der Dichter sagt uns, daß die zwei Wesen, die Pedrillo für Feen ansah, eine vornehme Dame und ihre Zofe waren, die ein kostbares Schäferkostüm angelegt haben (*DS* 3, 9); „beyde schienen nicht über sechzehen Jahre alt zu seyn". Auch Don Quijote und Sancho treffen auf ihrer irrenden Reise zwei vornehme kostbar gekleidete Schäferinnen, die fünfzehn bis achtzehn Jahre alt zu sein schienen (*DQ* 2, 58). Auch die Fortsetzung beider Stellen weist mehrere gemeinschaftliche Momente auf. Gerade wie Donna Felicia von Cardena (vgl. Cardenio *DQ* 1, 24), die Witwe des

Don Miguel (= Cervantes' Vorname) von Cardena, „auf ihrem Gut eine Art von Schäferey angelegt hatte, aus welcher sie nach und nach ein andres Arcadien zu machen gedachte“ (*DS* 3, 10), so beabsichtigen auch Cervantes' Schäferinnen zusammen mit einer großen vornehmen Gesellschaft „ein neues schäferliches Arkadien“ zu schaffen. Beim Anblick dieser Schönen ist Pedrillos Staunen nicht geringer als das Don Quijotes und Sanchos. Es ist dabei noch besonders hervorzuheben, daß an beiden Stellen zur Veranschaulichung ein Vergleich herangezogen wird. Wieland sagt: „Eine spröde Schäferin, die in einer Sommerlaube schlummernd von den Freuden geträumt hat, so sie wachend verachtet, kan nicht bestürtzter seyn, wenn sie plötzlich auffahrend sich in die Arme eines kühnen Liebhabers verwickelt fühlt, als es Pedrillo war, da er zwoer junger Frauenzimmer gewahr wurde .....“ Einem verwandten Vorstellungskreise ist der Vergleich entnommen, den Don Quijote an der erwähnten Stelle gebraucht: „Gewiß, schönstes Fräulein, größer konnte das Staunen und die Bewunderung Aktäons nicht sein, da er plötzlich Diana (vgl. Wielands „spröde Schäferin“) sich in den Fluten baden sah, als meine Überraschung war bei dem Anblick Eurer Reize.“ — Donna Felicias Frage „Wer ist dein Herr?“ beantwortet Pedrillo folgendermaßen: „Er ist der beste, freundlichste, freygebigste, gutherzigste, gelehrteste und tapferste junge Edelmann in ganz Spanien.“ Das erinnert lebhaft an Don Quijotes Charakterisierung durch eine der erwähnten Schäferinnen: „Er ist der tapferste, der verliebteste, der höflichste Ritter den die Welt kennt“; und etwas weiter unten sagt sie: „man erzählt, er sei der treueste und beständigste Liebhaber den man kennt.“

Im Gespräch mit den Schäferinnen sagt Pedrillo, er und sein Herr hätten seit gestern nachts 12 Uhr bis jetzt (also in ungefähr 10—12 Stunden) „wenigstens vier und zwanzig Meilen“ zurückgelegt, denn „es geht gar schnell, wenn man auf der Feerey reißt, man kommt da aus dem Lande, man weißt selbst nicht wie, und ihr habt oft ein paar tausend Meilen gemacht, wenn ihr geschworen hättet, daß ihr nicht vom Fleck gekommen wäret“. Ähnliche Stellen finden wir in Cervantes' Roman einigemal; so sagt Don Quijote: „Plötzlich, im Augenblick, wo er (= der fahrende Ritter) sich dessen am wenigsten versieht, findet [er] sich über drei tausend und mehr Meilen entfernt von dem Orte, wo er zu Schiff gegangen“ (*DQ* 2, 1). *DQ* 2, 29 wird Don Quijotes Kahnreise beschrieben. Der ungläubige Sancho sagt zwar: „.... so schwör ichs bei dem und jenem, wir bewegen uns gar nicht, wir kommen nicht einmal so geschwind vom Fleck wie eine Ameise

friecht." Aber Don Quijote läßt sich nicht beirren, er berechnet, daß sie bereits sieben- oder achthundert Meilen zurückgelegt haben müssen. Auch *DQ* 1, 31 erzählt Cervantes' Held, wie die fahrenden Ritter mit Hilfe der Zauberer in kürzester Zeit weite Reisen machen. Auch auf den Holzzapferich, das hölzerne Pferd, das seinen Reiter binnen kurzer Frist sehr weit trägt, kann hier hingewiesen werden (*DQ* 2, 40 und 41).

„Pedrillo sagte alles dieses mit solchem Ernst und mit einer so aufrichtigen Mine, daß unsere Schönen keinen Augenblick länger zweifelten, daß es mit diesen Leutchen nicht richtig stehen müsse." Die Stelle erinnert formal, zum Teil auch inhaltlich an *DQ* 1, 26: „Sancho sagte all dieses mit solcher Gelassenheit, wobei er sich hier und da die Nase schneuzte, und mit so großer Einfalt, daß die beiden (= der Pfarrer und der Barbier) aufs neue in Staunen gerieten, indem sie erwogen, wie gewaltig Don Quijotes Tollheit sein müsse, da sie auch den Verstand dieses armen Teufels nachgezogen habe."

Pedrillos Erzählung von Don Sylvios Liebe zu einer in einen Schmetterling verwandelten Prinzessin deutet Laura folgendermaßen: „Ich wette gleich was man will, gnädige Frau, diese Princessin ist weder mehr noch weniger als ein hübsches Bauermädchen, das ihm (= Don Quijote) in die Augen gestochen hat; seine bezauberte Phantasie hat sie zuerst zu einer Princessin erhöht, und endlich mit Hülfe eines gelben Zwergs, oder einer bucklichten Magotine in einen Papilion verwandelt" (*DS* 3, 12). Daß hier das spanische Vorbild deutlich vorgeschwebt hat, ersieht man auch daraus, daß unmittelbar vorher Laura auf Don Sylvios Ähnlichkeit mit Don Quijote hinweist.

Nachdem Wielands Abenteurer eine schöne Probe ihrer Tapferkeit gegeben haben, kommen sie mit der Gesellschaft, für die sie kämpften,[1] in ein Wirtshaus (*DS* 4, 4). Aber da gab es fast nichts zu essen und „der Wirth hatte für alles, was man verlangte, eine Entschuldigung fertig .... Allein bis Morgen Mittag hofte er so vornehme Gäste besser zu bedienen". Ähnliches erzählt das spanische Vorbild. Wie in jedem Reiseroman, kehrt auch da der Held oft im Wirtshaus ein; eine auffallende Ähnlichkeit mit *DS* zeigt jedoch *DQ* 2, 59. Auch hier hat der Wirt einen sehr geringen Vorrat, und wie in *DS*, hatte er für jede Speise, die man verlangte, eine Ausrede: „aber die nächste Woche wird es im Überfluß da sein".

Don Sylvio geht zu Bette, kann aber nicht gleich einschlafen, da ihm das Schicksal seiner Prinzessin Sorgen macht (*DS* 4, 4).

[1]) Den Namen des einen Chevaliers, Don Fernando, kann Wieland aus *DQ* 1, 27 entlehnt haben.

Ähnliches wird von Don Quijote öfter erzählt, z. B. 1, 8: „diese ganze Nacht schlief Don Quijote nicht und dachte an seine Herrin Dulcinea“; 1, 12: „der größte Teil der Nacht verging ihm unter Gedanken an seine Gebieterin Dulcinea“; vgl. auch 2, 60; 2, 67 u. ö. Inzwischen unterhält sich Pedrillo mit Jacintens Kammerfrau, die ihre Herrin ebenso beredet (*DS* 4, 5), wie die Kammerfrau Rodriguez ihre Gebieterin, die Herzogin (*DQ* 2, 48). Nach kurzem Schlaf erwacht Don Sylvio und belauscht Pedrillos Unterredung mit der Kammerfrau, die das Bildnis von Don Sylvios Prinzessin zu sehen wünscht. Als Pedrillo darüber zur Rede gestellt wird, leugnet er alles ab, und Don Sylvio glaubt nun, daß das wieder ein Anschlag der ihm feindlich gesinnten Feen sei, deren eine, um Don Sylvio zu täuschen, Pedrillos Stimme angenommen habe (*DS* 4, 6). In ähnlicher Weise suchen die Zauberer Don Quijote zu täuschen, indem sie seinen Gegnern das Aussehn und die Gestalt plötzlich verwandeln (z. B. *DQ* 2, 14).

All das bisherige Unglück, sagt Don Sylvio, seh ich „als eine gerechte S t r a f e an, d a f ü r daß ich mein Gelübde . . . . . n i c h t b e s s e r g e h a l t e n h a b e“ (*DS* 4, 6). Das Gelübde wird mitgeteilt *DS* 1, 7: „D a s s c h w ö r e i c h b e y a l l e n G ö t t e r n, die der Liebe günstig sind, und wenn ich sie (= meine Prinzessin) auch am Quecksilber See, mitten unter den Ungeheuern der Fee Lionne, im Ringe des Saturnus, ja selbst in der großen Aquavit Flasche der Feen suchen müßte, b i s i c h s i e g e f u n d e n h a b e, s o l l k e i n r u h i g e r S c h l a f a u f m e i n e A u g e n s i c h s e n k e n“! Beide Stellen verdanken dem spanischen Roman ihre Entstehung. Don Quijote sagt: „I c h t h u e e i n e n E i d z u m S c h ö p f e r a l l e r D i n g e, und zu den heiligen vier Evangelien . . . . ein Leben zu führen wie der große Markgraf von Mantua, als er den Tod seines Neffen Baldovinos zu rächen schwur, nämlich auf keinem Tischtuche sein Brot zu essen, noch mit seinem Weibe der Kurzweil zu pflegen, nebst anderen Dingen mehr . . . . b i s dahin, daß ich einen ebensolchen und ebenso guten Streithelm als dieser ist, irgend einem Ritter mit Gewalt abnehme“ (*DQ* 1, 10). Er hält aber sein Gelübde ebensowenig als Don Sylvio, und deshalb meint Sancho: „Es will mich bedünken, daß all diese Unglücksfälle, die uns in den letzten Tagen zugestoßen sind, ganz gewiß die S t r a f e f ü r die Sünde waren, so Euer Gnaden gegen die Pflichten Eures Rittertums begangen hat, i n d e m I h r d e n E i d s c h w u r n i c h t g e h a l t e n, den Ihr gethan, auf keinem Tischtuch Brot zu essen noch mit der Königin zu kurzweilen, samt alledem was Euer Gnaden darauf noch weiter sagte und zu halten schwur, bis Ihr jenen Helm des Mandarin (statt Mambrin) geraubt“ (*DQ* 1, 19). Eine noch viel wichtigere Parallele, allerdings

nur für Don Sylvios Eid, bietet *DQ* 2, 23. Don Quijote sagt da: Wie der Markgraf von Mantua es gethan hat, „so will ich einen Eid thun nicht zu ruhen und rasten und alle sieben Erdstriche zu durchziehen, mit noch größerer Sorgfalt und Achtsamkeit als der Prinz Don Pedro von Portugal sie durchzogen, bis daß ich sie (= Dulcinea) entzaubert habe". Wielands Entlehnung ist offenkundig.

Don Sylvio macht sich nun „ohne nach dem Wirth und der Zeche zu fragen" auf den Weg (*DS* 4, 6) und ahmt auch darin Don Quijote nach (z. B. *DQ* 1, 17).

Don Sylvios Abenteuer mit den Grasnymphen (*DS* 4, 8) enthält Züge, die verschiedenen Stellen des spanischen Romanes entlehnt oder nachgebildet sind. Ein Grasmädchen, das Don Sylvio trotz Pedrillos Widerspruch zu einer Nymphe macht (hiezu vergleiche man den Anfang von Don Quijotes Abenteuer mit den Windmühlen, worauf schon oben hingewiesen wurde), martert einen Schmetterling, Don Sylvios vermeintliche Prinzessin. Don Sylvio glaubt in dieser Nymphe seinen Nebenbuhler, den grünen Zwerg, entdeckt zu haben und will ihn erschlagen. Das verhinderte aber der Liebhaber des Mädchens, der mit anderen Bauersknechten herbeieilte „und mit dem Knittel, den er dem Pedrillo aus den Händen riß, so nachdrücklich auf unsere beiden Abentheurer zudreschte, daß sie, ihres muthigen Widerstandes ungeachtet endlich von der Menge der Feinde zu Boden geworfen wurden". Darauf bläuten sie sie noch gehörig durch und „ließen sie für todt im Grase liegen." Ein nicht minder klägliches Abenteuer erlebten Don Quijote und Sancho bei den Yanguesen (*DQ* 1, 15). Hier kam es zum Streit deshalb, weil die Yanguesen Rossinante schlugen. Don Quijote und Sancho stürzten auf sie, die Yanguesen jedoch „griffen zu ihren Knitteln, und die beiden in die Mitte nehmend, begannen sie mit gewaltigem Nachdruck und Ingrimm auf sie loszudreschen. Die Wahrheit verlangt zu sagen, daß sie schon mit dem zweiten Schlag Sancho zu Boden streckten, und dem Ritter das nämliche geschah, ohne daß seine Gewandtheit oder sein mutiger Sinn ihm geholfen hätte .... Als nun die Yanguesen die arge Bescherung sahen, die sie hier angerichtet, packten sie mit größtmöglicher Schnelligkeit ihren Tieren die Traglasten wieder auf, verfolgten ihren Weg und ließen die beiden Abenteuergierigen in übler Verfassung und noch üblerem Gemütszustand liegen." Aber das ist nicht das einzige Abenteuer, in dem Cervantes' Held den kürzeren zieht. Die Schafhirten richteten ihn so zu, daß sie glaubten, „sie hätten ihn umgebracht; und so trieben sie denn in großer Eile ihre Herde zusammen, luden sich die toten Tiere auf, und ohne sich nach was anderm umzuthun, zogen

sie von dannen" (*DQ* 1, 18). Ebenso schlecht ergieng es Don Quijote mit dem Bußfahrer, der ihn so zerbläute, daß er glaubte, er habe ihn totgeschlagen und sich deshalb eilig davonmachte (*DQ* 1, 52). An beiden letzterwähnten Stellen kommt, wie bei Wieland, der Held nur deshalb so schlecht weg, weil ihn seine Phantasiegebilde die Wirklichkeit nicht erkennen lassen.

Aus der Betäubung erwacht zuerst Pedrillo und sieht nach seinem Herrn, der nur „mit schwacher Stimme" zu reden vermag (*DS* 5, 2). Hiezu hat wieder das Abenteuer mit den Yanguesen das Vorbild abgegeben (*DQ* 1, 15). Auch hier erholt sich von den Schlägen zuerst der Knappe und ruft „mit schwacher, kläglicher Stimme" seinen Herrn, der ihm „mit demselben schwächlichen, jammervollen Ton" antwortet. Und gerade wie Don Sylvio von Pedrillo damit getröstet wird, daß andere Prinzen, deren einige angeführt werden, noch viel mehr Ungemach hätten erdulden müssen, so tröstet auch Don Quijote seinen Sancho mit der Versicherung, die fahrenden Ritter seien stets solchen und noch viel ärgeren Widerwärtigkeiten ausgesetzt, was er alsobald — ganz wie Pedrillo — an einigen Beispielen darthut. — Um seinen Herrn zu trösten, sagt Pedrillo, er hätte zehnmal mehr Prügel bekommen als Don Sylvio: „Wenn ihr etwas leidet, so wisset ihr doch warum? Aber dem armen Pedrillo, der bey allen schlimmen Abentheuern das meiste davon trägt, gibt niemand ein gutes Wort darum." Ähnliche Worte spricht Sancho zu Don Quijote nach dem unangenehmen Abenteuer in der verzauberten Schenke: Euch ist dieses Abenteuer nicht so übel bekommen wie mir, „da Ihr in Eure Arme jene unvergleichliche Schönheit bekamt, die Ihr beschrieben habt; aber ich, was bekam ich als die schwersten Prügel, die ich, glaub' ich, je in meinem Leben erhalten kann? .... in allen Fällen, wo wir übel fahren, bin ich's immer der am übelsten fährt!" (*DQ* 1, 17). — Weiter sagt Pedrillo zu Don Sylvio, man dürfe im Unglück nicht den Mut verlieren, denn das Glück sei kugelrund, nach Regen komme Sonnenschein, und somit werden gewiß auch sie von nun an glücklicher sein. Ebenso denkt Don Quijote. Auch er tröstet sich mit der Hoffnung auf bessere Zeiten; die jetzigen Ungewitter seien Anzeichen, daß sich der Himmel bald aufheitern werde und ihre Angelegenheiten wieder gut gehen werden: weder Glück noch Unglück seien von Dauer, und da das Unglück lange gedauert hat, sei jetzt das Glück nahe (*DQ* 1, 18).

Von nun an fließen die Entlehnungen und Anlehnungen viel spärlicher. Als Don Sylvio mit Pedrillo in einen Park kam, dessen Wege sich so künstlich in einander schlangen, daß man in einem

Labyrinth zu sein glaubte,[1]) zweifelten sie keinen Moment, „daß sie sich in der Nähe eines Feen-Schlosses und am Anfang eines sehr merkwürdigen Abentheuers befänden“ (*DS* 5, 4). Eine ähnliche Stelle kommt auch noch in der Geschichte des Prinzen Biribinker vor: „Ich sagte ihnen ja schon, daß mir selbst alles daran gelegen ist, daß sie in den unsichtbaren Pallast kommen, wo, allen Umständen nach eines der außerordentlichsten Abentheuern auf sie wartet“ (*DS* 6, 2). Mit ähnlichen Worten wird bei Cervantes fast jedes Abenteuer eingeleitet. So sagt Don Quijote: „Entweder ich täusche mich, oder dies wird das prächtigste Abenteuer, das man je gesehen“ (*DQ* 1, 8). Man vergleiche beispielsweise auch *DQ* 2, 17, wo der Held spricht: „Ich verstehe wenig von Abenteuern, oder[2]) was ich dort erspähe ist ein solches“; oder *DQ* 1, 19: „Ohne Zweifel, Sancho, muß dies ein sehr großes, ein sehr gefährliches Abenteuer sein, wo es vonnöten sein wird, all meine Mannhaftigkeit und Tapferkeit zu zeigen.“

Don Sylvio und Pedrillo kommen in Donna Felicias Palast und werden hier gerade so gut gehalten, wie Cervantes' Helden bei der Herzogin und ihrem Gemahl (*DQ* 2, 31 ff.). Hier trifft Don Sylvio mit seiner lange verschollenen Schwester zusammen, gerade wie bei Cervantes der Maurensklave mit seinem schon jahrelang nicht gesehenen Bruder (*DQ* 1, 42). Don Sylvio und dem Sklaven verrät eine innere Stimme, daß sie in den ihnen noch unbekannten Personen Blutsverwandte vor sich haben (*DS* 5, 14 — *DQ* 1, 42). Jacintens größtenteils autobiographische Erzählung hat ihr Vorbild in der Autobiographie Dorotheas (*DQ* 1, 28).

Während der Tafel in Felicias Palast ließ sich eine angenehme Symphonie hören, „ohne daß man sah woher (*DS* 5, 8). Man vergleiche auch folgende Stelle: „Eine stille Harmonie, wie von einem Concert, das aus tiefer Ferne gehört wird, umschlich .... unsichtbar das bezauberte Ohr, und schmelzte das Herz in zärtliche Sehnsucht“ (*DS* 6, 1) und: „In dem nehmlichen Augenblick .... ließ sich eine muntere Symphonie von allen möglichen Instrumenten hören, ohne daß man weder Instrumente noch Musicanten sah“ (*DS* 6, 2). Auch hiefür bietet der spanische Roman eine Parallele. Don Quijote erzählt, was alles ein fahrender Ritter erleben kann, und sagt unter anderem: „Und wie herrlich dann den

[1]) Genau dieselbe Situation mit teilweise wörtlichen Übereinstimmungen kehrt in Wielands Oberon wieder (Gesang II, Strophe 25 f.).

[2]) Vgl. Don Sylvios Worte: „Es müßte mich Alles betrügen, oder ...“ (*DS* 5, 5); vgl. hiezu außer der bereits oben angeführten Stelle *DQ* 1, 8 auch *DQ* 2, 29: „... ich verstehe entweder nicht viel davon, oder ....“ und *DQ* 1, 43.

Gesängen zu lauschen, die da ertönen während er tafelt, ohne daß er weiß wer sie singt noch wo sie ertönen" (*DQ* 1, 50). In demselben Kapitel und in demselben Zusammenhang erzählt Don Quijote auch, es komme vor, daß sich der fahrende Ritter dem Rufe einer übernatürlichen Stimme folgend „mitten in das schwarze flammende Naß" eines Sees hineinstürzt, und nicht nur, daß er unversehrt bleibt, sondern er gelangt in eine prachtvolle Burg, wo er eine verzauberte Jungfrau findet. Cervantes' Erzählung hat Wieland in Handlung umgesetzt, indem bei ihm Biribinker auf das Geheiß des redenden Kürbisses hin in einen Feuerbrunnen sich stürzt und dann in einen kostbaren Palast kommt, worin eine verzauberte Salamandrin weilt (*DQ* 6, 2).

Diese letzten Beispiele leiten bereits zur Geschichte des Prinzen Biribinker über. Diese in Wielands Roman eingeschobene Erzählung ist zwar größtenteils verschiedenen Märchen nachgebildet (vgl. K. Otto Mayer, Die Feenmärchen bei Wieland. Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 5, 399 ff.), trotzdem aber hat der Verfasser auch aus Cervantes' Roman einzelne Motive verwertet.[1] Das Maultier, das den Biribinker tragen soll, „stammt in gerader Linie von dem berühmten trojanischen Pferd und der Eselin des Silenus ab. Von der väterlichen Seite hat es die Eigenschaft, daß es von Holz ist, und weder Futter noch Streue noch Striegel nöthig hat, und von der mütterlichen, daß es einen überaus sanften Trab geht, und so geduldig ist wie ein Schaaf" (*DS* 6, 1). Schon ein flüchtiger Blick in den spanischen Roman zeigt, daß wir auch hier eine Entlehnung vor uns haben: Das Pferd, das den tapferen Manchaner in die Heimat der Schmerzenreich tragen soll, ist auch aus Holz. „Und das Gute dabei ist daß das besagte Pferd weder frißt noch schläft, noch Hufbeschlag braucht: und es geht ohne Flügel einen solchen Paßgang in den Lüften, daß der Reiter, den es trägt, eine Tasse Wassers in der Hand halten kann ohne daß ihm ein Tropfen Wasser verschüttet, so sachte und ruhig zieht es seines Weges" (*DQ* 2, 40). Es muß noch besonders hervorgehoben werden, daß sich Don Quijote beim Anblick dieses seltsamen Pferdes an das Trojanische Roß erinnert (*DQ* 2, 41), wodurch zweifelsohne Wieland zu seiner oben angeführten Genealogie veranlaßt wurde.

---

[1]) Von dem Herausgeber dieser Zeitschrift wurde ich auf zwei Arbeiten Rudolf Fürsts aufmerksam gemacht: Auf S. 72 f. der Schrift „Die Vorläufer der modernen Novelle im achtzehnten Jahrhundert" (Halle a. S. 1897) und auf S. 7 des Aufsatzes „Don Quijote-Spuren in der Weltlitteratur" (Beilage zur Münchner Allgemeinen Zeitung, Nummer 61, Jahrgang 1898) wird eine Reihe von Berührungen des Wielandischen Romanes mit französischen Märchen und teilweise auch mit dem Don Quijote erwähnt

Von Einfluß dürfte — glaube ich — auch folgende in demselben Zusammenhange befindliche Stelle gewesen sein: „Wenn wir auch in gerader Linie von Hektor dem Trojaner herkommen . . . .“ (*DQ* 2, 40).

Als Don Quijote den Holzzapferich bestiegen hatte, wurden ihm die Augen mit einem Schnupftuch verbunden, damit ihm die Höhe seiner Fahrt keinen Schwindel verursache (*DQ* 2, 41). Auch dieses Motiv finde ich bei Wieland verwertet: Biribinker „trieb die Vorsichtigkeit so weit, daß er sich ein seidenes Schnupftuch um die Augen band, aus Furcht, von den Schönheiten zu sehr gerührt zu werden . . . . Auf diese Weise war er ohne den geringsten widrigen Zufall schon ein paar Stunden fort geschwommen, als er es endlich wagte, das Schnupftuch ein wenig weg zu schieben, um zu sehen, wo er wäre“ (*DS* 6, 2). Auch dieser zweite Satz enthält ein aus dem spanischen Roman entlehntes Motiv: Als nämlich Sancho von der auf dem Holzzapferich unternommenen Reise zurückgekehrt war, erzählt er unter anderem: „Ich habe mir ganz sachte und ohne daß einer es sehen konnte, das Tüchlein das mir die Augen verband, dicht an der Nase ein klein bißchen beiseite geschoben, und blickte hindurch nach der Erde zu . . . .“ (*DQ* 2, 41). Bei Cervantes tragen vier „wilde Männer“ auf ihren Schultern das hölzerne Pferd daher und alle sind „mit grünem Epheu überkleidet“ (*DQ* 2, 41). Eine Reminiscenz daran glaube ich in folgender Wielandischen Stelle zu finden: Biribinker verflucht seinen Namen, durch den er seine geliebte Galactine verliert, „und er würde vielleicht mit dem Kopf wider die nächste Eiche angeloffen seyn (auch Don Quijote will wegen unglücklicher Liebe „mit dem Kopf wider die Felsen dort rennen“ *DQ* 1, 25), wenn er nicht in eben dem Augenblicke sechs wilde Männer erblickt hätte, die in vollem Lauf aus dem Wald hervor stürmten . . . . . Um das Haupt und die Lenden waren sie mit Eichen-Zweigen bekränzt, auf der linken Schulter trugen sie eine stählerne Keule . . . . .“ (*DS* 6, 2).

Bei Wieland sagt der Kürbis: „So viel ich an der Bewegung der Gestirne merke, so ist es bereits um Mitternacht“ (*DS* 6, 2). Auf dieselbe Weise stellt Sancho die Zeit fest: „Wie mir die Erfahrung zeigt, die ich mir erwarb als ich Schäfer war, muß es von jetzt bis zum Frührot nicht drei Stunden sein, da die Schnauze des kleinen Bären sich über unserm Kopfe befindet, und die Mitternacht in der Linie des rechten Armes steht“ (*DQ* 1, 20). Außerdem vergleiche man auch Don Quijotes Worte: Der fahrende Ritter „muß ein Sternkundiger sein, um aus den Sternen zu erkennen, wie viel Stunden der Nacht schon verflossen sind, und in welcher Gegend und unter welchem Himmelsstrich er sich befindet“ (*DQ* 2, 18).

Don Sylvio besitzt gerade wie Don Quijote die Kraft, Verzauberte zu entzaubern (*DS* 6, 1 und 2 — *DQ* 2, 23 und 39).

Daß Wieland seine himmelblauen Ziegen (*DS* 6, 1) dem spanischen Vorbild entlehnt hat, entdeckte bereits R. M. Meyer, Die Ziegen auf dem Helikon (Euphorion 3, 437). Sancho erzählt nämlich, er wäre vom Holzzapferich abgestiegen und hätte sich mit den sieben Himmelsziegen (= Plejaden) unterhalten: „zwei von ihnen sind grün, zwei rot, zwei blau, und eines ist buntgefleckt." Aber derselben Stelle hat Wieland auch seine „rosenfarbnen" Ziegen entnommen (*DS* 6, 2).

Auch der Riese Caraculiamborix (*DS* 6, 2) ist nicht Wielands Erfindung, denn er kommt schon bei Cervantes (unter dem Namen Caraculiambro) vor (*DQ* 1, 1). Auf diese Entlehnung hat bereits K. O. Mayer a. a. O. S. 406 hingewiesen.

DS 7, 1 sagt Pedrillo: „Die Bezauberten essen und trinken nichts, ohne daß sie um ein Quintchen magerer werden als sie gewesen sind." Derselben Ansicht ist auch Sancho, indem er sagt: „Daraus wird jedereiner abnehmen, daß Leute, die nicht essen und nicht trinken und nicht schlafen, und die natürlichen Dinge, die ich meine, nicht verrichten, daß selbige Leute verzaubert sind" (*DQ* 1, 49. Derselbe Gedanke ist ausgesprochen auch *DQ* 1, 47 und 2, 23). Aber Don Quijote glaubt, bei ihm erstrecke sich die Bezauberung auf keines der von Sancho angeführten Bedürfnisse und stimmt hierin mit Wieland überein, der von seinem Helden sagt „die Bezauberung erstreckte sich bey ihm niemals bis auf den Magen" (*DS* 1, 9. Ein ähnlicher Gedanke begegnet uns bereits 1, 8, wo unter dem „berühmten Schriftsteller" möglicherweise Cervantes gemeint ist).

Wielands Roman schließt bekanntlich damit, daß Don Sylvio seine Prinzessin heiratet, Pedrillo aber deren Zofe. Das erinnert an Don Quijotes Worte, es geschehe oft, daß die fahrenden Ritter Königstöchter heiraten und dadurch selbst Könige werden; ihren Knappen aber geben sie ein Fräulein der Prinzessin, „und ohne Zweifel wird dies die Zofe sein ......" (*DQ* 1, 21).

c) Stil.

Wieland erzählt die Erlebnisse seiner Abenteurer nicht objektiv, sondern er mischt sich sehr oft selbst in die Erzählung ein und greift dem Urteil des Lesers voraus, indem er wiederholt seine Ansicht über die Helden erkennen läßt. Dasselbe that — wenn auch nicht in dem Maße wie Wieland — schon Cervantes. Auch seine Darstellung ist nicht streng objektiv, da er immer über den Figuren steht und allerorts zu erkennen giebt, wie er sie beurteilt wissen will. Beide Dichter behandeln ihren Stoff mit einer gewissen humorvollen Überlegenheit,

trotzdem aber sieht man, daß ihnen die Helden am Herzen liegen. Die Satire, auf die es ursprünglich abgesehen ist, tritt allmählich in den Hintergrund und macht sich dann nur noch in Anspielungen auf Zeitgenossen und zeitgenössische Verhältnisse bemerkbar (z. B. *DS* 3, 5; 4, 3; 5, 1; 5, 5; 6, 1 — *DQ* 1, 6; 1, 18; 1, 48; 2, 61; 2, 74).

Es ist charakteristisch, daß sich beide Dichter nur als Übersetzer bezeichnen. Cervantes sagt, er hätte sein Werk aus dem Arabischen des Sidi Hamét Benengeli übersetzt (*DQ* 1, 9; 2, 3; 2, 24; 2, 44 u. ö.), und Wieland, aus dem Spanischen des Don Ramiro von Z** (*DS* 3, 5). Auffallend ist es, daß beide erst im Laufe der Erzählung diese fingierten Quellen angeben. Weder Cervantes noch Wieland führt zwar streng diese Fiktion durch, beide aber berufen sich wiederholt auf diese Geschichte und ihren Autor (vgl. z. B. *DQ* 1, 8; 2, 13; 2, 15; 2, 50 — *DS* 2, 1; 3, 5; 7, 1). In diesem Zusammenhange möge auch folgende stoffliche Entlehnung untergebracht werden. Als Biribinkers Liebesglut für die schöne Salamandrin ihren Gipfel erreicht hat, sagt Wieland: „Es findet sich hier eine abermalige kleine Lücke in dem Original" (= des fingierten Paläphatus) (*DS* 6, 2). Dasselbe Mittel verwendet auf ähnliche Weise Cervantes, indem er sagt, der Bericht über den Kampf Don Quijotes mit dem Biskayer sei „fragmentarisch" überliefert (*DQ* 1, 8); der Dichter bricht dort ab, wo der Streit am interessantesten wird. Später allerdings gelang es dem Verfasser, den Schluß ausfindig zu machen, der dann auch mitgeteilt wird. Beide Dichter betonen sowohl die Wahrhaftigkeit und Genauigkeit ihrer Quelle, als auch die Treue und Gewissenhaftigkeit der eigenen Übersetzung (*DS* 1, 12; 3, 5; 5, 1 — *DQ* 1, 16; 2, 7; 2, 10; 2, 40; 2,50; 2, 65). Nur folgende Stelle verdient dabei besonders hervorgehoben zu werden. Auf einem Spaziergange erblickt Don Sylvio „einen Storch — einige Nachrichten sagen, wiewohl ohne genugsamen Grund, daß es eine Störchin gewesen ...." (*DS* 1, 6). Es wird hier einem ganz unbedeutenden Umstand eine sehr große Wichtigkeit beigelegt und dadurch eine komische Wirkung erzielt. Analoge Fälle enthält bereits der spanische Roman. So wird *DQ* 2, 10 erzählt, die drei Bäuerinnen, die Sancho für die Dulcinea und ihre Hofdamen erklärt, seien geritten auf „drei Eseln, oder Eselinnen, denn der Verfasser äußert sich darüber nicht bestimmt". Außerdem vergleiche man folgende Stellen: Don Quijote lehnte sich an den Stamm einer Buche oder einer Korkeiche — „Sidi Hamet Benengeli gibt die Art des Baumes nicht genau an ..." (*DQ* 2, 68) und: Don Quijote wusch sich Kopf und Gesicht „mit fünf oder sechs Eimern Wasser — denn in der Zahl der Eimer sind die Angaben etwas verschieden" (*DQ* 2, 18).

Wieland ist bestrebt, das spanische Kostüm seiner fingierten Quelle beizubehalten. Der Ort der Handlung ist Spanien und auch die Personen sind Spanier. Die einzelnen Personennamen, die er seinem großen Vorbild entnahm, wurden schon oben mitgeteilt; hier erübrigt es noch darauf hinzuweisen, daß Wieland und Cervantes wiederholt die Universität zu Salamanca erwähnen (z. B. *DQ* 1, 12; 2, 2; 2, 10; 2, 16; 2, 33 — *DS* 3, 1; 4, 2).

Charakteristisch für Wielands Stil sind die kurzen eingeschalteten Sätze, die ohne grammatische Verbindung in den regierenden Satz eingeschoben werden. Man sehe folgende Beispiele an: „Der Teufel, Gott behüt uns! ist ein Tausendkünstler" (*DS* 3, 1), und in ähnlicher Weise verwendet „Gott behüt' uns" (*DS* 2, 4); „Gott verzeyh mirs" (*DS* 1, 11; 3, 3; 3, 6; 7, 1); „tröst ihn Gott!" (*DS* 3, 1); „wie man denken kan" (*DS* 3, 5); „wenn man die Wahrheit sagen soll" (*DS* 2, 2). Dieselbe Stileigentümlichkeit findet sich bereits bei Cervantes, wenn auch nicht in dem Maße wie bei Wieland; z. B. „. . . . als eine wunderbare Erscheinung — so kam sie allen vor — ihn davon abhielt" (*DQ* 1, 14); ähnlich „wie man glaubt" (*DQ* 1, 1); „wie man vernimmt" (*DQ* 1, 1); „wie ihr es saget" (*DQ* 1, 14); „und es muß doch so sein" (*DQ* 2, 20). Ob hier wirklich Cervantes auf Wieland eingewirkt hat, wage ich nicht zu entscheiden, da hier jede inhaltliche Übereinstimmung fehlt und diese Stileigentümlichkeit auch sonst häufig vorkommt. Gewiß aber haben wir ein bewußtes Kopieren von Cervantes' Stil, wenn Wieland neuauftretende Personen dem Leser nicht in üblicher Weise vorstellt, sondern sie gleich beim Namen nennt und erst dann in einem eingeschalteten Satz sagt: so heißt nämlich dieser Mann. Man vergleiche: „Aber Don Eugenio, so hieß der junge Cavalier, ..." (*DS* 4, 3); „es gieng die schöne Cristalline, (so hieß die Fee) zum Camin . . . ." (*DS* 6, 1); „Grigri, (so hieß der Gnome) . . . ." (ebenda); „empfangen sie hier den Prinzen Cacamiello von meiner Hand, denn dieses ist nunmehr sein Name . . . ." (*DS* 6, 2). Bei Cervantes fand ich folgende Beispiele: „Was dünkt Euer Gnaden, Herr Lizentiat Pero Perez (denn so hieß der Pfarrer) von dem Unglück meines Herrn?" (*DQ* 1, 5); „wisset Meister Nikolas (dies war der Name des Barbiers), daß es . . . . ." (ebenda); es „verließ Sancho Panza (denn so hieß der Landmann) Weib und Kind . . . ." (*DQ* 1, 7); außerdem vergleiche man *DQ* 1, 16; 1, 28; 1, 42; 1, 52; 2, 1; 2, 2; 2, 18; 2, 38; 2, 48. Eine mit der eben besprochenen nahe verwandte Eigentümlichkeit finden wir in folgenden zwei Wielandischen Stellen: „Erinnerst du dich noch, was dieser Pedrillo, oder wie er sich nannte, uns von ihm sagte" (*DS* 3, 12) und: „sie hatte eine

andere kleine Fee oder Nymphe, oder ein Sylphen-Mädchen, oder wie ihrs heißen wollt, bey sich ....“ (*DS* 4, 2). Auch hiefür bietet Cervantes reichliche Belege: „.... bis Ihr jenen Helm des Mandarin geraubt, oder wie der Mohr sonst heißt ....“ (*DQ* 1, 19); „Gineselchen von Parapilla oder wie du sonst heißen magst ....“ (*DQ* 1, 22); ferner vergleiche man die fast ebenso lautenden Stellen *DQ* 1, 22; 1, 25; 2, 10; 2, 31; eine etwas entferntere Ähnlichkeit weisen auf *DQ* 1, 45 und 2, 4.

Zu den stilistischen Mitteln kann auch der Schwur gerechnet werden. Wenn Don Sylvio „bey der Ehre eines Ritters“ schwört (*DS* 4, 6), so schwört Don Quijote bei dem Ritterorden, den er empfangen hat (*DQ* 1, 44). Aber auch sonst wird, um die Wahrheit des Gesagten zu bekräftigen, in beiden Romanen wiederholt geschworen (z. B. *DS* 1, 7; 3, 2; 4, 2 — *DQ* 1, 18; 1, 24; 1, 30; 1, 46; 1, 49; 2, 17).

Schlußbetrachtung.

Überblicken wir alle mitgeteilten Stellen, so ergiebt sich, daß Wieland Motive fast aus allen Kapiteln des spanischen Romanes entlehnt hat. Aber in Bezug auf die Häufigkeit der Verwertung bleibt der zweite Teil hinter dem ersten etwa um ein Drittel zurück. Alle Partien des ersten Teiles, bis auf die eingeschalteten Novellen, denen er nichts zu verdanken hat, boten Wieland Anregungen. Im zweiten Teil findet man zuweilen einige Kapitel nacheinander, deren Vergleichung mit dem Don Sylvio keine Ausbeute liefert.

Die überwiegende Mehrzahl der entlehnten Stellen verwertet Wieland in dem ersten Teil seines Romanes: etwa zwei Drittel, während auf den zweiten Teil nur ein Drittel entfällt. Wir sehen also, unser von der Häufigkeit der Erwähnungen des spanischen Romanes auf die Häufigkeit der Entlehnungen gezogene Schluß (S. 34) entspricht annähernd der Wahrheit. Der Grund für diese Verteilung der Entlehnungen liegt einerseits in der Komposition des Wielandischen Romanes, dessen Anlage nur im ersten Teil mit der des spanischen Werkes sich deckt; andererseits aber darin, daß Wieland an seinem Helden, über den er anfangs zumeist nur lachte, immer mehr und mehr Gefallen fand und nun seine allmähliche Wiederkehr zur Natur in psychologischer Weise darzustellen unternahm. Das psychologische Problem, der Sieg der Natur über die Schwärmerei, tritt immer mehr und mehr in den Vordergrund, und der Dichter vergißt dabei allmählich sein Vorbild, und zwar umso leichter, als es ihm hiefür nur weniges bieten konnte. Das psychologische Interesse erwachte in Wieland erst, nachdem er einen guten Teil des Werkes bereits ausgearbeitet hatte, und ich glaube sogar,

daß die psychologischen Erörterungen, die wir in den ersten Büchern niedergelegt finden, erst später vom Dichter eingeschoben wurden. Das psychologische Moment scheint mir noch nicht im Plane gelegen zu haben. Auf diese Vermutung führten mich außer allgemeinen Erwägungen vornehmlich Wielands auf seinen Don Sylvio bezügliche Worte, die er am 5. August 1763 an Geßner schrieb: „Vor ein Paar Monaten kam ich an einem Regentag auf den Einfall, einen kleinen Roman zu schreiben, worin Kluge und Narren viel zu lachen fänden, und der mich selbst amüsirte, ohne mich im mindesten anzustrengen. Ich machte meinen Plan, und fing sogleich an zu schreiben. Dieses Amusement interessirte mich unvermerkt so stark, daß ich eine Arbeit daraus machte, und daß ich beschloß, aus meinem Fonds, der an sich närrisch genug ist, etwas so Gescheidtes zu machen, als mir nur möglich wäre. Es ist eine Art von satyrischem Roman, der unter dem Schein der Frivolität philosophisch genug ist, und wie ich mir einbilde, keiner Art von Lesern, die austere ausgenommen, Langeweile machen soll" (C. M. Wielands Leben von J. G. Gruber. Leipzig 1827. II. Teil, S. 362 f.). Die Worte lassen, glaube ich, deutlich eine Verschiebung des ursprünglichen Planes zu Gunsten des „philosophischen" Momentes erkennen.

Die nächste Frage ist: Was hat Wieland seinem Vorbild zu verdanken? Das Thema des ganzen Romanes ist ebenso wie die Anlage des ersten und teilweise auch die des zweiten Teiles dem Don Quijote nachgebildet. Ebenso sind die meisten Charaktere dem spanischen Roman entlehnt oder deutlich nachgebildet. Ohne Vorbild ist Laura, Donna Felicias Kammermädchen und Vertraute. Diese Gestalt ist wie Fatme im Oberon lediglich auf den Einfluß der französischen Tragödie zurückzuführen. Auch für Fatme ist in der eigentlichen Quelle für Wielands Dichtung kein Vorbild zu finden. Max Koch (Das Quellenverhältnis von Wielands Oberon, Marburg 1880. S. 49) sagt, Wieland wollte durch ihre Einführung ein Gegenstück zu Gerasmin bekommen, und fährt fort: „Die Neigung zum pair quarré wie das Bestreben nach dem Vorgange von Marivaux der Liebe der Herren in der Liebe der Dienenden ein Seitenbild zu geben tritt in Wielands Dichtung (= Oberon) öfters hervor." Denselben Grund möchte ich bereits für Laura geltend machen: Sie und Pedrillo, die Diener, sollen ein Seitenstück bilden zu Felicia und Don Sylvio, den Herren.[1])

[1]) Es sei gestattet, an dieser Stelle auf folgendes hinzuweisen. Max Koch bespricht a. a. O. die im Oberon entlehnten Charaktere und sagt, für den Namen „Zoradine" wisse er nicht, woher ihn Wieland entlehnt hat. Ich glaube, er stammt aus dem Don Quijote, wo wir 1, 37 einer Maurin, Namens „Zoräida" begegnen.

Wie verwertet Wieland das übernommene Material? Bei der Mehrzahl der Entlehnungen hat er gar keine oder nur leichte Änderungen vorgenommen. Der Zusammenhang ist zwar ein anderer geworden, aber das Motiv bleibt dasselbe. Viel seltener begegnen uns in seinem Werke Verschiebungen eines Cervantesschen Motives. Die Entlehnungen überwiegen die Anlehnungen und Anklänge. Jedesmal aber verstand es Wieland das Übernommene passend zu verwerten, so daß es nicht wie etwas äußerlich aufgepfropftes aussieht, sondern sich in den übrigen Zusammenhang recht wohl fügt. Das fremde Gut bleibt bei ihm nicht tot, sondern erhält Gestalt und Leben.

Man findet im Don Sylvio keine längeren zusammenhängenden Ketten von Entlehnungen, auch sieht man, daß die einzelnen Motive nicht in der Reihenfolge des Vorbildes verwertet wurden, sondern ganz willkürlich durcheinander gewürfelt sind. Deshalb glaube ich nicht, daß Wieland den spanischen Roman während der ganzen Arbeit in Händen hatte. Möglich, daß er ihn gelegentlich nachschlug, um die Erinnerung an die eine oder die andere Stelle aufzufrischen, im großen und ganzen aber hat er den Roman im Gedächtnisse gehabt, denn nur wenige Stellen weisen so große inhaltliche und formale Übereinstimmungen auf, daß man annehmen müßte, das Vorbild hätte ihm vorgelegen. Und selbst da ist es viel wahrscheinlicher, daß ihm diese Partien der spanischen Dichtung mit ihrer charakteristischen Darstellungsweise im Gedächtnisse haften blieben, um so mehr als Wieland gewiß auch nach 1749 den Don Quijote las. 1764 schrieb er an Zimmermann: „Ich sende Ihnen den Don Sylvio, der Ihren Freund Ihnen selbst, und dem Publikum von einer neuen Seite zeigen wird. In den letzten Monaten des vorigen Jahres, wo Mißgeschick, Plagen und schmerzliche Empfindungen von allen Seiten auf mich eindrangen, war diese geistige Ausschweifung mein einziges Hülfsmittel, mich selbst zu erheitern, und durch ergötzliche Thorheiten das Gefühl meiner Uebel wegzuschaffen. Dies ist der Ursprung des Don Sylvio" (Gruber, S. 363). Vielleicht griff er eben in dieser mißmutigen Stimmung zu dem Don Quijote, um bei dieser heiteren Lektüre die traurige Wirklichkeit zu vergessen, und vielleicht brachte ihn gerade diese Lektüre auf den Gedanken, auch selbst ein ähnliches Werk zu verfassen; denn die Annahme, Wieland wäre, um sich über die unerfreuliche Gegenwart hinwegzusetzen, direkt zur Ausarbeitung des Don Sylvio geschritten, halte ich psychologisch für unmöglich. Ein so rascher Übergang vom traurigen Leben zur heiteren Schriftstellerei ist fast undenkbar. Es muß hier ein Verbindungsglied geben. Und was ist natürlicher, als daß der Dichter den Don Quijote las und dabei in eine heitere Stimmung versetzt wurde, die ihn sogar zu eigenem poetischen Schaffen begeisterte?

Ist Schiller bei der Jungfrau von Orleans durch Tassos Gerusalemme liberata beeinflußt worden?

Eine Hypothese.

Von Hedwig Wagner in Berlin.

Schillers Jungfrau von Orleans enthält einige Erscheinungen, deren psychologische Berechtigung an sich ebenso fraglich erscheint, wie der Prozeß in der Seele des Dichters, dem sie entsprangen, dunkel bleibt. Diese auffallenden Erscheinungen finden wir erstens in dem plötzlichen, nicht genügend motivierten Aufspringen einer überwältigenden, ebenso intensiven wie nachhaltigen Neigung Johannas zu Lionel, wie andererseits in dem Erscheinen des schwarzen Ritters, welcher die Sprache des système de la nature vom Ende des vorigen Jahrhunderts redet.

Wenn die Kritik im Allgemeinen darauf verzichtet, die psychologische Berechtigung beider Erscheinungen im Drama zu rechtfertigen, so halte ich es doch nicht für ausgeschlossen, daß sich einiges Licht über die Vorgänge im dichterischen Genius verbreite, welche zu diesen Erscheinungen führten, und zwar meine ich, daß beide Rätsel aus derselben Idee zu lösen seien. Johannas plötzlicher Abfall von ihrer hohen Mission, das Erscheinen des Gespenstes und ihre Apotheose am Schlusse des Dramas sind für mich durch einen psychologischen Faden in der Seele des Dichters verknüpft.

Ich betrachte Johanna als die Verkörperung der Idee des heiligen Krieges, des Verteidigungskrieges, welche sich in vielen Punkten mit derjenigen der mittelalterlichen Kreuzzüge berührt. In Deutschland namentlich sind beide Ideen gern verschmolzen worden. Ritterlichkeit, Selbstaufopferung, Marienverehrung, Sehnsucht, der sælden krône eweclichen zu tragen, führte die Blüte des Abendlandes über 200 Jahre lang nach dem Osten, und 1813 und 1814 sangen Arndt, Körner, Schenkendorf Kreuzlieder; an die Stelle der Himmelskönigin trat die verewigte Königin Louise; unter dem Kreuze zog die Landwehr hinaus, kehrten die Sieger zurück; ein Kreuz begleitete den Gefallenen zur Gruft. Auch die historische Jeanne d'Arc, die Lothringerin, ist ihrer Abstammung nach mehr Deutsche als Französin.

Daß seine Jungfrau sich für den guten König, den Hort der Bedrängten, bis zur Heldenherrlichkeit begeistern konnte, hat Schiller, selbst wenn es in seiner bestimmten Absicht lag, uns nicht recht

glaublich gemacht. Die Illusion konnte Johanna nur so lange beherrschen, wie sie dem Hofe fern blieb; dort aber zeigt er sie, wie die ritterlichen Paladine sämmtlich, uns in der tragischen Stellung der Tüchtigen unter dem untüchtigen Schwächlinge.

Zu ihrem Heldentume wird die Retterin vielmehr gedrängt durch die Verwüstung ihres Vaterlandes, das Elend ihres Volkes, den Übermut und Hohn der Sieger, das täglich näher schreitende Verderben, und von subjektiver Seite: durch das Gefühl der eigenen Verbindlichkeit, die Pflicht der Selbstaufopferung und vor allem durch die felsenfeste Überzeugung von ihrer göttlichen Sendung. Gerade dieses letztere Moment läßt es mir glaubhaft erscheinen, daß sich auch in Schillers Seele die Ideen des Verteidigungskrieges mit denjenigen der Kreuzzüge begegneten.

Welch einen mächtigen Reiz die Kreuzzugsideen auf Schiller ausübten, beweist uns seine historische Abhandlung über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter, in welcher er die gewaltige Bewegung nach dem Oriente hin wesentlich in dem Lichte eines Prozesses zur Befreiung der Geister betrachtet. Sein lange und mit Liebe gehegter Plan zu der Malthesertragödie, seine Romanze vom Kampfe mit dem Drachen entsprangen aus derselben Wurzel.

Allen Glanz des ritterlichen Heldentumes versammelt er über dem Haupte Johannas. Ihre natürliche Reinheit aber sollte durch einen plötzlichen Fall und einen schweren Kampf zur höchsten Erhabenheit hinaufgeläutert werden. Die Schwierigkeit liegt nur darin, uns diesen jähen, nur psychisch gefaßten Fall glaubhaft zu machen.

Man hat gemeint, die Erklärung dafür in der stark ausgeprägten Weiblichkeit von Johannas Natur zu finden. Es wird auf ihre Friedensliebe, ihre Neigung zum Versöhnen hingewiesen, auf ihre sanften Blicke, von denen noch der junge Montgomery Gnade hofft: allein man hat übersehen, daß der generalisierende Ausdruck „Weiblichkeit“ eine Anzahl von Begriffsmodificationen umfaßt, von denen uns im vorliegenden Falle nur zwei interessieren, zwei Arten von Weiblichkeit, welche in ihren Äußerungen mitunter zusammenzufließen scheinen; allein in ihren Wurzeln verschieden, in ihren Rückwirkungen auf das Subjekt selbst einander völlig widersprechen.

Goethes Frauengallerie giebt uns die Erläuterung für meine Behauptung: Stellen wir Iphigenie und Klärchen einander gegenüber. Die Eine ganz Hingebung an eine höchste Pflicht zu Gunsten geliebter Personen, mit klarstem Bewußtsein dessen, was die Verhältnisse von ihr fordern, weil sie die einzige Person in der Welt ist, die das Geforderte zu leisten vermag, die Andere ganz Aufgebung ihrer eigenen Individualität, gegen die gesellschaftlich anerkannte Pflicht, zum Schmerze geliebter Personen, ohne danach zu fragen, was die

Verhältnisse von ihr fordern, was das Ende ihrer Hingebung sein wird, blindlings zunächst einer Person, nicht einer geheiligten Idee hingegeben. Die Erste mit strengster Bewahrung ihrer sittlichen Integrität, welche in einer akuten Krisis alles ausstößt, was derselben nicht gemäß ist, mit ebenso strenger Bewahrung ihrer persönlichen Individualität und Hoheit; denn der Begriff der Pflichterfüllung umschließt den der Selbstachtung — derjenige der Aufopferung den der sittlichen Würde; die ernste Neigung wirkt durchaus konzentrierend, festigend auf die eigene Persönlichkeit der Heldin, während die sittliche Integrität der Andern durchaus in den Tendenzen des Geliebten wurzelt, so sehr, daß sie sich ein Wämschen und Degen und Hut wünscht, um ihm in seiner Schar nachfolgen zu können, und welche beim Tode des Geliebten nichts weiter kann als sterben, ohne im geringsten an ihre eigene Individualität und deren geheiligte Rechte, oder an die Schmerzen ihrer Freunde zu denken. Diese sehen wir gleichsam zerfließen in der Leidenschaft für den Geliebten, der für ein undankbares Vaterland stirbt.

Die Erste rein, klar, fest wie Diamant in ihrem idealen Pflichtgefühle. Sie würde nicht nur einen Thoas, sondern auch einen Perikles verschmähen, sie ist die Vertreterin einer geheiligten Idee, der Schwesterlichkeit.

Die Andere, deren Energie und Individualität völlig aufgelöst wird, ist die Vertreterin der instinktiven Empfindung, der leidenschaftlichen Hingabe an einen Geliebten.

Beide Vertreterinnen der Weiblichkeit und beide Antipoden. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß alle diejenigen, in welchen beide Tendenzen sich durchdringen, wie in Gretchen und Desdemona, deswegen untergehen müssen. Die Erfahrung überzeugt uns Tag für Tag vom Gegenteil. Erst dann treten tragische Konflikte ein, wenn bei einseitiger Ausbildung einer weiblichen Figur die Verhältnisse von ihr fordern, was sie nicht zu leisten vermag — oder ihr verwehren, wozu ihre Natur drängt. Iphigenien droht der Konflikt, als die Neigung einer Braut von ihr gefordert wird, Desdemona geht zu Grunde, weil das Barbarentum ihres Gemahls ihre nach allen Seiten hin überströmende Herzensgüte nicht zu beurteilen vermag.

Welche Tendenz herrscht nun in Johanna vor? Bis zu ihrer Bekanntschaft mit Lionel ohne Zweifel diejenige der Humanität, des Wohlwollens. Schwache sind zu schützen, Weinende zu trösten, blühende Fluren vor Verwüstung zu bewahren, Feinde sind zu versöhnen, frecher Raub und Gewaltthat ist zurückzuweisen. Dies die höhere Pflicht, höher als sich einem Einzelnen hinzugeben und häuslichen Friedens sich zu erfreuen. Wohl durchzittert ihren ersten Monolog ein leises Bedauern, dem Frieden der Flur der Hoffnung auf den

bräutlichen Kranz zu entsagen; allein für ein Weib sind persönliches Glück und Hingabe an eine große, weltbefreiende That unvereinbar.

Johanna ist eine werdende Iphigenie, näher der Antigone, welche auch ohne Schwanken die Schwesterpflicht erfüllt, aber klagend dem Lichte und der schönen, freundlichen Gewohnheit des Daseins Lebewohl sagt. Allein Johanna ist auch eine ganz eigenartige Erscheinung; unter ihrem Banner mit der Gottesmutter, mit ihrem Lilienschwerte einerseits an eine Kämpferin unter dem heiligen Kreuze, andererseits an eine nordische Walküre erinnernd.

Lassen wir die Idee des Kreuzes gelten, so legt diese ihr auch äußerlich die Pflicht des Cölibats auf; verkündet ist ihr dies durch die Himmelskönigin selbst, welche sie zürnend an ihren Beruf weist, und am Ende des Kampfes ihr den Lohn reicht, für den die heiligen Streiter auszogen. Jeder irdische Lohn bleibt ausgeschlossen. Der sælden krône eweclichen zu tragen ist das Ziel der frommen Kämpfer, und die Jungfrau mit dem ewigen Sohne an ihrer Brust selbst empfängt die Jungfrau, welche unter ihrer Fahne gestritten.

Allein auf diese heilige Gestalt fällt auch das düstre Licht einer nordischen Walküre, welche als erbarmungslose Schnitterin das Schlachtfeld durchstreift, einer Velleda, zugleich Seherin und Ruferin im Streit, einer jungfräulichen, germanischen Priesterin, welche, obschon sanften Blickes, ohne Erbarmen den Gefangenen an Wodans Altar schlachtet.

So erscheint uns Johanna nach jeder Seite hin als Germanin, voll tiefer Empfindung, aber unberührt, wie der Schnee auf den Nordlandsklippen.

Ich kann auch nicht einsehen, daß die Werbungen Dunois' und La Hires, die Tötung des jungen Montgomery sie zu größerer Empfänglichkeit disponiert haben sollten. Das völlige Mißverstehen ihrer Sendung durch die Ersteren mußte ihren Unwillen erregen, der Kampf, den sie in der Montgomeryscene mit sich auszufechten hatte, mußte sie stählen, wie jede Selbstüberwindung.

Woher nun dieser plötzliche Abfall, diese verhängnisvolle Verwirrung der Jungfrau? Wenn eine Französin, getragen vom Prestige, sich mit ungestümem Elan auf einen Feind stürzt und plötzlich bemerkt, daß er doch auffallend schöne Augen habe, dann wollen wir es gläubig aufnehmen, daß sie ihren Groll schmelzen fühle, ehe der Feind noch zum Sprechen gekommen ist; allein die germanische Priesterin kann nicht durch die holdesten Augen und das heißeste Flehen überwunden werden. Wenn ihr eigenes Herz dabei aufschreit, so wird sie doch den Stahl in den Nacken des Überwundenen senken, und mit verhülltem Antlitze am Altare des Gottes niederknien. Wie konnte Schiller

— mit aller Ehrfurcht vor seinem Genius sei die Frage gethan diesen Irrtum begehen?

Wenn auch nicht ein so feiner Kenner von Frauenseelen wie Goethe, hat er doch in keiner seiner übrigen Frauengestalten uns zugemutet, an eine solche Unwahrscheinlichkeit in der Entwickelung einer Neigung zu glauben. Er liebt vielmehr die zart durchschimmernde Empfindung, das Mittelding zwischen der Neigung der Schwester und der Liebenden, wie in der Königin Elisabeth von Spanien und der Gräfin Terzka. Nur in einer seiner Tragödien schlägt der Liebe heil'ger Wetterstrahl ebenso plötzlich ein, und zwar in die Brust Don Cesars, des leidenschaftlichen Normannenfürsten, den von der Mutter her sicilianisches Blut durchströmt. Dies gewährt einen Fingerzeig auf die Katastrophe Johannas.

Sie ist in dem Augenblicke derselben keine Germanin, sondern eine Tochter südlicher Zonen, und Schiller machte hier eine Konzession an ein Vorbild, vielleicht sogar mit vollen Bewußtsein. Dieses Vorbild finden wir in der Gerusalemme liberata des Tasso, III. Gesang, Strophe 20—29.

Der Vorgang zwischen Tancred und Clorinde, der hier geschildert wird, entspricht ziemlich der 10. Scene des III. Aktes von Schillers Jungfrau.

Ich lasse die betreffenden Strophen nach der ersten Ausgabe der Griesschen Übersetzung (Jena, Frommann 1800) folgen.

20. Es ist Tankred; o hätt' ich ihn, gefangen,
In meiner Macht! Noch will ich ihn nicht todt:
Nein! lebend sollt' er stillen dies Verlangen
Nach süßer Rach', ein Trost für alle Noth.
Hier seufzt sie unwillkürlich; ihre Wangen
Bedeckt verrätherisch ein brennend Roth.
Doch nicht vermag der Fürst, ihn zu entfalten,
Den wahren Sinn, den ihre Wort' enthalten.

21. Klorinde sprengt indessen auf den Ritter
Mit eingelegter Lanze mächtig los.
Sie treffen sich; weit streuen sich die Splitter
Im Feld' umher von dem gewaltigen Stoß.
Tankredens Speer traf ihres Helmes Gitter;
Er fliegt herab, der Schönen Haupt wird bloß.
Der Ritter sieht ihr Haar ein Spiel den Winden,
Erstaunt, ein Weib in seinem Feind zu finden.

22. Ihr Auge flammt und sprühet helle Funken,
Im Zorn noch hold; wie, wenn es Liebe spricht?
Was sinnt Tankred, im Anschaun ganz versunken?
Erkennst du nicht das liebliche Gesicht?
Du hast aus ihm der Liebe Gift getrunken;
Sagt dir's dein Herz, wovon sein Bild ist, nicht?
Dies ist sie, die du einst am stillen Quelle
Die Stirne kühlen sahst mit klarer Welle.

23. Er, den vorhin nicht Helm noch Lanze schrecken,
Er wird zu Stein vor der Geliebten Blick
Sie sucht, so gut sie kann, das Haupt zu decken
Und greift ihn an; er wendet sich zurück,
Und schwingt das Schwert, die andern hinzustrecken;
Doch läßt sie Ruh ihm keinen Augenblick.
Denn drohend folgt sie ihm und ruft: Verweile!
Daß sie zugleich zwiefachen Tod erteile.

24. Sie fällt ihn an mit racherfülltem Triebe;
Er wehrt sich nicht und blicket unverwandt
Ihr in das Auge, wo der Gott der Liebe
Auf ihn den nie vermied'nen Bogen spannt.
Still spricht er zu sich selbst: Zu leerem Hiebe
Sinkt doch zuweilen die bewehrte Hand;
Doch von dem Antlitz, unbewehrt und offen,
Fehlt nie ein Blick, stets wird mein Herz getroffen.

25. Zwar hoffnungslos, die Schöne zu erweichen,
Will er in stummer Liebe nicht vergehn.
Sie wiss' es, daß er nimmer ihren Streichen,
Entwaffnet längst, vermag zu widerstehn.
Du scheinest, spricht er, mich nach allen Zeichen
Als deinen einz'gen Feind hier anzusehn;
So laß uns denn von dieser Meng' uns trennen,
Daß wir allein uns würd'ger messen können.

26. Dann wird man besser sehn, ob meine Stärke
Der deinen gleicht? Sie nimmt den Vorschlag an.
Als ob sie kaum des Helms Verlust bemerke,
Sprengt sie dem tief Verlohrnen kühn voran.
Kaum sind sie fern, so schreitet sie zum Werke;
Schon hat sie einen mächt'gen Hieb gethan,
Da ruft er: Halt! Laß eh' wir Blut vergießen,
Uns vor dem Kampf des Kampfs Verträge schließen.

27 Sie hält, und der Verzweiflung Kräfte heben
Den Muth empor, vorhin ihm unbewußt:
Dies sei Vertrag: Willst du mir Ruh' nicht geben,
So reiße nur dies Herz aus meiner Brust.
Dies Herz, längst nicht mehr mein, es soll nicht leben,
Wenn du gebeutst, freiwillig stirbt's mit Lust.
Dein ist es längst, längst muß ich es entbehren;
Nimm es nur hin, ich darf es nicht verwehren.

28. Sieh her! Die Arme senk ich; deinen Stößen
Biet' ich die Brust, biet' ich sie wehrlos dar.
Willst du sie leichter? Laß mich sie entblößen!
Zu sehr noch wehrt der Panzer der Gefahr.
Der schönen Heldin Mitleid einzuflößen
Gelang ihm noch vielleicht, doch eine Schar
Von Kriegern, die nach dieser Gegend jagen,
Verhindert ihn, unzeitig, mehr zu sagen.

29. Die Heiden flohn voran, die Flücht'gen drückte
Ein Christentrupp, vielleicht durch List bethört;
Der Franken einer, ein Barbar, erblickte
Klorindens Haupt entblößt und unbewehrt,
Flog hinter ihrem Rücken hin und zückte
Zu hinterlist'gem Streich sein grausam Schwerdt,
Allein Tankred wird's noch gewahr bei Zeiten,
Schreit laut und fliegt, den Schwertstreich abzuleiten.

Obige Strophen enthalten nicht den einzigen Beweis für die Bekanntschaft Schillers mit dem Tassoschen Epos. Immerhin wäre es noch möglich an eine zufällige Übereinstimmung in den Vorstellungen des Epikers und des Dramatikers zu denken. Sichere Beweise der Bekanntschaft mit dem Inhalte der Gerusalemme liberata können wir hingegen der Maria Stuart und den Entwürfen für die Maltheser entnehmen. In der ersteren, Akt III Scene IV schilt Elisabeth ihre Feindin eine listige Armida, mit unverkennbarer Beziehung auf den IV. Gesang des Epos; und in den letzten (Schillers Dramatischer Nachlaß, herausgegeben von G. Kettner 2, 4) kehrt das Armidenmotiv wieder: „Kann man nicht eine Griechin hineinmischen, welche Zwietracht unter den Rittern stiften soll? Die Griechin streitet in Männertracht mit, und läßt sich fangen. Einige Ritter verlieben sich in sie."

Ganz im Tassoschen Geiste. Diese Griechin kehrt in den Entwürfen standhaft wieder. Noch deutlicher ist die Beziehung zu dem Epos in einem Passus des dritten Entwurfes ausgesprochen. S. 55: „St. Priest ist ein jugendlicher Rinaldo. Seine Schönheit ist mit furchtbarer Tapferkeit gepaart, er übertrifft alle andern Ritter an Mut, sowie an Schönheit. Er ist eine Geißel der Türken und immer voran, obgleich man ihn zu schonen sucht; aber es ist, als ob eine Wache von Engeln ihn umgebe oder ob sein Anblick magisch wirkte, denn mitten in Tod und Gefahr ist er unverletzt, und sein Anblick entwaffnet den Feind. Man weiß nicht, ob durch die Schönheit seiner Gestalt, oder durch die Furchtbarkeit seines Mutes . . ."

Auch die allgemeineren Züge des Planes, die Ritterfreundschaft, die Nationaleifersucht, die Ermahnungen La Valettes nicht mehr an irdische Hilfe zu denken (S. 14), aufwärts zum Himmel zu blicken, muten wie Züge aus der Gerusalemme liberata an.

Auch Rinaldo selbst, der Achill der Kreuzfahrer, leiht einige Züge zu dem Bilde Johannas her. Wie sie, verläßt er in Folge einer Verschuldung das Lager; wie sie, nimmt er den Sieg mit sich hinweg und läßt schmerzliches Bedauern zurück. Und wenn es bei ihm eine Doppelschuld ist, die ihn fern hält, sowohl die rasche That des aufbrausenden Zornes, wie das weichliche Versinken in eine thatlose, sündige Liebe, so nähert er sich dem Bilde der Heldenjungfrau wieder

in seiner Reue, und der willigen Rückkehr zu dem Heere, das ohne ihn des Sieges beraubt ist.

Geläutert von seiner Schuld kehrt er in der ersten Strophe des XVIII. Gesanges zum Feldherrn zurück, besteht im Zauberwalde einen gefahrvollen Kampf gegen die verlockenden und die schrecklichen Larven. Ohne sich von Armidens trügerischem Bilde und ihren Schmeichelworten bethören zu lassen, schlägt er ihren Baum um und bricht den Zauber; ebenso kehrt Johanna gereinigt von der Schmach ihres Falles zurück, nachdem auch sie ein zweites Mal dem verführerischen Bilde Lionels gegenüber gestanden und seine ehrlichen Worte kalt und streng zurückgewiesen; nachdem sie ihre Eisenfesseln, gleich den Fesseln der Leidenschaft gesprengt hat, um sich aufs Neue in das Kriegsgetümmel zu stürzen.

Hier gleicht sie der Clorinde im XI. Gesange von Strophe 41 an, die als furchtbare Kriegerin Alles mit ihren Pfeilen niederwirft.

Im XII. Gesange Strophe 51—69 kommt auch ihre Stunde. Aufs Neue tritt der unter männlicher Rüstung und Visier Verborgenen Tancred im tötlichen Kampfe entgegen, bis sie, von seinem Stahle durchbohrt, sterbend sich ihm zu erkennen giebt, ihn um Vergebung und die christliche Taufe bittet, und entsühnt in des offenen Himmels Glorie hineinschaut.

68. Er stirbt noch nicht; mit heldenmüth'gem Streben
Bewacht er standhaft das gebrochne Herz,
Und hemmt, um sie durch Wasser zu beleben,
Die er durchs Schwert getödtet, seinen Schmerz.
Wie seinem Mund die heil'gen Wort' entbeben,
Blickt sie mit frohem Lächeln himmelwärts,
Als spräche sie, schon von der Welt geschieden:
Der Himmel öffnet sich, ich geh' in Frieden.

69. Wie Lilien sich vermischt mit Veilchen zeigen,
So ist das Weiß, das ihre Wangen schmückt.
Die Sonne, scheint es, und der Himmel neigen
Sich sanft herab, indem sie aufwärts blickt.
Als Pfand des Friedens, reichet sie mit Schweigen
Dem Ritter, den des Grames Last erdrückt,
Die kalte Hand. So scheidet ohne Kummer
Die schöne Jungfrau hin; ihr Tod ist Schlummer.

Ich habe keineswegs die Absicht, Schiller als einen Plagiator hinzustellen. Wenn Hartwig (Im neuen Reich 1871) den Schillerverächter Imbriani für seinen Frevel auf gut Deutsch abkanzelt, so ist mir das aus der Seele gesprochen, allein ich habe durchaus den Eindruck erhalten, daß das ritterlich phantastische, christlich schwärmerische Epos mit seiner feierlichen Getragenheit, seinem höfischen Renaissancestil, seinen Rittern und Heldinnen, Priestern und Mönchen,

dem Eingreifen Gottvaters und der Engel, andererseits des Höllenfürsten und seines finsteren Reiches mit Zauberern und Ungeheuern einen bestimmten Einfluß auf ihn geübt habe.

Vor allem mußte der Konflikt in der Seele des Gottesstreiters zwischen seiner Sehnsucht nach der Himmelskrone und einer irdischen Minne — vertieft durch den Umstand, daß die Geliebte, eine Feindin seines Gottes und seines Volkes — seiner Überzeugung zufolge, eine ewig Verlorene sei, einen tiefen Eindruck auf Schiller machen; eben so sehr wie die allerdings ganz unmotivierte Bekehrung Clorindens vor ihrem Ende und der Ausblick auf die Glorie des Himmels.

Ebenso, wie in der Gerusalemme liberata greifen auch in der Jungfrau Himmel und Hölle durch ihre Repräsentanten mächtig in die Handlung ein. Sendet dort Gottvater seine Engel aus, so erscheint hier die Himmelskönigin ihrer Dienerin in Person, weist sie an ihr Werk und begabt sie mit wunderbarer Prophetengabe. . . Wie dort im IV. Gesange Pluto die Götter des Abgrundes zum Rate um sich versammelt, und sie mit der Mission aussendet, die Kreuzfahrer von ihrem frommen Werke abzuhalten, so erscheint hier wenigstens einer der Verdammten, einer der seine eigene Verneinung verneinen muß, der Geist Talbots, um die Jungfrau von weiterem Vorgehen abzuhalten oder ihr einen Fallstrick zu legen, über den sie stürzen muß. Talbot spricht nicht die Sprache des 16. Jahrhunderts, sondern die des 18. Fin de siècle, er ist der Geist der positiven Verneinung. Seitdem er die Seele der Jungfrau angehaucht hat, tritt ein fremder Zug in ihr Wesen ein, der Zwiespalt mit sich selbst und ihrer Mission. Zuerst die positive Untreue, von der sie überrascht wird, die sie mehr erleidet, als verübt; sodann der herzzerreißende Zweifel, der ihr ihr eigenes Werk und die göttliche Stimme verdächtig macht, dazu die Qual der auf sie gehäuften Ehren, bis die furchtbare Anklage des Vaters, durch des Himmels eigene Stimme bestätigt wird, und die Sünderin dem Kampfe entflieht, um in der Läuterung einsamer Tage sich selbst wiederzufinden.

Wenn auch kein schriftliches Document die Beziehung zwischen beiden Werken ausdrücklich verbürgt, so scheint mir dennoch der innere Zusammenhang beider fast gesichert, und die Tragödie der Jungfrau, in dem Lichte des Tassoschen Epos betrachtet, an Einheitlichkeit zwischen ihren Momenten zu gewinnen. Beide Dichtungen bewegen sich in demselben Ideenkreise, folgen derselben Tendenz: Ein heiliges Land durch Kampf und Opfer zu befreien mit dem Beistande der himmlischen, unter dem Widerstande der höllischen Mächte, mit der Aussicht auf die Krone des Himmels, den höchsten Lohn der Gottesstreiter.

Ich wiederhole, daß Schiller sicher keines Vorbildes bedurfte; allein in seiner Jungfrau kann man, wenn man will, Züge verschiedener Tassoscher Helden vereinigt finden. Von Tancred hat sie den tiefen Zwiespalt zwischen Pflicht und Neigung, von Rinaldo die reuige Wiederkehr und die erhöhte Heldenkraft, von Clorinde das amazonenhafte Kämpfen für das Vaterland und den seligen Heimgang, den Blick in den offenen Himmel.

Zwar halte ich nicht alle Momente der Vergleichung zwischen beiden Dichterwerken für gleich wichtig; fühle mich aber verpflichtet, wenn ich eine Hypothese der Beurteilung unterbreite, alle, auch die minder überzeugenden, heranzuziehen.

Zugleich bin ich in der glücklichen Lage, die inneren Gründe, welche mir für eine Verwandtschaft beider Dichtungen zu sprechen scheinen, durch einige äußere Gründe unterstützen zu können.

Daß der Inhalt der Gerusalemme liberata unserem Schiller bekannt war, glaube ich bereits hinlänglich bewiesen zu haben. Einen weiteren Beweis dafür liefert der Briefwechsel zwischen ihm und Körner.

Friedrichs des Großen: Histoire de mon Temps hatte den beiden Freunden mächtig imponiert.

Seit dem 28. August 1788 (Jonas 2, 231) wurde die Verwendbarkeit des großen historischen Stoffes mit dem Mittelpunkte einer hochragenden Individualität, eines freien Denkers, brieflich zwischen ihnen diskutiert.

In einem Schreiben vom 10. März 1789 (Jonas 2, 252) verbreitete Schiller sich über den Helden und die große neue Zeit, die er, vorbehaltlich ihrer bestimmten Charakterzüge, nach keinem besseren Muster, als dem Homer, schildern könnte. Als Metrum werde er die Ottaverime wählen, und freue sich darauf, den Ernst und das Erhabene in so schönen Fesseln spielen zu lassen.

Singen müsse man das Gedicht können, wie die griechischen Bauern die Ilias und wie die Gondolieri in Venedig die Stanzen aus dem befreiten Jerusalem.

Letzteres stand also bereits hoch in seinem Interesse, nahe dem Homer.

Im Originale allerdings konnte er es nicht gelesen haben. Über philologische Gelehrsamkeit verfügte er nach seinem eigenen Geständnisse nicht. In dem oben erwähnten Briefe vom 28. August 1788 spricht er die Hoffnung aus, mittelst seiner Übersetzung der Iphigenie in Aulis in den Geist der Griechen einzudringen, „Ich habe den griechischen Text, die lateinische Übersetzung und das théatre Grec des P. Brumoy dazu“, schließt er.

In einem anderen Schreiben vom 20. August 1788 (Jonas 2, 105 f.) erklärt er, sich durch die Vossische Übersetzung zum Studium der griechischen Originale vorbereiten zu wollen.

Noch weniger scheint er des Italienischen mächtig gewesen zu sein.

Zwar weist seine „Bibliothek" einige italienische Werke auf, z. B. Bentivoglio: Lettere, Lo Squitinio della libertà originaria di Venezia, Chronica Veneta di Ant. Pacifico, Montecuccoli: Memorie. Nach A. Meißner (Blätter für literarische Unterhaltung 1870, Nr. 41) hat er sogar die Storia fiorentina des Macchiavelli besessen; allein, daß er sie anders als mit dem Auge des Lateiners habe durchforschen können, ist unwahrscheinlich.

Man betrachte nur die Orthographie des Namensverzeichnisses im Fiesko, wo italienische, lateinische, französisch angefärbte Formen wechseln. Hätte Schiller das Italienische nur in geringem Grade beherrscht, so hätte er nicht den bekannten Namen Cybò in einen Zibo verwandelt.

Außerdem bestätigen uns W. Vollmer, Goedeke, Köster, daß er die Turandot nach der Übersetzung von Werthes gearbeitet habe.

Ebenso wenig läßt sich ein Einfluß der italienischen Litteratur auf seine formale Entwicklung nachweisen. Belling, der gewissenhaft allen Einflüssen nachspürt, welche in dieser Hinsicht auf ihn ausgeübt worden sind, kommt zu dem Resultate, daß er die höchste Vollendung aus seiner eigenen Kraft entwickelt habe. Die Stanze, die er so sehr geliebt, habe er durch Wieland kennen gelernt. Der Italiener wird kaum gedacht. In den Schlußworten des Buches heißt es ausdrücklich in Bezug auf die Strophenformen der Südromanen: „Während Goethe sich in diesen, welchen sich die Romantiker seit 1800 mehr und mehr zuwendeten, auch versuchte, hat Schiller, abgesehen von den schon früher angewendeten Ottaverime niemals ein Sonett oder eine Terzine gedichtet."

Dagegen kann man nicht umhin, großes Interesse für italienisches Leben, besonders für italienische Geschichte bei ihm zu konstatieren. Am 5. Juli 1788 (Jonas 2, 83) schreibt er an Körner — Ende Oktober dieses Jahres an Hufeland — über die Recension des Goldoni, die ihn interessiert habe. — Der Brief aus Rudolstadt vom 12. September 1788 (Jonas 2, 115), in welchem er an Körner über das erste Zusammentreffen mit Goethe berichtet, ist voll von dessen Reiseberichten. Ein Jahr später schwärmt er von dem Gesange der venetianischen Gondelieri. Mit unvermindertem Interesse schreibt er noch am 26. Oktober 1795 an Goethe selbst (Jonas 4, 298): „Es freut mich, daß Sie in ihren italienischen Papieren so viel Ausbeute finden. Ich war immer auf diese Papiere

sehr begierig nach dem Wenigen, was Sie davon haben laut werden lassen."

Sollte der lebenslang mit Würde Entsagende der einzige deutsche Künstler gewesen sein, der niemals mit Sehnsucht Italiens gedacht hätte? Noch mehr mußte den Dramatiker die Geschichte eines Volkes anziehen, bei dem sich Licht und Finsternis, Idealismus, Heroismus und Verbrechen so unauflöslich verbinden. Wie bestrickend und angreifend zugleich das pathologische Interesse an solchen doppelgesichtigen Gestalten auf ihn wirkte, bezeugt ein Schreiben an Goethe, vom 8. December 1797 (Jonas 5, 295) worin er des Wallenstein gedenkt.

Minor konstatiert, daß Gerstenbergs Ugolino, Leisewitz' und Klingers Brudermordstragödien den schlummernden Genius erweckt haben, daß sein erster Plan auf der Geschichte der Medici und Pazzi sich aufbaute. Nicht nur Fiesko und die Braut — von Turandot und dem Geisterseher gar nicht zu sprechen — stammen aus Italien; sondern in einem handschriftlichen Verzeichnisse dramatischer Entwürfe, welches seinem von der Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm herausgegebenen Kalender angehängt ist, befinden sich allein sieben, welche in näherer oder fernerer Verbindung mit der Geschichte Italiens stehen.

Dazu das Anerkennen der bevorzugten Stellung des Griechen oder Italieners, der von erlesener Natur und idealisierender Kunst umgeben, sofort in die Geheimnisse des Naturnotwendigen eindringe (an Goethe 23. August 1794, Jonas 2, 471 ff.), und Schillers starkes Interesse daran, die historische Wahrheit durch die philosophische oder Kunstwahrheit gleichsam aus einer profanen in eine erhabene Sphäre zu steigern, das sich in zahlreichen Briefen ausspricht.

Wenn er z. B. während seiner Beschäftigung mit dem Don Carlos (Jonas 1, 291) am 15. April 1786 an Körner schreibt: „Täglich wird mir die Geschichte teurer . . . . . . Ich wollte, daß ich zehn Jahre hintereinander nichts als Geschichte studiert hätte! Ich würde ein ganz anderer Kerl sein. Meinst Du, daß ich es noch nachholen könnte?"

Oder: „wenn ich auch nicht Historiker werde, so ist dieses gewiß, daß die Historie das Magazin sein wird, woraus ich schöpfe"? (Jonas 2, 29: 17. März 1788).

Oder (Jonas 2, 172) in einem höchst interessanten Schreiben an Karoline von Beulwitz: „Man lernt auf diesem Wege den M e n s c h e n, und nicht d e n Menschen kennen, die Gattung, nicht das so leicht sich verlierende Individuum. Die Geschichte ist überhaupt nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden."

Schließlich noch das specielle Interesse für die Kreuzzugsideen und Goethes Tasso machen seine Bekanntschaft mit der Gerusalemme liberata leicht erklärlich. Wir sehen ihn um die Wende des Jahrhunderts stark von ihr beeinflußt, überall bricht das Interesse an ihr hervor, aus der Maria Stuart, wie aus den Malthesern. Ganz nahe den letzteren aber wohnt in seinem Geiste die Jungfrau. Ich möchte sagen: Ihrer leitenden Idee nach sind beide Dramen Zwillingsgeschwister, in nahem verwandtschaftlichen Verhältnisse zur Gerusalemme liberata stehend.

Alle drei Dichtungen feiern den heiligen, aufopferungsvollen Kampf, der von keiner irdischen, sondern einer himmlischen Glorie gekrönt wird.

Um die Zeit, wo Schiller die Jungfrau begann, am 19. November 1800 (Jonas 6, 214 f.) schrieb er an Iffland, in dem gegenwärtigen Drama habe er allen Glanz um eine weibliche Person versammelt, in den Malthesern solle alles Licht sich auf eine einzige männliche Person konzentrieren.

Woher hat nun Schiller die Gerusalemme liberata kennen gelernt? Bereits 1789 schwärmte er davon; daß er sie früher schon kannte, beweist das Meißnersche Verzeichnis seiner Büchersammlung .. Dort ist aufgeführt: „Schaal: Tassos befreites Jerusalem.“ Vielmehr nach Kayser: „J. B. Schaul: Das befreite Jerusalem. Stuttgart 1790. Erhardt,“ eine verschollene, mir leider unerreichbare Übersetzung.[1]

Seitdem also kann Schiller das Werk besessen haben; doch kannte er es inhaltlich sicher schon früher.

Wenn nun kein ausdrückliches Zeugnis für eine innerliche Beziehung des Epos zu der Jungfrau spricht, so liegt das wohl an dem Umstande, daß die letztere sich in stillster Verborgenheit entfaltete; kaum die nächsten Freunde, Goethe, Körner hatten geheime Kunde von dem Heranwachsen des jüngsten Kindes der Schillerschen Muse. Selbst der Verlagshandlung wurde erst mit dem Empfange des Manuskriptes das Geheimnis gelüftet. Drei Briefe Schillers an Unger, aus Weimar datiert, vom 28. November 1800, dem 5. März 1801 und vom 7. April 1801 (Jonas 6, 222, 246, 267) teilen uns mit, daß es den Dichter in hohem Grade verdrossen habe, von einem hochweisen Publico seinen Wallenstein und seine Maria Stuart bereits längst vor deren Erscheinen kritisieren zu hören. Daher macht er vorderhand selbst Unger ein Geheimnis aus seiner neuesten Schöpfung, jedoch mit dem Versprechen, den Schleier zuerst gegen ihn zu lüften.

---

[1]) Ältere Übersetzungen der Gerusalemme liberata besitzen wir außerdem: 1. von Diederich von dem Werder 1626, zweite verbesserte Auflage 1651 (Goedeke, Grundriß 3, 57); 2. von Johann Friedrich Koppe, Leipzig 1744; 3. von Wilhelm Heinse, Mannheim 1781 (Nachdruck in demselben Jahre in Zürich bei Geßner & Komp.)

Fehlen nun die Zeugnisse vor ihrem Erscheinen, so haben wir doch zwei wertvolle Briefe von Schiller, vom 17. Oktober 1801 an Wieland, und aus dem November 1801 an unbekannte Adresse (höchstwahrscheinlich ebenfalls Wieland), welche seinen Plan zu der Jungfrau entwickeln und über die Veranlassung ihres Entstehens Auskunft geben. Beide stehen in Schillers Briefen (Berlin. Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt 1853).

Sie verhalten sich zueinander wie Anfang und Fortsetzung. Dem ersten Briefe zufolge übersendet Schiller seine Jungfrau als Gegengabe für dessen Socrates und Laïs und schreibt darüber (Jonas 6, 308): „Beide haben übrigens miteinander gemein, daß sie zwei übelberüchtigte und liebenswürdige Damen wieder zu Ehren zu bringen suchen; und Sie werden mir zugeben, daß Voltaire sein Möglichstes gethan, einem dramatischen Nachfolger das Spiel schwer zu machen. Hat er seine Pucelle zu tief in den Schmutz herabgezogen, so habe ich die meinige vielleicht zu hoch gestellt; aber hier war nicht anders zu helfen, wenn das Brandmal, das er seiner Schönen aufgedrückt, sollte ausgelöscht werden."

Der nächste, sehr lange und inhaltreiche Brief vom November verbreitet sich über das beneidenswerte Sujet, ähnlich der griechischen Iphigenie, an der sich viele Dichterlinge ebenso versündigt haben, wie der parteiische Gerichtshof an der historischen Jeanne d'Arc. Wie Papst Kalixtus III. die sündhaften 12 Artikel, will der Dichter die poetischen Acten revidieren. Dann fährt er wörtlich fort: „Ich hatte anfangs dreierlei Pläne bei der Bearbeitung dieses Stoffes; und gestattete es die Zeit und das kurze drängende Leben, so würde ich die beiden andern gleichfalls ausführen. Besonders lockend war mir der Gang des Stückes, wo ich ein treues Gemälde der damaligen ruchlosen Sitten und vor allem der gedankenlosen Ausgelassenheit am üppigen Hofe des Dauphins mit den Angriffen der Engländer, und mit der Entschlossenheit des begeisterten Mädchens ganz anders kontrastiert haben würde, als jetzt, wo ich den Dauphin nur schwächlich und in dieser Schwächlichkeit liebenswürdig zeigen durfte; dann würde die Jungfrau in Rouen verbrannt sein. Gewiß es kostete mir keinen geringen Kampf, als ich mit den ersten vier Akten fast ganz fertig war, von der Geschichte in das romantische Feld der Möglichkeit überzuschweifen."

Dann kommentiert er Johannas Verhältnis zum Könige, die Montgomeryszene und die weiteren Einzelheiten der Tragödie.

Obiger Brief ist hinsichtlich seiner Echtheit viel angefochten und ebenso tapfer verteidigt worden.

Es dünkt mich, daß Böttiger, der ihn 1812 in der Minerva S. 9 anscheinend zuerst an das Licht zog, durch überflüssige Geheim-

thuerei mit dem Namen des Schillerschen „Freundes“ viel verschuldet habe. Zugleich aber teilt er mit, daß Del Averdy, Ehrenmitglied der Pariser Akademie, Auszüge aus 28 Handschriften über den Prozeß der Jeanne d'Arc veröffentlicht habe, welche Schillers lebhafte Teilnahme erregten.

Außerdem existieren noch weitere wertvolle Stützen der Echtheit obigen Briefes. Nicht nur, daß er völlig im schillerschen Geiste geschrieben — darüber ließe sich rechten — allein der vorangehende Brief vom 17. October an Wieland erscheint völlig als der Vorläufer des angezweifelten.

Ferner weist Goedeke auf eine Beglaubigung durch den Briefwechsel zwischen Schiller und Göschen hin. Göschen (Geschäftsbriefe Schillers S. 286 f.) fragt bei Schiller an, ob es ihm mit einer zweiten Bearbeitung der Jungfrau Ernst gewesen sei? und erhält die Antwort: „Sollte es dazu kommen, daß ich eine neue Jungfrau von Orleans schriebe, so soll niemand als Sie sie verlegen (1. März 1802 Jonas 6, 360).

Trotzdem hat Jonas in seine große Ausgabe den beregten Brief nicht aufgenommen. Boxberger, Düntzer, Palleske haben ihn in Zweifel gezogen; doch scheint mir Köster ihn wenigstens nicht zu verwerfen. Eine weitere Bestätigung des Problems einer zweiten Ausführung mit peinlichem Gerichte und Scheiterhaufen finde ich in der Litteratur, welche Schiller zu dieser Arbeit durchforschte.

Am 2. August 1800 schreibt er an Goethe (Jonas 6, 184): „Ich bin gezwungen auf die Bibliothek zu gehen, um eine ganze Litteratur zusammenzusuchen. Mein Stück führt mich in die Zeiten der Troubadours und ich muß, um in den rechten Ton zu kommen, auch mit den Minnesängern mich bekannt machen.“

Ein weiterer Brief an Körner vom 13. Juli 1800 (Jonas 6, 172) enthält die Worte: „Sei doch so gut, mir, wenn Du kannst, einige Hexenprozesse und Schriften über diesen Gegenstand zu verschaffen. Ich streife mit meinem neuen Stücke an diese Materie an und muß einige Hauptmotive daraus entnehmen.“

Und Boxberger selbst verdanken wir im zweiten Bande von Schnorrs Archiv ein langes Verzeichnis von Schillers Quellenschriften aus den Jenaischen Bibliotheken, welches obenan den Malleus maleficarum und Döplers Theatrum Pönarium zeigt. Unter dieser langen Folge, welche Böttiger in der Minerva noch ergänzt, befinden sich ferner: die Pucelle d'Orleans, Bodmers Minnesänger, der Nibelunge Lied und eine ganze Anzahl historischer Schriften, welche zum Schicksale der Jeanne d'Arc in Beziehung stehen.

Schiller hat demnach, als er bereits vier Akte vollendet, sein lockendes Problem für ein noch lockenderes aufgegeben. Der bestimmte

Wunsch, Voltaires Verunglimpfung der Märtyrerin zu paralysieren, leitete ihn dazu, den brennenden Holzstoß mit der Apotheose zu vertauschen.

Welcher Einfluß kann diesen Umschlag in seinen Plänen bewirkt haben?

Die größte Wahrscheinlichkeit, meine ich, spricht für seine eingehende Teilnahme an der gerade in jene Zeit fallenden Übersetzung der Gerusalemme liberata durch den jungen Gries.

Dieser (Biographie von Frommann und Aus dem Leben von J. D. Gries 1855) ein liebenswürdiger, interessanter, hochmusikalischer junger Mann, etwas nervös, mit einigen Zügen einer Tassonatur hatte sich Schiller zunächst durch ein Gedicht „Phaeton" empfohlen, das im Mai 1797 in die Horen aufgenommen wurde. Durch Frau Charlotte von Schiller aufgemuntert, trat er ihrem Hause näher, während zugleich Wielands Beifall ihn auf der eingeschlagenen Bahn weiter trieb. Das Verhältnis zu Schiller aber gestaltete sich so intim, daß dieser dem jüngeren Freunde gestattete, sein Wallensteinmanuskript zu lesen und ihn später noch durch Übersendung seines „Tell" auszeichnete.

Vom 4. Oktober 1797 bis zum 8. Oktober 1804 ist Gries neunmal in Schillers Kalender erwähnt. Am 3. Oktober 1801: „Von Gries: Tasso." Am 3. Januar 1803: „Von Gries: IV. Tasso." (Daneben: „Dem Jenaischen Postillon 9 Groschen".) Am beredtesten aber sprechen einige Briefe des jungen Gries, deren erster von Göttingen, 21. Juni 1800 (Urlichs, Briefe an Schiller S. 377 f.) datiert ist . . . „Indem ich weiter und auf längere Zeit mich von den Gegenden entferne, die mir auch durch Sie so unvergeßlich geworden sind, möchte ich gern irgend etwas bei Ihnen zurücklassen, das Sie zuweilen wenigstens an einen Schüler erinnerte, der mit so inniger Verehrung Ihnen zugethan ist. Sie haben mir schon die Erlaubnis dazu gegeben: nehmen Sie denn das beifolgende Heft mit der Güte auf, die ich von Ihnen schon gewohnt bin. Sie haben den ersten Anfang dieses Werkes Ihrer Durchsicht, Ihres Urteils gewürdigt und wenn ich schon in der Folge dieser sichern Stütze entbehren mußte, so haben Sie mir doch damals eine Feile in die Hand gegeben, die ich wenigstens mit eben der Sorgfalt gebraucht zu haben mir bewußt bin, als wenn ich unter Ihrer unmittelbaren Aufsicht fort gearbeitet hätte. Von Ihnen ist es also zuerst ausgeflossen, was sich etwa Gutes in diesen Blättern findet: Ihnen gehört es."

Eine Bestätigung findet dieses Schreiben in einem zweiten, welches ich der Schrift „Aus dem Leben von J. D. Gries" entnehme (S. 65. An Rist, von Jena 17. Juli 1805): „Die deutsche Litteratur hat einen großen und unersetzlichen Verlust erlitten. Du wirst wissen, daß Schiller tot ist. Deutschland verliert in ihm einen seiner größten

Dichter; aber ich verliere mehr an ihm, wie die Meisten, einen Lehrer und, ich darf wohl sagen, einen Freund. Ich verdanke ihm unendlich viel. Ohne seinen Rat, seine Aufmunterung würde ich es nie gewagt haben, diese Bahn zu betreten. Sein Andenken wird mir ewig heilig sein."

Ganz ähnlich spricht sich ein Brief an ungenannte Adresse von Jena 26. Juli 1805 aus (A. Diezmann: Aus Weimars Glanzzeit S. 25). In dankbarer Erinnerung ist Gries auch in Zukunft der Witwe des großen Dichters ergeben geblieben, welcher er am 18. April 1813 schreibt (Urlichs, Charlotte von Schiller und ihre Freunde 3, 166): „Sie werden, verehrte Frau, es mir hoffentlich nicht abschlagen, wenn ich Sie ersuche, das beikommende Werk als ein Zeichen meiner alten und unvertilgbaren Hochachtung freundlich aufzunehmen. Wem könnte ich es lieber überweisen, als Ihnen, die Sie seit so langer Zeit mich mit Ihrem Wohlwollen erfreut haben? Wem lieber, als der Gattin des Unvergeßlichen, dem ich so unendlich viel, so viel mehr verdanke, als er selbst vielleicht wußte!" . . .

Der weitere Verlauf des Briefes spricht aus, daß Schillers Umgang, Aufmunterung, Belehrung ihm auf die Stufe verholfen habe, die er erreicht habe, und daß sein Bestes mit Schiller dahingegangen sei.

Wenn ich die hier citierten Briefe mit Schillers eigener Eingenommenheit für das Tassosche Epos in Verbindung bringe, so liegt mir die Vermutung nahe, daß, angesichts der mangelhaften Schaulschen Übersetzung er selbst den talentvollen jungen Dichter zu einer neuen besseren Übersetzung aufgemuntert habe.

An Körner hatte er am 4. Oktober 1792 (Jonas 3, 216) geschrieben: „Eine schlechte Übersetzung ist die schlechteste aller Schlechtigkeiten." Jedenfalls war es ihm Herzenssache, seines jungen Freundes Erstlingswerk mit aller Teilnahme zu fördern, sich in gewissem Sinne damit zu identificieren.

Ein Brief an Körner vom 21. Januar 1802 (Jonas 6, 336) beweist, daß Schiller sich auch mit Ariost bekannt gemacht hatte, und eine genaue Schätzung von dessen Vorzügen wie Mängeln besaß.

Ist es nun so undenkbar, daß Einflüsse eines Werkes, an dem er so entschiedenen Anteil hatte, deren Einwirkung in der Maria Stuart und den Malthesern unwidersprechlich hervortritt, auch in die Jungfrau von Orleans hineinspielten?

In einer lesenswerten Abhandlung (Schnorrs Archiv 2, 179 ff.) weist R. Peppmüller die biblischen sowie die homerischen Einflüsse nach, welche sich in der Johanna erkennen lassen. Nur bei Johannas Untreue sind ihm keine antiken Anklänge vernehmbar geworden.

Mit diesen homerischen und biblischen Anklängen lassen sich die Anklänge der Gerusalemme liberata vortrefflich vereinigen; denn auch sie fußt auf dem Homer, auch sie ist voll von — wenn nicht biblischen, so doch christlich mythologischer Anschauungen; und die 10. Szene des 3. Aktes hat Schiller eben nicht aus der Antike geschöpft; sondern hier reproduciert sich der Stoff, der um jene Zeit die zweite Stelle in seinem Geiste behauptete, hier widerspiegelt sich der Kampf Clorindens mit Tancred. Allerdings hat Schiller das lebensvolle Bild nicht ohne Abweichung übernommen. Wenig bedeutet es, daß hier dem Ritter, nicht der Heldin, der Helm herabgerissen wird, mehr unstreitig, daß ein momentanes Sehen dieselbe Wirkung üben soll, wie in dem analogen Falle eine jahrelange Sehnsucht.

Konnte der Kantianer sich völlig mit diesem seinem Bilde einverstanden erklären? Ich meine, diese Szene, welche weder aus der Antike geschöpft ist, noch in Schillers eigener Anschauung völlig begründet sein konnte, erweist sich als ein eingepfropfter Zweig. Er selbst erklärt in jenem viel umstrittenen Briefe den Fall Johannas als eine Strafe für vermessenen Selbstruhm, als Sturz von der höchsten Höhe. Darin finde ich ein gewisses Eingeständnis des Umstandes, daß hier die natürliche Entwicklung von innen heraus fehle. —

Ich bin zu meinem Ausgangspunkte zurückgekehrt. Ich konnte nur auf Hypothesen bauen, glaube aber, daß das Zusammentreffen wichtiger innerer und äußerer Gründe diesen Hypothesen Glaubhaftigkeit verleihe.

Was meine Auffassung der Tragödie an sich anbetrifft, in welcher ich die Idee des heiligen Kampfes, des Verteidigungskampfes bevorzuge, so glaube ich damit keineswegs einer mehr philosophischen Anschauung von der Herausläuterung des Individuums zur sittlichen Freiheit zu widersprechen.

Wenn ich mehr das Konkrete, Thatsächliche ins Auge gefaßt habe, so schließt das keineswegs eine Verbindung mit den Ideen aus, denen Schillers „Ideal und Leben“ entsprang, vielmehr finde ich hier die philosophische Idee zu einem bestimmten konkreten Falle verdichtet, der ebensowohl vom Lichte der Philosophie, wie von dem der religiösen Auffassung des Mittelalters beleuchtet werden kann.

Die Läuterung des Individuums geschieht durch Entsagung. Dies stimmt mit der Idee des Christentums ebensowohl, wie mit derjenigen der Philosophie. Nun finden wir wohl in der Geschichte nicht leicht ein Verhältnis, das mehr Entsagung forderte, als der Fall Johannas. Eine Jungfrau, die das Schlachtfeld betritt, muß auf alle irdischen Güter ohne Ausnahme verzichten.

Die Tugend aber bewährt sich nur in schwerer Versuchung, sie wankt und richtet sich stärker wieder auf, sie wird durch Kämpfen und Entsagen so hinaufgeläutert,

Bis der Gott, des Irdischen entkleidet
Flammend sich vom Ird'schen scheidet,
Und des Aethers neue Lüfte trinkt.
Froh des ungewohnten neuen Schwebens
Fließt er aufwärts und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.

Die höchste sittliche Freiheit ist erreicht, hinfort vermag keine Versuchung mehr, den reinen Geist zu entwürdigen! So sagt Schillers Philosophie und so sagt das Christentum, und stellt dies dar, indem dem Überwinder der sælden krône gereicht wird.

Mir scheint es durchaus verständlich, daß Schiller in der schweren Bilderpracht des mittelalterlichen Epos seine eigene philosophische Idee vom Aufsteigen zu den Idealen, zu der sittlichen Freiheit, eingehüllt fand; und daß diese bildliche Darstellung in seinem Geiste das Interesse für einen analogen Fall belebte, welcher der Gegenwart verständlicher sein mußte, als die Tassoschen Ideen; daß er die Mission der historischen Jeanne d'Arc von demselben Gesichtspunkte aus auffaßte, von welchem aus wenige Jahre später der Sohn seines Freundes Körner im schweren Ernste der Zeit sich zu seinem Aufrufe begeisterte.

Bemerkungen zu Schillers Maltesern.

Von Albert Leitzmann in Jena.

1. Ich bin in der Lage, zwei weitere Reste von Malteserhandschriften nachweisen zu können, die Kettner unbekannt geblieben sind, leider nur Abschriften eigenhändiger Schillerscher Originalblätter. Das Archiv der Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart besitzt einen vom 15. Oktober 1863 datierten Brief eines Herrn Gursching in Augsburg an den Schillerforscher Joachim Meyer, dem die Abschrift eines Oktavblatts beiliegt, welches der Augsburger Antiquar Herberger nebst andern nicht näher bezeichneten Stücken „aus dem Eigentum von Privaten" erworben hatte. Der Text des Blattes lautet:

Vorderseite.

7.

Vorige. Beide Rivals beklagen sich darüber daß ihnen die Griechin entrissen worden. Valette erinnert sie an das Gelübde der Keuschheit. Gründe der Ritter, warum sie Indulgenz verlangen. Chor mischt sich darein. La Valette wiederhohlt seinen Befehl.	Auch von dem Bruch der andern Gelübde ist die Rede, von der Habsucht und Üppigkeit der Ritter

Rückseite.

11

La Valette sendet den Castriot nach S. Elmo.	La Valette unterrichtet von den Bewegungen im Orden kommt heraus als Gebieter sprechend.

12

La Valette warnt den Montalto, der sehr frech ist.

13 [die Zahl ist durchschnitten]

Hierin liegt ein Stück des von Kettner mit Nr. 13 bezeichneten Szenars vor (31, 19—24. 36—37. 32, 3—9). Der Druck beruht auf einer im Schillerarchiv vorhandenen Abschrift Lottens, während das Augsburger Blatt sicher ein Stück eines zerschnittenen Originalbogens von Schillers Hand war. Die geringfügigen Abweichungen (32, 4. 5) erklären sich so am besten als Flüchtigkeitsversehen der Abschreiberin, die allerdings nach Kettner, Schillerstudien S. 29, sonst „sorgfältig“ abschrieb, und wir dürften die Lesarten unsres Blattes in den Text einzusetzen haben.

Auch das zweite Fragment ist aus dem Nachlaß Joachim Meyers in den Besitz der Cottaschen Buchhandlung gekommen; eine Abschrift von Goedekes Hand, die den Malteserpapieren im Schillerarchiv beiliegt, hat Kettner übersehen. Ernst von Schiller schenkte das Blatt am 1. März 1832 einem Herrn Oldenburg in Wien. Seine Mutter schrieb ihm zwar schon 1812, er möge doch nichts von des Vaters Handschriften wegschenken und auch überall verbreiten, daß sie nichts mehr zum Verschenken habe (Schillers Sohn Ernst S. 79); doch hat er zeitlebens die Praxis, die kostbaren Blätter

des väterlichen Nachlasses, die er in Besitz bekam, ganz oder noch öfter in kleinen zerschnittenen Stücken zu verschenken, in weitgehendstem Maße geübt (vgl. ebenda S. 266. 453). Aus dem Besitz Oldenburgs kam das Blatt in die Hände des Antiquars Butsch in Augsburg, der es Meyer zur Abschrift lieh. Sein Text lautet:

1. Der Streit um das Mädchen, die Uneinigkeit der Jungen und die im Schwang gehende Licenz, welche alle den Großmeister zu einer strengen Sittenreform zwingen, die ihn verhaßt macht, und die streitenden Partheien gegen ihn verbindet. Romegas und Biron.
2. Die Elmoische Angelegenheit.
3. Montaltos Verrätherei. Böse Machinationen und Entlarvung.
4. Miranda, als exoterische Figur, Sicilianer [gestrichen].
5. Saint Priest und sein Liebhaber.
6. Saint Priest und sein Vater.
7. Der Chor, Gefühle des Ordens, Religion. Welthistorische Beziehung.
8. Der alte Christensclav und der Renegat. Türkenwesen.
9. Lascaris. Symbol der Folgen.

Diese Aufzählung von Motiven oder, wie Schiller es gern nennt, „Momenten der Handlung" (vgl. 33, 2) ist in dieser Fassung neu und repräsentiert somit im Gegensatz zu dem zuerst besprochenen Fragment ein verlorenes Blatt Schillerscher Aufzeichnungen. Es gehört zweifellos zu derjenigen Gruppe von Bruchstücken, die Kettner „Dritter Entwurf" (S. 33—56) genannt hat; schon die Namen Romegas, Miranda und Biron beweisen dies. Punkt 4 kehrt wörtlich 33, 5 und schon 12, 28 wieder; sonst zeigen sich keine so wörtlichen Berührungen mit bisher bekannten Fragmenten. Eine chronologische Bestimmung kann aus dem Worte „Türkenwesen" mit einiger Wahrscheinlichkeit entnommen werden, wenn wir darin wieder wie ähnlich in den Meditationen zum Demetrius (vgl. Euphorion 4, 536) einen Nachklang Goethischer Ausdrucksweise aus dem Beginn des Jahrhunderts sehen wollen, was durchaus möglich ist.

2. Proben auf die Richtigkeit und Zuverlässigkeit des Kettnerschen Textes im einzelnen habe ich durch Kollation mit den Handschriften des Schillerarchivs nach demselben Prinzip angestellt wie früher für den Demetrius (vgl. Euphorion 4, 529). In folgenden Fällen fand sich bei Goedeke die richtige, mit der Handschrift übereinstimmende, bei Kettner die falsche Lesart.

Goedeke.	Kettner.
Lesart zu 116, 26 hoffen, es	Lesart zu 7, 30 hoffen es
Lesart zu 116, 26 la Valette	Lesart zu 7, 30 La Valette
Lesart zu 116, 26 bliebe	Lesart zu 7, 30 bleibt
89, 22 Auſſenwerke	20, 30 Außenwerke
89, 36 hinzuopfern usw.	21, 9 hinzuopfern

94, 14 variert	26, 25 variiert
105, 30 Characteren	27, 27 Charakteren
107, 1 äußre Feinde	29, 1 äußren feinde
108, 30 muss	39, 36 muß
123, 11 Cordeman	40, 12 Cordemann
123, 20 Malcolmi	40, 21 fehlt der Name, der ohne Veranlassung nur in den Lesarten sich findet.
131, 6 anhören [solle]	47, 32 anhöre
131, 9 Orden,	48, 1 Orden
131, 23 wieder	48, 16 wider
Lesart zu 122, 7 die Abgesandten	Lesart zu 51, 22 den Abgesandten
136, 7 heran heran	63, 8 heran, heran
136, 8 Meers	63, 10 Meeres
Lesart zu 136, 19 diese	Lesart zu 63, 18 dieser

Einige wichtige Fragmente, die Goedeke noch nicht kannte, sind zuerst von Kettner selbst 1891 im vierten Bande von Seufferts Vierteljahrschrift veröffentlicht worden. Sogar bei ihnen haben sich in der Ausgabe Fehler eingeschlichen, die der Druck bei Seuffert nicht hatte, der vollständig mit der Handschrift übereinstimmt.

Vierteljahrschrift.	Ausgabe.
S. 536 IVten und V Akt	2, 27 IV und Vten Akt
S. 538 Verrätherey,	4, 21 Verrätherey
S. 541 ihr Vergehen	5, 11 ihre Vergehen
S. 543 in den ersten	10, 27 zu den ersten
S. 545 Vohs	11, 4 Voß
S. 555 in Palästina	34, 11 von Palästina
S. 555 Souveränität Höhe	34, 13 Souveränität. Höhe
S. 555 Reichthum	34, 14 Reichthümer

An zwei Stellen sind beide Ausgaben fehlerhaft. Goedeke 126, 3 bietet „Flotte“ mit Komma, Kettner 42, 28 „Flotte“ ohne Komma; die Handschrift hat „Flotten“. Goedeke 137, 13 bietet „bey . . . . . Lage von Elmo“, Kettner 59, 15 dasselbe mit derselben Lücke; Lottens Handschrift hat für den Kenner von Schillers historischen Quellen genügend deutlich „Berg Sceberras“ (vgl. Vertot, Histoire des chevaliers hospitaliers 3, 269. 270. 273. 275. 281. 344 Ausgabe von 1732; Niethammers Übersetzung 2, 445).

Der nach 3, 30 „Maine“ folgende unleserliche Name (Kettner erwähnt sein Vorhandensein nur in der Vierteljahrschrift 4, 537, nicht im Apparat der Ausgabe) heißt „Palier“ oder „Pelier“. Das vor 5, 12 „nach“ unleserlich ausgestrichene Wort (wiederum nur in der Vierteljahrschrift erwähnt) heißt „gegen“; Schiller hatte wohl erst „gegen die Türken“ in Gedanken. — Die fragmentarischen Versreste 56, 17. 57, 9. 18. 32 waren nicht im Apparat zu geben, sondern in den Text aufzunehmen. Ebenso wenig ist einzusehen, warum nach 63, 16 die Zeile „Das Meer ist uns geschlossen, die all“

(Goedeke 136, 17) bei der sonstigen ungeordneten Wort- und Satzfolge dieses Chorgesanges nicht in den Text aufgenommen ist.

3. Zu den beiden offenbar ältesten Doppelquartblättern (1, 1—5, 22), die Kettner unter dem Gesamttitel „Entwicklung des Plans" abgedruckt hat, nachdem sie von ihm zuerst in Seufferts Vierteljahrschrift veröffentlicht waren, möchte ich weiterhin einige Beobachtungen vortragen. Jedes einzelne der vier Quartblätter muß gesondert betrachtet werden, da sie trotz ihres äußerlichen Zusammenhangs innerlich nicht unmittelbar zusammengehören. Das eine hat Kettner richtig in zwei Hälften getrennt, die er als 1 und 3 bezeichnet. Aber auch das andre, das er ungetrennt läßt und mit 2 bezeichnet, darf meiner Überzeugung nach nicht als ein fortlaufender Text betrachtet werden: die große Namenmasse der ersten Hälfte erscheint in der zweiten bedeutend verringert; Personen, die in der ersten gestrichen sind, werden in der zweiten als auftretend behandelt (Deuxponts 3, 11. 4, 8; Saintfoix 3, 15. 38); ferner vermißt man auf dem zweiten Blatt den Charakter des Posa, der auf dem ersten ursprünglich stand (3, 16) und doch wohl sicher nicht bloß eine müssige Statistenrolle spielen sollte; auf dem ersten Blatte heißt der Freund des Saintfoix noch wie 2, 15. 16. 24 Gondy (3, 3. 6), auf dem zweiten dagegen Mercy (3, 35. 37). Andrerseits heißt der Saintfoix von 2 in 1 Saint-Hilaire (2, 16), in 3 wird er ohne Namen erwähnt (5, 19). Ganz different sind endlich die Angaben über den Anstifter der Meuterei und sein Schicksal: in 1 ist es Gondy, der dann zur Ausstoßung verurteilt wird (2, 14. 24); in 2^a kommt kein Verräter vor, jedenfalls kann es nach der ihm hier zugewiesenen Rolle (3, 3) nicht Gondy sein; in 2^b tritt der ganze Gedanke, einen Verräter einzuführen, erst als zweifelnde Frage auf (4, 15); in 3 heißt der Verräter bereits Montalto (4, 34), wird aber nicht zur Ausstoßung verurteilt, sondern entflieht zu den Ungläubigen und findet dann einen sühnenden Tod (5, 1. 18). So kommen wir zu der Annahme vier verschiedener Ansätze 1, 2^a, 2^b, 3, für die sich mit ziemlicher Sicherheit aus den angeführten Daten die relative Chronologie 2^a, 1, 2^b, 3 ergiebt.

Aber es scheinen sogar auf ein und demselben Blatte zuweilen verschiedene Ansätze aus verschiedener Zeit vorzuliegen. Schiller benutzte offenbar beim späteren Wiederaufnehmen der Arbeit an dem Stück Aufzeichnungen einer älteren Meditations- oder Studienperiode, um vorkommendenfalls neuere Gedanken dem älteren Texte unmittelbar anzuschließen. Ich bin bei mehrfach und in längeren Zwischenräumen wiederholter Ansicht der im Schillerarchiv bewahrten Blätter 2^a und 2^b immer fester zu der Überzeugung gekommen, daß jedes dieser

beiden Blätter sich nach dem verschiedenen Duktus der Hand in zwei Teile zerlegen läßt, die je einen älteren Stamm von Notizen und eine jüngere angefügte Gruppe aus späterer Zeit repräsentieren müssen. Auf Blatt 2ᵃ beginnt das jüngere mit 3, 21 „Laroche", auch die ganze Nebenkolumne 3, 18—32 ist jünger; auf Blatt 2ᵇ beginnt es mit 4, 15 mit der ersten Erwähnung eines Verräters, wodurch der zwischen 2ᵃ und 1 vorhin konstatierte Zeitunterschied sich noch erheblich vergrößert und Blatt 2ᵃ somit in die allerälteste Phase der Dichtung verwiesen wird. Ferner scheint, was zu den obigen Ausführungen stimmt, Blatt 1 der Schrift nach älter als Blatt 3. Was ich hier den jüngeren Duktus genannt habe, ist die bekannte, für Schiller etwa seit seiner Verbindung mit Goethe oder etwas früher bis an sein Ende im wesentlichen einheitliche charakteristische Schreibgewohnheit, wie man sie sich an vielen vervielfältigten Faksimiles verdeutlichen kann; die von mir als älterer Duktus bezeichnete Schriftart findet mehr Parallelen in Briefen aus der zweiten Hälfte der achtziger Jahre. Ich will mich jedoch hier ausdrücklich dagegen aufs entschiedenste verwahren, durch diese Angaben absolute chronologische Festlegungen dieser ältesten Malteserblätter versuchen zu wollen. Was mir gesichert erscheint, ist einzig die relative Chronologie der Blätter und einzelner Abschnitte in ihnen. Es wäre interessant, gerade in diese älteste Entwicklungsstufe des Planes, als er noch in engem Zusammenhang mit dem Carlos stand, tiefere Blicke thun zu dürfen; doch ist das bei der beklagenswerten Ärmlichkeit des Materials leider unmöglich. Auch die von mir versuchten Trennungen erschweren es der nachschaffenden Phantasie eher, sich ein klares Bild von der Genesis und Morphologie des Stoffes zu machen.

4. Von Körners Szenar zu den Maltesern hat Kettner in Seufferts Vierteljahrschrift 4, 564 wohl im großen und ganzen überzeugend nachgewiesen, daß es eine Kontamination aus verschiedenen Schillerschen Entwürfen und der Erinnerung an mündliche Mitteilungen des Dichters darstellt und somit in einer wissenschaftlichen Ausgabe unberücksichtigt bleiben muß. Gleichwohl scheint mir Goedekes Vermutung, Körner möge aus uns jetzt nicht mehr erhaltenen Blättern teilweise geschöpft haben (Sämtliche Schriften 15, 1, 139), nicht so absolut von der Hand zu weisen. Es fehlen für die letzten Abschnitte von Körners Szenar die Schillerschen Blätter, aus denen er seine Mosaikarbeit zusammengesetzt haben könnte; er müßte also diese Abschnitte fast ganz aus seinem Gedächtnis entnommen haben. Das scheint mir nicht recht glaublich, ja stellenweise direkt unwahrscheinlich. Den Abschnitten bei Goedeke S. 144. 145 liegen zweifellos an manchen Stellen verlorene Originalblätter Schillers zu Grunde. So

stimmt der Abschnitt über Laskaris (144, 22) zu genau zur Erzählung Vertots (3, 270), den Körner doch wohl nicht selbst nachschlug: „Mais un officier turc, chrétien et Grec de naissance ... résolut de passer dans l'isle et de hazarder sa vie ... Cet officier s'appelait Lascaris de l'illustre maison de ce nom et qui avait donné à l'orient plusieurs empereurs ... Il fut élevé dans la religion dominante ... Ce seigneur ... se souvint du caractère ineffaçable de chrétien ... La valeur héroique, dont les chevaliers donnaient tous les jours des marques si éclatantes, excita sa compassion" u. s. w. Die Stelle war in Schillers Exemplar des Vertot angestrichen (vgl. Schillers Werke, Hempel 16, 92 Anmerkung). Den Tod des Dragut von Tripolis (144, 31) erzählt Vertot ausführlich 3, 253. 259. Zu dem Abschnitt von der Auffindung des Leichnams des Saint-Priest und der erhabenen Fassung und Größe Lavalettes (145, 5) stimmt wieder genau Vertot 3, 260 und besonders 292: „Le grand-maître supporta la mort de son neveu avec beaucoup de constance et il ajouta cette vertu aux grandes qualités, qu'il fit éclater pendant tout le siège ... Tous les chevaliers, leur dit-il, me sont également chers; je les regarde tous comme mes enfants." Auch diese Stelle hatte sich Schiller in seinem Exemplar angestrichen (vgl. ebenda S. 93 Anmerkung). Natürlich ist es nicht möglich, durch Körners Redaktion hindurch, die ihm nach seinem eigenen Geständnis (Charlotte von Schiller 3, 55. 56) Schwierigkeiten machte, bis auf den Schillerschen Urtext zu dringen; doch scheint mir die Annahme unabweislich, daß ein solcher für uns jetzt verlorener stellenweise vorhanden war.

5. Ich schließe hier einige Bemerkungen zur Quellenfrage an. Es scheint mir zweifellos, wie auch schon Minor, Schiller 2, 562 behauptet hat, daß Schiller die Geschichte der heldenmüthigen Verteidigung von Sankt Elmo zuerst nicht aus Vertots Geschichte des Malteserordens, sondern aus Watsons Geschichte der Regierung Philipps des Zweiten (die von ihm benutzte Übersetzung erschien Lübeck 1778) kennen lernte. Elsters Annahme (Zur Entstehungsgeschichte des Don Carlos S. 66 Anmerkung 2), Schiller habe schon „in früher Jugend" Vertots Werk gekannt und aus ihm den Stoff seines Cosmus von Medici entnommen, ist von Kettner in Seufferts Vierteljahrschrift 4, 530 Anmerkung 4 mit Recht als unbeweisbar und unwahrscheinlich zurückgewiesen worden. Nun stimmt zwar, wie schon Kettner S. 531 bemerkt hat, Watsons 6. Buch in allen wesentlichen Punkten mit Vertots 12. überein (wenn Schiller regelmäßig das Journal „Litteratur und Völkerkunde" las, fand er auch dort

eine bis auf ein paar Kürzungen gegen das Ende wörtlich mit Watson stimmende „Geschichte der äußerst merkwürdigen türkischen Belagerung von Malta im Jahr 1565" 1, 89. 202); aber es läßt sich doch meiner Ansicht nach beweisen, daß Watson, nicht Vertot Schillers Quelle war, als er bei der Arbeit am Carlos diese denkwürdigen Begebenheiten zuerst kennen lernte. Es sprechen dafür deutlich die Namensformen der türkischen Befehlshaber, wie er sie in der bekannten Carlosstelle (Vers 2909) aufführt:

Von jenen vierzig Rittern war er einer,
Die gegen Piali, Ulucciali
Und Mustapha und Hassem das Kastell
Sankt Elmo in drei wiederholten Stürmen
Am hohen Mittag hielten.

Watson schreibt Piali 1, 170. 174. 192. 197. 200. 201. 203 204. 205. 206, Vertot Pialy 3, 203. Ulucciali heißt bei Watson 1, 178 Uluchiali, bei Vertot 3, 202 Uluchialy, 226 Uluccialy. Mustapha begegnet bei beiden Autoren mit diesem Namen. Eigentlich beweisend ist der Name Hassem: so heißt er nur bei Watson 1, 170. 193. 196. 204; Vertot nennt ihn Hassan (3, 199. 202) oder Hascen (3, 276. 279. 280. 294). Also kannte Schiller, als jene Carlosstelle und wohl auch um dieselbe Zeit der älteste Malteserplan entstand, seinen Stoff nur aus Watson. Vertot dürfte ihm erst um 1790 näher getreten sein, in welchem Jahre das 10. Heft der Thalia die von Berling übersetzte Belagerung von Rhodus brachte, wurde dann aber bald seine Hauptquelle. Dementsprechend bedient er sich dann auch der Vertotschen Namensformen: Pialy 19, 6; Uluzzialy 19, 7; Hascem 19, 7. 58, 35. Der Ausdruck „Am hohen Mittag" (Don Carlos Vers 2913) scheint auf Watsons Worte 1, 179 „Der Streit währete von Sonnenaufgang bis Mittag, da endlich die unüberwindliche Tapferkeit der Besatzung den Sieg behielt" zurückzugehen.

Woher stammen die Ritternamen 3, 5—34? Kettner sagt in Seufferts Vierteljahrschrift 4, 536 Anmerkung 13: „Die Namen sind den Listen entnommen, welche den ganzen 5. Band Vertots füllen; da diese aber nur für die langue de Provence alphabetisch, sonst chronologisch geordnet sind, so wäre es eine unverhältnismäßige Arbeit, sie danach zu bestimmen." Ich habe die Listen Vertots sämtlich durchgesehen und dabei konstatiert, daß Kettners These falsch ist. Die Namen sind diesen Listen nicht entnommen; nur etwa die Hälfte aller Schillerschen Namen findet sich dort, die andre Hälfte nicht; und wie kam Schiller zu seiner Reihenfolge? Ich darf den Einzelnachweis nicht zurückhalten. Es finden sich bei Vertot:

von Stein (3, 5. 17. 27) 5, 419;
Bissy (3, 6) 5, 407;
d'Aubigné (3, 6) 5, 334. 346;
Percy (3, 6) 5, 381;
Sully (3, 6) 5, 194;
Sillery (3, 6) 5, 234. 269;
Biron (3, 7. 14. 25) 5, 319;
Dieudonné (3, 7. 18. 28) 5, 316;
Fleury (3, 39) 5, 206. 216;
Carassa (3, 12. 21. 39) 5, 444; ein andrer ist 3, 196 erwähnt;
Chatillon (3, 19) 5, 104;
Laroche (3, 21. 26) 5, 77. 111. 116. 119. 123. 133. 140. 151. 152. 158. 163. 164. 171. 172. 181. 185. 186. 326. 329. 333. 336. 339. 340. 342. 345. 355. 358. 374. 378. 440; vgl. auch 3, 168. 231. 241. 311;
Rivière (so hat die Handschrift 3, 24) 5, 77. 121. 183. 203. 213. 229. 236. 245. 315. 381; auch 3, 216. 217. 218. 219. 220. 328 begegnet der Name;
Saint-Hilaire (3, 22. 25) 5, 168. 185. 338. 341;
Castiglione (3, 31) 5, 434;
Montalto (3, 20) 5, 435;
Joyeuse (3, 29) 5, 266;
Montmorency (3, 31) 5, 62. 196. 296. 302;
Lafayette (3, 32) 5, 133. 134. 153;
Saint-Priest 5, 134; so heißt auch der Verfasser eines 1791 anonym erschienenen Büchelchens „Malte par un voyageur français", das Schiller, wenn er sich auf der Jenaer Bibliothek über seinen Stoff orientierte, sicher gesehen hat;
Crequi 5, 194. 196. 201. 202. 258. 324. 326;
Chateauneuf 5, 24. 172. 309;
Ademar 5, 2;
Montgomery 5, 228.

Es fehlen dagegen bei Vertot die Namen: Ripperda (3, 5. 18), Elliot (3, 5), Saintfoix (3, 5. 15), Hamilton (3, 6. 10), Colonna (3, 6), Gondy (3, 6), Dandolo (3, 7. 27), Mercy (3, 7. 13. 24), d'Argenteau (3, 7), Porta (3, 7), von Linar (3, 39), Brissard (3, 39), Huescar (3, 10), Deuxponts (3, 11), von Posa (3, 16), Barbarossa (3, 20), Hardenberg (3, 22), Joinville (3, 23), Velasquez (3, 26), Hannibal (3, 28), Urbino (3, 29), Portobello (3, 30), Villafranca (3, 32), Duca (3, 33), Vittoria (3, 34), Braschi (3, 19), Maine (3, 30), Ramiro. Diese Namenregister müssen eine Quelle haben, aus der sie Schiller in der Reihenfolge sich abschrieb; aber diese Quelle war jedenfalls nicht Vertot. Ich vermute, daß ihm irgend eine offizielle Liste der Malteserritter vor Augen lag, die es nachweislich gab, eine Art Rang- und Quartierliste des Ordens; weder hier in Jena noch in Weimar oder Meiningen ist eine solche auf der Bibliothek vorhanden, also auf keiner Bibliothek, zu der Schiller regelmäßige Beziehungen hatte. Vielleicht führt einmal ein glücklicher Zufall auf die richtige Spur. Die älteren Werke über den Orden, die ich durch-

geschehen habe (Naberat 1629, Osterhausen 1644 und 1702, Beckmann 1726, Dithmar 1737), enthalten keine Namenverzeichnisse.

Ich füge hier noch ein paar Citate einzelner Stellen aus Vertot an, deren Zusammenhang mit Schillerschen Motiven noch nicht bemerkt ist. Bei einer Vergleichung der Schillerschen Entwürfe mit der Quelle sind durchgängig die Notizen Boxbergers im 16. Bande der Hempelschen Ausgabe heranzuziehen über die in Schillers Handexemplar des Vertot enthaltenen Striche und Bemerkungen; eine Rekapitulation und Nachprüfung dieser Notizen vermißt man ungern in Kettners Ausgabe, wo sie hätten im Apparat eine Stelle finden sollen.

Zu 4, 9 vgl. Vertots Erzählung 3, 189, wie der Gesandte Royas de Portalrouge auf dem Tridentiner Konzil die ganze Geschichte des Ordens in seiner Rede vorbringt.

17, 36 „Wir sind Menschen, ihr sollt mehr sein“; vgl. Vertot 3, 315 „soutenu par des guerriers, qui semblaient être quelque chose de plus que des hommes.“

18, 22 Medran; ihn erwähnt Vertot 3, 224. 225. 229. 238. 239. 252 (vgl. auch Niethammers Übersetzung 2, 430. 432. 434) und schon Watson 1, 177. 180.

41, 39. 59, 13. Spahis und Janitscharen begegnen als türkische Truppenabteilungen in Schillers Quellen häufig. Spahis: Vertot 3, 216. 271. 321 (Niethammer 2, 427). Janitscharen: Vertot 3, 194. 196. 226. 231. 251. 253. 259. 266. 289. 291. 292. 296. 298. 316. 319. 321 (Niethammer 2, 427. 441. 443. 452. 454. 455. 459); Watson 1, 177. 192. 196. 197.

45, 34 Ravelin stammt aus den Quellen: vgl. Vertot 3, 219. 226. 228. 229. 230. 231. 236. 237. 238. 241. 242. 310 (Niethammer 2, 431. 432 433); Watson 1, 178. 179. 180. 198.

46, 7 der schwerverwundete Ritter in der Kirche; vgl. Vertot 3, 231: „Le chevalier Abel de Bridiers de la Gerdampe, ayant reçu un coup de mousquet dans le corps . . . se traîna ensuite jusqu'à la chapelle du château et, après s'être recommandé à dieu, il expira au pied de l'autel, ou on le trouva mort.“

55, 34 mit der Lücke für den Namen spielt an auf Vertot 3, 218: „Mustapha . . . s'était fait suivre par le chevalier de Larivière, son prisonnier; il voulut, qu'il lui . . . rendît en même temps un compte exact des fortifications, qu'il y avait en chaque endroit, et du nombre de troupes, qu'on y avait mis. Sur quoi l'adroit chevalier ne manquait pas de le doubler. Mais le bascha, lui ayant demandé, où était le poste de Castille, qu'il lui avait représenté comme le plus faible de toute l'isle, le chevalier ne le lui eut pas plutôt montré, que ce général, l'ayant vu fortifié d'un large boulevard avec un ravelin et des casemates au pied et dans le fossé, persuadé que Larivière ne lui avait indiqué cet endroit que pour le faire échouer dans cette entreprise, plein de fureur il lui déchargea un coup de canne sur la tête et le fit achever à coups de bâton par les soldats de son escorte.“

Studien zu Novalis mit besonderer Berücksichtigung der Naturphilosophie.

Von Adolf Huber in Graz.

I. Novalis' persönliche Stellung zu Schelling.

Die erste persönliche Berührung Schellings mit dem romantischen Dichterkreise überhaupt erfolgte durch seine Bekanntschaft mit Novalis,[1]) der seinerseits seit seiner Universitätszeit in fast ununterbrochener Berührung mit den Brüdern Schlegel geblieben war. Durch seine Beschäftigung mit Physik und Chemie, sowie mit der Fichteschen Philosophie, deren Herold Schelling in seinen ersten Schriften gewesen war, wurde sein Augenmerk frühzeitig auf Schellings naturphilosophische Thätigkeit gerichtet. Schon im Mai 1797 hat er nach einem Briefe an Fr. Schlegel Schellings „Ideen zu einer Philosophie der Natur" mit Neugierde gelesen und wünscht mit Schelling in Verkehr zu treten. „Mit Schelling suche ich je eher, je lieber bekannt zu werden," schreibt er an Fr. Schlegel (14. Juni 1797). „In einem Stücke entspricht er mir mehr als Fichte. Ich will bald wissen, was ich an ihm haben kann." Er stellt Schelling in Vergleich mit seinem Freunde Fr. Schlegel und schreibt darüber an letzteren: „Schelling könnte in der Kraft dein Rivale sein. Er übertrifft dich vielleicht an Bestimmtheit, aber wie eng ist seine Sphäre gegen die deinige." Im Dezember 1797 endlich kam es zu der von Novalis angestrebten persönlichen Bekanntschaft. Auf seiner Reise nach Freiberg — der darauf bezügliche Brief ist aus Siebeneichen bei Meißen datiert und Schelling war damals Hofmeister in Leipzig — traf er mit ihm zusammen, worüber er an die beiden Schlegel berichtet: „Mit Schelling bin ich gut Freund geworden," schreibt er an A. W. Schlegel (25. Dezember 1797). „Wir haben einige köstliche Stunden symphilosophiert" und Tags darauf ausführlicher an Fr. Schlegel: „Schelling habe ich kennen gelernt. Freimüthig habe ich ihm unser Mißfallen an seinen „Ideen" erklärt. Er war damit sehr einverstanden und glaubt im zweiten Theile einen höheren Flug begonnen zu haben. Wir sind schnell Freunde geworden. Er hat mich zum Briefwechsel eingeladen. Diese Tage

---

[1]) Ich lasse die Briefstellen, die Belege für die erste Bekanntschaft zwischen Novalis und Schelling sind, ausführlich folgen, da Haym in der „Romantischen Schule" sie nicht kennt und die erste Berührung im Herbste 1798 in Dresden ansetzt. — Die Citate sind aus Raich, Novalis' Briefwechsel entnommen.

über werde ich an ihn schreiben. Er hat mir sehr gefallen. Ächte Universaltendenz in ihm, wahre Strahlenkraft, von einem Punkte in die Unendlichkeit hinaus. Er scheint viel poetischen Sinn zu haben." Wie sehr mit Schelling verbunden sich Novalis schon jetzt fühlte, geht daraus hervor, daß er ihn bereits damals mit den beiden Schlegel zu einer Freundestrias vereinigte. „In Freiberg bin ich ganz isoliert," schreibt er in demselben Briefe. „Ich bedarf geistiger Würze. Dein Bruder, Schelling und Du sind mir vollkommen genug." Der Briefwechsel mit Schelling kam auch thatsächlich zustande. Gelegentlich des Verlustes zweier an Fr. Schlegel gerichteter Briefe schreibt Novalis: „In einem Briefe stand viel über Schelling und aus einem Briefe desselben an mich, was Friedrich gewiß interessiert hätte" (28. Februar 1798). Auch für unsere Zwecke ist der Verlust dieses Briefes, der uns einen Einblick in die Art der gegenseitigen Beeinflussung beider Männer gewährt hätte, zu beklagen. — Novalis fährt in der Folgezeit fort, sich mit den Schriften Schellings vertraut zu machen. Er greift, wie sein Tagebuch berichtet (Juni 1798), auf Schellings ältere Schriften, die „Briefe über Dogmatismus und Kriticismus" und „Vom Ich als Princip der Philosophie" zurück. Natürlich liest er auch die 1798 erschienene Schrift „Von der Weltseele". Sie hat ihn nicht minder stark beschäftigt als die Ideen. „Je tiefer ich," so schreibt er 1798 aus Freiberg (ohne nähere Datierung), „in die Unreife von Schellings ‚Weltseele' eindringe, desto interessanter wird mir sein Kopf, der das Höchste ahndet und dem bloß die reine Wiedergebungsgabe fehlt, die Goethe zum merkwürdigsten Physiker unserer Zeit macht. Schelling faßt gut, er hält schon um vieles schlechter und nachzubilden versteht er am wenigsten .... Schelling wird sich über meine Entdeckungen [1]) wundern und freuen." Bald finden wir ihn in bewußtem Wetteifer mit Schelling auf naturphilosophischem Gebiete. So schreibt er am 20. Juli 1798 an Friedrich: „In meiner Philosophie des täglichen Lebens bin ich auf die Idee einer moralischen (im Hemsterhuisischen Sinne) Astronomie gekommen und ich habe die interessante Entdeckung der Religion des sichtbaren Weltalls gemacht. Du glaubst nicht, wie weit das greift. Ich denke hier Schelling weit zu überfliegen. Was denkst Du, ob das nicht der Weg ist, die Physik im allgemeinsten Sinne schlechterdings symbolisch zu behandeln?" Hier hat Novalis die poetische Anschauung der Natur aus der Naturphilosophie heraus begründet; in den Fragmenten findet der Gedanke seine Fortbildung.

---

[1]) Physiologisch-philosophischen Charakters, wie aus dem Anfang des Briefes erhellt.

So sehen wir schon lange vor Schellings Jenaer Wirksamkeit Novalis in enger Berührung mit ihm, vielfach angeregt von ihm und seinen Spuren folgend. Für die Annahme von Einflüssen der Naturphilosophie auf Novalis scheint die Feststellung dieses früheren Datums nicht unwichtig.

Die zweite Begegnung erfolgte dann in Dresden im Herbste 1798. Schelling, als Extraordinarius nach Jena berufen, verweilte auf der Hinreise einige Zeit in Dresden. Hier waren auch Caroline Schlegel und ihre Tochter Auguste Böhmer mit den beiden Brüdern Schlegel zusammengetroffen. Zu ihnen kam noch Gries, der spätere Tassoübersetzer, sowie Novalis von Freiberg herüber. Hier erneuerte sich beim Anblick der Dresdener Kunstschätze die Bekanntschaft beider. Auch für die Zeit, da Novalis in Freiberg, Schelling in Jena weilte, haben die geistigen Berührungen jedenfalls nicht aufgehört. Häufig genug geschieht wenigstens in dem Briefwechsel der Jenaer Freunde mit Novalis Schellings Erwähnung. Pfingsten 1799 wurde dann auch die örtliche Trennung behoben, indem Novalis in Weißenfels angestellt und dadurch in die Nähe unseres Kreises gerückt wurde. Von hier aus kam er zu häufigem Besuche nach Jena. Doch scheint sich das Verhältnis mit Schelling keineswegs so enge gestaltet zu haben, als die erste Bekanntschaft versprochen hatte. Schellings Naturphilosophie genügte Novalis nicht mehr. An Stelle von dessen „Urduplicität“ wollte er einen „Urinfinitismus“ der Natur annehmen. Die Abneigung gegen das, in seiner Denkweise, was Steffens „Schlegelianismus der Naturwissenschaften“ nennt, die Sucht, „die Natur gleichsam auf witzigen Einfällen zu ertappen,“ [1]) scheint auch bei Schelling mehr und mehr die Oberhand gewonnen zu haben und führte zu jenem harten Urteil, welches Schelling gelegentlich des Erscheinens von Hardenbergs Schriften 1802 über ihn fällte, „er könne diese Frivolität gegen die Gegenstände nicht gut vertragen, an allen herumzuriechen, ohne Einen zu durchdringen.“ [2])

Hauptsächlich trug an der persönlichen Entfremdung der beiden die Schuld wohl Friedrich Schlegel, Hardenbergs ältester Freund des Kreises, dessen notorisch übles persönliches Verhältnis zu Schelling auch Novalis in eine schiefe Stellung zu diesem brachte. Das Verhältnis beider zu dem Physiker Ritter, gegen den sich eine immer stärker werdende Rivalität Schellings entwickelte, während gerade Novalis mit ihm eng liiert war, trug sein Übriges dazu bei. Die Einflüsse der Wissenschaft Schellings haben aber trotzdem keinesfalls

---

[1]) Steffens an Schelling, September 1799. Plitt, Schellings Leben in Briefen 1, 277.

[2]) Schelling an A. W. Schlegel, 29. Februar 1802. Plitt S. 431

auf Novalis zu wirken aufgehört. Die persönliche Gegnerschaft hinderte ja auch Fr. Schlegel nicht daran, aus der Naturphilosophie für Poesie und Ästhetik zu holen, was ihm paßte, und Schelling in einem Sonette zu feiern. Wir können also eine fortdauernde Beschäftigung Hardenbergs mit den Arbeiten Schellings bis zu seinem Tode annehmen.

II. Hardenbergs „Fragmente".

In Fragmenten, die durch Friedrich Schlegel die Geltung einer Litteraturgattung erlangt hatten, pflegten die Romantiker ihre Ideen gelegentlich ihrer Studien und Lektüre niederzulegen. Auch für Novalis war dies zum Bedürfnis geworden. Wenn wir die Masse seiner Fragmente (im zweiten und dritten Bande seiner Schriften) überblicken, so fällt sofort der Umstand auf, daß eine große Anzahl von ihnen nur weitergesponnene Gedankenfolgen einer vorhergegangenen Lektüre sind, und falls die in den Werken gegebene Reihenfolge der Fragmente die ursprüngliche Ordnung der Niederschrift noch zum Teile wenigstens bewahrt, so sehen wir deutlich, wie ein aufgegriffener Gedanke oft eine ganze Gedankenflucht unseres Fragmentisten in Bewegung setzt, sehen denselben Gedanken mehr oder minder bereichert und variiert, in verschiedenen Fassungen wieder auftauchen, bis nicht selten die Gedankenfolge mit einem Paradoxon ihren Abschluß findet. Grade die Unmittelbarkeit der gedanklichen Entwicklung macht die Fragmente zu so wertvollen Zeugnissen romantischen Geistes und vielfach werden sie uns als Kommentar für die Dichtungen der Romantiker von Wert sein.

Auch was Novalis aus der Naturphilosophie schöpfte und darüber sann, findet in Fragmenten seinen Ausdruck. Wir sehen ihn angelegentlich mit dem grundlegenden Princip der Naturphilosophie, daß „die Natur der sichtbare Geist, Geist die unsichtbare Natur, das System unseres Geistes zugleich das System der Natur sei",[1]) beschäftigt. „Was ist Natur?" frägt er. „Ein encyclopädischer, systematischer Index oder Plan unseres Geistes" (Schriften 2, 140). „Zur Welt suchen wir den Entwurf; dieser Entwurf sind wir selber" (Schriften 2, 122 f.). „Der Mensch ist eine Analogienquelle für das Weltall" (Schriften 2, 190), so variiert er diesen Satz. Und sogleich eröffnet sich ihm die poetische Seite der neuen Wissenschaft. Die Welt ist nur ein Universaltropus des Geistes, ein symbolisches Bild desselben," schreibt er (Schriften 3, 249) und spricht damit das Grundgesetz der romantischen Poetik aus. Hier ist der Punkt, von dem die ganze poetische Anschauung der Romantik ihren Ausgang nahm. — Auch mit Gedanken

---

[1]) Aus der Einleitung zu Schellings „Ideen".

über die Methode der Naturphilosophie trug sich Novalis. Schelling selbst hatte die genetische Behandlungsweise der Natur in dem Satze „Über die Natur philosophieren heißt die Natur schaffen" charakterisiert. Ein derartiges Konstruieren der Natur aus den allgemeinen Bedingungen des Geistes heraus war gerade das, was dem Idealisten Novalis paßte. Ihm war schon der Weg des Naturphilosophen zu langsam, zu wenig eigenmächtig. „Unsere neueren Physiker arbeiten ins Große, sprechen vom Bau des Universums und darüber wird nichts fertig," schreibt er. „Entweder zaubern oder handwerksmäßig mit Nachdenken arbeiten" (Schriften 2, 149). Er findet das Wort vom „physischen Magus", der „die Natur belebt und willkürlich wie seinen Leib behandelt" (Schriften 2, 144). Ebenfalls dem Begriffe der spekulativen Physik entspringt der für die Naturanschauung der ganzen Romantik außerordentlich charakteristische Satz: „Nur durch Gedanken können wir das Innere und die Seele der Natur wahrnehmen" (Schriften 2, 117). Bald aber kommt Novalis dazu, derartige gedankliche Konstruktion als ein Recht der frei waltenden Phantasie in Anspruch zu nehmen, die ja wirklich das vermag, was Novalis forderte, nämlich zu zaubern. Physik wird ihm zur „Lehre von der Phantasie" (Schriften 2, 149) — die ja in der That für den Idealisten die Schöpferin der Außenwelt ist — und der ganze Gedankenkomplex verbindet sich mit seiner Anschauung von der unbedingten Realität der Poesie. Der phantasiereichste, der Dichter, ist daher der eigentliche „physische Magus" und der Satz „der Poet verstehe die Natur besser als der wissenschaftliche Kopf" (Schriften 3, 165) wird ihm zum Dogma. Noch nach einer andern Seite hin sollte das Princip der Naturphilosophie für unsern Dichter fruchtbringend werden. Vom Symbolisieren der Natur durch den Geist, das wir bereits in einem früheren Fragment beobachten konnten, bis zur Naturbeseelung ist nur ein Schritt. Man sieht es deutlich bei Schelling selbst, wie sich fortwährend die Personificierung der Natur bei ihm anbahnt, wie er zwischen Symbolisieren und völligem Identificieren von Geist und Natur hin und her schwankt, leicht geneigt wäre, seine Potenzenreihen in beiden Sphären nur für eine zu halten und doch den letzten Schritt zur völlig poetischen Anschauung der Natur nicht wagt. In den späteren Schriften geht er darin weiter und in der „Allgemeinen Deduktion des dynamischen Prozesses" (1800) spricht er es aus, daß „alle Qualitäten Empfindungen, alle Körper Anschauungen der Natur seien, die Natur selbst eine mit allen ihren Empfindungen und Anschauungen gleichsam erstarrte Intelligenz sei" (Sämtliche Werke I, 4, S. 27). Die Ausmalung dieses Bildes konnte die Einbildungskraft eines Dichters wohl beschäftigen. Sehr gewöhnlich ist bei Novalis die Übertragung aller Art geistiger Qualitäten auf die Natur. Er

schreibt der Natur „Witz, Humor und Phantasie“ zu. Ersterer soll sich namentlich in der Bildung von „Thierkarrikaturen“ zeigen, während die Phantasie mehr im Pflanzen- und Steinreich walte (Schriften 2, 153). Er wirft die Frage auf, ob die Seelen dieser beseelten Pflanzenindividuen nicht vielleicht die „ätherischen Öle“ (Schriften 2, 158) seien und spricht von „Toleranz und Kosmopolitismus der Blumen“ und im Gegensatz dazu vom „Streben der Thiere nach individueller Alleinherrschaft“ (Schriften 2, 154). In konsequenter Fortbildung des Gedankens drängt sich ihm die Frage auf, „ob sich nicht die Natur vielleicht mit dem Wachsen der Cultur wesentlich verändert habe?“ (Schriften 2, 149). Und ein wichtiges Zeugnis, wie sich aus dieser Ansicht der Natur ein wachsender Gemütsanteil an ihr entwickelte, bildet das Fragment, in dem er vom Kriticismus, der ja auch für Schelling der Ausgangspunkt war, sagt, er sei diejenige Lehre, die uns beim Studium der Natur auf uns selbst, auf innere Beobachtung und Versuche weist. „Er läßt uns die Natur oder Außenwelt als ein menschliches Wesen ahnden, er zeigt, daß wir alles nur so verstehen können und sollen, wie wir uns selbst und unsere Geliebten, uns und Euch verstehen“ (Schriften 2, 117). Aber wertvoller noch ist für Novalis der umgekehrte Bezug des Geistes auf die Natur. Dies zeigt uns deutlich das folgende Fragment: „Wie wenig hat man noch die Physik für unser Gemüth und das Gemüth für die Außenwelt benutzt. Verstand, Phantasie, Vernunft, das sind die dürftigen Fachwerke des Universums in uns. Von ihren wunderbaren Vermischungen, Gestaltungen, Übergängen kein Wort. Keinem fiel es ein, noch neue ungenannte Kräfte in uns aufzusuchen und ihren geselligen Verhältnissen nachzuspüren. Wer weiß, welche wunderbare Verhältnisse, welche wunderbare Generationen uns noch im Innern bevorstehen“ (Schriften 2, 133). Wir sehen, daß Novalis das Princip der Dynamik aus der Physik auf die Psychologie übertragen möchte; und die Methode denkt er sich genetisch und spekulativ, wie in jener: „Die Darstellung des Gemüthes muß wie die Darstellung der Natur selbstthätig, eigenthümlich, allgemein, verknüpfend und schöpferisch seyn. Nicht wie sie ist, sondern wie sie seyn könnte und seyn muß“ (Schriften 3, 165 f.). Eine derartige Darstellung des Innenlebens scheint ihn fortwährend zu beschäftigen. Um sie anzubahnen, überträgt er in ziemlich äußerlicher Weise physikalische Erscheinungen, Ergebnisse neuerer Forschungen, Hypothesen aller Art auf geistiges Gebiet. In lapidaren Sätzen ohne Begründung spricht er diese Ideen und Möglichkeiten aus. „Denken ist eine Muskelbewegung (Schriften 3, 192). Witz ist geistige Elektricität (Schriften 3, 256). Denklehre entspricht der Meteorologie (Schriften 2, 159). Anschaun ist ein elastischer Genuß (Schriften 2, 155). Gefühl ist gebildete Bewegung (Schriften 2,

151). Denken ist vielleicht Absondern, Empfinden, Fressen (Schriften 2, 163). Traurigkeit ist ein Symptom der Secretion, Freude der Nutrition (Schriften 2, 162). Das Bedürfnis eines Gegenstandes ist schon Resultat einer Berührung in distans" (Schriften 2, 159) und so fort. Der Verbrennungsprozeß scheint ihm ein wirksames Analogon für geistige Vorgänge, möglicherweise auch mehr zu sein. „Wenn unser körperliches Leben ein Verbrennen ist, so ist wohl auch unser geistiges eine Combustion (oder ist es gerade umgekehrt?)" (Schriften 2, 159). „Sollte Denken oxydieren, Empfinden desoxydieren sein?" (Schriften 2, 159). Die Lichttheorie der Naturphilosophie, nach welcher das Licht aus einem positiven Princip, dem Äther, und einem negativen, dem Oxygen besteht,[1] überträgt er auf das Geschlechtsverhältnis (wie so gern die Geschlechtsverhältnisse auf die Natur), indem er den Satz aufstellt: „Das Weib ist unser Oxygen" (Schriften 2, 162). Namentlich aber reizen ihn die geheimnisvollen Erscheinungen des Galvanismus, dessen Wesen noch völlig in Dunkelheit gehüllt war, der aber einen weiten Spielraum seiner Wirksamkeit ahnen ließ, zu Kombinationen. Der mit ihm eng verbundene J. W. Ritter hatte in seiner Schrift „Beweis, daß ein beständiger Galvanismus den Lebensprozeß im Thierreiche begleite" (1798), die Bedingungen des galvanischen Prozesses im organischen Leben aufgezeigt; er hatte den Nachweis geliefert, daß die Bedingung der galvanischen Thätigkeit, nämlich Vorhandensein dreier qualitativ verschiedener Substanzen, im Tierkörper sich erfülle. Novalis meint diese Bedingungen auch im geistigen Prozeß aufzeigen zu können, indem er sagt: „Der Geist galvanisiert die Seele mittelst der gröbern Sinne. Seine Selbstthätigkeit ist Galvanismus, Selbstberührung en trois" (Schriften 2, 159). Ebenso erscheint es ihm ausgemacht, daß „Denken schlechterdings nur eine Galvanisation sei, eine Berührung des irdischen Geistes, der geistigen Atmosphäre durch einen himmlischen, überirdischen Geist" (Schriften 2, 159), sowie daß „Galvanisation zwischen zwei, drei oder mehreren Menschen vermöge der Metalle stattfinde" (Schriften 3, 158), daß auch der Geist den Leib galvanisiere und umgekehrt (Schriften 2, 159) u. s. w. So sehen wir ihn fortwährend auf Aufsuchung von Berührungs- und Vergleichungspunkten zwischen Geist und Natur ausgehen, wie es ja die Naturphilosophie auch that. Wie allgemein und äußerlich dieser Parallelismus ist, zeigt nichts deutlicher als die zusammenhangslos hingeworfenen Worte eines Fragmentes: „Innere Luft, inneres Wasser und Licht" (Schriften 2, 233).

Auch die Idee der Naturphilosophie, daß das Wesentliche aller Dinge das Leben, das Accidentelle die Art des Lebens sei, und daß

[1] Schellings „Weltseele", Sämtliche Werke 2, 399 f

die erste Kraft der Natur, ein Proteus, sich nur in ihren verschiedenen Erscheinungsformen zeige,[1]) scheint Novalis beschäftigt zu haben. Wenigstens vermute ich diesen Gedanken in dem folgenden Fragmente: „Wenn Gott Mensch werden konnte, so konnte er auch Stein, Pflanze, Thier und Element werden, und vielleicht giebt es auf diese Art eine fortwährende Erlösung in der Natur" (Schriften 2, 157).

Reges Interesse sehen wir den Dichter in den Fragmenten für das Krankheitsproblem hegen. Freilich sind die darauf bezüglichen Fragmente, wie Just Bing[2]) es ausdrückt, in erster Linie Argumentationen ad personam des Hektikers. Aber daneben darf nicht übersehen werden, wie rege seit Browns Heillehre das Interesse für dieses Problem überhaupt war und wie es Novalis durch die bezüglichen Bestrebungen der Naturphilosophie auch wissenschaftlich näher gebracht worden war. Wenn Novalis sagt, daß „jedes Individium sein bestimmtes Maaß oder Gesundheitsverhältnis habe, daß unter oder über diesem Maaße seine Krankheiten seien" (Schriften 2, 164), so stimmt dies ganz mit dem, was Schelling im „Ersten Entwurf eines System der Naturphilosophie" (1799) darüber entwickelt, nämlich daß das Individuum nichts anderes sei als der sichtbare Ausdruck einer bestimmten Proportion organischer Kräfte und daß eine Abweichung von dieser Proportion die Organisation der Krankheit fähig mache. Eben dieser Gedanke der Disproportion und der Heilung jeder Krankheit durch Wiederherstellung des für den betreffenden Organismus geltenden Verhältnisses der Faktoren der Erregbarkeit liegt zu Grunde, wenn Hardenberg jede Krankheit als ein „musikalisches Problem", die Heilung als eine „musikalische Auflösung" (Schriften 2, 168) bezeichnet, wobei man sich erinnern muß, wie wertvoll Hardenberg die Anwendbarkeit mathematischer Grundverhältnisse auf die Musik erschien (Schriften 2, 147). Ganz im Sinne der Schellingschen Konstruktion des Krankheitsbegriffes argumentiert ferner Novalis, wenn er sagt: „Es hat von jeher nur eine Krankheit gegeben, mithin auch nur eine Universalarznei" (Schriften 2, 166), denn auch nach Schellings Ansicht giebt es nur eine Krankheit, nämlich Disproportion innerhalb der Faktoren der Erregbarkeit, und Heilung ist nur auf einem Wege möglich, nämlich durch Wiederherstellung der natürlichen Proportion des Organismus durch entsprechende Reizwirkungen — eine Theorie, von der Schelling hoffte, daß sie „die Heilkunde auf sichere Principien, ihre Ausübung auf unfehlbare Regeln zurückbringen werde".[3]) Und wenn Schelling den Sitz aller

[1]) Weltseele, Sämtliche Werke 2, 283.
[2]) Novalis. Eine biographische Charakteristik 1893, S. 54.
[3]) Sämtliche Werke I, 3, 238.

Krankheiten in die Sensibilität verlegt, so sagt auch Novalis: „Mit der Sensibilität und ihren Organen, den Nerven, tritt Krankheit in die Natur" — um aber sogleich einen Schritt über die Grenze der physiologischen Betrachtung zu thun, indem er fortfährt: „Es ist damit Freiheit, Willkühr in die Natur gebracht und damit Sünde, Verstoß gegen den Willen der Natur, die Ursache alles Übels" (Werke 2, 166). Auch für diese gedankliche Umbiegung können wir an Schelling anknüpfen. Dieser hat schon in der Schrift „Von der Weltseele" (1798) und entschiedener noch im „Ersten Entwurf" (1799) betont, daß das Leben, dessen Erreger ja der in die allgemeine Identität der Natur geworfene zündende Funke der Sensibilität ist, ein „ganz künstlicher Zustand sei, der gleichsam wider den Willen der Natur (invita vita externa), durch ein Losreißen von ihr zu Stande komme."[1]) In religiöser Umbiegung erscheint dieses erste Losreißen nun als Auflehnung gegen den Willen der Natur, als die Erbsünde der bestehenden organischen Welt.[2]) Damit im Zusammenhang steht die Meinung eines andern Fragmentes, daß „alles Wirksame, Wirkliche, Sensible schon subaltern, Resultat einer Antithese, einer Zersetzung sei, daß das Ächte, Wahrhafte nicht sensibel sei" (Schriften 2, 151), wobei der Gedanke der Naturphilosophie, daß in allen Produkten entzweite, reell entgegengesetzte Principien wirksam seien, zur Ergänzung herbeigezogen werden muß. Und in entgegengesetzter Richtung hat Novalis als Fichteaner den Gedanken ausgedacht, wenn er sagt: „Je erzwungener das Leben desto höher" (Schriften 3, 259).

Noch nach einer andern Richtung hin sehen wir Novalis mit dem Begriffe der Sensibilität beschäftigt. Im „Entwurf" führt Schelling aus, daß Sensibilität, Irritabilität und Produktionskraft (oder Bildungstrieb) die Stufenleiter der organischen Kräfte bilden. Sensibilität als das Höchste sei in der organischen Welt am sparsamsten ausgestreut und trete nur auf dem Gipfel des Organismus in absoluter Unabhängigkeit von den andern untergeordneten Kräften als Beherrscherin des ganzen Organismus auf. Die Sensibilität steigt in dem Maße, als die übrigen Kräfte sinken. Dies mag für Novalis der Anstoß gewesen sein, jene „Graderhöhung der Menschheit durch Vermehrung und Bildung der Sensibilität zu fordern" (Schriften 2,

[1]) „Entwurf", Sämtliche Werke I, 3, an mehreren Stellen. „Weltseele", Sämtliche Werke I, 2, 514 f.

[2]) Vgl. ein anderes Fragment von Novalis: „Alle Krankheiten gleichen der Sünde dadurch, daß sie Transcendenzen sind; unsere Krankheiten sind alle Phänomene einer erhöhten Sensation, die in höhere Kräfte übergehen will. Wie der Mensch Gott werden will, sündigt er" und ein Fragment von Ritter (Fragmente aus dem Nachlasse eines jungen Physikers 2, 602): „Alle Geburt Sünde, aller Tod Erlösung."

122). Es kommt der Gedanke von dieser Seite dem andern, im Sinne Fichtes gelegenen von der absoluten Herrschaft des freien Willens über die Außenwelt, zu der ja auch der Körper gehört, entgegen. Denn auch im organischen Leben ist es nur die Thätigkeit der Sensibilität, der relative Freiheit zukommt. Je mehr Sensibilität in die untergeordneten Kräfte übergeht, desto unwillkürlicher werden die Bewegungen und die Äußerungen des Bildungstriebes, bis schließlich, wo Sensibilität ganz in diese Kräfte übergeht, der Organismus zur Maschine herabsinkt. Daher verlangt Novalis „man solle den ganzen Körper immer willkürlicher machen, ihn eben so animiert, für äußere Reizungen empfänglich machen wie es die Sinne sind“ (Schriften 2, 165). Es ist bekannt, daß Novalis meinte, diese Beherrschung des Körpers durch die höchste Kraft, die Sensibilität, könne so weit getrieben werden, daß es möglich werde, verlorene Glieder selbst zu restaurieren — also durch Willkür das zu erreichen, was bei den niedrigsten Thieren durch den unwillkürlichen Bildungstrieb besorgt wird — ferner sich bloß durch seinen Willen zu töten u. s. f. (Schriften 2, 135 f.). Zum Teil entspringt wohl auch der Begriff der Passivität, des Quietismus diesem Gedankenkreise. Denn wenn man auf Kosten der niedrigeren Kräfte, der Bewegungsfähigkeit und der Produktionskraft nur die höchste, dem Menschen im besonders hohen Grade zukommende, die Sensibilität, die Empfänglichkeit für die feinsten Reize, ausbilden soll, so steht auf der höchsten Stufe der Organisation natürlich jener, der weder produciert noch sich bewegt, sondern nur Reize aufnimmt und genießt, der wahre Aristokrat, der der unbedingten Passivität huldigt.

Aus derselben Quelle stammt auch ein Teil des Enthusiasmus für den Schmerz, der für Novalis so charakteristisch ist. In diesem Sinne sagt er: „Schmerz ist eine Erinnerung unseres hohen Ranges“ (Schriften 3, 294) — denn er giebt von unserer erhöhten Sensibilität Zeugnis — und in einem andern Fragmente: „Krankheit gehört zur Individualisierung. Krankheit zeichnet uns vor Thieren und Pflanzen aus“ (Schriften 2, 166) — bei denen die Sensibilität sich eben fast ganz in die untergeordneten Kräfte verliert. Und man muß sich erinnern, daß Sensibilität die Ursache aller Krankheiten, aber auch die Grundlage des höchsten sinnlichen Genusses ist, um zu verstehen, wenn der Dichter meint, „es könnte vielleicht in dem Augenblicke, in welchem der Mensch die Krankheit oder den Schmerz zu lieben anfienge, die reizendste Wollust in seinen Armen liegen“ (Schriften 2, 254) oder wenn er Krankheit wie Tod zu den menschlichen Vergnügungen rechnet (Schriften 3, 246).

Wir stoßen hier bereits auf ein anderes Moment der Anschauungen unseres Dichters, nämlich auf seine potenzierte Todes-

sehnsucht. Die Quelle dieser Sehnsucht wird man natürlich wieder in erster Linie in seinen Lebensumständen suchen müssen. Aber auch die philosophische Richtung der Zeit trug gewiß dazu bei, diese Sucht zu verstärken — wenigstens die gedankliche Prägung ihr aufzudrücken. Es wird nicht leicht sein, die mannigfachen Fäden zu entwirren, die von der Philosophie hinüberlaufen. Noch müssen wir zunächst an den Spinozismus denken; das pantheistische Gebot „Vernichte dich selbst, verliere dich selbst im Absoluten“ fällt aber bereits mit der Forderung des Transcendentalismus, durch einen Akt der Freiheit sich über die Einheit von Vorstellung und Gegenstand im Bewußtsein zu erheben, zusammen. Spinozas „Moment der Vernichtung“ ist jener, in dem der freie Mensch sich und sein Bewußtsein völlig und auf immer von der Außenwelt trennt. Dies sagt uns ein Fragment unseres Dichters: „Der ächte philosophische Act ist Selbsttödtung. Das ist der reale Anfang aller Philosophie. Nur dieser Act entspricht allen Bedingungen und Merkmalen der transcendentalen Handlung.“[1] Aber es wird daneben nicht übersehen werden dürfen, daß auch die Naturphilosophie Keime dieser Todessehnsucht in sich trug. Im „Entwurf“ führt Schelling aus, daß das Streben der Natur auf ein allgemeines Produkt gehe und daß alle endlichen Produkte nur mißglückte Versuche der Darstellung des absoluten Produktes seien. Damit es also überhaupt zur Darstellung endlicher Produkte, zum Leben komme, muß die Thätigkeit der Natur fortwährend gehemmt werden. Absoluter Übergang ins Produkt ist Tod. „Indem die Natur gegen das Leben ankämpft, erhält sie es. Sobald das Leben von der äußeren Natur unabhängig, das ist für äußere Reize unempfänglich wird, erlischt die Lebensthätigkeit und so ist das Leben selbst nur die Brücke zum Tode“ (Sämtliche Werke I, 3, 589). Da das Leben in jedem Augenblicke gegen den Willen der Natur zustande kommt, so kann man sagen „das Leben sey eine fortwährende Krankheit und der Tod nur die Genesung davon“ (Sämtliche Werke I, 3, 222). So sagt auch Novalis: „Leben ist der Anfang des Todes, das Leben ist nur um des Todes willen (Schriften 2, 256) und in Verbindung mit dem früheren Gedanken der Passivität „Leben ist eine Krankheit des Geistes, ein leidenschaftliches Thun“ (Schriften 2, 156). Aus einer pessimistischen Naturansicht also floß zum Teile diese Lebensmüdigkeit. Wie sehr selbst Schelling unter dem Banne dieser Todessehnsucht stand und wie eine theoretische Begründung dafür seinem Geiste nahe lag, zeigt der interessante Brief an Georgii[2]) vom 19. März

[1]) Schriften 2, 115 — und ähnlich in einem andern Fragmente: „Sterben ist ein höchst philosophischer Akt“ (2, 122).

[2]) Schellings Leben von Plitt 3, 253 f.

1811, in dem er schreibt: „Anhaltendes Nachdenken und Forschen hat bei mir nur dazu gedient, jene Überzeugung zu bestätigen, daß der Tod, weit entfernt, die Persönlichkeit zu schwächen, sie vielmehr erhöht, indem er sie von so manchem Zufälligen befreit; daß Erinnern ein viel zu schwacher Ausdruck ist für die Innigkeit des Bewußtseins, welches den Abgeschiedenen vom vergangenen Leben und den Zurückgelassenen bleibt, daß wir im Innersten unseres Wesens mit jenen vereint bleiben, da wir ja unserem besten Theile nach nichts anderes sind als was sie auch sind — Geister. Täglich erkenne ich mehr, daß Alles weit persönlicher und unendlich lebendiger zusammenhängt, als wir uns vorzustellen vermögen. Könnte bei richtigem Fühlen und Denken zur Gewißheit jener Überzeugung irgend etwas fehlen, so bedarf es nur des Todes einer geliebten mit uns verbunden gewesenen Person, um sie zur höchsten Lebendigkeit zu erhöhen." Würde man solche Worte nicht unbedenklich Novalis zuschreiben können?

Somit ergeben sich als wesentliche Punkte bei der Betrachtung von Hardenbergs Fragmenten in Hinsicht auf die Naturphilosophie die folgenden: Aus dem Grundsatze der Naturphilosophie, Einheit von Geist und Natur, folgt eine symbolische Auffassung der Natur, wenn sie rein auf den Geist projiciert wird. Wird sie selbständig gefaßt, so erscheint sie beseelt, personificiert. Die ganze Stellung zur Natur ist die gedankenmäßiger Erfassung. Anderseits wird der Geist in seiner Naturbedingtheit, als Naturobjekt betrachtet und der Versuch gemacht, ihn so darzustellen. Ferner fließt die Anschauung des Krankheitsproblems, die mit Rücksicht auf die Persönlichkeit des Dichters wichtig erscheint, aus der Naturphilosophie, sowie der Begriff und die Wertbestimmung des Quietismus als Lebensform. Endlich konnten wir auch gedankliche Spuren einer Verbindung der romantischen Todessehnsucht mit der pessimistischen Naturauffassung der Naturphilosophie nachweisen.

III. Novalis' „Die Lehrlinge zu Sais".

Die „Lehrlinge zu Sais" sind von dem vielen, was die Romantiker in dieser Hinsicht planten, der einzige ausgeführte Versuch des sinnbildlichen Naturromans und erregen, obwohl Fragment geblieben, schon aus diesem Grunde Interesse. Freilich ist das Ganze nicht von einer einheitlichen philosophischen Idee getragen. Das Romanfragment fällt deutlich in mehrere Partien auseinander und verrät dadurch sein stückweises Entstehen. Schon zu Beginn des Jahres 1798 ist von dem Romane die Rede, allein erst im Sommer 1799 liest Novalis das Fragment Tieck in der in den Schriften dann veröffentlichten Form vor. Wenn in dem Briefe an A. W. Schlegel

vom 24. Februar 1798[1]) von „logologischen Fragmenten, Poeticismen und einem Anfange unter dem Titel ‚Der Lehrling von Sais', ebenfalls Fragmente, nur alle in Beziehung auf ‚Natur'“ die Rede ist, so kann um diese Zeit das Märchen von Hyacinth und Rosenblüte im Romane noch nicht enthalten gewesen sein, denn sonst hätte Novalis von diesem seinen ersten Versuch in dieser Gattung doch jedesfalls Mitteilung gemacht. Dafür spricht auch das inhaltliche Moment, daß am Anfange des Fragments die Form des Ichromanes herrscht, Novalis sich selbst also als den Lehrling in den Mittelpunkt des Ganzen stellt, während im Märchen in der Person Hyacinths ein anderer Lehrling von Sais auftritt und also bei Beibehaltung der ersten Exposition deutlich eine Doublette entstanden wäre — wenn man nicht etwa annehmen wollte, daß, so wie im „Ofterdingen“, das Märchen den Verlauf des Romans vorbilden sollte. Aber dagegen spricht der von Novalis im Tagebuche mitgeteilte wahrscheinliche Plan der Fortsetzung.[2]) Das Märchen lag also jedenfalls nicht auf dem Wege der ursprünglichen Exposition — wenn man für das erhaltene Fragment eine Exposition überhaupt anzunehmen berechtigt ist, für welche die lose Fügung des Ganzen nicht genug Gesichtspunkte giebt.

Ein Bruchteil Erzählung mit deutlichem Bezug auf Novalis' Lehrer Werner in Freiberg, eine Fülle von Gedanken über die Natur im Stil der Fragmente, nicht weiter charakterisierten Personen in den Mund gelegt, das ist es, was mit dem Märchen zusammen die „Lehrlinge“ ausmacht; viel Erwartung ohne Erfüllung. Zunächst berichtet der Schüler, Novalis, über seinen Lehrer. „Er versteht die Züge zu sammeln, die überall zerstreut sind. Er merkt überall auf die Verbindungen, Begegnungen, Zusammentreffungen in allem.“ Darum sieht er bald nichts mehr allein. Wie er Steine, Blumen, Käfer aller Art sammelt und auf mannigfache Art sich in Reihen legt, so bringt er auch seine Wahrnehmungen zusammen. So kommt es, daß ihm „bald die Sterne Menschen, die Menschen Sterne, die Steine Thiere, die Wolken Pflanzen wurden. Er spielte mit den Kräften und Erscheinungen; er wußte, wo und wie er dies und jenes finden und erscheinen lassen konnte, und griff so selbst in den Saiten nach Tönen und Gängen umher.“ Das ist also Werner;[3]) aber er ist unter den Händen des Dichters schon zu etwas anderem

---

[1]) Raich, Briefwechsel von Novalis Nr. 57.

[2]) Dieser wurde wohl zur Zeit abgefaßt, als Novalis „neue Lust zum echt sinnbildlichen Naturroman bekam“ (Brief an Tieck vom 23. Februar 1800. Schriften 1, XVI).

[3]) Übrigens setzt Novalis seinem Lehrer auch im „Ofterdingen“ in der Gestalt des Steigers Werner ein poetisches Denkmal.

geworden. Was hier gegeben wird, geht über die Wiedergabe des Eindrucks hinaus, den Novalis von diesem Manne empfangen hatte. Schon ist er in die Gestalt des „wunderthätigen Magus“ aus den Fragmenten hinübergeflossen, der „die Natur belebt und willkürlich wie seinen Leib behandelt“. Das Streben der Naturphilosophie, alles in steter Verbindung und Einheit zu sehen, und die Willkür ihrer idealistischen Methode spiegeln sich in dieser halb ins Gebiet des Zauberhaften gerückten Gestalt.

Noch führt uns die Erzählung zwei Gestalten vor: Ein Kind, dem der Lehrer, da es kaum da ist, den Unterricht übergeben will. Wenn es dereinst wiederkommt, hören die Lehrstunden auf. Die zweite ist ein Knabe, ungeschickt und traurig, der aber einst ein Steinchen von seltsamer Gestalt findet, worauf ihn „der Lehrer lang küßte und die andern mit nassen Augen ansah“. Diese beiden Gestalten kann man wohl mit den in der Fortsetzung erwähnten „Das Kind und sein Johannes. Der Messias der Natur“ identificieren.

Dann tritt Novalis selbst auf und charakterisiert seinen, des Idealisten, Standpunkt gegenüber dem Lehrer: „So wie dem Lehrer ist mir nie gewesen. Mich führt alles in mich selber zurück. Mich freuen die wunderlichen Haufen und Figuren in den Sälen, allein mir ist es, als wären sie nur Bilder und Hüllen, Zierden, versammelt um ein göttlich Wunderbild und dieses liegt mir immer in Gedanken. Es ist als sollten sie mir den Weg zeigen, wo im tiefen Schlaf die Jungfrau steht, nach der mein Geist sich sehnt . . . Der Lehrer will, daß wir den eignen Weg verfolgen, weil jeder neue Weg durch neue Länder geht, und jeder endlich zu diesen Wohnungen, zu dieser heiligen Heimat wieder führet. Auch ich will also meine Figur beschreiben, und wenn kein Sterblicher, nach jener Inschrift dort, den Schleier hebt, so müssen wir Unsterbliche zu werden suchen; wer ihn nicht heben will, ist kein echter Lehrling zu Sais.“

Das ist also ein Ansatz zu künftiger Handlung: Der Lehrling geht seinen eigenen Weg, der ihn aber wieder dorthin zurück führt, woher er gekommen ist — wir werden dasselbe im Märchen wiederfinden. Schließlich hebt er den Schleier durch einen Akt der höchsten Transcendenz — ob wir diesen mit der sonst von Novalis als die eigentlich transcendentale bezeichneten Handlung, dem Tode, identificieren dürfen, muß unentschieden bleiben.

Es folgen dann Gespräche über die Natur. Zu Beginn wird der „philosophische Naturzustand“ geschildert — wie von Schelling in der Einleitung zu den „Ideen“ — und zu ihm im Gegensatze die Zersetztheit der gegenwärtigen Menschen. Den früheren Menschen kam alles menschlich, bekannt und gesellig vor, ihre Vorstellungen stimmten mit der sie umgebenden Welt überein. Die späteren Menschen

aber haben durch die fortwährende Zerspaltung ihres Inneren das Vermögen verloren, die zerstreuten Farben ihres Geistes wieder zu mischen und den alten einfachen Naturzustand wieder herzustellen. Dann wird gezeigt, wie sich von altersher die Menschen mit der Frage nach Wesen und Ursprung der Welt beschäftigten und den Schlüssel dazu bald in einer Hauptmasse der wirklichen Dinge — rein realistisch — bald in dem erdichteten Gegenstande eines unbekannten Sinns — rein idealistisch — aufsuchten. Der Ursprung der Welt wurde bald im Flüssigen, Gestaltlosen, bald in den Atomen gesucht und die älteste naive Auffassung bringt in ihren Märchen und Gedichten Menschen, Götter und Tiere als gemeinschaftliche Werkmeister, eine Erklärung, der Novalis nachrühmt, daß sie wenigstens die Gewißheit eines zufälligen, werkzeuglichen Ursprungs in sich habe. Auch — meint er — schließe sich die Zufälligkeit der Natur wie von selbst an die Idee einer menschlichen Persönlichkeit an. Darum — hier kommt er auf seine Lieblingsidee — sei wohl auch die Dichtkunst das liebste Werkzeug der eigentlichen Naturfreunde stets gewesen, müsse man die Natur, wenn man ihr Gemüt kennen lernen wolle, in der Gesellschaft der Dichter genießen. Die gegenwärtige Natur habe große, aber verwilderte Anlagen, man müsse sie wieder freundliche Sitten lehren, sie sanfter und erquicklicher — mit einem Worte sie moralisch im Fichteschen Sinne machen.[1]) Dann erscheint allmählich die alte goldene Zeit wieder, in der „die Natur den Menschen Freundin, Trösterin, Priesterin und Wunderthäterin war, als sie unter ihnen wohnte und ein himmlischer Umgang die Menschen zu Unsterblichen machte. Dann werden die Gestirne die Erde wieder besuchen, der sie gram geworden waren in jenen Zeiten der Verfinsterung; dann legt die Sonne ihren strengen Zepter nieder und wird wieder Stern unter Sternen und alle Geschlechter der Welt kommen dann nach langer Trennung wieder zusammen. Dann finden sich die alten verwaisten Familien und jeder Tag sieht neue Begrüßungen, neue Umarmungen; alte Zeiten werden erneuert und die Geschichte wird zum Traum einer unendlichen, unabsehlichen Gegenwart."[2])

Ein anderer Schüler äußert eine pessimistische Auffassung der Natur. Sie sei eine furchtbare Mühle des Todes. Nur innere Uneinigkeit der Naturkräfte habe die Menschen bis jetzt erhalten. Vertrügen sich diese einmal, so bedeute dies Untergang für das Menschen-

---

[1]) Vgl. dazu die analoge Auseinandersetzung im Gespräch zwischen Heinrich und Sylvester im zweiten Teil des „Ofterdingen".

[2]) Dieselben Gedanken kehren in den „Hymnen" und im Ofterdinger Märchen wieder.

geschlecht.[1]) „Wohl," sagen Mutigere, Idealisten, „laßt unser Geschlecht einen langsamen, wohldurchdachten Zerstörungskrieg mit der Natur führen. In den begeisternden Gefühlen unserer Freiheit laßt uns leben und sterben. Bis hieher reicht die Wuth des Ungeheuers nicht, ein Tropfen Freiheit ist genug, sie auf immer zu lähmen." Und gleich tritt ein anderer hervor mit der gedanklichen Umbiegung der Fichteschen Philosophie, die durch Schelling erfolgt war: „Was brauchen wir die trübe Welt der sichtbaren Dinge mühsam zu durchwandern? Die reinere Welt liegt ja in uns, in dem Quell der Freiheit. Hier offenbart sich ja der Sinn des großen bunten Schauspiels und treten wir von diesen Blicken voll in die Natur, so ist uns alles wohlbekannt und sicher kennen wir jede Gestalt." Und den Gedankengang abschließend, endigt das Gespräch ein dritter: „Der Sinn der Welt ist die Vernunft. Wer also zur Kenntnis der Natur gelangen will, übe seinen sittlichen Sinn." Es folgen dann Gespräche der Naturobjekte in den Lehrsälen, die auf das vorausgegangene Gespräch reagieren und klagen, daß sich der Mensch durch die Begierde, Gott zu werden von ihnen getrennt habe. „Durch das Gefühl würde die alte, ersehnte Zeit zurückkommen. Das Denken ist nur ein Traum des Fühlens, ein erstorbenes Fühlen, ein blaßgraues, schwaches Leben."

Neuerdings werden uns in kunstloser Anordnung Gespräche von Reisenden vorgeführt, die in den Tempelarchiven nach den Resten der Ursprache forschen wollen. Der Lieblingsgedanke des Dichters vom magischen Idealisten kommt wieder. Aus der Schellingschen Identität von Natur und Geist fließt die Anschauung, daß jener „Naturgedanken ohne vorhergegangen wirklichen Eindruck hervorbringen, Naturcompositionen entwerfen könne". Und der Umstand, daß bei dieser Art der Betrachtung die Welt als ein Produkt der Wechselwirkung zwischen der Natur und unserem Geiste erscheinen muß, führt zu dem Gedanken, den ein anderer der Reisenden entwickelt, „daß die Natur das Erzeugnis des unbegreiflichen Einverständnisses unendlich verschiedener Welten sei." Ein anderer entwickelt den Gedanken, „daß die Natur eine Geschichte sein müsse", folgend der Definition der Naturphilosophie, daß die Natur ein Werden, kein Seyn sei. Wieder erneut sich der schon früher aufgetauchte Gedanke, daß nur die Dichter gefühlt hätten, was die Natur sei. Ihre Bilder, ihre Gleichnisse, die schon seit jeher die Natur immer auf das Innere des Menschen bezogen haben, sind wahr im Lichte einer Naturanschauung, wie sie die Naturphilosophie giebt; sie haben darin

[1]) Dieser Gedanke ganz Schellingisch. Vgl. Weltseele, Sämtliche Werke I, 2, 493 f. 501. 514, dann auch das bei den Fragmenten Gesagte.

die Identität von Geist und Natur vorausahnend dargestellt. Schaffende Anschauung im Sinne Fichtes, die ursprüngliche Function des Daseins, ist es, was den Naturforscher und Naturlehrer macht. „Durch den Zusammenhang seiner Gedankenwelt in sich und ihre Harmonie mit dem Universum bildet sich von selbst ein Gedankensystem zur getreuen Abbildung und Formel des Universums.“ So sehen wir Novalis sich auf das Interessierteste mit der Methode der Naturphilosophie beschäftigen. Den Künstlern der Natur, die sie durch Thätigkeit hervorbringen, stellt Novalis die „Lieblinge der Natur gegenüber, die kindlich von liebevoller Mittheilung höherer, von ihnen mit Inbrunst verehrter Wesen die ihnen nützliche Erkenntnis der Natur erwarten, erfüllt von dem innigen Bewußtsein ihrer Unzertrennlichkeit von den geliebten Wesen“. Diese Urliebe, die Seele der Welt offenbart sich im Meer und Quellwasser, im Urflüssigen; es ist Drang zum Zerfließen. Nur Dichter sollen darum mit dem Flüssigen umgehen, weil sie es allein verstehen.

In sprunghafter Weise wendet sich dann das Fragment zu dem Zwecke, den die Reisenden verfolgen, die Auffindung der Ursprache. Gedanken sind hier über die Ursprache ausgesprochen, die auch sonst bei Novalis und sehr stark in den Fragmenten Ritters[1]) sich finden, wie z. B. daß die Ursprache eigentlich wunderbarer Gesang war, alle Sprachen durch Individualisierung aus dem Gesange entstanden seien. Die Auffassung, die Novalis von der Sprache hat, wird völlig erhellt durch die Bemerkung, daß das Leben des Universums ein ewiges tausendstimmiges Gespräch sei. Wieder sehen wir im Hintergrunde die Parallele zwischen Geist und Natur und die dynamische Naturauffassung der Naturphilosophie: die Sprache ist der Ausdruck des Menschengeistes, wie alles Leben der Ausdruck des Naturgeistes; es ist eine analoge Anschauung, wie z. B. in dem Satze Friedrich Schlegels von „dem Gedichte der Gottheit, der irdischen Schöpfung dieser schönen Sternenwelt“ im „Gespräch über Poesie“ ausgesprochen. Mit einer Erörterung der Eigenschaften des wahren Naturlehrers und der Grundzüge einer Kunst, die Natur zu lehren, endigt das Fragment.

Der poetisch wertvollste und einzig fertig gewordene Teil der „Lehrlinge“, in ziemlicher Unabhängigkeit von den Haupttendenzen des Romans in das lockere Gefüge hineingestellt, ein schöner Schmuck eher als ein wesentlicher Bestandteil des Ganzen, ist das Märchen von Hyacinth und Rosenblüte. Es ist einem munteren Gespielen unseres Lehrlings in den Mund gelegt, der ihn dadurch aus seinen Grübeleien reißen will. Es sei so viel vom Inhalt des Märchens

[1]) Fragmente 2, 236 f.

hergesetzt, als für das Verständnis der folgenden Darlegungen notwendig ist.

Ein blutjunger Mensch, Hyacinth, vor langen Zeiten weit gegen Abend lebend, liebte Rosenblüte, das schönste Mädchen weit und breit, und sie ihn wieder. Die Natur war ihre Vertraute. Veilchen und Erdbeere und Stachelbeere und die Hauskätzchen wußten um ihre Liebe und wenn Hyacinth durch den Wald oder Garten gieng, rief's von allen Seiten: „Rosenblütchen ist mein Schätzchen." Aber einst kam ein alter Mann aus fremden Landen, der erzählte Hyacinth seltsame Dinge und ließ beim Fortgehen ein Büchelchen zurück, das kein Mensch lesen konnte. Seit der Zeit war Hyacinth wie umgewandelt. Er kümmerte sich nicht mehr um Rosenblütchen und suchte die Einsamkeit auf. Einmal kam er nach Hause und war wie neugeboren: „Ich muß fort in fremde Lande", sagte er, „die alte wunderliche Frau im Walde hat mir erzählt, wie ich gesund werden muß. Das Buch hat sie ins Feuer geworfen. Grüßt Rosenblütchen. Mich drängts fort, dahin, wo die Mutter der Dinge wohnt, die verschleierte Jungfrau." Er machte sich auf die Wanderung und fragte Menschen, Tiere, Felsen, Bäume nach der heiligen Göttin Isis. Nirgends erhielt er Bescheid. Endlich nach vielen Jahren kam er zu jener längst gesuchten Wohnung. Ein Traum führte ihn in diese Behausung der ewigen Jahreszeiten und er stand vor der himmlischen Jungfrau. Da hob er den leichten, glänzenden Schleier — und Rosenblütchen sank in seine Arme. Darauf lebte er lange mit ihr unter seinen Eltern und Geschwistern, und unzählige Enkel dankten der alten, wunderlichen Frau für ihren Rat und ihr Feuer; denn damals bekamen die Menschen so viel Kinder, als sie wollten.

Sehen wir zunächst zu, was das Thatsächliche des Märchens zu bedeuten hat. Der Anfang des Märchens versetzt uns in einen Zustand, den wir mit Schelling den „philosophischen Naturzustand" nennen können. Hyacinth lebt in voller Einigkeit mit der ihn umgebenden Natur. Pflanzen und Tiere sind mit menschlicher Sprache begabt; sie wissen um das Innenleben der beiden Liebenden und nehmen an ihren Leiden und Freuden teil. Schelling schildert in der Einleitung zu den „Ideen" (1797) diesen Naturzustand mit den Worten: „Damals war der Mensch noch einig mit sich selbst und der ihn umgebenden Welt. Viele verließen diesen Zustand niemals und wären glücklich in sich selbst, wenn sie nicht das leidige Beispiel verführte; denn freiwillig entläßt die Natur keinen aus ihrer Vormundschaft" (Sämtliche Werke I, 2, 12 f.). Auch Hyacinth wird durch das Beispiel von außen, durch die Reden des philosophierenden Fremden, aus diesem Zustande gerissen und der Vormundschaft der Natur entzogen. Er wird ein Grübler, die Spekulation, die Reflexion

nimmt ihn völlig gefangen, jene Reflexion, von der Schelling an derselben Stelle sagt: „Sie ist, wenn Selbstzweck und nicht nur Mittel, eine Geisteskrankheit des Menschen — sie tödtet wo sie sich in Herrschaft über den ganzen Menschen setzt, sein höheres Daseyn im Keim, sein geistiges Leben, welches nur aus der Identität hervorgeht, in der Wurzel, ist ein Übel, das den Menschen selbst ins Leben begleitet und auch für die gemeineren Gegenstände der Betrachtung alle Anschauung in ihm zerstört. Sie ist ein Plagegeist, der, wo er einmal übermächtig geworden, nicht mehr durch die Reize der Natur, nicht durch das Geräusch des Lebens zu vertreiben ist." In diesem Zustand der Lostrennung von der Natur, in dem ihm diese und sein früheres Leben fremd wird, befindet sich Hyacinth in dieser Periode seines Lebens. Es ist der Zustand dessen, der zu philosophieren beginnt, der Zustand der Disharmonie, die erste Phase der Bewußtwerdung des Menschengeistes. Aus ihm wird Hyacinth durch den Rat der alten Waldfrau[1]) gerissen. Er tritt die Reise an nach der verschleierten Jungfrau, der Mutter der Dinge. Vergebens frägt er nach ihr bei Menschen, Tieren, Felsen und Bäumen — die bloß empirische Betrachtungsweise führt nicht auf das Wesen der Dinge. Erst ein höherer Zustand des Außer sich Seins, ein Traum bringt ihm die Erkenntnis und dieser höhere magische Zustand giebt ihm zugleich die Wirklichkeit zurück. Er findet die Erfüllung und kehrt in den früheren Zustand, in die Harmonie, die er verlassen hat, wieder zurück. Der Weg, den er zurückgelegt hat, ist der, den der einzelne Mensch wie das ganze Menschengeschlecht durchwandert und den Schelling wiederum in der Einleitung zu den „Ideen" folgendermaßen beschreibt: Der philosophierende Mensch geht von der Trennung aus, um durch Freiheit wieder zu vereinigen, was ursprünglich nothwendig vereinigt ist. „Er entwindet sich den Fesseln der Natur und überläßt sich dem ungewissen Schicksal seiner eigenen Kräfte, um einst als Sieger und durch eigenes Verdienst in jenen Zustand zurückzukehren, in welchem er unwissend über sich selbst die Kindheit seiner Vernunft verlebte" (Sämtliche Werke I 2, 13).

Dies ist das Bild des Werdeganges, den Hyacinth im Märchen zurücklegt. Von der Trennung geht er aus, um durch die Disharmonie wieder zur Harmonie zu gelangen, das Bild des freien, zur Selbständigkeit sich durchdringenden Menschengeschlechtes. Aber was ist das, was Hyacinth zu suchen auszieht und in so seltsamer

---

[1]) Die Bedeutung dieser Gestalt ist wohl nur natürliche Weisheit, wie sie namentlich den Frauen eigen ist, gegenüber der philosophischen Weisheit des fremden Alten.

Gestalt findet? Nichts anderes, als was das ganze Zeitalter suchte, nach dessen Erkenntnis Herder und Goethe gestrebt haben, wie damals Schelling und der junge Novalis — die Idee der Natur, des Universums. Gerne kleidete sich diese für dieses Geschlecht in das Bild der verschleierten Göttin. „Ganze Zeitalter sind über Erforschung der Natur verflossen und noch ist man ihrer nicht müde. Einzelne haben in dieser Beschäftigung ihr Leben hingebracht und nicht aufgehört, auch die verschleierte Göttin anzubeten.“ sagt Schelling in der Einleitung zu seinen „Ideen“ und wie Fr. Schlegel in der ersten seiner Ideen im Athenäum, meinte es das ganze Zeitalter in Bezug auf die Natur: „Es ist Zeit den Schleier der Isis zu zerreißen und das Geheimnis der Göttin zu offenbaren. Wer den Anblick der Göttin nicht ertragen kann, fliehe oder verderbe.“ Novalis selbst hat sich auch sonst mit dem Bilde der verschleierten Göttin getragen, wie sein Distichon beweist: „Einem gelang es, er hob den Schleier der Göttin zu Sais; aber was sah er — er sah — Wunder des Wunders — sich selbst.“ So löst sich für den Fichtianer das Geheimnis der Natur. Sie ist nur das Produkt der Thätigkeit seines Ichs, nicht verschieden von dem vorstellenden Geiste, sondern nur die Kette seiner Vorstellungen selbst, der Inhalt seines Bewußtseins, oder wie Schelling in den „Ideen“ es formuliert: „Die Natur soll der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare Natur sein.“ Dem Idealisten strahlt das ganze Universum nur seinen eigenen vorstellenden Geist zurück und er kann darum in der Natur in aller Ewigkeit nichts anderes wiederfinden als sich selbst.[1])

Die Verwandtschaft des Gedankens des Distichons mit dem Probleme unseres Märchens liegt auf der Hand. In beiden Fällen findet der Suchende nah, was er ferne glaubte, findet ein lang Gekanntes und wohl Vertrautes in dem Gesuchten,[2]) und zwar im Distichon so, wie es das Fragment von Novalis ausdrückt: „Wir träumen von Reisen durch das Weltall. Ist denn das Weltall nicht in uns? Die Tiefe unseres Geistes kennen wir nicht — nach Innen

[1]) Schelling hat dieselbe Idee in „Epikurisch Glaubensbekenntnis Heinz Widerporstens“ (1799) ausgestaltet. Der Mensch steht dem Riesen Natur voll Furcht gegenüber, daß er sich „ermannen und bäumen könnte“ und wie der alte Gott Saturn seine Kinder verschlingen im Zorn. „Denkt nicht, daß er es selber ist, seiner Abkunft ganz vergißt, thut sich mit Gespenstern plagen, könnt' also zu sich selber sagen: Ich bin der Gott, der sie im Busen hegt, der Geist, der sich in Allem bewegt.“

[2]) Man mag sich für die Lösung des Märchens an die Erfüllung im Ofterdingen erinnern, wo Heinrich die blaue Blume in Mathilden findet. Der Zug, daß in etwas Erwartetem, Gesuchtem, Versprochenem unerwartet die Geliebte gefunden wird, kommt übrigens in orientalischen Erzählungen vor, so z. B. in der Erzählung vom Prinzen Zeyn Alasman und dem König der Geister in „Tausend und eine Nacht“ (nachgebildet in Wielands „Idris“).

geht der geheimnisvolle Weg" (Schriften 2, 255). Doch hat im Märchen der Gedanke eine Erweiterung und Umbiegung erfahren und es muß untersucht werden, was für neue Ideen hier angeschossen sind. Die Deutung der Lösung im Märchen muß, wie Weißenfels (Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte 10, 264) schon richtig vermutet, auf naturphilosophischem Gebiete aufgesucht werden. Sehen wir die Abweichung des Märchens gegenüber dem Distichon zunächst völlig äußerlich an. Was ist geschehen? Das Problem löst sich im Distichon nur in einer Person, es kehrt ins Subjekt zurück, von dem es ausgieng. Im Märchen finden wir die Lösung auf zwei Personen, Subjekt und Objekt des Suchens verteilt, in deren Vereinigung sich das Problem löst; es ist also hier ein Dualismus an Stelle des Solipsismus des Distichons getreten.

Woher rührt der Gedanke, daß das Wesen der Dinge, die Lösung des Welträtsels auf einem Dualismus beruhe? Wir stoßen hier auf einen der ersten Sätze der Naturphilosophie: Allgemeiner Dualismus ist in der Natur herrschend. Durchgängiger Gegensatz zweier Principien und ihre fortwährende Vereinigung ist das Wesen des Universums. Für die poetische Darstellung dieses obersten Grundsatzes der Naturphilosophie liegt es nahe, den Gegensatz der Geschlechter und ihre Vereinigung als Symbol zu verwenden; die allgemeine Sexualität, die Schelling für die organische Natur postulierte, mochte man leicht in der ganzen Natur zu sehen glauben. Umgekehrt sieht Schelling selbst im Verhältnis der Geschlechter nur diesen Urgegensatz wirken: „Wir können uns nicht erwehren," schreibt er in der „Weltseele" (1798), „auch die Trennung in zwei Geschlechter nach den allgemeinen Grundsätzen des Dualismus zu erklären. Wenn wir auch die Principien, die in entgegengesetzten Geschlechtern sich trennen, nicht materiell angeben können, oder wenn selbst unsere Einbildungskraft dieser Individualisierung der Principien nicht zu folgen vermag, so liegt doch ein solcher Dualismus in den ersten Principien der Naturphilosophie. Nachdem die Principien des Lebens im einzelnen Wesen bis zur Entgegensetzung individualisiert sind, eilt die Natur durch Vereinigung beider Geschlechter die Homogeneität wieder herzustellen" (Sämtliche Werke I, 2, 536). Später bezeichnet er den Gegensatz der Geschlechter gerade als den höchsten Repräsentanten dieses ursprünglichen Dualismus. „Die wahre Einheit der beiden Principien aber ist die, bei welcher zugleich ihre Wesenheit besteht. Dieses Verhältnis ist einzig in dem Gegensatz und der Einheit der Geschlechter dargestellt."[1]) Und ausführlicher, bildlicher kehrt der Gedanke im

[1]) Aus der Abhandlung „Über das Verhältnis des Realen und Idealen in der Natur" aus der „Weltseele", Sämtliche Werke I, 2, 357.

„System der Naturphilosophie", der letzten Fassung, die Schelling der Naturphilosophie gab, wieder. Wir setzen die bezüglichen Stellen her, damit noch deutlicher werde, wie Schelling es meinte. „So sehen wir in den beiden Geschlechtern in der That nur die beiden Seiten der Natur (Schwere und Licht) personificiert; jedes der Geschlechter ist selbständig neben dem andern eine eigene Welt und doch Eins mit ihm vermöge göttlicher Identität ... Es ist in der organischen Welt das Verhältnis der beiden Geschlechter, durch welches nur jenes ewige und große Verhältnis wiederholt wird. Wie das Daseyn und das Leben der Natur auf der ewigen Liebe des Lichtes und der Schwere beruht, so sind die Verbindungen der Geschlechter, die Propagationen zahlloser Gattungen durch Zeugung nichts anderes als die Feier der ewigen Liebe jener beiden, die, da sie zwei seyn konnten, doch nur eins seyn wollten und dadurch die Natur schufen."[1]

Der dithyrambische Schwung der letzten Sätze erleichtert es uns, die Brücke zum Märchen zu schlagen. Es wird nicht schwer sein, in den oben angeführten Sätzen die Grundlinien des Märchens zu erkennen und wir können demnach die Lösung des Märchens folgendermaßen charakterisieren: Die Idee der Natur, nach der Hyacinth sucht, ist in dem Verhältnis der beiden Geschlechter auf das vollkommenste dargestellt, ihr ganzes Wesen offenbart sich in der Liebe. In jedem Menschenpaare stellt sich der Urgegensatz dar, dessen Vereinigung das Geheimnis des Lebens ist, und jedes Weib ist in diesem Sinne die „Mutter der Dinge". Die völlig sexuelle Wendung des Schlusses von den unzähligen Kindern des Paares giebt uns nun auch noch den Gedanken von der unendlichen Produktivität. Freilich eine naturphilosophische Allegorie, wonach in Hyacinth die Personifikation des idealen oder positiven, in Rosenblüte die des realen oder negativen Princips, und in den aus ihrer Verbindung entspringenden unzähligen Kindern die aus der Vereinigung beider Principien entspringenden unzähligen Daseinsformen zu sehen wären, im Märchen zu suchen, hieße weit über seinen Sinn hinausgehen. Eine derart undichterische Deutlichkeit der Absicht lag gewiß nicht in des so stark für poetische Stimmung und Farbe empfänglichen Novalis Wesen. So klar, wie wir es hier darlegten, haben ihm die Gedanken gewiß nicht vorgeschwebt. Andere verwandte Ideen, wie sein Lieblingsgedanke von der Erfassung der Natur durch das Gemüt, besonders durch das des Liebenden, und von der Liebe als Weltseele haben mit hineingespielt, schweben noch teils stimmunggebend darüber.

[1]) Sämtliche Werke I, 6, 704. Ähnlich sagt auch Steffens in den „Beiträgen zur innern Naturgeschichte der Erde": „Der Kuß des Amors und der Psyche. — Die wahre Vergötterung der productiven Thätigkeit." S. 311.

Immerhin aber dürfen wir das Märchen als jenes Produkt der Romantik ansehen, in dem wirklich eine einheitliche naturphilosophische Idee völlig durchpoetisiert, real in Bilder und Stimmungen umgesetzt erscheint.

IV. Klingsohrs Märchen aus dem „Heinrich von Ofterdingen“.

Das Märchen aus dem „Ofterdingen“ ist der für die Ökonomie des Romans wichtigste Teil des Ganzen. Denn es sollte ja der Schlüssel des Romans sein und was das Märchen andeutungsweise vorführt, sollte im zweiten Teile in Erfüllung gehen. Daher ist das Märchen nicht eine Unendlichkeitsperspektive, wie sein Vorbild, das Goethesche Märchen aus den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“, sondern der eigentliche Kulminationspunkt des Romans, von dem aus nach vorne, wie nach rückwärts Fäden laufen. Daß Novalis gerade ein Märchen in den Mittelpunkt des Ganzen stellte, erklärt sich aus der hohen Wertschätzung, die Novalis insbesondere für das Märchen als Kunstgattung hegte. „Das Märchen ist gleichsam der Canon der Poesie. Alles Poetische muß märchenhaft sein. Der Dichter betet den Zufall an,“ sagt er in einem Fragmente (Werke 3, 165). Die Deutung des Märchens ist zum Unterschiede von seinem Vorbilde,[1]) dem Auswanderermärchen, zum Teil im Märchen selbst gegeben. So sind einzelne Figuren mit symbolischen Namen ausgestattet (Eros, Fabel, Sophie), die Bedeutung anderer kann durch die Bezüge in den Prophezeiungen der Fabel erschlossen werden, noch andere nennt uns Tieck in seinen Mitteilungen über die beabsichtigte Fortsetzung des Romans. Schließlich erhalten wir auch noch Aufschlüsse in einem Briefe Hardenbergs, der auch nach anderen Seiten hin für die Auffassung des Ganzen Fingerzeige giebt. „Die Antipathie gegen Licht und Schatten, die Sehnsucht nach klarem, heißen, durchdringenden Aether, das Unbekanntheilige, die Vesta in Sophien, die Vermischung des Romantischen aller Zeiten, der petrificierende und petrificierte Verstand, Arctur der Zufall, der Geist des Lebens, einzelne Züge nur als Arabesken, so betrachte man mein Märchen,“ schreibt er an Fr. Schlegel.[2]) Demnach stellt sich die

[1]) Mehrere Züge des Märchens sind dem Goetheschen Märchen nachgebildet: Das Verhältnis von Eros und Freya, ihre endliche Vereinigung und ihre Einsetzung in die Herrschaft erinnert an das gleichartige Verhältnis von Lilie und Jüngling; die Verjüngung des Vaters dort an die Verjüngung des Alten hier; die Versteinerung der Parzen an die Versteinerung des Riesen; die geheimnisvollen Fragen und Antworten, die dreimalige Botschaft der Fabel vor Arctur und der Sphinx an die Fragen der Könige und die bedeutenden Antworten des Alten und der Schlange.

[2]) Raich S. 139.

Deutung des Märchens folgendermaßen: Arctur, der Zufall, und seine Tochter Freya,[1] der Friede, wohnen in einem Palaste im Norden in langer Nacht und Verzauberung, der Erlösung harrend. Günstige Konstellationen verraten Arctur, daß der Zeitpunkt der Erlösung nahe sei. Auf seinen Befehl wirft der alte Held (Eisen) sein Schwert in die Welt, um den Erlösern den Wohnsitz des Friedens bekannt zu machen. Ein Stück dieses Schwertes wird dort aufgefunden, wo Eros (Liebe) in einem Hause im tiefen Schlafe liegt. Es ist das Kind eines geschäftigen Vaters (des Sinnes) und der lieblichen und anmutigen Mutter (des Herzens). Ginnistan[2] (die Phantasie) ist seine Amme, Fabel (Poesie) die Tochter dieser, seine Milchschwester. Eros erwacht, da der Magnet in seine Hände gerät und beginnt von diesem Zeitpunkte an mächtig zu wachsen. Der Magnet weist den Weg nach Norden. Dorthin soll Eros sich auf den Weg machen in Begleitung Ginnistans. So thut er auf Anheißen Sophiens, der Gemahlin Arcturs (der göttlichen Weisheit), die von ihrem Gemahl getrennt hier lebt und den Altar behütet. In ihrer Schale wird geprüft, was der Schreiber[3] (der Aufklärungsverstand, der petrificierte Verstand) nach Unterredung mit dem Sinn niederschreibt und was oft in der Schale ganz ausgelöscht wird, während alles, womit Fabel die Blätter im kindlichen Übermute beschreibt, unversehrt aus der Schale kommt.[4] Eros kommt auf seiner Reise zunächst zum Mondkönig, dem Vater Ginnistans, wo ihm die letztere in Schauspielen den künftigen Ausgang vorauszeigt. Er läßt sich durch Ginnistan zur Liebe verleiten; die Frucht ihrer Liebe sind zahllose Amoretten. Indessen hat der Schreiber (Rationalismus) im Hause Aufruhr gestiftet, Vater und Mutter (Sinn und Herz) ge-

[1] Diese wichtige Figur bleibt bei Haym ganz unerklärt. Just Bing (Novalis. Eine biographische Charakteristik. 1893) erklärt sie als Sehnsucht — dies ist unrichtig; die von ihm angezogene Stelle „Die Sehnsucht klagt und wußte nicht, daß Liebe näher kam“, bezieht sich nicht auf die Prinzessin, sondern auf den Mond. Die Auffassung der Freya als Friede stützt sich auf folgende drei Stellen: Die Worte Arcturs an Eisen: „Wirf dein Schwert in die Welt, daß sie erfahren, wo der Friede ruht“; die Worte der Fabel vor Arctur: „Baldige Rückkehr der Weisheit (Sophie); ewiges Erwachen dem Frieden“ u. s. f. Schließlich auf die Verse am Schlusse des Märchens „In Lieb' (Eros) und Friede (Freya) endigt sich der Streit“.

[2] Den Namen hat Novalis vermutlich von der Wielandschen Märchensammlung hergenommen.

[3] Des Schreibers Feindschaft gegen die Amme (Ginnistan) geht wohl auf den Kampf der Rationalisten gegen die „Ammenmärchen“ zurück.

[4] So bringt der Dichter seine Ansicht von der unbedingten Realität der Poesie zum Ausdruck. — Fabel wird zu Sophiens Patenkind gemacht, um die nahe Verbindung der Poesie mit der entthronten göttlichen Weisheit darzustellen. „Von ihrer Zeit verstoßen flüchtet die ernste Wahrheit zum Gedicht.“ (Schiller, Die Künstler.)

fangen genommen; aber die Poesie ist ihm entkommen, die göttliche Weisheit verschwindet von ihrem Altare. Jetzt beginnt das Werk der alles verknüpfenden, aller Verhältnisse, des Vergangenen wie des Zukünftigen kundigen Fabel.[1]) In drei Reichen entfaltet sie ihre Thätigkeit. Zuerst steigt sie hinab ins unterirdische Reich der Parzen, das Reich der Dunkelheit und des Todes, neckt die unholden Schwestern, denen schließlich als seinen Basen der Schreiber zur Hilfe kommt.[2]) Hier spinnt sie die Enden abgeschnittener Fäden (der Schicksalsfäden von Menschen der Vorzeit) in einen einzigen Faden ein (das heißt: sie belebt und verknüpft zugleich die vergangenen Zeitalter, wie es im Liede heißt, das sie dazu singt: „Erwacht in euren Zellen, ihr Kinder alter Zeit, laßt eure Ruhestellen, der Morgen ist nicht weit. Ich spinne eure Fäden in einen Faden ein, aus ist die Zeit der Fehden, ein Leben sollt ihr sein. Ein Jeder lebt in Allen und All' in Jedem auch. Ein Herz soll in Euch wallen von einem Lebenshauch"). Dann steigt sie auf in den Palast Arcturs und verkündet ihm die Botschaft: „Baldige Rückkehr der Weisheit! Ewiges Erwachen dem Frieden! Ruhe der rastlosen Liebe! Verklärung des Herzens! Leben dem Alterthum und Gestalt der Zukunft." Sie eilt dann wieder auf die Oberwelt, wo mittlerweile das gefangene Herz den Flammentod erleiden mußte.[3]) Die Flamme des Herzens brennt die Sonne aus, die als Schlacke ins Meer fällt. Die Flamme zieht gegen Norden, schmilzt das Eis und vertreibt die Nacht. Fabel steigt, nachdem sie noch den Schreiber und sein Gesinde durch Tarantelstiche gepeinigt hat,[4]) zu den Parzen hinunter, läßt sie durch Kreuzspinnen tödten und dann durch Perseus zu Stein machen — der Tod ist damit aus der Welt gewichen. Wieder verkündet sie Arctur: „Das Leblose ist wieder entseelt, das Lebendige wird regieren und das Leblose bilden und gebrauchen. Das Innere wird offenbar und das Äußere verborgen."[5]) Sie erweckt Atlas, den Träger der Erde, und verjüngt den Vater. Sie alle trinken die Asche des

---

[1]) Der Name ist so gebraucht wie in Schillers „Die drei Alter der Natur", wo auch der Gegensatz gegen die Schulweisheit herauskommt: „Leben gab ihr die Fabel, die Schule hat sie entseelet. Schaffendes Leben aufs neu gibt die Vernunft ihr zurück."

[2]) Der Aufklärungsverstand, der „die Welt in ein Spiel von Begriffen und den Geist in einen todten Spiegel der Dinge verwandelt" (Schelling, Ideen. Sämtliche Werke I, 2, 19), erscheint hier dem Tode verwandt.

[3]) Das heißt: es wird von seinem Sehnen nach der höhern Welt verzehrt Dies sagen die Zeilen aus dem Prolog zum zweiten Teil des Romans: „Der Leib wird aufgelöst in Thränen, zum weiten Grabe wird die Welt, in das, verzehrt von bangem Sehnen das Herz als Asche niederfällt."

[4]) Wie die Poesie der Romantiker die Rationalisten durch Satiren.

[5]) Das Leblose ist das Reale, das Accidentelle das Äußere. Das eigentlich Lebendige ist aber dem Idealisten das Ideale. Das Reale wurde durch die Auf

Herzens im Tranke Sophiens aufgelöst und verspüren „die freundliche Begrüßung der Mutter in ihrem Innern". Mittlerweile ist es Frühling geworden auf der Erde; alles wächst und grünt mit Macht, alles ist beseelt, alles spricht und singt.[1]) Eros erweckt Freya, wird mit ihr vereinigt, ebenso Sophie wieder mit Arctur; die letzteren übergeben die Herrschaft des neuen Reiches an Eros und Freya. Sinn (Vater) wird mit Phantasie vereinigt; sie werden zu Statthaltern des jungen Herrscherpaares auf Erden ausgerufen, während dem Monde das Reich der Parzen überlassen wird, wo er mit Fabel Schauspiele vorführen soll — damit auch die aktuelle Poesie nicht fehle. Poesie ist die Seele des neuen Lebens, alles giebt sich der Liebe hin, das Herz der Welt ist wieder in allen, die Einheit des Gemütes hergestellt. Fabel, welcher der Phönix (Unsterblichkeit) zuteil wird, singt die Schlußworte:

> Begründet ist das Reich der Ewigkeit;
> In Lieb' und Frieden endigt sich der Streit.
> Vorüber gieng der lange Traum der Schmerzen.
> Sophie ist ewig Priesterin der Herzen.

Betrachten wir zunächst die Gestalten des alten und des jungen Herrscherpaares. Der letzte Ausblick des Märchens fällt auf Sophie; an sie knüpft sich das regste persönliche Interesse des Dichters. Aus zwei Quellen ist ihre Gestalt zusammengeflossen. Zunächst hat Novalis seiner verstorbenen Braut Sophie von Kühn darin ein poetisches Denkmal gesetzt. Mit ihr trieb er seit ihrem Tode eine Art religiösen Kults: „Ich habe zu Sophie Religion, nicht Liebe. Absolute Liebe, vom Herzen unabhängig, auf Glauben gegründet ist Religion," schreibt er in seinem Tagebuche (Schriften 3, 73). Ganz so als Gegenstand der Verehrung, als hehres, göttliches Wesen erscheint auch die Sophie des Märchens. Sie ist getrennt von ihrem Gemahl, wie Novalis von seiner Braut: so harren sie der Wiedervereinigung entgegen. Mehrere Züge des Märchens stimmen überraschend zu Äußerungen des Tagebuches und von Briefen Hardenbergs, die sich mit Sophie beschäftigen. „Allein (ohne Sophie) bin ich nicht König," sagt Arctur im Märchen. „Ohne meine Sophie bin ich gar nichts, mit ihr alles," schreibt Novalis in sein Tagebuch (6. Juni 1798). Und an Just schreibt er ganz kurze Zeit nach Sophiens Tod (29. März 1797): „Ich leugne nicht, daß ich mich vor dieser entsetzlichen Verknöcherung

klärung zum Wesentlichen, Wirklichen gemacht, während doch „das Ideale der Dinge auch das einzig Reale ist" (Schelling, Ideen. Sämtliche Werke I, 2, 194).

[1]) Das ist der Anfang der neuen poetischen Zeit. „Der jetzige Himmel und die jetzige Erde sind prosaischer Natur. Es ist eine Weltperiode des Nutzens. Das Weltgericht ist der Anfang der neuen gebildeten, poetischen Periode" sagt Novalis in einem Fragmente (Schriften 2, 270).

des Herzens, vor dieser Seelenauszehrung fürchte. Die Anlage ist unter den Anlagen meiner Natur. Weich geboren, hat mein Verstand sich nach und nach ausgedehnt und unvermerkt das Herz aus seinen Besitzungen verdrängt. Sophie gab dem Herzen den verlorenen Thron wieder. Wie leicht könnte ihr Tod dem Usurpator die Herrschaft wiedergeben! der dann gewiß rächend das Herz vertilgen würde." Der Kampf zwischen Herz und Verstand, die Vernichtung des Herzens durch die Rache des Verstandes nach der Entfernung Sophiens — es scheinen hier die ersten Keime dieser Teilhandlung des Märchens vorzuliegen: das Zusammentreffen dieser Umstände läßt den persönlichen Anteil des Dichters an der Verwicklung seines Märchens noch größer erscheinen. So lange also hat er die poetischen Keime des Märchens mit sich herum getragen, welche die Gleichgestimmtheit seines Gemütszustandes konservieren half. Auch die zusammenhangslosen Worte des Tagebuches „Christus und Sophie" erinnern an die Apotheose im Schauspiel, das Ginnistan Eros vorführt (Sophie an der Seite des Mannes mit der Friedenspalme, wobei doch wohl Christus vorgeschwebt haben mag)[1], leiten aber zugleich zur zweiten Quelle hinüber, nämlich zu Jakob Böhme. Hier ist Sophia „die himmlische Weisheit, Christi Braut und Gottes Gnadenthron im Menschen, ein Mittel zwischen Gott und Creatur". Namentlich der letztere Zug stimmt zum Märchen, aber auch zur Auffassung des Dichters von seiner Braut, die ihm zeitlebens als das Band erschien, das ihn an die überirdische Welt knüpfte. Als Mittlerin zwischen dem Himmel und den Menschen, wie Schillers Urania, spielt sie namentlich bei der geistigen Wiedergeburt am Schlusse des Märchens, von der noch die Rede sein wird, eine Rolle: sie ist bei Böhme „die Mutter der wiedergeborenen Seelen" und als „Gottes Gnadenthron" im Menschen kommt ihr auch die Rolle der Vesta zu, die Novalis im citierten Briefe ihr zuweist.

Sophien an die Seite gesetzt; Herrscher der Welt, jedoch nicht ohne Sophie, ist Arctur „der Zufall, der Geist des Lebens". Er trägt den Namen eines Gestirns, um den siderischen Einfluß auf unsere Welt anzudeuten. Daß eine Art Mythe oder poetische Überlieferung von einem Königreiche des Arctur bestand, darauf scheint eine Stelle bei Hölderlin (Hyperion, Werke 1, 65) hinzudeuten, die

[1]) Aber vielleicht auch Oberon und Titania, an die auch noch anderes erinnert; so die Krönung des jungen Paares, in beiden Fällen ein drittes Paar zur Seite gestellt; der Blick ins Idealreich am Schlusse; der Scheiterhaufen als Mittel zur Lösung und Vereinigung beider Paare; das Herrscherpaar der Überwelt getrennt und auch erst vereinigt nach Vereinigung des jungen Paares; der komisch groteske Tanz der Parzen (die Bösen tanzen, die Guten ruhen), wie dort der Mohren.

von der „Sonne weitem Gebiet und den andern Inseln des Himmels des Sirius goldenen Küsten und den Geisterthalen des Arctur“ spricht. Doch weiß ich nichts dergleichen nachzuweisen. Es giebt eine Fabel bei Hygin, die erzählt, daß Icarius und seine Tochter Erigone eben als Arctur und Jungfrau unter die Sterne versetzt wurden — dies dürfte das Vorbild für Arctur-Freya sein; doch hat das Märchen keine sonstigen specielleren Züge der Fabel, wie z. B. von Erigonens Hunde Mera, ebenfalls unter die Sternbilder versetzt, aufgenommen. Die Lokalisation des Reiches Arcturs im Norden stimmt zur Stellung des Sternes; der große Bär wird poetisch bei Virgil und andern für Nordpol oder Nacht gesetzt.[1] Ob Novalis vielleicht auch der Name des Königs Artus (Artur) als des Herrschers katexochen bei der Namengebung vorschwebte, wird sich schwer entscheiden lassen.

Die Bedeutung Arcturs ist „Zufall als Geist des Lebens. Zufall ist der Geist der Welt der Freiheit, aber auch der poetischen Welt, die aus dem freien Spiel der Phantasie hervorgeht. Der Dichter betet den Zufall an,“ sagt Novalis. Er knüpft den Zufall auch direkt an religiöse Vorstellungen, wenn er sagt: „Alles, was wir Zufall nennen, ist von Gott“ (Schriften 3, 73). Zufall ist der Ausdruck des Willens einer höchsten Persönlichkeit gegenüber der mechanischen Naturgesetzmäßigkeit. Wir werden gleich sehen, daß dieser Gedanke eine seiner wichtigsten Anschauungen enthält. Die Vorstellungen, aus denen heraus das Bild des Idealreiches und seiner Herrscher entsprungen ist, wurzeln noch tiefer in Hardenbergs gesamter Lebensanschauung. „Heil unsern alten Beherrschern,“ ruft das Volk am Schlusse des Ofterdingen, „sie haben immer unter uns gewohnt und wir haben sie nicht erkannt.“ Und in der That, sie haben unter dem deutschen Volke gewohnt, von wenigen als die von Gott eingesetzten Herrscher erkannt, so erkannt wie von einem — von Novalis. Ähnlich wie am Schlusse des Märchens heißt es in einem Epigramme mit der Überschrift „Es ist an der Zeit“ (Schriften 2, 287), das Novalis dem Schlusse des Goetheschen Auswanderermärchen nachgebildet hat: „Glänzend steht nun die Brücke, der mächtige Schatten erinnert nur an die Zeit noch, es ruht ewig der Tempel nun hier. Götzen von Stein und Metall mit furchtbaren Zeichen der Willkür sind gestürzt und wir sehn dort nur ein liebendes Paar. — An der Um-

[1] Vom Norden her wird die neue Welt kommen. Diese Vorstellung des Märchens gehört zu den Lieblingsideen der Romantiker. Im deutschen Norden vollzieht sich die Wiedergeburt der Religion nach Hardenbergs Aufsatz „Die Christenheit oder Europa“. A. W. Schlegel spricht in den Berliner Vorlesungen davon, daß auch die Wiedergeburt der Poesie von Deutschland kommen werde. „Im Norden ist der unbewegliche Polarstern, der die Schiffahrenden leitet, nach Norden hin weist der Magnet.“ Hörer A. W. Schlegels gründeten einen Nordsternbund mit dem Sinnbilde τὸ τοῦ πόλου ἄστρον. (Hitzig, Leben und Briefe Chamissos.)

armung erkennt ein jeder die alten Dynasten, kennt den Steuermann, kennt wieder die glückliche Zeit." Es muß Gedanken erregen, wenn man dieses Epigramm unter den von Novalis 1798 in den „Jahrbüchern der preußischen Monarchie" dem Herrscherpaare Friedrich Wilhelm und Luise von Preußen gewidmeten „Blumen" liest und den Schluß des Goetheschen Märchen so gewendet sieht; wenn man sich zugleich erinnert, welche Begeisterung Novalis zeitlebens wie so viele andere deutsche Patrioten für die ideale Gestalt der Königin Luise hegte, eine Begeisterung, die sogar für einige Zeit die Sehnsucht nach Sophie in ihm zurücktreten ließ. Das preußische Herrscherpaar ist ihm ein „klassisches Menschenpaar". „In unserer Zeit haben sich wahre Wunder der Transsubstantiation ereignet," schreibt er in den ebenda erschienenen politischen Fragmenten „Glaube und Liebe oder der König und die Königin" (1798). „Verwandelt sich nicht ein Hof in eine Familie, ein Thron in ein Heiligthum, eine königliche Verbindung in einen ewigen Herzensbund? Wenn die Taube Gesellschafterin und Liebling des Adlers wird, so ist die goldene Zeit in der Nähe oder gar schon da, wenn auch nicht öffentlich anerkannt und allgemein verbreitet. Wer den ewigen Frieden jetzt sehen und lieb gewinnen will, der gehe nach Berlin und sehe die Königin." Ein liebendes Paar auf dem Throne, ein ewiger Herzensbund die königliche Verbindung, das ist das Motiv der Schlußscene des Märchens, in dem sich „der Thron unmerklich in ein prächtiges Hochzeitsbett verwandelt;" es ist die einfache Staatsform des neuen Reiches der Ewigkeit. Und die Herbeiführung des ewigen Friedens ist das politische Grundmotiv des Märchens;[1]) Luise ist der Friede im Sinne der obigen Äußerung von Novalis, ist Freya. Der auf die Persönlichkeit gegründete Monarchismus ist der Träger dieses Idealreiches. Dies ist der Kern der politischen Ansichten Hardenbergs. Der König ist ihm „ein zum irdischen Fatum erhobener Mensch". Eine Konstitution ist nur ein Buchstabe. „Ein wahrhaftes Königspaar ist für den ganzen Menschen, was eine Constitution für den bloßen Verstand ist." „Was ist ein Gesetz, wenn es nicht Ausdruck des Willens einer geliebten achtungswerten Person ist?" frägt er. Und die Familienform, die Monarchie ist ihm die „schönste, poetische, die natürliche Form".[2]) Dieses Streben nach dem Freien, Indivi-

[1]) Übrigens eine der Haupttendenzen der Zeit, wie sie z. B. in Kants Schrift „Vom ewigen Frieden" zum Ausdruck kam.

[2]) Daß diese Staatsform die der goldenen Zeit, der Zukunft sei, spricht Novalis im Fragmente Schriften 3, 208 aus: „Meinethalben mag jetzt der Buchstabe an der Zeit sein. Wie würden unsere Kosmopoliten erstaunen, wenn ihnen die Zeit des ewigen Friedens erschiene und sie die höchst gebildete Menschheit

duellen, das ihn in der Religion zu einem persönlichen Gott führte, ist vielleicht mit ein Anlaß für ihn geworden, den Zufall zum Lenker der Welt zu machen, der in Verbindung mit Weisheit (Sophie) sich als Wille einer idealen Persönlichkeit darstellt. Der idealisierte Staat Preußen also, wie er in Hardenbergs Geiste erschien, ist das Vorbild des Zukunftsstaates im Märchen. Als ein wesentlicher Beitrag aber zu dem, was Novalis die Vermischung des Romantischen aller Zeiten" im Märchen nennt, muß es erscheinen, wenn Arctur im zweiten Teile des Romans, der „Erfüllung", als Kaiser Friedrich II. wiederkehrt, dessen Hof, wie Tieck berichtet, die „Darstellung der besten, größten und wunderbarsten Menschen aus der ganzen Welt versammelt, deren Mittelpunkt der Kaiser selbst ist — ähnlich wie Novalis in Glaube und Liebe den idealisierten Hof Friedrich Wilhelms schildert: „Der König wird das Lebensprincip im Staate: wie die Sonne im Planetensystem. Um ihn erzeugt sich das höchste Leben im Staate, die Lichtatmosphäre." Und für den Staufer wie für den Preußenkönig gilt die Tendenz Arcturs, wenn er Eisen das Schwert in die Welt werfen läßt, um anzuzeigen, wo der Friede ruht: durch das Schwert den Weg zum Frieden zu weisen.

Im Gegensatz zu diesem Idealreich, der kommenden goldenen Zeit steht die Gegenwartswelt. Aus ihr ist der Zufall und der Friede verbannt; die Liebe ist noch ein Kind, Sophie allein hütet den Altar unter den Menschen. Das ist die entgötterte Welt, wie sie Novalis auch in den „Hymnen an die Nacht" schildert, während er die goldene Zeit in den Farben der Antike malt: „Unendlich war die Erde, der Götter Aufenthalt und ihre Heimat. Ein alter Riese trug die seelige Welt. In den krystallnen Grotten schwelgte ein üppiges Volk. Flüsse, Bäume, Blumen und Thiere hatten menschlichen Sinn. Der Liebe heil'ger Rausch, ein süßer Dienst der schönsten Götterfrau, ein ewig buntes Fest der Himmelskinder und der Erdbewohner, rauschte das Leben wie ein Frühling durch die Jahrhunderte hin .....[1]) Zu Ende neigte die alte Welt sich, des jungen Geschlechts Lustgarten verwelkte, hinauf in den freieren, wüsteren Raum strebten die unkindlichen, wachsenden Menschen, die Götter verschwanden mit ihrem

---

in monarchischer Form erblickten! Zerstäubt wird dann der papierene Kitt sein, der jetzt die Menschen zusammenkleistert und der Geist wird die Gespenster, die jetzt statt seiner in Buchstaben erschienen, verscheuchen und alle Menschen wie ein paar Liebende zusammenschmelzen.

[1]) Die Schilderung des neuen Reiches im Märchen weist ähnliche Züge auf. Die Anwesenheit der Götter unter den Menschen, die Herrschaft der Liebe, das Leben ein immerwährendes Fest, die ganze Natur mit menschlichem Fühlen und menschlicher Sprache ausgestattet, das sind beiden Schilderungen gemeinsame Züge. Dem gleicht auch noch die Schilderung des Naturzustandes zu Beginn des Märchens von Hyacinth und Rosenblüte in den „Lehrlingen".

Gefolge. Einsam und leblos stand die Natur. Mit eisernen Ketten band sie die dürre Zahl und das strenge Maaß.[1] Wie in Staub und Lüfte zerfiel in dunkle Worte die unermeßliche Blüte des Lebens. Entflohen war der beschwörende Glaube und die allverwandelnde, allverschwisterte Himmelstochter, die Fantasie. Unfreundlich bließ ein kalter Nordwind über die erstarrte Flur und die erstarrte Wunderheimat verflog in den Aether. Des Himmels Fernen füllten mit leuchtenden Welten sich. Ins tiefere Heiligthum, in des Gemüthes höheren Raum zog mit ihren Mächten die Seele der Welt, zu walten dort bis zum Ausbruch des Tages der Weltherrlichkeit. Nicht mehr war das Licht der Götter Aufenthalt und himmlisches Zeichen. Die Nacht ward der Offenbarung mächtiger Schooß; in ihn kehrten die Götter zurück, schlummerten ein, um in neuen herrlichen Gestalten auszugehen über die veränderte Welt."

Das ist auch der Zustand der Welt, in den wir zu Beginn des Märchens versetzt werden. Die Götter liegen im Schoße der Nacht in Schlaf und Verzauberung. Die Seele der Welt aber ist ins Gemüt eingezogen; hier walten das Herz, Sophie und Fabel. Der Keim der Erlösung liegt im Opfertod des Herzens und der dadurch bewirkten Vernichtung der Sonne. Hier müssen wir wieder auf den Gedankenkreis der „Hymnen an die Nacht" zurückgreifen. In ihnen wie in der ganzen romantischen Lyrik zeigt sich die Abneigung der Romantiker gegen die scharf umrissene Tagesscenerie, gegen das Licht als Princip der Begrenztheit unserer Sinne. Das Licht hindert dadurch, daß es feste Gestalten und gegebene Formen in die Sinne einführt, die freie Entfaltung der Phantasie und damit auch die Erkenntnis des Wesens der Dinge. „Nur durch Gedanken können wir die Seele und das Innre der Natur erfassen," sagt Novalis in einem Fragmente (Schriften 2, 117). Gedanklicher Versenkung aber ist der Tag, das Licht, das den erkennenden Geist durch das trügerische Votum der Sinne beschränkt, geradezu feindlich. Wer also nicht nur das Äußerliche, Accidentelle in der Natur erfassen, sondern Wesen und Bedeutung der Dinge erkennen will, wie es die spekulative Naturphilosophie leisten wollte, mußte sich von dem Lichte ab und den Zuständen von Nacht und Dämmerung zuwenden. „Es ruft uns mit lebendigem Geräusche des Tages Licht zu irdischen Geschäften, ihr leiblich Theil verleihend den Naturen. Die Sonne

[1]) Im Märchen giebt Novalis seiner Abneigung gegen Zahl und Maß dadurch Ausdruck, daß stets eine Menge Zahlen und geometrische Figuren niederfallen, sobald ein Tropfen aus der Schale der Weisheit den Schreiber (Aufklärungsverstand) trifft, während sich tausend seltsame Bilder zeigen, wenn Tropfen auf die Phantasie oder auf Eros fallen.

will auf sich den Blick nur heften und duldet, daß sie allgebietend täusche, kein Jenseits an den himmlischen Azuren. Doch wenn die stillen Fluren scheinbar die Nacht mit ihrer Hüll' umdunkelt, dann öffnet sich der Räum' und Zeiten Ferne, da winken so die Sterne, daß unserm Geist ein innres Licht entfunkelt. Bei Nacht ward die Unsterblichkeit ersonnen; denn sehend blind sind wir im Licht der Sonnen," sagt A. W. Schlegel im Gedichte „An Novalis" (Musenalmanach S. 181) und ähnlich Süvern in „Wiedergeburt" (Musenalmanach S. 27). „Und lass' den Glanz in dichte Nacht sich hüllen, dem tiefen Geiste geht das Weltlicht auf! Und lass' den Strom der Schöpfungsglut nicht quillen, in dir beginnt er unversiegten Lauf." Der Dichter ist darum auch der Prophet des Nachtevangeliums: „Willkommen, heil'ge Nacht in deinen Schauern! Es strahlt in dir des Lichtes Licht dem Frommen, führt ihn ins große All aus engen Mauern; er ist ins Innre der Natur gekommen und kann um ird'schen Glanz nun nicht mehr trauern, weil schon die Binde ihm vom Haupt genommen" (Fr. Schlegel, Der Dichter, Musenalmanach S. 157). Ihren klassischen Ausdruck hat die Nachtsehnsucht dann in den „Hymnen an die Nacht" gefunden. Hier erscheint das Tageslicht als das Princip der Unruhe und rationalistischer Geschäftigkeit, wie sie Friedrich Schlegel in der „Idylle über den Müssiggang" in der „Lucinde" bekämpfte, Tieck in der Gestalt des Skaramuz in der „Verkehrten Welt" lächerlich machte.[1]) „Wer oben stand auf dem Grenzgebirge der Welt und hinübersah in das neue Land, in der Nacht Wohnsitz, wahrlich der kehrt nicht in das Treiben der Welt zurück, in das Land, wo das Licht in ewiger Unruh hauset .... In mir fühl' ich deiner Geschäftigkeit Ende, himmlische Freiheit, selige Rückkehr," so heißt es in den „Hymnen". Die Nacht steigert auch das Gefühl der Persönlichkeit, die, des Lichtes unbedürftig, durch Phantasie die sichtbare Welt ersetzt. „Wie arm und kindlich dünkt mir das Licht nun. Die unendlichen Augen, die die Nacht uns geöffnet, unbedürftig des Lichts durchschauen sie die Tiefen eines liebenden Gemüthes, was einen höheren Raum mit unsäglicher Wollust füllt." Das Licht ist das Princip zeitlicher und räumlicher Begrenztheit.[2]) „Zugemessen ward dem Licht seine Zeit, zeitlos und raumlos ist der Nacht Herrschaft." Auch im Ofterdinger-Märchen begeben sich die Götter in den Schoß der Nacht zurück, aus dem sie

[1]) Daß das Licht als Symbol der Aufklärungstendenzen galt, mochte zur Feindschaft dagegen noch beitragen. (Vgl. Novalis, Schriften 2, 278.)

[2]) Schelling im „Entwurf" (Sämtliche Werke I, 3, 134): „Das Licht ist es, was unsere Anschauung absolut begrenzt; was jenseits des Lichts und der Lichtwelt liegt, ist für unseren Sinn ein verschlossenes Land und in ewiger Dunkelheit begraben."

erst wieder hervorgehen, sobald die Sonne vernichtet ist. Arctur, der Zufall, nennt die Sonne seine Feindin — denn sie ist das Princip der Naturgesetzmäßigkeit für unsere Erde, das jeden Zufall, jede Willkür ausschließt; sie ist in diesem Sinne auch das Princip der Unpoesie. Sie ist noch mehr die Feindin des Friedens (Freyas), der vor ihr aus der Welt geflohen ist. „Die Antipathie gegen Licht und Schatten“, die Antipathie gegen die Begrenztheit und die Regel, bezeichnet überdies Novalis selbst im citierten Briefe als eines der grundlegenden Motive seines Märchens. Die Vernichtung der Sonne, durch welche die Schranke beider Welten fällt, geschieht durch den Flammentod des Herzens. Diese Vorstellung hat Novalis vermutlich aus Böhme geschöpft. Hier findet sich die Ansicht, daß die Sonne kein primäres Licht sei, überhaupt kein göttliches Licht („nicht das Hertz Gottes, welches im Verborgnen leuchtet“), sondern ein „angezündet Licht der Natur,“ ein Naturlicht, nur für diese Welt geschaffen, als das Herz Gottes ins Dunkel zurücktrat (Aurora 19, 123). Und darum wird „die Sonne vergehen, Gottes Hertz wird erscheinen“ (Aurora 26, 27). Die Sonne ist nur so lange das Licht im Hause der Leiblichkeit, „bis sich das Hertz Gottes in dem Hause der Welt wird wieder bewegen; alsdann werden die Sonne und die Sterne wieder in ihren Locum treten und in solcher Forma vergehen; denn es wird das Hertz oder Licht Gottes wiederum in der Leiblichkeit, das ist in dem Leibe der Welt leuchten und alles erfüllen.“ Alsdann hört die Ängstlichkeit auf: „Denn wenn die Ängstlichkeit die Süßigkeit des Lichts Gottes kostet, so ist alles freudenreich und triumphieret der ganze Leib u. s. f.“ (Aurora 66—68). Und an andern Stellen: „Das Hertze ist der Natur Ende, die Erfüllung des Ewigen. Das Hertze bedeutet die Sonne. Darin steht ein ander Welt verborgen“ (Menschwerdung 2 c : 4 : c. Dreifaches Leben 4, 10). Es ist zwar im Märchen nicht ausdrücklich gesagt, daß die Flamme des Herzens das Licht der neuen Welt sein werde, aber jedenfalls spielt sie nach dem Untergange der Sonne die Rolle eines neuen Lichtes, indem sie nach Norden zieht, dort das Eis schmilzt und die Nacht vertreibt. Aus Böhme stammt auch der Zug, daß alle von dem Wasser trinken, in dem die Asche des Herzens aufgelöst ist. Es spielt bei Böhme eine große Rolle bei der innerlichen Wiedergeburt, „durch welche die Jungfrau erlanget wird“. Sie geschieht im „süßen Quellwasser des Hertzens im hlg. Geiste“ (Aurora 12 : 121). „Wahrlich er muß auf eine solche Weise geboren werden im H. Geiste, welcher aufgeht im süßen Quellwasser des Hertzens im Blitze. Darum hat auch Christus die Tauffe oder die Wiedergeburt des H. Geistes im Wasser geordnet, dieweil die Geburt des Lichtes im süßen Quellwasser des Hertzens aufgeht“ (Aurora 12 : 122). Novalis legt es als

Thränen aus; diese sind das Taufwasser der innern Wiedergeburt. „Aus Schmerzen wird die neue Welt geboren und in Thränen wird die Asche zum Trank des ewigen Lebens aufgelöst," sagt Sophie, nachdem alle getrunken haben. „In jedem wohnt die himmlische Mutter, um jedes Kind ewig zu gebären. Fühlt ihr die süße Geburt im Klopfen eurer Brust?"[1]) Noch für eine andere Vorstellung werden wir auf Böhme gewiesen. Das Märchen führt uns in eine dreifache Welt: das unterirdische Reich der Parzen, des Todes und des Dunkels, zu dem auch der sonst im ersten Reiche befindliche Schreiber, der rationalistische Verstand, gehört; dann das Reich, in welchem die Kräfte des Gemütes walten und welches die Sonne beherrscht. Schließlich das Reich Arcturs, in das sich die entthronten Götter geflüchtet haben, wo der Phönix (Unsterblichkeit) weilt. Diesem Reiche gehört auch Sophie an, die aber auf der Erde weilt. Dies erinnert an Böhmes dreifache Geburt (Aurora 18, 116): die äußerste oder elementische „darin der erstarrete, herbe, bitter und hitzige Tod". Dann die „siderische, im Hause der Leiblichkeit sich befindend", in ihr streiten „Liebe und Zorn miteinander", sie gehört beiden Welten an; in ihr „hat die Liebe das siderische Leben im Tod geboren". Diese zwei Geburten sind „nicht rein vor dem Hertzen Gottes". Erst die dritte, die animalische, die zwischen der siderischen und der äußersten geboren wird, ist es. Erst der animalische Mensch ist zur Wiedergeburt reif. „Der animalische Mensch muß durch die Veste des Himmels dringen und mit Gott leben; anders kann der gantze Mensch nicht in Himmel zu Gott kommen" (ebenda). Und es ist ausdrücklich gesagt, daß ein jeder Mensch zur Erlangung der Seeligkeit alle drei Geburten durchmachen muß. „Ein ieder Mensch, der will selig werden, der muß mit seiner instehenden Geburt sein wie die gantze Gottheit und alle 3 Geburten in dieser Welt." Nun ist es zwar keine Notwendigkeit, die drei Welten, durch welche Fabel geht, auf die drei Geburten Böhmes zurückzuführen. Aber mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen scheint der Einfluß dieser Vorstellungen für die beabsichtigte Fortsetzung des Romans. Tieck berichtet uns, daß mit der Umarmung Heinrichs und Mathildens der „siderische Mensch", zugleich die Poesie,[2]) geboren werden solle, durch den die „unsichtbare Welt mit der sichtbaren in ewiger Verknüpfung bleiben sollte". Dieser siderische Mensch, mit dem symbolischen Namen „Astralis" ausgestattet, spricht zu Anfang des zweiten Teils eine Art

[1]) Hier scheinen Vorstellungen von der Böhmeschen „Matrix" miteingeflossen zu sein.

[2]) Dies macht es wahrscheinlich, daß Novalis auch schon bei der Wanderung der Fabel durch drei Reiche an die drei Stadien des siderischen Menschen gedacht hat.

Prolog, in welchem er seine eigene, also die siderische Geburt erzählt. Wir können hier die drei Geburten zeitlich ziemlich genau abgrenzen.[1] „Versunken lag ich ganz in Honigkelchen; ich duftete, die Blume schwankte still in goldner Morgenluft. Ein innres Quellen war ich, ein sanftes Ringen. Alles floß durch mich und über und hob mich leise. Da sank das erste Stäubchen in die Narbe, denkt an den Kuß nach aufgehobnen Tisch.[2] Es war ein Blitz[3] — nun konnt' ich schon mich regen, die zarten Fäden und den Kelch bewegen." Das ist die elementarische, äußere Geburt. Dann wird die animalische Geburt geschildert, zeitlich nach Böhme zwischen der äußersten und der siderischen liegend. „Schnell schossen, wie ich selber mich begann, zu ird'schen Sinnen die Gedanken an. Noch war ich blind, doch schwankten lichte Sterne durch meines Wesens wunderbare Ferne, nichts war noch nah, ich fand mich nur vom weiten, ein Anklang alter, sowie künftiger Zeiten. Aus Wehmuth, Lieb und Ahnungen entsprungen, war der Besinnung Wachsthum nur ein Flug, und wie die Wollust Flammen in mir schlug, ward ich zugleich vom höchsten Weh durchdrungen." Jetzt vollendet sich die Geburt des siderischen Menschen durch die doppelte Berührung des Paares, die geistige und körperliche, die erstere durch das Gespräch, die letztere durch den Kuß.[4] „Die Welt lag blühend um den hellen Hügel, die Worte des Propheten wurden Flügel, nicht einzeln mehr: nur Heinrich und Mathilde vereinten sich zu einem Bilde."[5] Aber der siderische Mensch wird im Augenblick verklärt und Heinrich selbst muß in der Folge die Stufenleiter der Geburten symbolisch durchlaufen. So wenigstens fasse ich das auf, was uns Tieck über die Fortsetzung mitteilt. Nachdem nämlich Heinrich Mathilden verloren hat, wird ihm eine Hypostase dieser, Cyane, an die Seite gegeben,

---

[1]) Für die ganze Vorstellung des Folgenden muß man sich gegenwärtig halten, daß, wie wir von Tieck erfahren, Mathilde selbst am Schlusse als die blaue Blume erscheint, die Heinrich sucht.

[2]) Man vergleiche dazu das Fragment von Novalis: „Das Geheimnis des Geständnisses ist das Lebensprincip der allein wahren und ewigen Liebe. Der erste Kuß in diesem Verständnisse ist das Princip der Philosophie, der Ursprung einer neuen Welt, der Anfang der absoluten Zeitrechnung." (Schriften 2, 123.)

[3]) Dies erinnert an Böhmes „Blitz der Liebe, der in der Matrix aufgeht."

[4]) Man muß sich erinnern, daß im 7. Kapitel Klingsohr, Heinrich und Mathilde auf einer schönen Anhöhe frühstücken, Heinrich und Klingsohr ein Gespräch über Poesie haben und nachher Heinrich und Mathilde sich in einem Kusse finden.

[5]) Das hier vorkommende Zeugungsproblem hat Novalis auch sonst beschäftigt. So schreibt er in einem Fragmente: „Sollte jede Umarmung zugleich die Umarmung des ganzen Paares als Einer Natur, Einer Kunst, Eines Geistes sein und das Kind das vereinigte Product der doppelten Umarmung." (Schriften 2, 155.) Dies stimmt zu den Vorstellungen dieser Stelle.

ein neues Abbild des ewigen Urbilds, von dem Heinrich im achten Kapitel spricht: „Könntest du nur sehen, wie du mir erscheinst," heißt es dort im Gespräch mit Mathilden, „welches wunderbare Bild deine Gestalt durchdringt. Deine irdische Gestalt ist nur ein Schatten dieses Bildes. Die irdischen Kräfte ringen und quellen, um es festzuhalten, aber die Natur ist noch unreif; das Bild ist ein ewiges Urbild, ein Theil der unbekannten heiligen Welt."[1]) Durch Cyane bleibt er im Kontakt mit Mathilden und der höheren Welt. Sie ist nur eine Stellvertreterin Mathildens, wie Hardenbergs zweite Braut die Stellvertreterin Sophiens war. Heinrich lebt nun einige Zeit unter Todten in einem Kloster. Daraus wird er plötzlich in das unruhevollste Leben hineingeschleudert. „Aus dem stillsten Tode sollte sich das höchste Leben hervorthun." So wird er durch alle Schicksale des Krieges und der Politik, der Kreuzzüge und der Chevalerie getrieben. Zeitweise ist er Anführer eines Heeres in Italien. Dann kommt er nach Griechenland und lernt die Antike kennen, wie im Orient morgenländische Poesie und Mythologie. Indisches und nordische Mythologie treten dazu. Er kommt schließlich an den Hof Kaiser Friedrich II., wo sich deutscher Charakter und deutsche Geschichte ihm aufthun. Das ist die Periode des unruhevollsten Außenlebens, der wechselnden Geschicke, der weitesten Ausbreitung irdischer Thätigkeit. Zuletzt kehrt er, wie Tieck berichtet, „wie in eine alte Heimat in sein Gemüth zurück. Aus dem Verständnis der Welt und seiner selbst entsteht der Trieb zur Verklärung." Das ist die höchste Stufe, die des animalischen Menschen, die allein zur Verklärung fähig macht. So dringt der animalische Mensch, nachdem er im Leben mit Toten die elementarische und im unruhigen Treiben irdischer Welt — sie ist es eben, die unter dem Einflusse der Gestirne steht — die siderische Geburt symbolisch an sich vollzogen hat, durch „die Veste des Himmels zu Gott". Jetzt fällt die Schranke der andern Welt, er kommt in Sophiens Land, in eine allegorische Natur, erlöst Mathilden, wie **Eros Freya** erlöst, wird von dem Kinde beider verjüngt, wie Fabel den Sinn verjüngt. In Mathilden findet er die blaue Blume, das heißt: den Gegenstand seines Sehnens nach dem unbekannten Höchsten, wie im Märchen aus den „Lehr-

[1]) Diese Idee von den Urbildern, deren verschiedene Abdrücke die Dinge sind, so daß jedes Ding nicht es selbst, sondern nur sein Abbild ist, kehrt auch bei Schelling wieder. Bruno, ein Gespräch (1802). (Sämtliche Werke I, 4, 223 f.) — Mathilde muß wieder geboren werden, weil eben die irdischen Kräfte das Urbild noch nicht festzuhalten vermögen; ähnlich drückt diesen Gedanken jenes Fragment unseres Dichters aus, in dem er die Frage aufwirft „ob nicht vielleicht, wer hier nicht zur Vollendung gelange, eine abermalige irdische Laufbahn beginnen müsse". (Schriften 3, 258.) Im ersten Gespräch mit Heinrich sagt Cyane von sich selber, daß sie bereits einmal gestorben sei.

lingen" Hyacinth die Geliebte im verschleierten Bild zu Sais findet. Noch kann er die Geliebte nicht behalten; sie geht ihm neuerdings verloren. Er muß in Metamorphosen die Stufenleiter von Stein zu Baum, vom Baum zu Tier, von Tier wieder zum Menschen durchmachen. Dann aber werden sie die Herrscher des Reiches der Ewigkeit und Heinrich zerstört das Sonnenreich, wie im Märchen. „Alles Vorhergehende war Tod, letzter Traum und Erwachen" — die drei Stadien, die Heinrich bis zur Verklärung durchlaufen mußte. Schließlich sollte alles in die Allegorie des Märchens auslaufen; doch stimmen die Mitteilungen Tiecks darüber teils nicht mit den Verhältnissen des Märchens, teils sind sie lückenhaft. Da dieser Umstand auch die Richtigkeit seiner sonstigen Mitteilungen verdächtig macht, lassen sich die früher berührten Zusammenhänge nicht mit ganzer Sicherheit darthun. Mit einem Gedichte „Die Vermählung der Jahreszeiten", in welchem die Vereinigung aller Zeiten zu einer einzigen Zeit geschildert wird, sollte das Ganze seinen Abschluß finden.

Es erübrigt noch, bei mehreren Details des Märchens zu verweilen, die auf eine naturphilosophische Verknüpftheit zu weisen scheinen. Ein solches ist die Rolle, die der Magnet im Märchen spielt, der als ein Stück von Eisens Schwerte auf die Erde niederfällt. „Es ist der Magnet also, der der ersten disharmonischen Entwicklung den Stoß gibt" bemerkt Just Bing (Novalis S. 115). Dies fände nun allerdings in der Naturphilosophie seine Begründung. Denn es ist, wie Schelling im „Entwurf" (1799; Sämtliche Werke I, 3, 256 f.) und dann in späteren Schriften ausführt, durch den Magnetismus zuerst alle Dualität in die Natur gekommen; Magnetismus ist die erste Quelle jener Erregung, welche die allgemeine Identität der Natur aufhebt — also wirklich das Princip der Disharmonie. Aber dafür, daß er diese Rolle auch im Märchen spielt, haben wir keinen Anhaltspunkt. Der Magnet dient hier vielmehr als der Wegzeiger für Eros. Für diesen Zweck bestimmen ihn die Worte des Königs und in eingelegten Strophen heißt es von ihm: „Die kleine Schlange blieb getreu, sie wies nach Norden hin und beyde folgten sorgenfrey der schönen Führerin."[1]) Daß der Magnet den Anstoß zu der nachfolgenden Reise des Eros bietet, die ja zur Auffindung der Prinzessin notwendig ist, kann doch nicht als der Anfang der von Just Bing behaupteten disharmonischen Entwicklung aufgefaßt werden. Eher mag man sich bei dem Umstande, daß durch den Magnet die Erweckung des schlummernden Eros geschieht und

[1]) Diese Spielerei mit der Form der Magnetnadel findet sich unter anderem auch bei Ritter, Fragmente 2, 386.

von diesem Zeitpunkte an in diese Welt der Geistes- und Gemütskräfte Bewegung und Fortentwicklung kommt, daran erinnern, daß in den Kategorien der Naturphilosophie als das dem Magnetismus auf geistigem Gebiete Entsprechende der Akt des Selbstbewußtseins erscheint, von welchem die ganze Geschichte der Intelligenz ausgeht,[1] und daß Magnetismus überhaupt nach den Anschauungen der Naturphilosophie dasjenige ist, was die ganze Natur dem allgemeinen Identitätsschlafe entreißt.[2] Eine speziellere Verknüpfung des Magnetismus mit der Liebe oder mit dem Frieden annehmen zu wollen, hieße vergessen, daß Novalis selbst den arabeskenhaften Charakter einzelner Züge des Märchens in der citierten Briefstelle betont.

Ebenfalls als Arabeske muß betrachtet werden die Mitwirkung von Zink, Gold und Turmalin bei der Neubelebung der toten Erde, des schlummernden „Sinnes" und bei der Entzauberung der Prinzessin. Turmalin wird zu dem Zwecke mitgenommen, um die Asche des „Herzens" zu sammeln. Dieser Stein erregte damals das große Interesse der Physiker wegen des neu entdeckten Doppelverhältnisses zur Wärme und zur Elektricität. Eine naturphilosophische Begründung oder Erklärung etwa dafür, daß gerade Turmalin die auffliegende Asche des Herzens sammelt, kann ich nicht beibringen. Das Gleiche gilt von der Rolle, die Zink und Gold bei der Wiederweckung des Atlas, der Verjüngung des Vaters und der Entzauberung der Freya spielen. Daß der Dichter dreimal eine galvanische Kette in Verwendung bringt, ist freilich auffällig, wenn man den Zug nur als Arabeske betrachtet. Allein die Schilderungen der drei Erweckungen bieten keine Anhaltspunkte für die Annahme eines zugrunde liegenden naturphilosophischen Gedankens. Es heißt in der ersten Schilderung: Atlas schien vom Schlage gerührt und konnte kein Glied rühren. Gold legte ihm eine Münze in den Mund, und der Blumengärtner (Zink) schob eine Schüssel unter seine Lenden. Fabel berührte ihm die Augen und goß das Gefäß (mit dem Tranke der Weisheit) auf seiner Stirn aus. Sowie das Wasser über das Auge in den Mund und herunter über ihn in die Schüssel floß, zuckte ein Blitz des Lebens ihm in alle Muskeln u. s. f. In der zweiten Schilderung wird die Verbindung dadurch hergestellt, daß das Behältnis, worin der Vater liegt, mit geschmolzenem Golde angefüllt wird, und Ginnistan, um deren Busen Zink eine Kette schlingt, die Hand auf das Herz des Vaters legt, worauf er erwacht. Bei der dritten Er-

[1] Mit dem Gedanken spielt auch A. W. Schlegel an der citierten Stelle der Berliner Vorlesungen: „. . . . . nach Norden hin weist der Magnet, das schönste Symbol von der Unwandelbarkeit und Identität des Selbstbewußtseins."

[2] Die Belege dazu finden sich in Schelling „Erster Entwurf" und „System des Transcendentalismus" (1799 und 1800).

weckung hat Eros eine Kette von Gold um die Brust, die mit einem Ende ins Meer hinabreicht; mit dem Schwerte des Alten in der Hand nähert er sich der schlummernden Freya. Plötzlich geschieht ein gewaltiger Schlag und von der Prinzessin fährt ein heller Funke nach dem Schwerte. Es werden also nur die selbstverständlichen galvanischen Erscheinungen in allen drei Schilderungen vorgeführt. Es wird auch hier müssig sein, nach einer naturphilosophischen Begründung zu suchen.

Es ist eben die charakteristische Eigenart des Ofterdingermärchens, daß die Aktualität der Erzählung, die Realistik der Schilderung, die Individualisierung der einzelnen Figuren durch die Symbolik des Ganzen nicht eingeschränkt erscheint. Alle diese bedeutenden Gestalten sollen eben nicht nur etwas bedeuten, sondern auch eine selbständige Wesenheit repräsentieren. In diesem Sinne meint Solger, der den Romantikern nahe stehende Philosoph und Ästhetiker (Nachgelassene Schriften 1, 95), daß der Heinrich von Ofterdingen „ein wahrer Mythus sey, der sich nur dadurch von anderen Mythen unterscheide, daß er sich nicht im Geiste einer ganzen Nation, sondern eines einzelnen Menschen bildet". Dies gilt wohl in erster Linie vom Ofterdingermärchen. Dieses befriedigt in besonderer Weise die Forderung, die Schelling an die Mythologie stellt, nämlich daß „die Symbole der Mythologie nicht bloß Ideen bedeuten, sondern daß sie für sich selbst bedeutend, unabhängige Wesen seyen."[1]) Von dieser Seite her wird gegen den Ausdruck „Mythus" oder „mythologisches Märchen" zur Bezeichnung dafür nichts einzuwenden sein. Wie stellt sich das Märchen nun zum Begriff der modernen Mythologie, die einen so wesentlichen Bestandteil der romantischen poetischen Theorie bildete? Die Schaffung einer neuen Mythologie, welche der antiken an die Seite gestellt werden könnte, hatte schon Klopstock und Herder beschäftigt. Der letztere hatte 1795 in der „Iduna" die „Trockenheit, den Mangel an Imagination der deutschen Poesie" in dem Mangel an deutscher Mythologie gesehen. Von den Romantikern trug sich Novalis nach einem Fragmente mit dem Gedanken an eine „Naturmythologie, als freie Erfindung, die die Wirklichkeit sehr mannigfach symbolisiert" (Schriften 3, 199). Fr. Schlegel war schon in den „Ideen" fortwährend hinter der Mythologie her und erklärte sie als den Kern aller Poesie. In der „Streitschrift gegen die „Jenaer Litteraturzeitung" (1800) hatte dann Schelling die Äußerung gethan, „es werde am Ende aller dieser Arbeiten, die er für die spekulative Physik unternommen habe, offenbar werden, daß die durch sie in der einen Wissenschaft der Natur bewirkte Revolution außer den unmittelbaren

[1]) Philosophie der Kunst. Sämtliche Werke I, 5, 447.

Folgen, die sie bringt, noch überdies das Entscheidendste sey, was jetzt noch, nicht nur für Philosophie, sondern auch für das Höchste und Letzte, die Poesie, vom wissenschaftlichen Gebiete aus geschehen könne". Was er darunter meinte, verriet Schelling am Schlusse seines „System des transcendentalen Idealismus" (1800), wo er von einer neuen Mythologie spricht, welche das Mittelglied der — schon früher von Fr. Schlegel postulierten — Rückkehr der Wissenschaft zur Poesie werden sollte, wie ja beide in der alten Mythologie ursprünglich vereinigt gewesen seien. Die weitere Ausführung des Gedankens verspricht Schelling in einer schon vor längerer Zeit ausgearbeiteten Abhandlung über Mythologie zu geben (die dann wohl in der „Philosophie der Kunst" ihren Platz fand). Fast gleichzeitig nun erschien Fr. Schlegels „Gespräch über Poesie" und hier fand sich in der „Rede über Mythologie und symbolische Anschauung" zuerst die Idee einer neuen Mythologie, die aus der Naturphilosophie sich entwickeln sollte, ausgeführt. Die neue Mythologie sollte demnach nichts Geringeres sein als das absolute Kunstwerk selbst. Den Anhaltspunkt für ihre Entwicklung findet Fr. Schlegel im Idealismus, von dem aus die ganze neue Bildung ihren Ausgang genommen habe. Die Naturphilosophie sei ein Beispiel und zugleich der erste Ansatz für diese Entwicklung. Was sie biete, sei „mythologische Ansicht der Natur". Es ist also die symbolische Auffassung der Natur in der Naturphilosophie, die dem Verfasser des „Gesprächs" diese Idee nahebringt. In ihr war der Realismus der Naturwissenschaften, noch ungelöst von der ihr zugrunde liegenden Idealismustendenz, für den poetischen Gebrauch bereits zurechtgelegt; die Auffassungsweise des Naturphilosophen, die auf Beseelung und Personificierung ausging, kam dem Bedürfnisse der Poesie entgegen. War es ja doch die ursprüngliche poetische Naturbildlichkeit, die in der spekulativen Physik den Wert wissenschaftlicher Anschauungen erhielt. Hier konnte sich die physikalische Mythologie der Alten, wie die Naturmystik eines Böhme anschließen. So konnte sich „aus dem Idealismus ein ebenso grenzenloser Realismus erheben".

Reicher und zusammenhängender finden sich diese Ideen in Schellings 1802 und 1803 gehaltenen „Vorlesungen über die Philosophie der Kunst" wieder. Die neue Mythologie muß nach ihnen die allegorische Anschauung der Natur, die das Endliche im Unendlichen ganz einbegreift, die Anschauung des Christenthums, durch die symbolische der Naturphilosophie, der Alten, der Mystiker ersetzen oder vielmehr beide Anschauungen miteinander verschmelzen. In der Naturphilosophie liege der Anstoß dazu, das Unendliche wieder im Endlichen, also symbolisch zu erfassen. Die Naturgötter, wie sie die realistische Mythologie der Griechen schuf, müßten in die Geschichte

verpflanzt werden, und umgekehrt die mythologischen Gestalten der idealistischen Bildung des Christentums in die Natur, sollten beide Wesenheit gewinnen. Synthese von Natur und Geschichte müsse also die neue Mythologie sein. Das Nacheinander des moralischen Reiches — der Geschichte — müsse sich in das Zumal der Natur verwandeln. Das Christentum sieht das Universum nur als moralisches Reich an, also als Geschichte; die Antike nur als Natur. Die Verbindung beider giebt die neue Symbolik. Die Naturphilosophie solle nur die Symbole für die idealistische Bildung hergeben; heuristische Mythologie verwirft Schelling ausdrücklich. Aber die Grundvorstellung der Natur als eines großen, vom göttlichen Geiste belebten Ganzen sollte durch die Naturphilosophie wieder zum Durchbruche kommen, wie es in der Theosophie eines Böhme geschah.

Die Idee der neuen Mythologie beschäftigte also die romantischen Theoretiker lange Zeit und war jedenfalls auch ein Hauptthema ihrer Gespräche. Es wäre wunderlich, wenn in unserem Märchen keine Spur dieser Ideen zu finden wäre, wenn nicht wenigstens der Versuch gemacht wäre, diese Ideen hier zu verwirklichen. Ist es ja doch nach dem Ausspruche Schellings Sache jedes großen Dichters — er führt namentlich Dante an — „aus dem ihm offenbaren Theile der im Werden begriffenen mythologischen Welt sich selbst eine eigene Mythologie zu schaffen". Plante ja doch auch Schelling, ein großes Naturepos zu schreiben, in dem er die Idee der neuen Mythologie zu verwirklichen gedachte. Streben nach einer Universalmythologie zeigt unser Märchen schon in der Verschmelzung antiker und christlicher Mythologie. Eros, Atlas, die Parzen, Fabel führen auf antike Mythologie; Sophie, Herz, „die ewige Mutter", der siderische Mensch im zweiten Teile des Romans stammen in der Hauptsache aus der Böhmeschen Mystik. Andere Gestalten verraten dann die Absicht, auch noch andere Mythologien mit heranzuziehen. Auf die altgermanische will wenigstens der Name Freya deuten und die orientalische wird durch Ginnistan repräsentiert. Noch in anderer Hinsicht erinnert die Gestaltung des Märchens an die Forderungen, die Schelling für die neue Mythologie aufstellte. Es wurde an einzelnen Gestalten gezeigt, wie sich in Hardenbergs Geiste in ihnen Natur und Geschichte verschmolzen hat, so vor allem in der Gestalt des Arctur und der Sophie, die Geschichtliches im Gewande märchenhafter Natur symbolisieren. Der Roman selbst zeigt in seiner Anlage die Entwicklung einer historischen, menschlichen Welt zu einer natürlichen: Der Roman löst sich in die Allegorie des Märchens auf; der historische Heinrich wird zum Dichter kat exochen, Kaiser Friedrich wird Arctur u. s. f. Diese sind eigentlich mythologische Gestalten im romantischen Sinne, wie es der Doktor Faust in Goethes Dichtung für Schelling war;

sie repräsentieren einen Typus und symbolisieren die zugrunde liegende Idee. Im Märchen selbst geht eine Entwicklung vom Historischen zum Natürlichen vor sich. Eine Entwicklung, eine Geschichte haben darin nur Eros und die ihn umgebenden Gestalten; freie Bewegung und Willkür kommt nur ihnen zu; die anderen Welten liegen als etwas Fertiges, Abgeschlossenes im Hintergrunde. Eros, Herz und Fabel vollbringen das Werk der Hinausläuterung der menschlichen Welt zur natürlichen Welt und erringen moralisches Verdienst. Sehr wahrscheinlich liegt dem Märchen die Idee zu Grunde, daß am Schlusse die natürliche Weltordnung durch die so zur Vollendung gebrachte moralische, also geschichtliche Weltordnung ersetzt werden soll, richtiger: beider Vereinigung sich durch Eros und Freya vollziehen soll. Die Identität von Natur und Geschichte steht am Schlusse des Ganzen; die Bildung der neuen Götterwelt, der neuen Mythologie möchte fast als der Endzweck des Märchens erscheinen. Die Götter der moralischen Welt, vor allem Eros, die höchste moralische Idee, werden am Ende wirklich in die Natur, und zwar in eine siderische Welt (Arctur, Eisen, Magnet) hineinversetzt, wie es Schelling für die neue Mythologie verlangt hatte. Und der siderische Mensch, Astralis, ist der richtige Typus dieser Mythologie. Es ist der Mensch, mit seinen moralischen Kräften in eine Naturgebundenheit hineingestellt, welche seine ganze Geschichte — moralische Entwicklung — mitbestimmt, die reine Identitätsformel von Natur und Geschichte. Freilich, so klar sind die Dinge auch von Novalis kaum ausgedacht, daß man auf sie rein den Stempel der Idee von der neuen Mythologie drücken dürfte. Daß der Hauptträger der historischen Entwicklung, Eros, der antiken Mythologie entnommen ist, stimmte z. B. gleich nicht zur Auffassung Schellings von der antiken Mythologie. Aus dieser Vermengung von Natur und Historischem, aus der Beeinflussung der Natur durch rein Menschliches und Persönliches — durch die Liebe, durch das moralische Verdienst des Herzens[1]) — weht der Geist des Idealismus und der Naturphilosophie entgegen — letzterer freilich weniger in der Schellingschen, als in der Böhmeschen Fassung. Die direkt aus der Physik entnommenen Züge haben sich allerdings, so weit wir erkennen konnten, fast nur als Arabesken erwiesen. Aber die Quelle der symbolischen Gestaltung des Märchens liegt wiederum in einer Anschauung, welcher als angewandter Idealismus jener der Naturphilosophie in Hardenbergs Geiste entsprach. Der „Ofterdingen" enthält also eine Mythologie, welche aus dem Idealismus hervorgegangen ist und in welcher

[1]) Vor allem in dem charakteristischen Zuge, daß die Flamme des Herzens die Sonne ausbrennt.

die symbolische Naturanschauung und Naturphilosophie zum Durchbruche gelangt — wenn auch der Forderung Schellings, daß in der neuen Mythologie das Allgemeine im Besondern völlig dargestellt und das Besondere im Allgemeinen völlig aufgelöst sein solle, hier kein Genüge geschehen ist.

Miscellen.

Unbekannte Gedichte aus den schlesischen Kriegen.

1. Eine in Kursachsen konfiscierte Arie.

In den Akten des Königlich Sächsischen Hauptstaatsarchivs (III, 14ᵇ Fol. 56, Nr. 12) befand[1]) sich als corpus delicti ein Originaldruck in kl. 8°. genau folgenden Inhalts in mehr gewundener, als gebundener Form:

(S. 1.) „Aria, so auf den Einmarsch der Königlich Preußischen Truppen nach Schlesien, besonders aber auf das schöne Kirchengebet der Katholiken, worinn viele Könige und Fürsten schändlich geschmähet und gelästert werden, gerichtet, entworfen von einem treuen Brandenburger. Gedruckt in diesem Jahr, 1741."

(S. 2, Vignette.)

Marsch, marsch nach Schlesien,
Ihr weltberühmten Preußen,
Schont keinen Schnee noch Frost,
Noch alle schlimme Reisen.
Marschirt getrost nur ein
In Erb und Eigenthum,
Schont weder Stock noch Stein,
So habt ihr großen Ruhm.

Selbst euer Friederich
Hat euch die Bahn gebrochen,
Er giebt euch jederzeit,
Was er euch hat versprochen,
Seht an des Königs Huld,
Auch haltet eure Pflicht.
Der hat ja leicht Geduld,
Dem, wie euch, nichts gebricht.

(S. 3.)

Wir Preußen sind bereit,
Auch unser Blut und Leben,
Vor unsers König Recht
Und Ehre hin zu geben.
Wir fürchten uns auch nicht
Bei Schlacker oder Frost,
Bei Mond und Sternenlicht,
Nord, Süd, West oder Ost.

---

[1]) Jetzt liegt derselbe in der Handbibliothek des genannten Institutes: P. a. 1406, Nr. 1.

Es kann nicht anders sein,
Gott selbst will es auch haben,
Er will die Hungrigen
Mit seinem Worte laben,
Das durch der Pfaffen Rath
Vorhero lag versteckt,
Durch Gott und Königs Gnad
Anjetzo klar entdeckt.

Glogau, du armer Ort!
Was willst du dich dort sperren?
Willst du das Hungertuch
Noch länger denn rumzerren?
Ach wär' es unser Will',
Wir hätten längst dich ein,
Dort sitzen wir in Still',
Und lassen dich in Pein.

(S. 4.)

Sieh doch die Stücken an,
Mortierers und Canonen,
Die Bomben, ohne Zahl,
Grenaden und Patronen,
Die machten bald ein Loch,
Doch unser Friedrich spricht:
Ihr Kinder, haltet doch,
Ich will anjetzt noch nicht.

Nag' du am Hungertuch',
Wir woll'n nach Breslau reisen,
Du wirst von selbsten wohl
Die weiße Fahne weisen.
Doch warte nicht so lang,
Sonst wird nach Kriegsmanier
Dir werden angst und bang,
Dann ist es aus mit dir.

Breslau thut wohl daran,
Daß sich es hat ergeben,
Es kann in stiller Ruh',
Bei Friedrichs Schutze leben.
Doch wohnen Christen hier
Und nicht des Teufels Brut,
Kein siebenköpfigs Thier,
Das dürst't nach Christenblut.

(S. 5.)

Brieg, Brieg, was willst du dich
Vom Teufel lassen blenden?
Du kannst dich doch nicht mehr
Zu deinem Kaiser wenden,
Denn er ist nunmehr todt
Und Preußen folgt im Erb';
Du stürtz'st dich selbst in Noth
Und suchst dir den Verderb.

Neisse, du Pfaffennest,
Regiert vom Fürst der Höllen,
Dir wird das Ungemach
Noch deinen Kopf zerschellen.
Du warst vor Kurzem schon
Carolum selbst untreu.
Das ist verdienter Lohn,
Dich trifft anjetzt die Reu.

Ihr Pfaffen nennt uns nur
Die Preuß'schen Höllenhunde
Und stehet selbsten mit
Dem Teufel in dem Bunde.
Ihr sprecht, daß vor uns flieht
Des Teufel Macht und Reich,
Da er nun von uns zieht,
So sind wir Engeln gleich.

(S. 6.)

Das heillose Gebet,
Das ihr das Volk thut lehren,
Das wird ja Nepomuc,
Zu dem's gerichet, hören.
Ihr tastet Gottes Knecht,
Seine Gesalbten an.
Ich sage nicht unrecht:
Das hat der Feind gethan.

Ruht ihr nur weiter fort,
Nepomuc will nicht hören.
Wie aber, wollt ihr ihn
Nicht in der Ruhe stören?
Oder sitzt er und dicht't?
Vielleicht ist er verreist.
Hält er etwa Gericht?
Schreit laut! so hört's sein Geist.

Will dieser hören nicht,
Ihr müßt nicht andrer schonen,
Ihr habt noch mehrere
Der heiligen Patronen.
Franciscus de Paula,
Robert, Ignatius,
Anton de Padua,
Urban, Pancratius.

(S. 7.)

Petrus ist euer Fels,
Auf dem sich Rom thut stützen,
Doch setzt ihr Gottes Wort
Auf Schrauben und auf Spitzen.
Ruft Kilianum an,
Auch ist St. Blasius.
Wenn einer helfen kann,
Ist's Bonifacius.

Hört denn kein Heil'ger nicht?
Geht zu den lieben Frauen.
Annen und Hedewig
Dürft ihr euch wohl vertrauen,
Elisabeth, Margrith,
Agnes, Victoria,
Agatha und Brigitt.
Schreit laut! und tretet nah.

Wir aber wollen uns
Zu unsern Schöpfer wenden,
Der alle Creatur
Alleine hat in Händen.
Ruft ihr nur immerzu,
Schreit aber auch recht laut
Und laßt dem keine Ruh',
Dem ihr euch anvertraut.

(S. 8.)

Dir aber gebe Gott,
Mein König! langes Leben,
Es müsse untergeh'n,
Was dir will wiederstreben.
Dein kurfürstliches Haus,
Mein Friedrich, blüh' und grün';
Es rufe vivat aus
Was nennen kann Berlin.

Marsch, marsch nach Schlesien,
Ihr Helden von den Brennen.
Seht, wie die Kinder euch
Vergnügt entgegen rennen.
Sie rufen ganz entzückt:
Herr Gott dich loben wir!
Da Friedrich uns beglückt,
Sei Gott gedankt dafür.

(Vignette.)

Auf kurfürstlich-sächsischen Befehl vom 3. Juni 1741 wurden mehrere im Lande vorhandene Exemplare der „Scarteque" aufgegriffen und als Drucker Christian Vogel in Grimma, welcher nach einem in Magdeburg hergestellten Exemplare gedruckt zu haben scheint, nicht aber der Dichter ermittelt.

Auch in Leipzig soll das Gedicht censiert und gedruckt worden sein. Eine Verwarnung und achttägige „leidliche" Gefängnißstrafe wurde über Vogel verfügt.

Die Verse bedürfen keiner Erläuterungen. Nach dem demselben vorausgegangenen Kirchengebete, welches auch im Drucke erschienen war, habe ich vergeblich geforscht.

2. Preußens Sieg bei Molwitz.

Gleichzeitige Verse von Johann Ehrenfried Thomas, stud. theol. aus Görlitz [1])

[Bl. 1.]

Poetische Beschreibung
des
Oesterreich-Preußischen Haupttreffens,
welches den 10ten April 1741
zwischen Brieg und Olau
nechst den Dörffern
Hermsdorff und Molwitz
vorgefallen,
worbey Gott die Preußischen Waffen auf
eine besondere Art geseegnet,
Mit unpartheyischer Feder entworffen.
[Breite und schmale Vignette mit „R" u. s. w. in der Mitte.]
Budissin,
gedruckt bey Karl Gottfried Richtern.

[Bl. 2.]

[Breite Vignette mit Waffen.]

* * * * * * * * *

Auf! Tugend, Kunst, Verstand, und was die Teutsche Welt
Auf ihrer Bühne längst für Wunder vorgestellt!
Erwacht! vertreibt den Schlaf und eilt mit schnellen Flügeln
Zu eures Schlesiens mit Blut gefärbten Hügeln.
Weicht aller Säumniß aus, wenn Leibus Reichthum weißt,
Wenn jener Silberberg der Quaden Ophir heißt.
Wenn wir zur Sommerszeit dort auf den Riesenhöhen
Den schlimmen Wintersgast in weissem Schleyer sehen.
Wenn bald ein Hirschberg sich dem Tode wiedersetzt,
Da es durchs warme Bad die kranken Glieder netzt,
Und bald den Sattler zeigt, wo Stoppens Lautz klinget,
Wo Kunst selbst die Natur in ihre Schranken bringet.
Wenn Breßlau, das mit Recht das kleine Tyro ist,
Von Kunst und Kauffmannsgut und Reichthum überfließt;
Allein du fragst vielleicht, was soll denn dis bedeuten?
Sind denn in Schlesien noch andre Seltenheiten?
Ach ja, wo Hermsdorff liegt, und wo ein Molwitz bebt,
Weil manches Heldenblut an seinen Feldern klebt,
Wo Olau und ein Brieg den Schauplatz kennbar machen,
Da soll die Neubegier der edlen Welt erwachen.

---

[1]) Die äußerst schwache Reimerei erschien in Folio anonym; bei der nach dem Verfasser angestellten Untersuchung ergab sich der Genannte. Das Original der „Beschreibung" ist z. B. auf den Königlichen Bibliotheken zu Berlin und Dresden nicht vorhanden. Den seltenen, hier genau wiedergegebenen Originalabdruck bewahrt das Königlich Sächsische Hauptstaatsarchiv in der Handbibliothek als Nr. 2 in P a 1406 auf. Man vergleiche auch die genannte Aktensammlung: VII, 3 Fol. 154, Nr. 4. Als Kriegspoëm aus der großen Friedericianischen Zeit verdienen auch solche Verse Beachtung.

Hier steht, und seht euch um, ihr Wunder unsrer Zeit,
Laßt jetzt Natur und Kunst, und andre Seltenheit.
Ihr sollt auf dieser Bahn bey Martis Ehrenhaynen
Nachdem ihr redlich seyd, frohlocken, oder weinen.
[Bl. 2b.] Doch halt! Was kömmt mir vor? Fließt hier das rothe Meer?
Was schäumt für eine See von heissen Blute her?
Es ist weit mehr, als dis. Wer hat denn mißgehandelt?
Hat Moses Wunderstab den Strohm in Blut verwandelt?
Es ist weit mehr, als dis. Ist das der Platz der Schlacht,
Wo jener Griechenheld die Perser schüchtern macht?
Es ist weit mehr, als dis. Was rührt die Augenlieder?
Hier fällt ein muntres Pferd, und dort der Reiter nieder.
Ich werde ganz entzückt, der Anblick macht mich scheu;
Doch wird auch die Begier, noch mehr zu wissen, neu.
Mich deucht, ich seh' die Wort' in Sand und Blut geschrieben:
Daß Gottes Führung bleib' ist mancher Held geblieben.
Ja, ja, die Vorsicht ists, die diesen Platz gebaut,
Wo jener seinen Tod und der sein Leben schaut.
Es ist ein junger Löw' aus seiner Höle kommen,
Und hat, o Wunderding! beym Adler Platz genommen.
Verstand und Tapfferkeit vertritt der Flügel statt,
Wodurch er schon die Lufft gewünscht getheilet hat;
Er zeigt, daß ganz gewiß der Himmelsherr noch lebe
Und, wenns den Seinen dient, auch Löwen Flügel gebe.
Der Preussen Hannibal der kaum nach Olau rückt,
Und jetzt sein Donnerwerk zuvor ins Sichre schickt,
Bekommt bereits die Post, daß sich die Adler regen,
Und listig, tapffer, klug den Feind zusuchen pflegen.
Ein Braun und Palfy führt den Feind zur Schlacht bestimmt,
Der bald bey Neyß' und Brieg viel Kriegs-Bagage nimmt.
Ein Grotkau überfällt und die Besatzung greiffet,
In seinen Gegenden hier, da und dorten streiffet.
Die Lebensmittel raubt, der Wahlstatt näher rückt,
Und sich schon zum Voraus zum Streit und Siege schickt.
Des Todes Bitterkeit durch Grimm und Muth versüsset,
Und mit erhitzter Brust die Erde streitend küsset.
Nur etwas schwächt den Ruhm, der sonst der Jugend bleibt,
Wenn ein erhitztes Heer viel tausend Unfug treibt,
Und wenn die schäumenden und wüthenden Hussaren
Brand, Mord und Rauberey mit Helden Thaten paaren.
Nein, das verdient kein Lob, wenn man die Bauren plagt,
Den Adler stehts nicht an, daß er die Haasen jagt:
Wo Tapfferkeit regiert, wo ihre Schwerdte funkeln,
Wer wird da ihren Glanz durch Niedrigkeit verdunkeln?
[Bl. 3.] [Ich seh bestürtzt zurück, was jener Löwe macht] [1])
Er geht stets weiter fort, er reiset Tag und Nacht.
Kein Berg ist ihm zu hoch, kein Wetter zu gefährlich,
Kein Thal zu seicht und tief, kein Umstand zu beschwerlich.
Ein Ohlau, daß den Tod in seine Mauren schloß,
Der durch erhitzten Knall so vieles Blut vergoß,
Wo Bomben, Pontons, Stein, Bley, Pulver und Granaten
Den Himmel gleichsam schon um die Erlösung baten,

---

[1]) Diese und eine Zeile unten sind versehrt.

Ward wohl und starck besetzt, der Himmel selber stritt,
Doch Preussens Hannibal verdoppelt Trieb und Schritt,
Manch tapffres Regiment eilt hier bey Sturm und Wettern,
Auf seines Cäsars Winck zu seinen Lorbeerblättern.
Ein doppelt starcker Feind, der schon von weiten blitzt,
Und sich bereits im Geist auf Siegespalmen spitzt,
Erschröckt den Löwen nicht, wer flieht für seines gleichen?
Er kan das Flügelvolck erlegen, fangen, scheichen.
Der König geht voran, wie Alexander that,
Sein Beyspiel muntert auf, die That ist, wie der Rath,
Und alles beydes klug und dient zu ächten Proben,
Daß Gott der Brennenzunfft, den Lorbeer aufgehoben.
Sein tapffres Regiment, folgt seiner edlen Bahn,
Und greift die Legion von Hohenzollern an.
Es schlägt die Feinde weg, es schließt und sebelt nieder,
Und nimmt den Proviant aus ihren Händen wieder.
Indessen macht Sein Rath, der allzeit weiter sieht
Daß sich manch kleines Heer von Ihm zurücke zieht
Ein Ottmachau verläßt, und es so lange treibet,
Biß es bey Herrmensdorff und Molwitz stehen bleibet.
So wird der schlaue Feind ins Labyrinth geführt
Der seine Schläffe schon mit Siegespalmen ziert,
Eh noch die Schlacht geschehn; doch hält er sich itzt fertig,
Den er verlohren gab, der ist schon gegenwärtig.
Er rüstet sich zum Streit und steht vor seine Flucht,
Denn er hat nun erlangt, was seine List gesucht.
Der Feind ist eingesperrt, er ziehet sich von Mähren,
Hussaren, fangen an zu plündern, zu verheeren,
Ein Olau wird besetzt, das Pulver hergeführt,
Manch Stücke wird gepflantzt, manch tapffrer Held kampirt
Hier bey zwölff tausenden gantz unter freyem Himmel,
Er bleibt bewaffnet stehn: das viele Kriegsgetümmel
[Bl. 3b.] [Gönnt weder Schlaf, noch Ruh, doch Lust zum Streite schafft]
Den Augen Munterkeit, den Gliedern neue Krafft,
Dem Geiste frischen Muth, Lust macht die schwehrsten Dinge
Wenn Fleiß und Redlichkeit die Wege bähnt, geringe.
Nun geht das Feuer an, der Streit, der sich erhebt
Macht daß so gar die Erd' im weiten Liegnitz bebt,
Doch unsre Helden nicht, manch Drohungsvolles Krachen,
Wenn manches grobes Stück aus seinem heissen Rachen
Bley, Stein und Feuer speyt, zertheilt die rare Lufft,
Beweget Wald und Feld, erschüttert Höh' und Klufft,
Doch unsre Helden nicht. Wenn manche Kugel schröcket,
Die Lufft erhitzt, durchstreicht, und doch die Spur bedecket
Und so erbärmlich zischt, als kämen ohngefehr,
Die Federschlangen dort bey Mose wieder her,
So flieht der Vögel Zunfft, versteckt sich in die Höhlen,
So will manch scheiches Wild ein ander Lager wehlen,
Doch unsre Helden nicht. Wenn Dampff und Rauch erhöht,
Den dicken Wolcken gleich bis zu den Sternen geht,
Ein Bild der Hölle weist, will selbst der Himmel weinen
Und der betrübten Welt sein edles Blau verneinen,
Doch unsre Helden nicht. Manch Wiehern und Geschrey
Zeigt, daß bald hie, bald da, viel Noth verhanden sey.

Manch Pferd schlägt, strampfft und schnaubt, und trägt den Held zu Grabe,
Ders kaum beritten hat, der hinckt mit Krück' und Stabe,
 Und jenem ist ein Fuß, ein Arm, ein Bein zerschellt,
 Da dort ein andrer gar erblaßt zu Boden fällt.
Bey solchem Jammerblick und krachenden Carthaunen,
Wird selbst ein Hercules, ja Simson gantz erstaunen,
 Doch unsre Helden nicht. Wenn Schwerdt und Sebel klingt
 Und durch manch tapffres Hertz mit starcken Stosse dringt,
Weint selbst die Erde Blut und klagt den Bluhmenorden,
Der durch ein rothes Meer verbrüht, getödtet worden,
 Doch unsre Helden nicht. Wenn Palfi Heldenmuth
 Mit fliegenden Galoup, wie sonst ein Adler thut,
Zu Preussens Helden stößt, verwundet, schlägt, zerstreut,
Und weder Lufft, noch Schwerdt, noch Knall, noch Feuer scheut,
 So wird die Tugend selbst erschröckt, gestöhrt, verwirrt,
 Daß sie von ihren sonst gewohnten Wegen irrt.
Manch Kriegesvorrath geht bey dieser Wuth verlohren,
Ein Breßlau dencket schon, der Feind sey an den Thoren.
[Bl. 4.] Ja selber die Armee geräth in solchen Stand,
 Daß sie verlohren scheint, wo nicht des Höchsten Hand,
Die mehr, als Menschen kan, das Blatt aus Gnaden wendet,
Und jene Engelschaar geschwind zu Hülffe sendet.
 Der rechte Flügel wanckt, das schöne Regiment,
 Das seinen Schulenburg als General erkennt,
Wird aus der Ordnung bracht, so wanckt der rechte Flügel.
So gehts, der Kriegeslauf hat weder Zaum noch Zügel.
 Es geht so schnell dahin, wie eine Kugel scheubt,
 Wenn sie des Pulvers Macht aus ihrer Röhre treibt.
Bald ist es da, bald dort; doch besser ist geschwiegen,
Der Glücksbaum kan sich noch auf jene Seite biegen
 Ja, ja, Gott hats gewandt. Da schon ein jeder denckt,
 Es habe sich der Sieg nach Oesterreich gelenckt,
Denckts Preussens Löwe nicht. Er macht durch Feuerbälle,
Daß eh' man sichs versieht, manch flüchtiger Geselle,
 An seine Posten geht; er bringt sein Flüchtigseyn,
 Durch manche Heldenthat mehr, als gedoppelt ein,
Und zeigt auf Königswort durch mehr als tapffres Wehren,
Ein Preusse könne fliehn und auch zurücke kehren.
 Der theure Schulenburg sucht sein verwirrtes Chor
 Und geht ihn ritterlich mit großen Thaten vor:
Allein, o Unglücksfall! bey seinen Heldenfahnen
Singt er, ach allzufrüh! das Lied verliebter Schwanen.
 Es bleibt dabey noch nicht. Ein theurer Printz fält auch,
 Printz Willhelm sieht sein Grab, der nach der Ahnen Brauch,
Noch nie unüberlegt das blancke Schwerdt genommen,
Noch niemahls ungecrönt vom Streite wieder kommen.
 Ruh wohl, du theuers Paar, der Herr hat so gewollt,
 Wer seinem Könige Blut, Leib und Leben zollt,
Den pflegt die Ewigkeit dem Moder zu entreissen,
Und weder Zeit, noch Rost kan seinen Ruhm zerbeissen.
 Drum bleibst du unversehrt, Neid, Haß und Mißgunst flieht,
 Wenn er nur deinen Schild und hohes Grabmahl sieht,
Mit Furcht und Schröcken fort. In jenen Seegensauen
Wirst du den Grossen Geist von Friedrich Willhelm schauen,

Der Gott allzeit verehrt, der edlen Welt genützt,
Und iezund bey dem Stuhl der Seraphinen sitzt.
Vier tausend folgen dir von Preussens Martissöhnen.
Die ihre Wunden mehr, als grüne Lorbeern crönen.
Du bist es nicht allein; sieh, Braun und Palfy liegt,
Zwo Helden, deren Ruhm durch Berg und Thäler fliegt,
[Bl. 4ᵇ.] Durch deren starcken Arm die Pforte noch erzittert,
Weil ihr nie stumpffes Schwerdt manch Stampolsschild zersplittert.
Zwölff tausend wandeln mit ins finstre Todtenreich,
Und machen in der Grufft Stab, Flint' und Sebel gleich.
Der Löwe hat gesiegt, der Adler muß verliehren,
Es lieget nicht an uns, es liegt an Gottes Führen.
Nun Preußens Löwe, geh geneuß dein Glücke recht,
Beschütze Gottes Volck, bedecke sein Geschlecht,
Erwege, was Gott giebt, giebt er zu keinen Dinge,
Als daß mans ihm dereinst mit Wucher wiederbringe.
Entlarve manchen Wolff, der itzt die Zähne blöckt,
Und durch sein grausam seyn manch blödes Schaf erschröckt,
Verjage manchen Fuchs, der mit den Reben spielet,
Und als ein Schadenfroh in Gottes Berge wühlet.
Schneid manches Netz entzwey, das die bethörte Welt
Den Kindern rechter Art und edles Saamens stellt;
Erquicke manchen Sinn, der in den Fesseln wimmert,
Den nach der Sonne friert, die ihm gar selten schimmert.
So wird dein Königsstuhl vor Gott geseegnet seyn,
So wird sich Salems Burg bey deinem Glücke freun,
Und führst du Gottes Werck und nicht bloß deine Kriege,
So giebt dir Gott gewiß noch mehr, als tausend Siege.
Hier steht! Hier haltet noch! denckt, das hat Gott gethan,
Und seht die Uberschrifft von jener Wahlstatt an,
Die manchen hohen Geist, aus edlen Stamm entsprossen,
In ihrer kalten Grufft versperrt und eingeschlossen.
Hier ist der Wunderplatz, von den ganz Deutschland sagt,
Daß Löw und Adler sich in einen Kampff gewagt,
Gott steh den Seinen bey! Er seh auf alle Stände,
Daß sich bald dieser Krieg zu aller Wohlfarth ende.

[Kleinere Vignette als Bl. 2 mit Waffen.]

Blasewitz a. E. Th. Distel.

Zu Goethes Anteil an Lavaters Physiognomischen Fragmenten.

„Ich weyne dir nach und wünsche Frieden allen deinen Fußpfaden. Bist du bey Schlossern, dank ich dirs. In Carlsruh Vollmacht zu sagen was du willst. Eine Portion Kupfer schick ich dir auf FFurth nach. Goethe ist mir treflich beholfen, dank ihm. Rafael und deinen unendlichen physiognomischen Seegen ꝛc. ꝛc. hab ich richtig erhalten“ lautet ein von Ludwig Hirzel (Goetheana, Im neuen Reich 1878, S. 607) mitgeteilter Auszug aus Lavaters Brief an Zimmermann vom 20. September 1775.

In Eduard von der Hellens Werk „Goethes Anteil an Lavaters Physiognomischen Fragmenten 1888“ werden (S. 186 f.) die zwei letzten Sätze des obigen Briefauszuges auf Goethes Beteiligung an Lavaters Physiognomik bezogen.

Am 8. September 1775 sandte Goethe etwas „über die Platten", also mehrere Beiträge an Lavater. Das — meint Eduard von der Hellen — bezeichnet Lavater in seiner hyperbolischen Art als „einen unendlichen physiognomischen Seegen".

Um aber den letzten Satz des obigen Excerpts auf Goethes Mitarbeit an Lavaters Werk beziehen zu können, muß Von der Hellen „deinen" in „einen" ändern. Diese Textesänderung rechtfertigt er folgendermaßen: „Statt ‚deinen' ist zu lesen ‚einen'. Der Bitte, Goethe zu danken für seine Hilfe, kann hier nur die Meldung folgen, daß Beiträge von diesem in Zürich angelangt seien. Woher sollte auch Zimmermann jetzt solche gesandt haben, da er soeben Zürich nach längerem Aufenthalt verlassen und die Heimreise angetreten hatte, deren Route dieser vermutlich nach Emmendingen gerichtete Brief bezeichnet?"

Allein erstens wird Zimmermann in dem in Rede stehenden Brief gar nicht von Lavater gebeten, Goethe für seine Hilfe zu danken, sondern Lavater ruft darin, Goethes Mitwirkung beim zweiten Versuch der Physiognomischen Fragmente dankbar anerkennend, freudig aus: „Goethe ist mir treflich beholfen! — Dank ihm!" So nämlich, nicht „Goethe ist mir treflich beholfen, dank ihm", wie von Ludwig Hirzel ungenau mitgeteilt wird, steht in der sorgfältig geschriebenen Kopie in Lavaters Nachlaß, die Ludwig Hirzel zur Vorlage diente. „Dank" ist hier Hauptwort, nicht Befehlsform.

Zum zweiten aber hatte Zimmermann, als Lavater am 20. September 1775 unsern Brief an ihn schrieb, keineswegs „soeben erst Zürich nach längerem Aufenthalte verlassen". Er war schon im Juli 1775 in Zürich gewesen und kranken Hallers wegen nur 1½ Tage dort geblieben.[1] Am 30. Juli war er von Bern nach viertägigem Aufenthalt daselbst kranken Tissots wegen nach Lausanne weitergereist.[2] In einem hier von ihm am 10. und 12. August verfaßten längern Antwortschreiben[3] an Lavater, das mir im Originale vorliegt, findet sich folgende Stelle: „Sobald ich auf dem Lande bin, sollst du alles nach und nach erhalten, was dir bestimmt ist, Schattenbilder, Kupfer etc. etc. etc." Das Eintreffen dieser ihm von Zimmermann versprochenen Beiträge ist es, das Lavater mit den Worten: „Raphael und deinen unendlichen physiognomischen Seegen etc. etc. hab' ich richtig erhalten" am 20. September 1775 dem Freunde anzeigt. Von „Raphael" hatte Lavater bereits am 20. Mai 1775 an Zimmermann geschrieben: „Raphael über ein rundes Stäbchen gerollt wird mir gut eingehen! — Dank, du Beßter!" (Handschriftlich.)

Endlich sei noch hinzugefügt, daß in der gedachten Kopie in Lavaters Nachlaß mit dem letzten Satz der von Hirzel mitgeteilten Stelle ein neuer Absatz beginnt und daß diesem Satz unmittelbar folgender sich anschließt: „Unter allen Frauen, Löwe ausgenommen, hat die Jerusalem die verständigste Physiognomie." Frau von Löw aber, die Gattin des hannoverischen Oberkammerherrn von Löw, war in Hannover nach Frau von Döring die beste Freundin Zimmermanns. Sie war im August 1775 Lavaters wegen nach Zürich gekommen,[4] und jetzt im September war mit Zimmermanns „unendlichem physiognomischen Segen" ihr Schattenbild bei den Züricher Propheten eingetroffen.

Gernsbach (Murgthal). **Heinrich Funck.**

---

[1] Lavater an Goethe, den 29. Juli 1775.

[2] Zimmermann an Lavater, Lausanne den 10. August 1775 (ungedruckt).

[3] Zimmermann beantwortet darin drei nicht mehr vorhandene Briefe Lavaters „vom 26ten und 29ten Julius" und „vom 9. August".

[4] Zimmermann an Lavater, Lausanne den 12. August 1775; Lavater an Zimmermann, den 17. August und Zimmermann, Lausanne den 26. August 1775. (Ungedruckt.)

Zur sogenannten Hamburgischen Preisausschreibung.

Daß es sich um keine wirkliche Preiskonkurrenz, sondern bloß um eine Honorierung guter und für die Hamburger Bühne brauchbarer Dramen handelte, steht nach den Darlegungen E. Wolffs und hauptsächlich B. Litzmanns außer allem Zweifel. Bekanntlich war eines von den vier Originalstücken, die von Schröder für tauglich und im Einklange mit seiner Ankündigung vom 28. Februar 1775 eines Preises von 20 alten Louisd'or würdig befunden wurden, auch J. F. Schinks Gianetta Montaldi. Es war ein Glücksfall, dessen der jugendliche Verfasser niemals recht froh werden konnte, da er die Auszeichnung als unverdient empfand. Schon Tiedge (Leben und poetischer Nachlaß, herausgegeben von Falkenstein 1, 281) weiß zu berichten, daß Schink wiederholt selbst gestand, es sei leichter in Hamburg ein Preisaccessit zu gewinnen als einen Julius von Tarent zu schreiben. Und nicht bloß privatim, sondern auch öffentlich, wie die nachfolgende Apostrophe „An Leysewitz" bezeugt, die ich im „Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielliebhaber", Offenbach am Mayn 1779, S. XXVI abgedruckt finde:

Dein Julius! er ist ein Meisterstück
Zwar wurde Hamburgs Preiß dir nicht —
Und ihn erhielt nur mein Gedicht —
Doch gäb ich gern den Preiß zurück
Wär ich nur Autor von dem Stück!

Dies geringschätzige „nur" von der eigenen Arbeit ist ein Ausdruck wohlthuender Bescheidenheit, der uns mit so mancher Überhebung des Dichters während seiner dramaturgischen Thätigkeit einigermaßen versöhnt. Seine Selbsterkenntnis wenigstens in diesem Punkte war keineswegs vorübergehender Natur; über die Gianetta Montaldi hat er auch in der Folge stets auf das schärfste abgeurteilt. So enthält die Berichtigung, die er der (fiktiven) Herausgeberin der Wochenschrift „Meine Empfindungen im Theater" (Wien 1781; in Wirklichkeit von dem Freiherrn von Otterwolf herausgegeben) nach der Wiener Aufführung im Nationaltheater (11. August 1781) einschickte, den nachstehenden Passus über das „unbedeutende" Stück: „Ich halte es sosehr für nichts, daß ich auch die bitterste Kritik darüber nicht zu bitter halte." Nur als auch die Real-Zeitung den geringen Erfolg des Trauerspiels zum Anlasse wählte, um ihr vordem günstiges Urteil über Schink zurückzunehmen, da bäumte sich doch der beleidigte Stolz in ihm auf, und er gab ihr folgenden „Bescheid": „So ein fehlerhaftes, gekünsteltes Stück Arbeit diese Gianetta Montaldi auch selbst in meinen eigenen Augen ist, so nenne man mir doch den Wiener Autor, der in seinem 19. Jahre ein Stück gemacht hätte, das von Seiten des Dialogs und der Situationen soviel Verdienst hat als diese Gianetta Montaldi, in dem eine Leidenschaft bis auf ihre kleinsten Nuancen so durchgeführt wäre als es hier die Leidenschaft der Eifersucht ist, so daß es in dieser Betracht noch immer eine Ehre für einen Wiener Autor wäre sie gemacht zu haben." Daß in der Gianetta Montaldi die Leidenschaft „bis auf ihre kleinsten Nuancen" im genauesten Anschluß an Othello, Clavigo, Emilie Galotti ꝛc. durchgeführt erscheint, wie Minor (Zeitschrift für deutsche Philologie 20, 55 ff.) dargethan hat, wird von Schink wohlweislich verschwiegen.

Wien. E. Horner.

Ein Gedicht auf Friedrich den Großen.

Die folgende Ode des deutsch-ungarischen Dichters Johann Michael Teknsch ist an so abgelegener Stelle gedruckt (Preßburger Musenalmanach auf das Jahr 1785, S. 44—45), daß sie wohl als gänzlich verschollen bezeichnet werden darf.

Über den Almanach ist zu vergleichen Goedekes Grundriß 7, 47, über den Dichter derselbe § 298, N, Nr. 31, S. 58.

An Friedrich, den Grauen.

Wer kommt da? — Wer? — Harret ein wenig, —
Ha! Friedrich ist's! — grau, wie das Eis.
Heil, Segen dir, Weisester König,
Fürst, Menschenbeglükker und Greis.

Du zitterst und schleichest gebükket,
Von Greisen den Enkeln gezeigt,
Am Haupte mit Silber geschmükket,
Von Thaten zur Erde gebeugt.

In menschengefrässige Kriege
Rief dich dein Schicksal hinab,
Mit Lorbern erfochtener Siege
Umkränzen einst Enkel dein Grab.

Jezt hebe die drükkende Krone
Vom silberbewachsenen Haupt;
Steig, Friedrich, herunter vom Trone,
Denn — Greisen ist Ruhe erlaubt.

Dek du mit der göttlichen Krone,
Prinz Wilhelm, als König dein Haupt,
Steig, Wilhelm, hinauf zu dem Trone,
Dem Friedrich das Alter geraubt.

Dir lodre Geist Friedrichs im Busen,
Beglükke, wie Friedrich, dein Reich.
Sei Friedrich den Künsten und Musen,
Und Friedrich an Heldenmut gleich.

Tekusch.

Prag. August Sauer.

Der Mordpfarrer Tinius als Dichter (1814).

Während des russischen Gouvernements saß Mag. Johann Georg Tinius, zuletzt Pfarrer zu Poserna [1]) bei Weißenfels, wegen mehrerer Morde „aus Bücherwut" in Leipzig in Untersuchungshaft, als der Czar Alexander I. wieder durch die k. sächsische Universitätsstadt kam. Folgende nach der mir vorliegenden Originalhandschrift wieder gegebenen Verse verfaßte er, um andere Richter zu erreichen, 1814 für den Kaiser:

O! Siegesheld, um den wir bebten, wann im Streite,
Wohin Dich Menschenliebe trug,
Des Todes Donner Dir zur Seite
Viel Tapf're niederschlug.

---

[1]) Hier wurde der Spaziergänger nach Syrakus geboren. Tinius hatte, nach Seumes Tode, dessen Geburtsschein auszustellen; man vergleiche meine Mitteilungen in der Teplitzer Zeitung Nr. 38 von 1894 und Nr. 12 von 1895.

Sei uns viel Tausendmal im Lorbeerkranz willkommen,
Hier, wo Du in der Völkerschlacht
Dem Riesen hast das Schwert entnommen,
Europa frei gemacht.

Des Xerxes Übermuth, den Frevel seiner Schaaren
Hat Gott durch Dich zu Spott gemacht,
Und aus dem Reich berühmter Czaaren,
Den Völkern Heil gebracht.

Auf Nordens Kraft wies im Magnet uns Gottes Finger;
Aus Norden stieg der schöne Stern —[1])
Der Held und Tyrannenbezwinger,
Wie Gustav für den Herrn.

Du zogest Alle zu Dir in dem Rettungsbunde —
Wohl dem, der Dir sich zugesellt —
Und Deines Ruhmes Thatenkunde
Erfüllet alle Welt.

Du bist dem Tyger bis zum Lager nachgegangen,
Aus dem entfernten Vaterland,
Und hast lebendig ihn gefangen,
In sein Revier gebannt.

Nun eilt Dein Fuß, von Genien des Glücks getragen,
Weit über Land und Ocean,
Auf dem erhab'nen Siegeswagen
Zum Ziel der Heldenbahn.

Dir hallen Jubel von Zweyhundert Millionen,
Im Taumel der Entfesselung
Die im Palast, in Hütten wohnen,
Ergreift Begeisterung.

Im Schatten Deines Oelzweigs reift die Saat und neiget,
Dem Friedensstifter Dankbarkeit,
Und die gesunk'ne Wohlfahrt steiget,
Durch Repnins Thätigkeit.

Du wurdest schnell der langbedrängten Menschheit Retter,
Die zwanzig Jahr' umsonst geweint,
Bis aus dem Sturm der Kriegeswetter,
Die Friedens-Sonne scheint.

Wenn Deinen Kayserstuhl schon jetzt drey Welten tragen,
So trägt ihn künftig jedes Herz,
Durch Dich, nach so viel trüben Tagen,
Befreit von Druck und Schmerz.

O! ärndte Dank für Lohn! Die reinsten Wünsche steigen,
Zu Gott, für den geliebten Sohn,
Daß segnend sich die Himmel neigen,
Und schirmen Deinen Thron.

---

[1]) „Der schönste Comet im Jahre 1811."

Genieße lang die Huldigung der Nationen,
Und Deines Lebens Rosenzeit
Bis Gott aufsetzen wird die Cronen,
In seel'ger Ewigkeit.

Wohin Du wandelst, leite seine Huld die Tritte,
Zum Tempel der Unsterblichkeit,
Und schenke Gnade meiner Bitte,
Im Unglück Dir geweiht.

Weiteres über Tinius gehört nicht hierher: aus meinem in der Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft (15, 863 f.) erschienenen Aufsatze über ihn erhellt übrigens die einschlagende Litteratur.

Blasewitz a. E. Th. Distel.

Zur älteren Jahrmarktslitteratur im Königreiche Sachsen.

Besonders reich, freilich mehr an Ausgeburten, ist die Jahrmarktslitteratur[1]) auch im Königreiche Sachsen bald nach der Völkerschlacht. Durch Kolporteure wurden die einzelnen Blätter, vor allem auf den Dörfern und den der Landbevölkerung am meisten dienenden Jahrmärkten ausgeboten. Soweit diese Schriften Romane enthielten, sind sie fast immer schauerlichster Art. Als wahr, darauf hatte der betreffende Anbieter zunächst sein Augenmerk zu richten, mußten sich die aufregenden Geschichten einführen lassen, wenngleich das Gedruckte bei dem Ungebildeten an sich schon immer „Beweis, so stark, wie Bibelsprüche" liefert. Zeitungen und dergleichen kamen damals so gut, wie gar nicht, in die Hände der Ackerbauern, der Kalender brachte ihnen in der Regel die ausschließliche Kunde von den Dingen, die sich außerhalb der Dorfgemarkung zugetragen hatten, freilich auch diese nur in armseligster Weise. Übte auch die königliche Staatsregierung strengste Censur und ließ dieselbe sogar wiederholt die Bibliotheken auf schädliche Lektüre hin durchsuchen, so ist ihrem wachsamen Auge doch gar manches entgangen.

Im folgenden berichte ich kurz über einen im Jahre 1817 zur besseren Täuschung angeblich in Marienberg entstandenen Druck. Die Leipziger Zeitung jenes Jahres (Nr. 75, vom 17. April, S. 821) führte mich zufällig darauf. Dort macht nämlich der Amtshauptmann des dritten erzgebirgischen Bezirkes, Freiherr von Biedermann in Marienberg, pflichtgemäß bekannt, daß die „wahre, schauderhaft-schreckliche Geschichte einer Mutter [Ehefrau, folgt der Name dieser und als deren Wohnort Boden bei Marienberg], welche am 25. Februar dieses Jahres ihr eigenes, kleinstes Kind [einen Knaben von sieben Wochen] im Feuer bratete, um damit den Hunger der übrigen fünf Kinder [das älteste war etwa acht Jahre alt] zu stillen," rein aus der Luft gegriffen sei, „da in dem Dörfchen nicht das Geringste vorgefallen, welches zu der Entstehung eines dergleichen Gerüchtes auch nur im entferntesten Anlaß hätte geben können, auch eine Person des Namens gar nicht in Boden existirt."

Ein entsetzliches Bild tritt uns in der mit allen Einzelheiten ausgestatteten Erzählung entgegen.[2]) Die damalige allgemeine Hungersnot konnte dem Anlaufe

[1]) Auf die Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 3 (1890), 394 ff. sei hier, betreffs einer weit früheren Zeit, gleich mit hingewiesen.

[2]) Hier nur etwas daraus, wodurch man an den Inhalt der gerade im Schwange befindlichen Schicksalstragödien erinnert wird: Die Hilfe kam, während

derselben nur günstig sein. 499 (500 umfaßte die Auflage) Exemplare des Originaldruckes waren, hauptsächlich in Leipzig und Umgegend, an den Mann gebracht worden, als der Buchdrucker Vater in Leipzig noch ein halbes Ries Papier (etwa zu 500 Stücken ausreichend) auf einen Nachdruck dieses Schauerromans verwendete und die Konfiskation des Machwerkes angeordnet wurde. Von dem Plagiate hat mir ein Exemplar vorgelegen. Der Verfasser und erste Vervielfältiger jener Lügengeschichte war ein, früher bei Bernhard Tauchnitz in Leipzig und zur kritischen Zeit in der Baumann'schen Druckerei zu Leipzig angestellter Faktor, der die Schrift durch einen seiner Bekannten vertreiben ließ.

Wegen der Strafe, welche unseren Romanerdichter getroffen, kann aus Schwarzenberg-Sachsen, wohin derselbe mittelst Schubes gebracht worden ist, Auskunft eingeholt werden.

Ich nehme hier gleich mit Gelegenheit, auf ein gedrucktes, langes Liederverzeichnis einer Winkelfirma in demselben Lande aus jener Zeit aufmerksam zu machen, welches mir gelegentlich mit in die Hände gekommen ist.[1])

Blasewitz a. E. Th. Distel.

---

die Kinder ihren Hunger stillten und die verzweifelte Mutter sich abseits von ihnen — erhenkt hatte.

[1]) Nur einige der zum Teil äußerst lasciven Reime davon habe ich kennen gelernt.

Recensionen und Referate.

Streiter R., Karl Böttichers Tektonik der Hellenen als ästhetische und kunstgeschichtliche Theorie. Eine Kritik. Leop. Voß. Hamburg und Leipzig 1896. (Beiträge zur Ästhetik. Herausgegeben von Th. Lipps und R. M. Werner. III.)

Der Verfasser hat in der vorliegenden Schrift eine sehr nützliche, dankenswerte Untersuchung geliefert, welche es sich zur Aufgabe stellt, einmal auch die ästhetische Grundauffassung in Böttichers „Tektonik der Hellenen“ darzulegen und kritisch zu beleuchten, nachdem man bisher freundlicher- wie feindlicherseits fast nur den kunstgeschichtlichen und archäologischen Speciallehren des berühmten Werkes Beachtung geschenkt hatte. Sein Unternehmen ist aber um so berechtigter, als, wie er überzeugend ausführt, das Verfahren Böttichers ein emminent deduktives und aprioristisch konstruierendes war, so daß die ästhetischen Principien wesentlich auch die Ansicht von den archäologischen und kunsthistorischen Details bestimmten, welche der große Gelehrte aus dem wirklichen, objektiv gegebenen Thatsachenmaterial mit einiger Willkür auswählte und zuschnitt, wie es eben die Theorie verlangte. Das Verständnis der letzteren wirft darum auf die Einzelanschauungen der „Tektonik“ über Wesen und Ursprung der antiken Kunstformen erst das rechte erklärende Licht.

Streiter macht sich an die Arbeit, mit den wichtigsten Erfordernissen für ihre glückliche Vollendung wohl ausgerüstet. Er ist von Beruf Architekt und verfügt über ein tiefes kunstgeschichtliches Wissen, namentlich giebt er vielfache Proben einer großen Belesenheit in der neueren archäologischen und die Geschichte der Baukunst betreffenden Litteratur: er zeigt sich jedoch auch in den philosophisch-ästhetischen Fragen soweit bewandert, daß er zum mindesten die Hauptschwächen der Böttícherschen Lehre glücklich auszuspähen und bloßzulegen vermag. Genügend vertraut mit der Geschichte der Ästhetik in Deutschland, über deren vornehmste Erscheinungen

er gelegentlich recht gute kritische Bemerkungen fallen läßt, weist er Böttichers Kunstanschauung vor allem den richtigen Platz neben den spekulativen Systemen an; denn wenn er auch findet, daß eine unmittelbare Abhängigkeit von Schelling, Hegel oder Solger bezüglich der individuellen Sonderanschauungen der „Tektonik“ sich nicht erweisen lasse, so macht sich doch der Einfluß des allgemeinen philosophischen Milieus, der Hegelschen Zeitatmosphäre, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf, um so deutlicher, unverkennbarer geltend und in der That zeigt Böttichers Fundamentalbegriff, nach welchem für körperliche Schönheit „die Analogie mit dem Begriffe, der Wesenheit, der Funktion des Körpers“ maßgebend ist, daher die architektonische Form, um den ästhetischen Ansprüchen zu genügen, bloß „ihr Schema technisch plastisch vollkommen für ihren inliegenden Begriff“ zu „entwickeln“ hat, eine ganz auffällige Verwandtschaft mit dem Scheinen der Idee durch das sinnliche Mittel, mit der vollkommensten Offenbarung des Unendlichen oder des Begriffs im Endlichen, mit dem Durchdrungensein der erscheinenden Form vom Begriffe und wie all die mehr oder minder gleichsinnigen, unter sich tautologischen Bestimmungen der spekulativen Periode lauten.

Es ist ja zweifellos richtig, daß Bötticher an „Sachlichkeit“ Schelling, Hegel und die andern spekulativen Kunstphilosophen übertraf, daß er, wie der Verfasser betont, „mit der fachmännischen Sicherheit des Architekten die ausschlaggebende Bedeutung des Technischen, des konstruktiv Bedingten hervorhob, daß er die Architektur um ihrer selbst willen liebte, unbekümmert um die Möglichkeit ihrer Einordnung in ein metaphysisches Weltgebäude, daß er ihre Schönheit von innen heraus, aus der Bedeutung und dem Zusammenhang der Formen zu erklären versuchte, indem er die Notwendigkeit und Zweckdienlichkeit als Ausgangspunkt für die Entwicklung der Kunstform annahm und die Schmuckformen als ‚Symbole‘ mit der struktiven ‚Funktion‘ der Glieder in innigste Beziehung setzte“. Ihm, dem Techniker, Kunsthistoriker und Archäologen in einer Person, konnte es natürlich nicht beifallen, ganz und gar in den Bahnen Hegels zu wandeln, dessen Ästhetik nach Streiters treffendem Worte „auf eine Entwicklungsgeschichte der Mythologien hinausläuft“; er konnte sich ebenso wenig mit den vagen Allgemeinheiten der vom Verfasser nicht minder treffend als „rein theosophisch“ gekennzeichneten Solgerschen Kunstlehre begnügen und es ist ihm auch kaum als ein besonderes Verdienst anzurechnen, daß er sich sträubte, etwa nach Schellingschem Muster einerseits schon mit der simplen Beziehung zum Menschen, welche der Kunst als Kunst, das heißt als einem menschlichen Geistesprodukte im Allgemeinen und der Baukunst insbesondere noch als der Schöpferin der menschlichen Wohnstätten eigen ist, und andererseits mit der den Zwang des Bedürfnisses abstreifenden, freien Nachbildung gewisser zunächst vom Bedürfnisse, und sei es auch nur vom Bedürfnisse der Arbeitsersparung, auferlegten For-

men, einer „Nachahmung“, wie sie die Ausführung der Steinbauten gemäß der natürlichen Structur des Holzbaues wahrnehmen ließe, — daß er sich sträubte, mit diesen Beziehungen schon die „symptomatische Bedeutung“ für den leblosen Stoff des Bauwerkes hergestellt zu denken, die sonst nur den organischen Wesen und in Consequenz der Bötticherschen Lehren wohl auch den Artefakten der Textilindustrie zukommen, „dem toten anorganischen Materiale“, woraus die Architektur die „Körper bildet“, an sich jedoch abgehen würde. Allein damit, daß er das „Dekorative“ oder die „Kunstform“ jedes Theiles nur in der „anschaulichsten“ und „prägnantesten“ Darstellung von dessen „innerem Begriff“, „Wesen“ oder mechanischer Funktion“ erblickte, daß ihm folglich die „dekorative Charakteristik, die Ornamenthülle des Kernschema vom Strukturteile“, notwendig aus „einzelnen begriffsanalogen Formenschematen gebildet“ erschien, bewegte er sich doch ganz im Fahrwasser des spekulativen Idealismus, der ausschließlich in der Harmonie von Begriffsinhalt und Form, Idee und Erscheinung, Innerem und Äußerem das Schöne begründet fand. Und dies trifft in um so höherem Maße zu, je weniger der Verfasser der „Tektonik“ daran dachte, seine Lehren von den Bedingungen der Schönheit etwa bloß auf die Kunst oder gar bloß auf die Baukunst zu beschränken, mit je größerer Entschiedenheit er es aussprach und als Schönheitsgesetz oder „Kriterion von körperlicher Form“ verkündete, daß überhaupt die Form eines Körpers, „welche dem inneren Begriffe desselben am folgerechtesten und innigsten entspricht und seine Wesenheit in der äußeren Erscheinung ethisch (geistig-sittig) am wahrsten und schlagendsten darstellt, die schönste“ sei. Ja, selbst jener Gegensatz zu Schelling, auf welchen Streiter so großes Gewicht legt und welcher sich darin zeigt, daß Bötticher die von Schelling behauptete „Nachahmung“ der Baukunst „von sich selbst“ in der Übertragung der Holzbauformen auf die Steinbaustruktur leidenschaftlich bekämpfte, jeden Gedanken hieran als eine unwürdige Schmähung und Beleidigung des hellenischen Genius mit Entrüstung zurückweisend, ist strenge genommen kein Zeugniß „grundsätzlicher Verschiedenheit der Auffassung“, wofür Streiter sie hält; denn gerade in der dekorativen Charakteristik des eigentlichen, mechanischen Strukturschemas durch an- und aufgelegte Ornamente, in der „symbolischen Attribution der Kernform“, woraus Bötticher die ästhetisch wirksamen Momente der antiken Baukunst erklären will, durfte Schelling sein Princip der „Nachahmung von sich selbst“, welche die Architektur aus einem dem Bedürfnisse dienenden Handwerk erst zu einer freien, wahrhaft ästhetischen Kunst macht, nicht bloß nicht verleugnet, sondern vielmehr aufs Glänzendste bewährt sehen, mochte auch seine eigene, frühere Exemplifikation dieses Verhältnisses inzwischen hinfällig geworden und durch Bötticher widerlegt sein, mochte auch die zur Erhebung der Baukunst auf den ästhetischen Rang geforderte „Nachahmung“ nicht zwischen ganzen Werken

verschiedener Kunststufen oder Kunstepochen, sondern auf der nämlichen Kunststufe innerhalb eines jeden Architekturwerkes zwischen einzelnen Teilen desselben, nämlich der Kernform und dem zugehörigen Ornamente, platzgreifen. Man braucht sich deshalb gar nicht so sehr mit Streiter darüber zu wundern, daß, als Schelling in Berlin Bötticher persönlich kennen lernte, die „Tektonik" des Letzteren bei dem Philosophen vollste Anerkennung fand: — die „Grundgedanken" dieser „Tektonik" standen eben durchaus nicht, wie Streiter meint, „in scharfem Gegensatze" zu Schellings Architekturauffassung, geschweige denn zu dessen allgemeinen kunstphilosophischen Principien; Böttichers Kunstlehre war trotz des Mangels einer metaphysischen Basis und trotz ihrer eigenartigen Ausgestaltung Geist von dem Geiste der spekulativen Ästhetik.

Für den im „Euphorion" schon an anderer Stelle von mir ausgesprochenen Satz, daß diese spekulative Ästhetik, wenn ihre wortreichen Deklamationen überhaupt einen bestimmten Sinn erlangen sollten, sich unweigerlich genötigt sah, alle Schönheit auf den Reiz des Charakteristischen zurückzuführen, liefert nun gerade Bötticher die schönsten Belege und eben daraus ergeben sich auch die fühlbarsten, am meisten in die Augen springenden Mängel seiner Theorie. Streiter hat leichte Mühe, die Unzulänglichkeit einer Anschauungsweise darzuthun, welche das Wohlgefallen an der Symmetrie als ein selbständiges, nur zuweilen durch den Konflikt mit anderen ästhetischen Interessen zum Schweigen gebrachtes oder unterdrücktes, im Übrigen jedoch notwendiges und allgemeines leugnet und es so wie das Gefallen an reinen, sei es rhythmischen, sei es geometrischen Formverhältnissen überhaupt in die Freude über zutreffende Charakteristik auflösen oder vielmehr durch diese ersetzen möchte. Jene, vom Verfasser als „dürftig" und „äußerlich", auch als „pedantisch" und trocken verstandesmäßig getadelte „Symbolik", welche das Wesen der Böttícherschen Interpretation von antiken Kunstformen ausmacht, greift aber allerdings nicht nur darin fehl, daß sie keine Schönheit außer der des Charakteristischen kennt; sie wird überdies noch verfälscht durch die Annahme, daß statische oder Strukturverhältnisse sich in anorganischer Materie nicht sinnfällig und sprechend offenbaren können, daß die Charakteristik dieser Verhältnisse mithin der Zuhilfenahme organischer Bildungen bedürfe; sie leidet also an der von Streiter, wie es scheint, gar nicht bemerkten inneren Unwahrscheinlichkeit, daß ein mechanisches Gesetz dort, wo es sich faktisch und unmittelbar vollzieht, nicht oder doch nicht in dem Maße sichtbar werde, wie dort, wo man seine Wirkungen bloß vortäuscht, bloß bildlich nachahmt; und sie übersieht endlich vollständig — darauf bezieht sich insbesondere der ihr vom Verfasser gemachte Vorwurf der Äußerlichkeit und trocken pedantischen Verständigkeit — die Triebkräfte jener bedeutsamen und thatsächlich die ganze Baukunst beherrschenden Symbolik, die nicht mit einem aufgelegten oder gezeichneten Ornamente die Funk-

tionen des Kerngebildes, nicht mit halb umgebogenen Blättern den Druck des auf dem Kapitäl lastenden Epistylions und weiteren Oberbaus, mit der Längsfurchung des Stengels einer Doldenpflanze, dem angeblichen Vorbilde der Kannelirung, die Tragkraft der Säule, mit der Wiedergabe der Textur von Gurten und Flechtbändern in Mäandertänien und gestreiften Toris die zusammenhaltende Funktion, die Cohärenz der Gebilde, sondern vielmehr in den leblosen Formen dieser Teile selbst die Regungen des lebendigen Menschen, Spannungs-, Druck-, Widerstands-, Kraftgefühle aller Art ausdrücken will. Diese letztere, von Bötticher völlig außeracht gelassene Symbolik ist aber in der Architektur gerade die Hauptsache, ja sie ist dies so sehr, daß es kaum überraschen darf, wenn ein Architekt von Fach wie der Verfasser sie allein anerkennt und in diametralem Gegensatze zu Bötticher die ästhetische Wirksamkeit aller sonstigen Charakteristik bestreitet.

Damit ist nun aber bereits auf die Einseitigkeit in den kritischen Gesichtspunkten Streiters hingewiesen, — eine Einseitigkeit, welche mit Rücksicht auf die besondere Artung des von Bötticher allein durchforschten und daher auch dessen Kritiker in seine Grenzen bannenden Gebietes nicht sehr empfindlich stört, die aber weit unangenehmer gefühlt würde, sobald der Verfasser seine ästhetischen Principien in einer anderen Kunstsphäre geltend machen wollte. In der That müßte Streiter selbst, hätte er seinen Blick über die Baukunst hinaus in die Regionen der Plastik und Malerei oder ins Bereich der Poesie schweifen lassen, sehr bald zur Wahrnehmung gelangt sein, daß auch den „äußerlichen“ Übereinstimmungen, den „Vergleichsbildern“, die frei sind von anthropomorpher Stoffbeseelung, ein ästhetischer Reiz innewohnen könne: — jedes durch die Treue, die Ähnlichkeit mit dem Original wirkende Gemälde, jeder der Außenwelt entlehnte hübsche Tropus hätte ihm Beispiele hiefür geboten, und er wäre so nicht bloß von der kleinen, seine Specialkritik freilich nach der Natur des Gegenstandes kaum beeinflussenden Unbilligkeit gegen Böttichers Grundsätze frei geblieben, sondern er würde sich außerdem gehütet haben, die so bedeutungsvolle Unterscheidung Kants zwischen freier oder reiner und anhängender Schönheit, deren Mangel, wie ich anderorts gezeigt habe, bloß darin besteht, daß Kants Begriff der anhängenden Schönheit die charakteristische Wesensdarstellung oder Begriffsverkörperung lediglich als negativen, die Austeilung der Schönheit auf die Dinge beschränkenden statt als positiven, selber schönheitzeugenden Faktor faßt, in geringschätziger Weise zu behandeln und als „ziemlich willkürlich“ abzulehnen. Ich habe in meinem Referate über Alts Schrift vom „Charakteristisch-Schönen“ das verschiedene Maß von Schönheit, mit welchem wir verschiedene Tiergeschlechter ausgestattet finden und welches durch alle Abstufungen des Formen- oder Farbenreizes von entzückender Schönheit bis zu positiver Häßlichkeit und Widerlichkeit herabführt, als Beweis dafür angerufen, daß es bei der

ästhetischen Schätzung der Dinge die Charakteristik nicht allein thut, und dem völlig entsprechend widerlegt auch Streiter mit dem drastischen Vergleiche zwischen Löwen und Nilpferd, welche doch in der nämlichen Weise die Begriffe ihrer Gattung ausprägen, die Böttichersche Theorie. Aber auch er selbst wäre unschwer zu widerlegen, nicht nur durch Leutemannsche oder Spechtsche Nilpferdbilder, die Jedermann gerne als „schön“ preist, sondern auch durch den eigenartigen, zweifellos ästhetischen Reiz, welchen sogar gewisse lebende Exemplare dieser an sich so unschönen Tiergattung auf den kundigen Beschauer ausüben, der die Scheusale „prächtig“, „wundervoll“, „herrlich“ zu nennen kein Bedenken trägt.

Weil Streiter das Hutchesonsche Princip gänzlich ignoriert und nur die Einfühlung, das heißt die durch Steingebilde erweckte Erinnerung an eigene, lustvolle Innenzustände als Quelle der ästhetischen Lust, welche wir aus der Betrachtung von Architekturformen schöpfen, gelten läßt, ist ihm der Effekt jeder andern an Bauwerken wahrgenommenen, jeder nicht animistisch personificierenden Charakterausprägung nur der einer kalten „gedanklichen Prüfung“, fällt ihm die Wirkung der „Analogie von Form und Begriff“ — Böttichers ungeschickten Terminus „Analogie“ behält er wohl absichtlich, um der Genauigkeit in der Wiedergabe der kritisierten Ideen willen, bei — mit „dem verstandesmäßigen Erfassen“ dieser „Analogie“ zusammen, und so wird es ihm nun freilich nicht schwer, von dem Unsinnigen der Vorstellung zu überzeugen, daß etwa in solchem „Erfassen“ schon der „ästhetische Genuß bestehe“. Allein eben mit der Prämisse, wornach die „Analogie“ nur vom Verstande geprüft werden und nicht zugleich ganz unmittelbar aufs Gefühl wirken könne, wornach also die Association mit den Gedanken des Wohlgefühls leichter, angenehmer oder kräftiger Körperbewegungen allein geeignet sei, ästhetische Lust zu erregen, begeht er offenbar eine Verwechselung, deren Gefährlichkeit, wie gesagt, noch weit größer erschiene, wenn er sich über die Grenzen der Architekturästhetik hinauswagte. Den Wert der Einfühlung für den ästhetischen Genuß heruntersetzen, ja gänzlich in Abrede stellen und die Schätzung von Schönheit und Häßlichkeit auf objektives Raisonnement statt auf Lust- und Unlustgefühle gründen, bleibt noch immer zweierlei; mit dem ersteren Irrtum würde ein sehr wichtiges, die Schönheit zahlreicher Kunstwerke und Naturbildungen erklärendes Princip verkannt oder in seiner Bedeutung verkleinert, mit dem letzteren das ganze Fundament der Ästhetik überhaupt zertrümmert und umgestoßen. Ob Böttícher auch in diesen ungleich schwereren Irrtum verfallen sei, ob er wirklich, wie Streiter meint, „an eine Schönheit des ‚Dings an sich‘“ gedacht und damit jenes metaphysischen Objektivismus sich schuldig gemacht habe, den gründlich und endgiltig abzuthun die erste Aufgabe für jede wissenschaftliche Ästhetik ist, soll hier nicht untersucht werden; — die Zeit, in welche die Entwicklung seiner Grundideen fiel, der universelle, nicht bloß auf ästhetischem Ge-

biet durchgeführte Objektivismus der spekulativen Philosophie, welche damals blühte, und daneben seine eigenartige wissenschaftliche Thätigkeit, die ihn zwang, eine solche Masse historischer Thatsachen zu sammeln, sich anzueignen und zu verarbeiten, daß die zeitraubende, wenig Muße zur philosophischen Meditation übriglassende Bewältigung dieses Wustes von Material ihm selbst bei hervorragender philosophischer Anlage es sehr erschwert hätte, zur Einsicht in die schlimmsten Mängel der Schelling-Hegelschen Denkweise vorzudringen und über die subjektive, gefühlsmäßige Basis aller ästhetischen Beurtheilung volle Klarheit zu gewinnen, diese Umstände lassen es recht wohl möglich erscheinen, daß sich die Sache so verhält, wie Streiter annimmt. Aber völlig im Unrecht ist dieser, wenn er mit seinen Ausführungen den Schein erregt, als müßte Jeder, der die Schönheit aus der einfachen „Analogie" von Form und Begriff entspringen läßt, sie damit auch schon für ein „Ding an sich" erklären und als würde der notwendige Anteil des auffassenden Geistes an dem Eindrucke des Schönen erst dann gebürend anerkannt, wenn man sich zur Meinung bequemt, daß bei sämtlichen ästhetischen Schätzungen ohne Ausnahme durch die Einfühlung, die anthropomorphistische Verschmelzung des Gegenstandes mit den Ideen von Leben, Persönlichkeit und menschlicher Kraftäußerung das Gegenstandsbild verändert, umgewandelt werde. Entspringt nämlich das Schöne aus der Analogie mittelst der Lustgefühle, welche die Wahrnehmung der an sich freilich „objektiven" Übereinstimmung in uns wachruft, dann bedarf es keiner Annahme weiterer Modelungen des Dinges durch den auffassenden Geist, um sich vor der Gefahr des Sturzes in den unkritischen Objektivismus zu schützen, dann ist schon eben das Gefühl jenes von Streiter verlangte „etwas", das „unsere Auffassung zu der am Dinge selbst fertig gegebenen Schönheit" „hinzuthut". Mit anderen Worten: wer einräumt, daß die Lust ästhetischer Beschauung noch aus anderen Quellen hervorfließen könne als aus dem Gedächtnis an die Lust eigener Körperthätigkeit, der hat es nicht nötig, zur Überwindung des ästhetischen Objektivismus die Hilfe des Einfühlungsprincips herbeizuholen.

So korrekt und unanfechtbar es daher auch sein mag, die verdächtige Nähe der spekulativen Ästhetik zu betonen, worin sich die ganze Böttichersche Kunst- und Schönheitslehre zu halten scheint, so ist doch, mindestens von Streiter selbst, ein stringenter Beweis nicht erbracht worden, daß Bötticher alle und zwar gerade die ärgsten Mißgriffe dieser Ästhetik mitgemacht, daß er namentlich auch den Wahn eines an sich und unabhängig von den Gefühlen, die es weckt, vorhandenen Schönen geteilt habe. Wenn der Verfasser hierüber anderer Meinung ist, so liegt das, wie gezeigt, an der teilweisen Beengtheit seiner eigenen ästhetischen Theorie. Erscheint Bötticher als ein viel zu exclusiver Vertreter des Princips des Charakteristischen oder des Princips der „relativen Schönheit" wie

sein erster Entdecker Hutcheson es nannte, so ist umgekehrt der Kritiker der „Tektonik der Hellenen“ blind für die Bedeutung echter Charakteristik und verficht derselbe mit gleichfalls unhaltbarer Ausschließlichkeit das Einfühlungs-, das anthropomorphistische Associationsprincip.

Wie aber das erstere Princip gleichsam von selbst zu jener Umbildung und Ergänzung drängt, welche ihm in dem Einfühlungsgedanken zu teil und mittelst deren es erst befähigt wird, von der besonderen Schönheit der Architekturformen wirkliche Rechenschaft zu geben, das hat sich in einer wissenschaftsgeschichtlichen Thatsache geoffenbart, an die zu erinnern Streiter im Interesse der Vertheidigung seines Standpunktes nicht hätte unterlassen sollen. Hermann Hettner, dessen „Vorschule der bildenden Kunst der Alten“ eingestandenermaßen großenteils auf Bötticher-Studien ruht, ist ein klassischer Zeuge dafür, daß die Grundauffassung der „Tektonik“ nicht genügt, wenn sie nicht mit der Einfühlungsidee verbunden oder in diese übergeführt wird. Mag für Hettner selbst solche Überführung auch noch besonders erleichtert und begünstigt worden sein durch das Ausgehen von einer Philosophie, welche die anthropomorphistische Funktion der Einbildungskraft in ihrer ganzen Tragweite aufzudecken und bis in die abstraktesten Begriffsfassungen der spekulativen Metaphysik hinein zu verfolgen geradezu als ihre Hauptaufgabe betrachtete und welche sich darum noch lieber den Namen der „Anthropologie“ als den der „Wirklichkeitsphilosophie“ beilegte, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß schon der allgemeine Gedanke der architektonischen Symbolik selbst, sobald er einmal aufgetaucht ist, über kurz oder lang statt des Inhaltes, den ihm Bötticher zunächst gab, oder wenigstens noch neben demselben sich mit dem Vermenschlichungs-, dem Stoffbeseelungsprincip zu erfüllen trachten wird. In Hettners „Vorschule“ findet sich zwar keine gesonderte Heraushebung und theoretische Erörterung, aber eine so vollendete Anwendung und Durchführung dieses Princips, daß diejenigen Stellen der Streiterschen Schrift, worin eine Deutung der architektonischen Schönheit im Sinne der Einfühlungsidee versucht wird, sich thatsächlich wie eine freie Reproduktion der um 49 Jahre älteren Ausführungen Hettners lesen. Würde Lotze erst in der „Geschichte der Ästhetik in Deutschland“, auf welche Streiter allein Bezug nimmt, die Einfühlungstheorie entwickelt und nicht schon in einer kleinen Schrift aus dem Jahre 1847 „Über Bedingungen der Kunstschönheit“, also ein Jahr vor Hettner, seine diesbezüglichen Anschauungen gekennzeichnet, die Bedeutung der Association von Kunstformen mit den Ideen menschlicher Zustände für die Ästhetik in der feinsinnigsten, geistvollsten Weise dargelegt haben, so würde in der That nicht ihm, sondern dem Verfasser der „Vorschule“ die Ehre gebüren, zuerst mit besonderem Erfolge die unwillkürliche und meist gar nicht zum Bewußtsein kommende, erst der geschärften Selbstbeobachtung merkbar werdende Anknüpfung jener Gefühle, welche die

mannigfachen Regungen und Kraftleistungen unserer Glieder begleiten, an die Bilder architektonischer Formen als Erklärungsgrund für den Eindruck solcher Formen benützt, mithin die Position, welche Streiter einnimmt, gewissermaßen für die neuere Kunstphilosophie erobert zu haben.

Macht jedoch der Verfasser nach dem früher Gesagten die Ideengemeinschaft zwischen Bötticher und der spekulativen Ästhetik in gewisser Hinsicht vielleicht noch größer als sie thatsächlich ist, so scheint ihm andererseits wieder dann und wann der höchst prägnante Ausdruck der Schelling-Hegelschen Geistesrichtung zu entgehen, welcher sich in einzelnen Lehren der „Tektonik" zu erkennen giebt. So nimmt er es z. B. ohne Einsprache und Bedenken hin, daß Bötticher mit dem öffentlichen Leben des dorischen Stammes, einem Leben, „in welchem das private ganz aufgeht", nicht bloß, was ja noch anginge, das Vorhandensein einer einzigen Gattung von Gebäuden: „öffentlicher Monumente", sondern auch an diesen gleichartigen, einheitlich gebildeten Bauwerken selbst die wenig ausgesprochene Individualität der Teile, die Gebundenheit sämtlicher Glieder durch das Ganze des Bauwerkes in notwendigen Zusammenhang bringt und daß er ebenso die Freiheit, Mannigfaltigkeit, Beweglichkeit der Formen, die vor ihm schon von Solger bemerkte und hervorgehobene Selbständigkeit und organische Lebendigkeit der Teile bei den ionischen Bauten ohneweiters, ganz von selbst, gegeben sein läßt mit dem Individualismus des ionischen Nationalcharakters, der sich zum Charakter der Dorier wie das heiter bewegliche Weib zum strengen, ernsten Mann verhielte. Und doch läßt sich kaum an einem Beispiele der verhängnisvolle Einfluß der Hegelschen Methode besser, lehrreicher darthun als an diesem; doch gehört die fragliche Deduktion Böttichers zu den schönsten Fällen jener spielenden, heimlichen Begriffsvertauschung, jener Verdrängung der logischen Folgerung durch die oft recht weit hergeholte Analogie, welche Hegel zur höchsten Meisterschaft ausgebildet hat und die in so hohem Maße besticht, so sehr den Eindruck des Geistreichen und selbst Tiefen macht, während sie im Grunde doch nichts als Regsamkeit der Phantasie mit einem gleichzeitigen, beträchtlichen Mangel an Schärfe und Genauigkeit bedeutet.

Eine Art Nebengewinn, den man bei Lektüre der Streiterschen Schrift einheimst, ist die Belehrung über einen sehr interessanten Vorgänger Böttichers, den Kasseler Professor L. H. Wolff, von dem auch Bötticher selbst aller Wahrscheinlichkeit nach angeregt worden ist. Wolff hat in einer 1834 erschienenen Schrift: „Beiträge zur Ästhetik der Baukunst, oder die Grundgesetze der plastischen Form, nachgewiesen an den Hauptteilen der griechischen Architektur" mehrere ästhetische Gesetze der Baukunst aufgestellt, und eines darunter, „die Notwendigkeit von Vorbereitungen und Vermittlungen", erinnert, wie Streiter mit Recht andeutet, so sehr an Böttichers berühmtes System der „Junkturen", daß man den Gedanken

an die erwähnte Anregung wirklich kaum von sich weisen kann. Jedoch ist die Fassung des Gesetzes bei Wolff, wie Streiter ebenfalls richtig bemerkt, ohne Frage rationeller als der von Bötticher arg mißbrauchte Junkturenbegriff, in dessen Handhabung von Seiten seines Urhebers solche Willkür zu Tage trat, daß von genau entsprechenden Teilen, wie den Plinthen der Säulen und dem Trachilus bei Säulenfüßen ohne Plinthen, die einen (der Trachilus) als Junkturen, die anderen (die Plinthen) als Mittel der „Trennung" (hier vom Krepidoma als gemeinsamem Stylobaten, an dessen Stelle eben die Plinthe als besonderer Stylobat für jede einzelne Säule treten sollte) aufgefaßt wurden, ja daß Bötticher für die ganze dorische Kunst, im Einklang mit seiner zuvor charakterisierten Gesamtauffassung derselben, einen Typus von Junkturen ersinnen konnte, welche überhaupt nicht ein Stück des Bauwerkes mit den sich daran schließenden Stücken, sondern vielmehr jedes Glied mit dem Ganzen zu vermitteln die wunderliche und schwer verständliche Aufgabe hatten.

Abgesehen davon, daß das Eingehen auf kunstgeschichtliche Details sich von selbst an einem Orte verbietet, wo außer Fragen der Poetik nur solche von allgemein ästhetischem Interesse behandelt werden sollen, muß es natürlich dem Archäologen und Kunstgelehrten von Fach überlassen werden, Streiters Kritik der Böttícherschen Ansicht von den hauptsächlichen Kunstformen des griechischen Tempelbaues und seine gelegentlichen eigenen Ausführungen über manche dieser Kunstformen, wie sie der siebente Abschnitt, der umfänglichste des Buches, enthält, zu prüfen. Aber den Geist wissenschaftlicher Besonnenheit, den diese Ausführungen athmen, spürt wohl auch der Nichtfachmann und ihn kann also mit gutem Gewissen auch derjenige rühmen, welcher sich ein Urteil über die von Streiter zur Sprache gebrachten Einzelheiten nicht erlauben dürfte. Mit derselben scharfen Kritik, welche der Verfasser an Böttichers „Tektonik der Hellenen" übt, begegnet er auch den Aufstellungen der Neuesten, der Zeitgenossen, und zwar fertigt er nicht nur fast handgreifliche Verkehrtheiten und Schrullen, wie Goodyears Herleitung der gesamten Ornamentik des Altertums von dem Lotosornament der Ägypter, mit überlegener Ruhe ab, sondern kehrt er sich auch gegen plausiblere und in gutem Ansehen stehende Lehren, wie die von Fenger und Prisse d'Avennes vertheidigte, insbesondere auf die Gleichheit der Bemalung gestützte Abkunft der dorischen Kymatien von der ägyptischen Hohlkehle, wenigstens insoweit, als man etwa solche Anschauungen unter Verkennung ihrer doch immer noch hypothetischen Natur und mit Nichtbeachtung entgegenstehender Facta für sicher begründete Erkenntnisse, also mehr oder minder ansprechende Vermutungen für erwiesene Thatsachen ausgeben möchte. Der allgemeine Kanon, welchem er dabei folgt: homogene Kunstformen verschiedener Zeiten und Länder, die nach den überall geltenden psychologischen Gesetzen autochthon und unabhängig von einander entstanden sein können,

nicht sofort auf historische Zusammenhänge zu beziehen, nicht in allen Fällen für die Übereinstimmung der Erscheinungen statt der inneren Gesetzmäßigkeit die äußere Tradition verantwortlich zu machen, ist gewiß in hohem Grade löblich. So darf man der Erfüllung des Versprechens, welches er zum Schlusse seiner Schrift giebt, wohl mit Spannung entgegensehen und von der angekündigten „zusammenhängenden Entwicklung" der Gedanken, die er hier nicht positiv und systematisch, sondern nur in Form kritischer Reflexionen vertragen konnte, in „einer neuen Architekturästhetik" das Beste erwarten, zumal, wenn es ihm noch gelingt, sich von der oben gerügten Einseitigkeit frei zu machen und die Erkenntnis zu gewinnen, daß auch das animistische Associations- oder Einfühlungsprincip bei all seiner Bedeutung für das richtige Verständnis der Kunstwirkungen überhaupt und namentlich der architektonischen Schönheiten, in der Ästhetik nicht alleinseligmachend ist. Um aber dies zu erreichen, um alle Beschränktheit der Auffassung los zu werden, braucht er nur die auf kunstgeschichtlichem Gebiete von ihm selbst so eindringlich erhobene Warnung vor Dogmatismus, Übertreibung, Voreiligkeit und Ausdehnung an sich wahrer Sätze über die Grenzen hinaus, innerhalb deren sie allein Geltung beanspruchen dürfen, auch auf ästhetisch-philosophischem Gebiete zu beherzigen.

Graz. Hugo Spitzer.

Dessoir M., Das Kunstgefühl der Gegenwart. (Westermanns illustrierte Deutsche Monatshefte. 40. Jahrgang, Heft 475 und 476. April und Mai 1896.)

Obgleich diese aus vier kleineren Aufsätzen zusammengesetzte Schrift nicht selbständig veröffentlicht worden, sondern nur als Beitrag für Westermanns Monatshefte erschienen ist, verdient sie doch um ihres Gegenstandes willen eingehendere Berücksichtigung. Zwar ist der Gegenstand nicht derjenige, welchen Mancher vielleicht auf Grund des Titels erwarten könnte. Läßt nämlich die Überschrift: „Das Kunstgefühl der Gegenwart" vermuten, daß eine psychologische Analyse unseres aus so zahlreichen und verschiedenartigen Quellen entspringenden Kunstgenusses geboten werden soll, eine genaue Vorweisung der einzelnen Faktoren, in welche sich für die schärfere Betrachtung die Freude des ästhetisch gebildeten modernen Menschen an der Schönheit von Kunstwerken auflöst, so liegt doch thatsächlich nichts dergleichen in dem Plane des Verfassers. Seine Untersuchungen, mehr extensiver als intensiver Art, beabsichtigen nicht sowohl eine Definition, als vielmehr eine Division des Begriffes vom „Kunstgefühl", sie richten sich nicht auf das, was den mancherlei verschiedenen Formen des Kunstgenusses gemeinsam ist, was diesen Genuß überhaupt begründet, sondern auf eben die Verschiedenheiten, welche sie nach Wesen und Ursprung zu erfassen suchen. Und zwar fesseln unter

diesen Verschiedenheiten die Aufmerksamkeit Dessoirs wiederum nicht diejenigen, welche in der Zugehörigkeit der Kunstwerke zu den verschiedenen alten, wenn man will, objektiven Gattungen ihren Grund haben, welche sich also daraus ergeben, daß ein Drama notwendig andere Gemütskräfte anspricht als ein einfaches Lied, dieses andere als ein Gemälde und ein Gemälde andere als ein Werk der Architektur, sondern in erster Linie die Differenzen, wie sie innerhalb der nämlichen Gattung durch den Widerstreit der Schulen oder der künstlerischen Richtungen bedingt werden. Um das „Kunstgefühl“ der einzelnen, jetzt herrschenden Richtungen handelt es sich. In dem Gewirre der mannigfaltigen, einander vielfach durchkreuzenden und doch wieder friedlich zusammengehenden, oft sogar in einer und derselben Person gleichzeitig verkörperten Kunstbestrebungen unserer Zeit will Dessoir die treibenden Motive suchen, durch welche die krausen Erscheinungen verständlich werden; er will all diese bunt durcheinanderwogenden Tendenzen der Reihe nach, Stück für Stück, lostrennen aus dem Zusammenhange mit den übrigen, sie in ihrem Hauptcharakter näher bestimmen, ihre Beziehungspunkte prüfen und es so erklären, warum die eine die andere ablöst oder wie trotz aller inneren Heterogeneität diese mit jener eine faktische Verbindung eingehen kann.

Einer solchen Aufgabe gewidmet, enthält nun Dessoirs Abhandlung manche eigenartige Gedanken, die sich noch leichter herausheben und kennzeichnen ließen, wenn nicht einerseits der Verfasser durch sein Streben nach höchster Vollständigkeit, durch den Eifer, sämtliche typische Erscheinungen der modernen Kunst, wo nicht zu schildern, so wenigstens skizzenhaft mit flüchtigen Strichen anzudeuten, zu einer die Übersicht störenden Anhäufung von Details und mitunter sogar zum Hineinstopfen von Einzelheiten in die Darstellung an Orten, wo sie offenbar nicht hingehören, verleitet würde und wenn nicht andererseits die manchmal etwas preciöse und gesuchte Sprache, welche fast mit Absicht an Stelle des üblichen, zutreffenden Ausdruckes einen minder passenden, entlegeneren wählt, das Erkennen dessen, was Dessoir im Grunde eben will, zuweilen erschwerte. Indes bleiben durch das Gewimmel von kunst- und litterarkritischen Bemerkungen hindurch noch immer gewisse große Züge des Gedankenganges sichtbar und verdeckt alles geistreiche Schillern der Diktion nicht die Farbe gewisser Grundansichten.

Zu diesen Ansichten gehört vor allem die in dem ersten Stücke: „Der Naturalismus“ entwickelte Vorstellung, daß die naturalistische Bewegung, deren Wellen auch noch das Kunstleben der jüngsten Zeit, wenn schon mit verminderter Intensität, aufrühren, zwar durch die moderne Weltansicht begünstigt, in Wahrheit aber nicht durch diese Weltansicht und die Erfolge der Naturwissenschaft, sondern durch das Bedürfnis, endlich einmal aus den alten Geleisen herauszukommen und neue Bahnen einzuschlagen, durch den Überdruß also an der bisherigen Kunstübung ins

Leben gerufen wurde. „Je freier man sich nämlich von einer Tradition macht," erläutert Dessoir, „desto sicherer greift man auf die Natur zurück, und umgekehrt verliert man desto schneller die Berührung mit der Natur, je ausschließlicher man in den gewohnten Formen fühlt. Diesem Gesetze entsprechend kamen die von der alten Kunst Unbefriedigten fast willenlos zur Nachahmung der Natur". So erscheint denn dem Verfasser an der naturalistischen Kunstreform eben das Reform-, das Neuerungsstreben selbst, der zunächst eines bestimmten Inhaltes entbehrende Drang nach Veränderung als das Primäre, die besondere Art der Neuerung dagegen als sekundär und untergeordnet. Daß er bei einem ziemlich weitgehenden Entgegenkommen und namentlich einer sehr warmen Anerkennung gewisser technischer Fortschritte, welche der Naturalismus angebahnt hat, doch wenigstens die Übertreibungen der Richtung verurtheilt, ist ebenso selbstverständlich, als daß er die Theorie der neueren Schule, deren Centralpunkte er mit Recht in der Wahrheitsforderung und der Lehre vom Milieu findet, nicht gelten läßt.

Handelt es sich aber bei der naturalistischen Praxis im Gegensatze zu den Ansprüchen der Theorie weniger um eine vollkommene Wirklichkeitsnachbildung als „um eine neue zeitgemäße Technik", so läßt sich auch leichter verstehen, wie auf dem Gebiete der Poesie, mit welchem der zweite Abschnitt: „Der Umschwung in der Litteratur", sich des näheren beschäftigt, dieser Naturalismus scheinbar ins gerade Gegenteil, in den äußersten lyrischen Subjektismus, die reinste Stimmungspoesie umschlagen konnte: — die psychologische Dichtung, welche Seelenzustände und deren Entwicklung mit derselben peinlichen Genauigkeit und Subtilität zeichnet, die der eigentliche Naturalismus auf die Zeichnung der sinnfälligen Dinge verwendet, stellt gleichsam den Übergang dar und vermittelt zwischen den Extremen. „Der geschärfte Wirklichkeitssinn," sagt Dessoir, „wandte sich nach innen, fand dort Vorgänge, die er mit wissenschaftlicher Genauigkeit beschreiben zu können vermeinte, und gelangte zur anschaulichen Hervorhebung persönlicher Eigenarten. An Stelle des Proletarierelends traten die Leiden feinerer Naturen: der im Fluge Gehemmten oder rücksichtslos Zertretenen oder langsam Verblutenden; die Schilderung des Außen wurde durch eine ganz ähnlich geartete Schilderung des Inneren ersetzt." War jedoch einmal das Seelische, Innere wieder zu seinem Rechte gekommen, war das Gefühl, die Leidenschaft als der vornehmste, ja als der eigentliche Stoff der Poesie anerkannt, so blieb man auch bei jener psychologisch zergliedernden Kunst nicht stehen; der analytischen Art trat eine andere an die Seite, welche Dessoir die analogische nennt, — eine Methode, die nur ausgeht auf das Erwecken von Stimmungen und für welche die äußeren Dinge, Handlungen und Vorgänge so gleichgiltig werden, daß sie sich nicht scheut, in ihren Schilderungen ein Objekt willkürlich mit einem anderen, ganz ungleichartigen zu vertauschen, wenn nur

der Stimmungseffekt beider derselbe ist. Vom Symbolismus, mit welchem man häufig diese analogische Methode identificiert hat, will sie Dessoir dadurch geschieden wissen, daß sie nicht Allgemeines, Begriffliches durch Einzelnes, Anschauliches, sondern eine konkrete Erscheinung durch eine andere konkrete, die aber gleich aufs Gefühl wirkt, wiedergiebt oder durch ein Bild mittelst der ihm innewohnenden Stimmung eine Fülle emotionell verwandter Bilder erzeugt. Und indem man nun schon so weit vom Gegenständlichen, Stofflichen ab- und ins rein Subjektive hineingerathen war, konnte man leicht auch dahin kommen, auf die ja gleichfalls eminent stimmungsvollen Worte und Reimklänge das Schwergewicht zu legen, so daß am Ende einer Entwicklungsreihe, die mit dem entschiedensten und rücksichtslosesten Objektivismus beginnt, eine hyperformalistische, weil in bloßen Rhythmen und Reimen schwelgende Lyrik steht. Da indes die Rhythmen und Reime zum Ganzen der Sprache gehören, unabtrennbare Teile derselben und aus diesem Mutterboden herausgerissen gar nicht denkbar sind, so hat nach Dessoirs Meinung „die abgöttische Verehrung des bloßen Klanges“ auch ihr Gutes: „Sie führt zur Sprache der Volksgenossen und damit zu dem im Frühnaturalismus erstickten Heimatgefühl.“

Dieses besondere Verhältnis gilt natürlich bloß für die Lyrik. Auf dem Gebiete des Dramas würde sich die Revolution, welche die modernen Kunsttendenzen auch hier zur Folge gehabt, vornehmlich in einer anderen Fassung und Behandlung des Tragischen offenbaren. „Wir wollen,“ versichert Dessoir, „keine Weltordnungstragödie, sondern das tiefere Gefühl, daß der wahnwitzige Karneval des Lebens (?) selbst durch den Tod nicht verändert wird. Schuld, Überhebung, Heroismus, göttlicher Wille, sittliche Macht (?) sind orthodoxe Begriffe vergangener Zeiten. An die Stelle der verwaschenen ‚poetischen Gerechtigkeit‘ trete die einfach-tiefe Erkenntnis vom unabänderlichen Schicksal und lebenerfüllenden Leid.“

Verdankt man dem Naturalismus wertvolle technische Errungenschaften, so muß nach dem Verfasser „der Gewinn der antinaturalistischen Bewegung“ „die strenge Scheidung von Kunst und Wissenschaft sein“. Der Neu-Idealismus würde der Kunstentwicklung einen nützlichen Dienst geleistet und nicht umsonst in ihren Gang eingegriffen haben, wenn er der Einsicht zum Durchbruche verholfen hätte, daß die von Taine und Zola verlangte Charakteristik der Dinge und Erscheinungen „mehr ein wissenschaftliches als ein künstlerisches Bedürfnis“ befriedigt; mit dem Schwinden der Prätention, daß die Kunst auch „unserem Wunsche nach möglichst klarer Erkenntnis“ entgegenkomme, würde aber auch die thörichte Selbstüberhebung der Poeten beseitigt, die sich nicht mehr für die berufensten oder gar allein berufenen Lehrer der Menschheit halten dürfen. Indem Dessoir als Kriterien der specifisch modernen Dichtung noch das Vorwalten des Erotischen im Roman, den Aristokratismus und Feminis-

mus, welcher insbesondere „auf das der Herde fremde Raffinement in Qual und Schmerz" das Augenmerk richtet, und die sogar in der äußeren Ausstattung der Bücher sich kundgebende, oft geradezu tolle Originalitätssucht anführt, läßt er merken, daß er gleichwohl nicht alle Formen, unter welchen der künstlerische Zeitgeist in die Erscheinung tritt, gutzuheißen vermag, und sein Hinweis auf Baudelaire, der das Publikum so „verschwenderisch mit Verirrungen und Langeweile" traktiert, auf die grundsätzliche Nebelhaftigkeit der Dekadenten und ihre Sucht, „die Empfindungen der niederen und subjektivsten Sinne" zu zerfasern, ihre Ausnützung pathologischer Klang- und Farbenwirkungen, ihre ganze „Poesie des Lasters und Überdrusses", — der Hinweis auf alles das hat vielleicht wohl auch den geheimen Zweck, zu zeigen, wie der vom Naturalismus so weit abgekommene Subjektivismus der Modernsten mit seinen letzten Zweigen schließlich doch wieder zu dem Stamme zurückbiegt, aus dem anfänglich die fin-de-siècle-Poesie entsprossen.

Ein weiterer Aufsatz: „Der Fortschritt in den bildenden Künsten und in der Musik" giebt eine Übersicht über den dermaligen Stand aller Künste mit Ausnahme der Dichtkunst. Wie viel da in dem knappen Raume von circa 19 Spalten zusammengedrängt ist und zusammengedrängt werden mußte, kann man sich vorstellen. Dessoir bezeichnet die Prärafaeliten und die Japaner als diejenigen, welche auf die bildende Kunst der Gegenwart den entschiedensten Einfluß genommen, hebt das Vorherrschen der Farbe über die Zeichnung als charakteristisch für die moderne Malerei heraus, sieht in den Versuchen, „verschiedene Arten von Farben", wie Pastell und Aquarell, zu mischen, ein Zeugnis für dieses dominierende Streben nach Farbenschönheit, welchem sich nur die das Sinnliche „zu Gunsten geistiger Vertiefung" zurücksetzende Radiertechnik Klingers nicht fügen würde, begrüßt die Anfänge einer „Raumkunst", welche die „Konstruktion des Saales, Wanddecoration, Beleuchtung, Rahmen und Bildinhalte zu einer Einheit verschmelzen" will, findet aber, daß die selbständige Architektur „von der früheren Abstraktheit der Formensprache" immer mehr „zu eindringlicher Charakteristik" fortgeht, tadelt das Zusammenkoppeln plastischer und architektonischer Werke und das Aufpfropfen jener auf diese, wie es sich bei Grabmälern so häufig beobachten läßt, als Hinausgreifen der Skulptur „über ihre natürlichen Grenzen", beklagt im Gegensatze dazu das Verschwinden des Reliefs und den angesichts unserer heutigen theoretischen Einsichten, namentlich unserer Kenntnis von der Plastik der Alten ganz unbegründeten Mangel an Mut, sich auf Versuche mit polychromer Skulptur einzulassen, rühmt einerseits die erfreuliche Entwicklung des Kunstgewerbes und entrüstet sich andererseits über den „erschreckenden Tiefstand" der ästhetischen Gestaltung des Lebens und giebt schließlich von unseren musikalischen Zuständen eine im Verhältnis zum Umfang der ganzen Studie sehr ausführliche Schilderung, die in all ihren Einzelheiten be-

greiflicherweise nur der musikalisch Gebildete zu würdigen vermöchte. Das Interesse aber, welches Dessoir gerade der Kunst der Musik entgegenbringt, ist kein zufälliges, die Sorgfalt, womit er ihre Erscheinungen darstellt, keine Willkür oder kein Compositionsfehler; ihre Bevorzugung ergiebt sich vielmehr aus seiner Überzeugung, daß sie „die leuchtende Höhe“ der Künste überhaupt vorstellt und daß darum „gegenwärtig alle Künste den Bedingungen der Musik zustreben“.

Und diese Überzeugung, in der mithin der Verfasser auch die allgemeine künstlerische Grundüberzeugung der Gegenwart erblicken zu dürfen glaubt, formuliert nun der Beginn des vierten Aufsatzes: „Die neuen Ideale im Zusammenhang des Geisteslebens“ noch näher. „Eine schönheittrunkene Umformung ins Musikalische ersehnt“ nach Dessoirs Versicherung „der Zeitgeist“. Die bildenden Künste möchten „Richard Wagners Ideal“ „ins Unbewegliche und Lautlose“ übersetzen; den modernen Dichtern „steht das Umschleierte höher als das beleidigend Klare, Hinfälligkeit höher als rohe Gesundheit, weibliche Feinfühligkeit höher als männliches Dreinschlagen“; sie sind „Lyriker unter jeder Maske“; ja, sie gehen, indem sie die Sprache „schlechthin zum Niederschlag der Musik“ machen wollen, Dessoirs Meinung zufolge viel weiter als billig; sie vergessen, daß jede Sprache „bekannte Dinge in Vorstellungsformen auszudrücken, die Musik aber Eindrücke von etwas Unbekanntem und Ungreifbarem zu geben“ hat. Das Musikalische aber würde dem Verfasser zufolge einen „aristokratisch-künstlerischen Charakter“ mitbedingen, welcher sich auch in der Kritik geltend macht, welchen der moderne Mensch, dessen Wesen man mit dem Ausdrucke „Entartung“ zu kennzeichnen gesucht hat, überhaupt nicht verleugnet und welcher sich vermöge seines Kultus der Persönlichkeit, seiner Betonung des Individuellen unverträglich erweist mit jener Alles unter die Herrschaft der universellen Gesetze beugenden positivistischen, naturwissenschaftlichen Weltanschauung, auf deren Grunde die naturalistische Kunst und Poesie seinerzeit erwachsen. Diese Vorstellung von dem inneren Gegensatze zwischen dem Positivismus und der modernen aristokratischen Kunst, die wieder so ganz sich „der Persönlichkeit“ verschwört, läßt Dessoir an seine Charakteristik des heutigen Kunstlebens auch die Vorführung einzelner Erscheinungen aus der jüngsten Wissenschaftsgeschichte anknüpfen, die, wie der Neovitalismus, wirklich als Zeichen einer Reaktion gegen den wissenschaftlich-positivistischen Geist in kulturhistorischer Hinsicht bedeutsam sind oder, wie Ostwalds Vertauschung der materiellen Atombegriffe mit dem „energetischen“ Gedanken, wenigstens den Schein vortäuschen, als fügten sie sich gleichfalls dieser rückläufigen Bewegung ein.

Interessant ist nun die eigene Stellungnahme Dessoirs in dem von ihm behaupteten Streit zwischen dem künstlerischen Personalismus und der naturwissenschaftlichen Denkweise. Auf große Sicherheit kann seine Haltung nicht Anspruch machen. Wenn er den Hyperpersonalismus keines-

wegs billigt, so scheint er doch andererseits auch nicht geneigt, sich auf den festen Boden der positiven Weltansicht zu stellen, und so, wie er im Ganzen die das Individuelle unterdrückende Richtung aus der mechanisch-kausalen, naturwissenschaftlichen Weltansicht entspringen, die übertriebene Hervorkehrung des subjectiven, persönlichen Momentes aber im Sinne des Neuidealismus und der antipositivistischen Bestrebungen wirken läßt, so bringt er umgekehrt wieder und noch dazu an einem für das Resultat seines Gedankenganges entscheidenden Punkte die „Losung" der „Diesseitigkeit", die Auffassung, der „jede Anerkennung einer allgemeinen Geistigkeit als Verirrung" erscheint, mit der Wertschätzung des Individuellen, Persönlichen im Zusammenhang, dessen Bedeutung der frühere, für „die Not des Einzeldaseins" blinde Idealismus verkannt hätte. Fehlt es aber auch im Bereiche der „Diesseitigkeit" nicht an Raum für die Pflege des Persönlichen und darf der Verfasser mit Recht gerade den einstigen Supernaturalismus und Panlogismus beschuldigen, „eine verflachende Universalkultur" angestrebt zu haben, besteht also jene Verbindung zwischen Kunstaristrokatismus und Antipositivismus wohl vielleicht de facto, aber nicht de jure, dann sieht man nicht recht ein, weshalb Dessoir gleichwohl, freilich nur mit halben, unbestimmten Worten, der Diesseitigkeit den Krieg erklärt. Eucken ist ihm der Führer, der aus der Wüste der positiven, wissenschaftlich begründeten Weltansicht in das gelobte Land führt, wo „allgemeine", „geistige" Mächte herrschen. Aber was sind das für Mächte? Dessoir sagt es mit aller nur zu wünschenden Klarheit: „Die Naturgesetze und der Staat sind solche geistigen (somit thätigen und relativen) Größen, die nur wirklich erlebt zu werden brauchen, um uns über den beschränkten Objektivismus und Subjektivismus hinwegzuhelfen." Wie? frägt man sich neuerlich erstaunt, die Naturgesetze, um deren unbedingter, rückhaltsloser Anerkennung willen der Positivismus gerade den Vorwurf über sich ergehen lassen mußte, die Persönlichkeit zu erdrücken und zu ersticken, und der Staat, die Gemeinschaft, welcher kein philosophisches System je sorgsamere Berücksichtigung gewidmet als dasjenige, welches zuerst den Namen des Positivismus in seiner heutigen Bedeutung sich beigelegt hat und durch dessen Erfolge dieser Name erst zum Ausdrucke einer typischen, vielverbreiteten, in der Geschichte der Philosophie immer wieder hervortretenden Denkweise geworden ist, — die Naturgesetze und der Staat sollen hinausführen über das Gebiet des Diesseits und dazu nöthigen, an ein „Reich der Geistigkeit" zu glauben, das „sich über dieser armen Erde der Dinge und Einzelmenschen wie ein alles überdeckender Himmel" wölbt?! Schweben die Naturgesetze denn wirklich über den Dingen und walten sie nicht vielmehr bloß in dem aus zahllosen Einzeldingen sich zusammensetzenden Universum? Erfordert die Gleichförmigkeit des Geschehens, die begriffliche Einheit in den Erscheinungen der Welt denn mit Notwendigkeit die Annahme eines wirklichen, dinglichen Eins,

dessen Wohnsitz, weil diesseits die gleichen Vorgänge sich an sehr verschiedenen, oft weit von einander getrennten Orten und zu sehr verschiedenen, oft weit auseinanderliegenden Zeiten abspielen, in einem Raume über der Welt, einem Jenseits gesucht werden müßte, wo auch das Gesetz der Zeit aufgehoben ist und das Frühere mit dem Späteren zugleich erfolgt? Und hat nicht auch der Staat, der freilich „über" Einzelmenschen herrscht, andererseits doch wieder bloß in den Einzelnen und durch die Einzelnen seinen Bestand? Sind nicht Einzelmenschen seine Schöpfer und dient er nicht ausschließlich den Bedürfnissen der Einzelnen, — zwar, wofern er seiner Bestimmung gerecht wird, allerdings nicht dieses oder jenes Einzelnen, aber wohl sämtlicher Einzelnen, welche er seine Bürger nennt? Wurde er nicht ins Leben gerufen, um den Einzelnen Schutz zu gewähren und eine Ausgleichung der mannigfachen Interessengegensätze zwischen den Einzelnen nach Thunlichkeit herbeizuführen? Dessoir würde diese Fragen anders und entschiedener beantworten, wenn er sich einen anderen Wegweiser erkoren hätte als den positivitätsfeindlichen Jenaer Philosophen. Denn so gewiß man Eucken zu den geistvollsten Schriftstellern unserer Zeit rechnen darf, so gewiß und unleugbar die Verdienste sind, welche er sich dadurch erworben, daß er, hierin gleich seinen Antipoden Riehl, Wundt und Jodl, das alte, unvergängliche Ideal der universalistischen, nicht in psychologischen Detailuntersuchungen sich verlierenden oder wohl gar mit Bewußtsein auf derlei Untersuchungen sich beschränkenden, sondern rastlos an der Grundlage für unsere gesamte Weltanschauung bauenden Philosophie stets im Auge behalten und auch anderen vor Augen geführt hat, ebenso gewiß ist es, daß die Methoden, deren er sich beim Sammeln, Behauen und Aneinanderfügen der Bausteine für jenes Fundament bediente, den Anforderungen wenig entsprechen, welche man heutzutage an eine wissenschaftliche Philosophie stellt. Nicht einmal die Neoscholastik unserer Thomisten — von Franz Brentano, dessen Weise den formellen Charakter der ächten, mittelalterlichen Scholastik vielleicht noch schärfer als die heutige Thomistenschule, man könnte sagen, klassisch ausprägt, gar nicht zu reden —, nicht einmal diese kirchlich gebundene Neoscholastik entfernt sich, wenn man eben die dogmatische Gebundenheit in Abrechnung bringt und den Anspruch freier, ungehemmter Ideenentwicklung ihr zugiebt, so weit von dem Wege, den die Philosophen unseres Jahrhunderts nach langem Hin- und Herirren als den richtigen gefunden zu haben glaubten. Es sei bloß an die von einer imponierenden Belesenheit in der wissenschaftlichen Litteratur zeugenden Werke Gutberlets erinnert, welche bei allem inhaltlichen Gegensatze zur modernen Weltansicht sich formell schon deshalb von den Erzeugnissen der positiven Richtung wenig unterscheiden, weil die stete Polemik gegen kritisch-monistische Philosophen den Autor zwingt, an dieselben Probleme wie diese Positivisten heranzutreten, ihren logischen Wendungen zu folgen, sich mit

ihnen gleichsam auf einen und denselben Kampfplatz zu stellen und daher wenigstens methodisch großentheils den Standpunkt der Gegner einzunehmen. Bei Eucken ist das anders. Man hat ihn mit Lotze verglichen. Aber von Äußerlichkeiten der Schreibweise, vielleicht einem Effekt bewußter Nachahmung, abgesehen, hat die Zusammenstellung nur insoweit ernstere Berechtigung, als Lotze selbst mit einem Teile seiner philosophischen Eigenart auf die spekulativen Meister zurückweist, von denen er ja auch faktisch durch Weißes Vermittlung beeinflußt war. Hier, bei den Größen der spekulativen Periode, bei Fichte, Schelling, Hegel, Krause, Baader, sind die wahren Vergleichungspunkte für Eucken zu suchen. Wer nicht begreift, daß die Schriften des Letzteren aus eben dem Geiste herausgeboren sind, der sich auch in den Werken Schellings und Hegels spiegelt, daß die Art der Gedankengewinnung hier wie dort die nämliche ist, daß Euckens Hauptwerk mehr noch nach der Behandlung des Stoffes als nach dem Stoffe selbst ein vollständiges Seitenstück zur „Phänomenologie des Geistes" abgiebt, der ist sicherlich des echt philosophischen Sinnes baar und verloren für jede tiefere, den Erscheinungen auf den Grund gehende und sie in ihrem Wesen erfassende Kritik.

Diese Thatsache kann man nicht scharf genug einem Manne wie Dessoir gegenüber aussprechen, welcher für seine Person schwerlich einen anderen Ehrgeiz haben dürfte, als den wissenschaftlichen Philosophen beigezählt zu werden, und welcher dessen ungeachtet in den wichtigsten Fragen nach seinem eigenen Geständnisse „den Spuren" des consequentesten Widersachers der wissenschaftlichen Methode „folgt". Aber nur, so lange Dessoir thatsächlich in diesen Spuren wandelt, so lange er sich von Eucken überreden läßt, daß der staatliche, sociale Gesichtspunkt unverträglich sei mit dem positiven, wissenschaftlichen, hat man Grund, über seine Ausführungen die Achseln zu zucken. Freudig zustimmen dagegen wird man ihm, wenn er an die Kunst die Aufforderung richtet, auch ihrerseits zur Kräftigung des staatsbewußten, gemeinsinnigen Geistes beizutragen, wenn er ihr die sociale Funktion ins Gedächtnis ruft, mit der sie schon Schiller betraut sehen wollte, wenn er zu bedenken giebt, daß in dem künstlerischen Ideal auch das jeweilige Leben der Gesamtheit gleichsam miteingeschlossen oder mindestens reflektiert ist, und wenn er schließlich, nachdem er noch einmal alle Hauptrichtungen: Naturalismus, Symbolismus, Analogismus, Sonderungs- und Zusammenfassungsbestrebungen Revue passieren ließ und resumierend ihre Schwächen und Vorzüge kennzeichnete, die Kunst, namentlich die „Hochkunst" ermahnt, sich vom Feminismus zu befreien und zur Männlichkeit aufzuschwingen. Diese Hochkunst sollte zudem bloß „ergreifen" und auf das „Interessieren" Verzicht leisten, welches sie der „Niederkunst" zu überlassen hätte. Auch auf den „nationalen Charakter" der Kunst legt Dessoir hohes Gewicht und er meint, daß die Ausprägung desselben mit der männlichen Haltung ohnedies komme: — ob

aber auch diese Auffassung zutreffend und haltbar ist, ob nicht Dessoir selbst schon dadurch ihr einen Stoß versetzt und eine Blöße an ihr aufzeigt, daß er die „Führerrolle“ der französischen Kunst und Litteratur, der es doch wahrlich an Vertretungen des „Feminismus“ nicht fehlt, auf den Vorzug „der bewußten Ausprägung des Volkstums“ zurückführt, hiermit also das gleichzeitige Vorhandensein von unmännlichem Wesen und bestimmt ausgesprochener nationaler Eigenart zugebend, so daß seine These höchstens dann Berechtigung hätte, wenn sie mit stillschweigender Einschränkung auf die deutsche Kunst verstanden würde, unter der gleichfalls stillschweigenden Voraussetzung, daß das Freisein vom Feminismus eben im deutschen Nationalcharakter liegt, — ob man es ferner darf gelten lassen, daß „der moderne Künstler“, je „rücksichtsloser“ er „seinem Temperamente folgt“, „desto sicherer“ auch „der ihn bedingenden Rasse zum Siege verhilft“, d. h. also, daß Individualismus und nationaltypische Kunst zusammenfallen, und ob es sich überhaupt empfiehlt, heute, in der Zeit der chauvinistischen Thorheiten und puristischen Kindereien, noch mehr des nationalen Geistes zu verlangen, das sind lauter viel zu heikle Fragen, als daß sie sich hier beantworten ließen, ja daß sie nur zum Gegenstande der Erörterung gemacht werden könnten. Von dem Reichtum der Dessoirschen Studie an interessanten und anregenden Gedanken giebt wohl das voranstehende Referat, obgleich es alles Detail bei Seite lassen mußte und nur auf die allgemeinen Gesichtspunkte einging, ein ungefähres Bild: aber man muß freilich die Aufsätze selber lesen, um sich auch von der erstaunlichen Belesenheit des Verfassers in der schönen Litteratur unserer Tage und von seiner Vertrautheit mit sämtlichen Gestalten und Verzweigungen des modernen Kunstlebens eine richtige Vorstellung zu bilden. Trotzdem kann das Gesamturtheil einen Tadel nicht unterdrücken, — einen Tadel, welchen Schriften dieses Autors so oft herausfordern und welcher auch diesen Essais nicht erspart bleiben darf. Er läßt sich am besten in dem alten Spruch zusammenfassen: „Weniger wäre mehr.“

Graz. Hugo Spitzer.

Heyl J. A., Volkssagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol. Brixen, Kathol.-politischer Preßverein. 1897. M. 8.—.

(Mit einem Exkurs über die Venediger-Sagen.)

In überaus großer Zahl sind im letzten Jahrzehnt Tiroler-Sagen veröffentlicht worden. Im Jahre 1891 erschien die zweite, stark vermehrte Auflage von Ignaz Zingerles Sagen aus Tirol; 1894 veröffentlichte Ch. Hauser seine „Sagen aus dem Paznaun und dessen Nachbarschaft“ (vgl. meine Besprechung im Euphorion 2, 148), 1895 erschien die eben-

falls inhaltsreiche und zuverlässige Sammlung von A. F. Dörler „Sagen aus Innsbrucks Umgebung mit besonderer Berücksichtigung des Zillerthales“ (vgl. Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte, 6, I. 5 : 285), 1897 die hübsch illustrierten im Rahmen einer frei erfundenen Geschichte populär erzählten „Tiroler-Alpensagen“ von A. Foltin und endlich die umfanglichste und reichhaltigste von allen genannten Sammlungen das Sagenbuch von Heyl.

Daß nach den vielen Vorläufern noch eine so reiche, wertvolle, so viel des Neuen und Eigenartigen bietende Sammlung möglich war, wird jeden Freund der Sagenkunde unserer Alpenwelt freudigst überrascht haben. Heyl hat freilich viele Jahre in den verschiedensten Tiroler Thälern nach dem Munde des Volkes gesammelt; seine Aufzeichnungen sind von zahlreichen Freunden, meist Geistlichen und Lehrern (deren Namen S. 6 und 819 bis 822 verzeichnet stehen) bereichert worden. Sagen, die schon in den oben erwähnten Sammlungen oder in dem älteren Werke von Alpenburgs stehen, druckt Heyl nur dann ab, wenn er eine bessere, vollständigere, vertrauenswürdigere Fassung bieten kann.

Heyl ordnet seine Schätze zunächst nach landschaftlichen Gruppen. Der Süden ist besonders reich vertreten: Das Pusterthal, das Eisackgebiet und das deutsche Etschland, namentlich die Brixener Gegend, die Heimat des Sammlers. Innerhalb dieser Gruppen folgen die Sagen einander in einer freieren stofflichen Anordnung: zunächst Legenden von Christus, Maria, von Heiligen, Kirchen, Kreuzen, Klöstern, Glocken, Wundern, dann Märchen und romantische Sagen in geringer Anzahl, dann historische Sagen von der Römer- bis zur Franzosenzeit, darunter viel über Burgen und Schlösser, einzelne Sagen über Margarete Maultasch (S. 456, 505 f.), hübsche Parallelen zu Kaiser Max auf der Martinswand (S. 570, 737 f.). Dem folgen mythische Sagen über Gespenster, umgehende Todte, Besessene, Feuermänner, wilde Leute, Riesen, Zwerge, Kobolde, Salige Fräulein u. a., Ortssagen über verzauberte Almen, versunkene Städte, verschüttete Bergwerke, Felsen, Ortsnamen, Tiersagen über Drachen, Schlangen, Kröten u. a., Sagen über Schatzgraben und Zauberei (die hohe Schule der Schwarzkunst, S. 534 ff. und der faustische Moaser Student, S. 537 ff., seien besonders hervorgehoben), über Teufel und Teufelsgenossen, Truden und Hexen. Überaus vielgestaltig sind in Tirol die Erscheinungen des Hexenwahns. Aber auch hier dringen in die uralten Überlieferungen die modernen Errungenschaften zersetzend ein, wenn es z. B. in einer Sage (S. 541) heißt: Die Bauern sagen, die Hexen seien durch die Flußregulierung und durch die Bozen-Meranerbahn zum größten Teile aus der Gegend verscheucht worden und hätten sich in der Mehrzahl auf die Malserheide nach Vinstgau hinauf geflüchtet.“ Sagen über Wilderer, Schmuggler, Diebe u. s. w. beschließen zumeist die einzelnen Gruppen.

Der Wortlaut der Sagen rührt größtenteils vom Herausgeber her; er hat auch eingestandenermaßen die sprachlich ziemlich verschiedenartigen fremden Einläufe „in stilistischer Hinsicht dem Ton des Ganzen angepaßt“. Eine vorsichtige selbständige Stilisierung des Herausgebers ist auch nicht zu vermeiden, wenn man nicht die Sagen in phonographischer Treue genau nach dem Munde des im Dialekte sprechenden Erzählers geben will. Man vergleiche die wenigen mundartlichen Sagen der Sammlung (z. B. S. 90 und 512) und man wird sehen, daß es unmöglich wäre, sie Wort für Wort und Satz für Satz in ein gutes Schriftdeutsch zu übertragen. Das Tempo der Rede, der ganze Satzbau müßte anders werden. Heyl hat die Stilisierung mit Sorgfalt und Geschmack durchgeführt. Er erzählt je nach dem Stoffe bald schlicht und volkstümlich frisch, bald kindlich treuherzig, bald in gewähltem Ausdruck und edler Sprache mit Glück dem herrlichen Erzählerton der Brüder Grimm nacheifernd. Er erzählt auch durchaus objektiv; nur selten tritt er, wie S. 644, mit seiner Person in den Rahmen der Geschichte ein.

Den Sagen folgen außer einer kleinen, aber wertvollen Zusammenstellung von Bräuchen und Meinungen, ein Ortsregister — ein Sachregister, das uns bei Zingerle so gute Dienste leistet, fehlt hier leider — und Anmerkungen, die Parallelen, geschichtliche Daten zu den historischen Sagen und Erläuterungen zu den mythischen Figuren bringen. Die veraltete Mythologie von Simrock erscheint hier zu viel herangezogen, zumal als die neueren Gesamtdarstellungen der germanischen Mythen von E. H. Meyer, Mogk und Golther nicht benutzt wurden. Die Anmerkungen bieten viel Stoff zur niederen Mythologie. Durch den jeweiligen Hinweis auf die reichen Litteraturangaben bei Zingerle konnte sich Heyl viel Raum ersparen.

Die knappe Fassung der Anmerkungen ist natürlich nur zu rühmen. Ich will auch hier nicht eine Ergänzung dazu geben, sondern ich benutze nur die gebotene Gelegenheit, wenn ich im Anschluß an einige von Heyl erzählte besonders schöne Typen der weitverbreiteten Venedigersagen kurz zusammenstelle, was ich mir über diese merkwürdige Erscheinung der deutschen Sagenkunde gelegentlich notiert habe.

Die Walen- oder Venedigersagen werden in allen deutschen Gebirgen erzählt, am meisten in den Bergen des östlichen Mitteldeutschlands (Fichtelgebirge, Erz- und Riesengebirge) und in den Alpen Tirols. Den besten Nährboden boten ihnen Gegenden mit stärkerem Bergwerks-, namentlich mit Goldwäschereibetrieb. Diese Sagen beruhen auf der Anschauung, daß die deutschen Berge sehr reich an Gold seien, daß aber die Einheimischen diesen Schatz nicht zu heben verstünden. Fremde, Italiener, insbesondere Venediger kommen heimlich, als Bettler oder Hausierer verkleidet, in die deutschen Berge, erkennen durch zauberische Mittel (Bergspiegel, Wünschelruthe, Beschwörungsformeln) den Fundort des Goldes und kostbarer Edelsteine und verstehen

es durch besondere alchymistische Fertigkeiten aus taubem Gestein unscheinbarsten Gewandes reines Gold zu gewinnen. (Immer kehrt ihr Ausspruch wieder: Der deutsche Gebirgler werfe mit Steinen nach seiner Kuh, die zehnmal mehr wert seien, als sein ganzes Vieh.) Mit diesen Schätzen beladen, ziehen sie in ihre ferne Heimat, so stamme die Pracht und der sprichwörtliche Reichtum Venedigs aus den deutschen Bergen.

Wie ist diese sagenhafte Anschauung entstanden?

Am naheliegendsten wäre natürlich die Vermutung, daß wirklich in früheren Zeiten italienische und vor allem venetianische Bergleute in die deutschen Gebirge gekommen und hier beim Suchen edler Metalle vom Glück begünstigt worden seien. Dagegen aber spricht schon der Umstand, daß die Deutschen des Mittelalters in dem sachgemäßen Bergwerksbetriebe anderen Nationen voraus waren und daß gerade deutsche Bergleute ins Ausland berufen wurden. Umgekehrt haben wir so gut wie keine beglaubigten Nachrichten und urkundlich erwiesenen Namen italienischer Bergleute und Goldsucher im deutschen Gebirge.

H. Schurtz ist in einer sorgfältigen und tiefgreifenden Untersuchung: „Der Seifenbergbau im Erzgebirge und die Walensagen" (Stuttgart 1890; Kirchhoffs Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde 5, 85—166) unserem Gegenstande nachgegangen. Er stellt hier die Mitteilungen der ersten Geschichtsschreiber des sächsischen Bergbaues, Agricola und Albinus, sowie späterer Lokalhistoriker, wie Christof Lehmann u. A. über italienische Goldsucher im Erzgebirge zusammen. Jüngst hat Cogho (Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde 5, 1) ähnliche Berichte aus dem Riesengebirge angeführt. Doch alle diese verhältnismäßig jungen Nachrichten sind bereits durch die viel älteren Walen- und Venedigersagen beeinflußt. Sie können nur als ein Niederschlag der weitverbreiteten Volksüberlieferung, nicht als historische Zeugnisse betrachtet werden. Auch die von Schurtz und Cogho beschriebenen, im östlichen Mitteldeutschland handschriftlich verbreiteten Walenbücher (Notizen abergläubischer Metallsucher und Schatzgräber über Goldvorkommnisse und die Art ihrer Gewinnung im deutschen Mittelgebirge) sind ganz auf den volkstümlichen sagenhaften Vorstellungen von den Walen aufgebaut, mit fingierten Namen und irreführenden Ortsangaben versehen, und nicht etwa, wie die Titel meist vorgeben, ernste und wohlgemeinte Vorschriften und Anweisungen wirklicher venetianischer Bergleute.

Neue Nahrung haben die Walensagen allerdings in den deutschen Bergen immer wieder durch vorübergehend auftauchende Fremde gewonnen: durch Taglöhner und Hausierer romanischer Herkunft, durch Savoyarden und Zigeuner, durch Juden, die sich früh mit Metallhandel und Schmuggel abgaben, durch flämische und wallonische Bergleute, italienische Steinklopfer und Alchymisten. Ihrem Ursprung nach aber sind die Walensagen uralt und weisen über jeden historischen Zeitabschnitt zurück. Schurtz ver-

mutet, daß Reste eines vorgeschichtlichen bergbautreibenden Volkes sich bis in die Zeit der germanischen Besiedlung erhalten und die Walensagen veranlaßt hätten. Er denkt an Kelten und — des Namens Venediger wegen — an Wenden.

Reste einer Urbevölkerung kleinerer Rasse haben gewiß die reiche Ausgestaltung der germanischen Zwergensagen in den deutschen Bergen gefördert. So müssen die Venediger auch mit den Zwergensagen in enge Beziehung gesetzt werden. Schurtz, der selbst an einzelne mythische Züge der Venediger erinnert — sie vergelten Böses mit Gutem, wie Götter, sie beschenken ihre Wirte zuweilen mit goldenen Tierbildern (Votivtieren!); sie fahren durch die Lüfte, verwandeln sich in Staubwirbel und erscheinen gelegentlich einäugig (wie der Sturmgott Wodan) — wagt es doch nicht, zum Teil aus historischen Bedenken, die Venediger geradezu als mythische Wesen zu erklären. Aber die überaus zähe Lebensdauer der Venedigersagen bis in die Gegenwart herein, hat nichts bedenkliches; die teilt sie mit allen mythischen Sagen und wer die vielen Venedigersagen unserer Alpen betrachtet, muß sie als eine Seitenentwicklung des Zwergenmythus erkennen.

Die Tiroler Venedigersagen (vgl. Zingerle S. 91—100, 352, 612 f. mit Angabe der ganzen älteren Litteratur, Hauser S. 13—15, Dörler S. 71—77 und nun Heyl S. 96—99, 284, 381, 644, 707, 714 f.) zeigen die Venediger mit vieler, wenn auch nicht mit allen typischen Eigenschaften der Zwerge versehen, durchaus als mythische Wesen: Sie sind auffallend klein. Sie werden immer im Deminutiv als „Venediger Mannl", als „walisch Mannl", als „winziges Männlein" bezeichnet. Sie sind von ewigem Alter. „Ein meeraltes Mannl aus Venedig" (Heyl 284), „ein kleines weißbärtiges Manndl". Sie haben rote Jacken an (Zingerle S. 92) und können sich plötzlich unsichtbar machen. Also alles wie die Zwerge. Sie stehen mit den schatzhütenden Zwergen in bestem Einvernehmen und erhalten von ihnen Gold in Fülle, ohne dafür nach dem Tode büßen zu müssen, wie die sterblichen Menschen (Dörler S. 73). Geradezu als Zwerge erscheinen sie bei Heyl S. 381: „In der Knappenstube im Reiterjoch wohnen die Venediger. Sie haben im Inneren des Berges noch viel Gold und edles Gestein aufbewahrt." Sie bewohnen hier eine weite Halle, wo Decke und Wände von Gold und Silber funkeln.

Sonst finden sich viele mythische Züge an den Venedigern der Alpensagen. Sie geben den Menschen unscheinbare Geschenke, Zweige, Steine, Erdkugeln, die sich nachher in Gold verwandeln. Sie werden sehr böse, wenn jemand in ihrem Fundorte selbständig weiterschürft und ihr Geheimnis anderen verrät. Einen solchen Frevler können sie mit Hilfe ihres Bergspiegels aus der größten Entfernung erspähen und töten. Auch treffen sie ihn, wenn sie auf sein in Lebensgröße gezeichnetes Bild schießen. Sie konnen Menschen bannen, das Brunnenwasser vergiften. Sie führen ver-

schiedenartige Zaubermittel bei sich. „Sie wissen mehr als andere Leute“ (Zingerle S. 94). Eine spätere, durch den Namen Venediger herbeigeführte, mannigfach variierte Fortentwicklung der Sage ist es, daß der Gebirgsbauer, auf dessen Grund ein Venediger Gold gefunden hat, gelegentlich selbst nach Venedig kommt, dort seinen ehemaligen Gast in einem herrlichen Palast wiedersieht und von ihm reichlich bewirtet und beschenkt wird. Wie alle mythischen Erscheinungen, so werden auch die Venediger in dem durchs Christentum beeinflußten Volksglauben zu Teufelsgenossen gemacht. Mehrere Sagen erzählen, daß die Venediger ihre Zauberkünste in einer „schwarzen Schule“ lernen, die der Teufel in ihrer Vaterstadt abhält. In jeden Kurs nimmt er nur zwölf Schüler auf; nach Beendigung des Kurses gehört derjenige von den Schülern, der zuletzt zur Thüre hinausgeht, dem Teufel (Dörler S. 72, Heyl S. 98).

Es kann also keinem Zweifel unterliegen, daß die Venediger mythische Wesen sind, und zwar Berg-Elfen (vgl. E. H. Meyer, Germanische Mythologie, S. 127). Diese uralten Sagengestalten haben später eine besondere Ausbildung erfahren durch die in den Alpen häufig wiederkehrenden Erscheinungen romanischer Krämer, Bergleute und anderen fahrenden Volkes. Daher die Bezeichnung Walen, die ja im südlichen Deutschland volkstümlich zuförderst für Kelten, später für Romanen und Fremde überhaupt verwendet wurde (vgl. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch 2, 904—906). Auch die in Tirol vorwiegende Bezeichnung Venediger bereitet keine Schwierigkeiten, obwohl sie ursprünglich nichts mit der berühmten Seestadt zu thun hat. Es steckt in ihr ein alter Name für Berggeister: Fenesleute, ein Wort, das nach Weinholds Deutung (in Kirchhoffs Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde 2, 241 f.) von mittelhochdeutsch vienen, althochdeutsch feihnôn = betrügen, herrührt. Als man die Bezeichnung nicht mehr verstand, wurde sie bald in Venus, bald in Phönix, in unserem Falle in Anlehnung an den in den Alpen wohlbekannten sprichwörtlichen Reichtum Venedigs und vielleicht an wirkliche wandernde Venetianer in Venediger umgewandelt.

Bei der großen Ausbreitung dieser Sagen wäre eine ähnliche Untersuchung, wie die von Schurtz über das Erzgebirge, auch für die Alpen sehr erwünscht. Giebt es Spuren eines vorgeschichtlichen Goldbergbaues, historische Zeugnisse und Nachrichten über einen vorübergehenden Aufenthalt italienischer Schatzgräber oder Alchymisten in den Alpen? Sind wirklich italienische Sträflinge in Tirol als Bergleute verwendet worden, wie eine Sage (bei Zingerle S. 91) berichtet? Sind vielleicht Industrielle aus Venedig dahin gekommen, um für ihre Glas- und Mosaikerzeugnisse Stoffe in den Bergen zu suchen? Stehen geographische Bezeichnungen, wie der Venetberg und der Großvenediger mit unserer Sage in Verbindung? Auch die Beziehungen zwischen den Tiroler und den mitteldeutschen Fassungen müßten untersucht werden. Ich konnte ja in den vor-

stehenden Zeilen nicht mehr geben, als eine Anregung zur weiteren Verfolgung dieses interessanten Gegenstandes.

Prag. Adolf Hauffen.

1. Schlenther P., Gerhart Hauptmann. Sein Lebensgang und seine Dichtung. Berlin 1898. 4.50 M.
2. Bartels A., Gerhart Hauptmann. Weimar 1897. Felber.
3. Wörner U. C., Gerhart Hauptmann. München 1897. Haushalter. (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte, herausgegeben von F. Muncker, IV.) 1.80 M.[1])

Es ist noch nicht lange her, daß es allgemein üblich war, zu behaupten, kein Litterarhistoriker kümmere sich um lebende Poeten: und Bartels wiederholt in seiner phrasenreichen Einleitung diesen Satz sogar noch, während er selbst dazu beiträgt, dies zu widerlegen. Nun ist nichts falscher, als daß die „Ausnahmsfälle" der ausführlichen Gesamtwürdigung lebender Dichter in neuerer Zeit weggefallen seien (a. a. O., S. 4); Prem hat von M. Greif, Bierbaum von D. v. Liliencron, Flaischlen von O. E. Hartleben derartige „Gesamtbilder des Schaffens" entworfen, Gerber hat W. Raabe eher zu ausführlich behandelt, und sogar K. Frenzel ist in einem kleinen Heft in Lebengröße dargestellt worden. Auch hat keiner von diesen Biographen geglaubt, die „bei verstorbenen Dichtern übliche Methode" gegenseitiger Erhellung von Leben und Werken bei Lebenden verschmähen zu sollen, wie Bartels (S. 9) es selbstverständlich findet. Dennoch ist zuzugeben, daß die neuere Literatur über G. Hauptmann eine neue Phase in der zeitgenössischen Behandlung lebender Autoren bedeutet; sie beweist, daß die „moderne Litteratur" endlich wirklich modern geworden ist. Auch umfangreiche Studien wie Kaweraus Buch über Sudermann (wieder eine Widerlegung von Bartels Behauptung) zeugen nur für den Einzelnen; bildet sich nun aber eine kleine Bibliothek über Hauptmann, so ist mindestens erwiesen, daß er in den Brennpunkt des litterarischen Interesses gerückt ist. Schlenther tritt als sein Anwalt auf, Bartels als ziemlich abgeneigter Richter; Wörner ist objektiver, aber auch temperamentloser als die Andern. Hauptmanns volle Bedeutung, muß ich gestehen, scheint mir mehr durch das Zusammentreffen verschiedener Kritiker erwiesen, als durch irgend eines der drei Bücher — Schlenthers nicht ausgenommen.

[1]) M. Necker, Umschau, 1. Januar 1898 (2 und 3). — E. P., Münchner Allgemeine Zeitung. Beilage Nr. 292, 28. Dezember 1897 (1 und 2). — P. Mahn, Vossische Zeitung, 8. Dezember 1897 (1, 2 und 3). — M. Heimann, Neue Deutsche Rundschau, Januar 1898, S. 86 f. (ebenso). — O. Stößl, Die Wage, 15. Januar 1898 (2, 3 und andere Schriften über Hauptmann). — Erich Schmidt, Deutsche Rundschau, Februar 1898, S. 311 f. (nur 3).

Denn indem Schlenther durch das ganze Werk hindurch fortwährend in der Stellung des Vertheidigers bleibt, drückt er seinen Schützling sehr gegen seinen Willen herunter. Bartels selbst rechnet (S. 128) den Verfasser der „Weber“ unter die Weltdichter; hatte Hauptmann es da nötig, noch so überfließend breit gegen die „Bulthäupter“ (S. 82 f.) in Schutz genommen zu werden? Mit einer gewissen Ängstlichkeit ist Schlenther überall zur Stelle, wo ein Einwand auch nur versucht werden könnte. Statt ruhig zuzugeben, daß Annas Erscheinen in den „Einsamen Menschen“ nicht genügend motiviert ist (Bartels S. 91), erklärt er (S. 123) burschikos: „Kurz, Fräulein Anna ist nun einmal da!“, was man doch schließlich von Immermanns berühmtem „Engel, den man auch fortlassen kann“ auch sagen könnte. Jeder Punkt, der Bedenken erweckt, wird sofort zum Ausgangspunkt einer dramaturgischen Theorie gemacht (die beste Deckung ist der Hieb). Der Schluß der „Einsamen Menschen“ wird zu einer seltsam doktrinären Auseinandersetzung über die Familienkatastrophen im Allgemeinen und auf der Bühne im Besonderen (S. 115) benutzt; und wenn Florian Geyer im Vorspiel fehlt, wird dem Dichter dies (S. 210) als Verdienst um die historische Realität angerechnet, die Hauptmann nachher bei der Marei (S. 219) wieder ruhig verletzen darf. Überhaupt ist uns aus den Deduktionen Schlenthers über den Realismus im historischen Drama (S. 237 f.) sein Standpunkt keineswegs klar geworden. Wenn im historischen Drama der konsequente Realismus nichts anderes ist als historische Treue, so haben wir seit Raupach höchstens den Fortschritt zu verzeichnen, daß nicht mehr in Versen gesprochen wird; und Platen, der in seiner „Liga von Cambray“ Zeit- und Ortkolorit so sorgfältig abgepinselt hat (was zwar nach Schlenther S. 190 vor Hauptmann niemand nur versucht hat!), wäre Sieger über die Perser des „Äschylus“ und Shakespeares „Julius Cäsar“! Mir scheint, ein so fortschrittlicher Theoretiker wie Schlenther sollte sich überhaupt entschließen, die überschätzte Sonderstellung des „historischen Dramas“ aufzugeben. Das Geschichtsdrama hat seine Eigenart lediglich darin, daß es Wiedergabe eines einmaligen Moments ist im Gegensatz zu typisierenden Dramen, die dauernde Verhältnisse schildern; der „Tell“ ist kaum in höherem Grade als der „Faust“ ein historisches Drama, die „Weber“ sind es mehr als der „Tasso“. Gerade die naturalistische Neigung zum Porträtieren führt wieder zum historischen Drama und hiermit hätte Schlenther den „Florian Geyer“ viel besser rechtfertigen können als mit seinen bedenklichen Deduktionen. Das ist eben das Schlimme, daß er als Anwalt so oft am Einzelfall haftet. Entschließt er sich doch (S. 55 f., besonders S. 57) nicht einmal zu einem kräftigen Urteil über Hauptmanns schreckliche Anfängerlyrik:

Aber du, o Sänger,
Wird dir bang und bänger,
Auf mit deinem Sang!

Ich meine, Hauptmann sei bedeutend genug, um auf die vielen Detailverteidigungen verzichten zu können. Sie waren in der Ordnung, als der Autor der „Versunkenen Glocke“ noch „ein talentirter junger Mensch“ (S. 190) war!

Hierin liegt aber eben die Wurzel der beiden Schwächen, durch die Schlenthers ausgezeichnetes Werk leider einen guten Teil seiner Wirkung verdirbt. Die Verteidigungssucht und der allzu „hemdärmelige“ Stil sind beide historisch zu erklären. Schlenther hat sich als tapferer Vorkämpfer Hauptmanns die größten Verdienste erworben, als dieser noch keineswegs „Mode“ war; und es ist natürlich, daß er in dieser Position gleichsam monumental erstarrte. Indem er augenscheinlich ältere Zeitungsartikel großenteils herübernahm, erwuchs ihm aus dem anachronistischen Ton zugleich der journalistische. Dies Buch ist ein Denkmal; auf das Postament eines Denkmals schreibt man aber keine Sätze im Jargon des Feuilletons. Hieher gehört es doch wohl nicht, vom „Tiergartenkapital“ (S. 93) zu sprechen und Ausdrücke wie „lächerbar“, „Skandäler“, „pikfein“ (S. 100) anzuwenden. Man kann den „Sinn für Feierlichkeit“ so wenig besitzen wie Fontane und doch den Jagdrock in der Kirche mißbilligen; Schlenther aber findet es zulässig, in einem tieftragischen Moment des „Florian Geyer“ einen Hauptschuldigen als „Hauptblamirten“ zu bezeichnen. Gerade weil Schlenther eine Persönlichkeit ist, deren ausgeprägte Eigenart der äußeren Hilfe solcher kleinen „Originalitäten“ nicht bedarf, bedaure ich diese Stillosigkeiten; und ich bedaure sie doppelt, weil sie dem Bilde Hauptmanns schaden. Was ihn vor allem charakterisiert: der Ernst, das wird in der Schilderung seines Biographen zu oft durch solche Scherze verdeckt; wir wissen wohl, welcher Ernst bei Schlenther auch hinter diesen steckt, aber der naive Leser ahnt das nicht.

Auf dasselbe Brett gehören andere Spracheigenheiten, die wenigstens uns einfach Sprachfehler scheinen. Dahin gehört die große Vorliebe für die „schweizerischen Composita“ aus Eigennamen und Appellativ: „Darwindeuter“ (S. 121), „Hauptmannswerk“ (S. 151), „Weberaufführung“ (S. 152), „Huttentochter“ (S. 231), „Geyerdrama“ (S. 247) und gar „Julienstil“, „Helenenstil“, „Käthchenstil“ (S. 90); nur wird bei diesen Bequemlichkeiten immer Kaiser Friedrichs Ausdruck über Delbrück in die Erinnerung zurückgerufen, daß er „die Kaiserkrone in Zeitungspapier eingewickelt habe“. Sätze wie (S. 61) der über Arno Holz, Vergleiche wie (S. 113) der des Fatums mit einem Bandwurm, ungenaue Verbindungen wie „sein Weltlauf stoppt“ (S. 157), Wortbildungen wie „balladesk“ (S. 37), „ein renegater Sohn“ (S. 209) und „Diabolik“ (S. 233) oder gar das schreckliche „verbänkeln“ (S. 223) hätte ein Verfahren, wie Schlenther es (S. 101) an den Proben von Hauptmanns Erstling lobt, beseitigen sollen. Besonders stört mich aber bei einem Kritiker, der (S. 110) in dem Titel „Einsame Menschen“ eine Kako-

phonie tadelt, der Mißbrauch der Präpositionalkontraktionen. Schlenther braucht „von dem“ überhaupt nicht; es bringt aber einen völlig falschen Accent in den Satz, wenn er z. B. sagt: „Wie weit ist beispielsweise der liebevolle heitere Papa Vockerat des Tauffschmauses vom streng strafenden Vater entfernt, dessen heiliger Eifer den Sohn vernichtet“ (S. 132; andere Fälle z. B. S. 111, 189, 191). Hier fordert schon der Haken des Relativs die Öse des vollen Artikels. Dazu kommen Lapsus wie (S. 79) die sinnwidrige Verwendung von „unverfroren“ und endlich noch zahlreiche Druckfehler, wie (S. 167) „ungründlichst“ für „unergründlichst“. All das zusammen giebt dem Buch zu sehr den Charakter eines gemütlichen Schulterklopfens, das nun einmal niemand 250 Seiten lang erträgt; und es erweckt gegen die Zuverlässigkeit auch des Inhalts bei Lesern, die den Verfasser nicht genügend kennen, überflüssiges Mißtrauen, um so mehr als Schlenther oft (z. B. S. 166) durch bedenkliche Superlative zum Widerspruch reizt. Möchte er aber etwa in diesen Ausstellungen nur die beliebte „philologische Engherzigkeit“ erblicken, so berufe ich mich auf unseren gemeinschaftlichen Lehrer, der jedenfalls alles eher war als ein Pedant: „Wer soll über die Reinheit unserer Sprache wachen, wenn nicht der philologische Kritiker?“ (Scherer, Kleine Schriften 2, 152.)

Ich habe alle Sprünge und Mißtöne der lautklingenden Glocke verzeichnen dürfen, weil ich genau weiß, wie echt das Metall ist und wie gelungen die aufgegossenen Figuren und Sprüche fast durchwegs sind. An dem biographischen Teil stört mich zwar eine gewisse familienhafte Rührseligkeit, die jedem Bruder und Onkel bei jeglicher Nennung die Hände aufs Haupt legt, flehend, daß Gott sie erhalte, so rein und schön und hold; aber Hauptmanns eigene Schicksale sind meisterhaft vorgeführt: kein Wort zu viel und immer das Wesentliche herausgehoben. Auch die Umgebungen sind ohne Aufdringlichkeit aber mit vollkommener Deutlichkeit vorgeführt; nur daß Schlenther von dem Wesen der Pietisten (S. 5) eine durchaus unrichtige Vorstellung hat und auch den Titel an Brockes' Werk (das übrigens keineswegs pietistisch ist) falsch auffaßt: „Irdisches Vergnügen in Gott“ bedeutet ja doch nur „Irdisches Sichgenügenlassen an Gott“. Den Hauptwert des Buches machen aber die Analysen aus. In dem „Promethidenloos“ (S. 46 f.) werden die Keime späterer Werke sehr fein aufgezeigt, wenn auch vielleicht einiges zu stark ausgepreßt wird. „Vor Sonnenaufgang“ mit seiner vortrefflichen Auseinandersetzung über Volks- und Gesellschaftsstück (S. 75) giebt eine musterhafte psychologische Konstruktion der Figuren, neben der Bartels (S. 45 f.) mit seiner Oberflächlichkeit und der mißverständlichen Deutung Loths recht abfällt. Die „Einsamen Menschen“ sind im Thema vielleicht nicht ganz so originell wie Schlenther (S. 119, 125) meint; neben Echegarays „Galeotto“ wäre besonders Mittlers Einfluß in den „Wahlverwandtschaften“ heranzuziehen. Aber Schlenther weiß sein Lieblingsstück (das er S. 128 mit

Recht über die „Versunkene Glocke“ stellt) so vortrefflich zu durchleuchten, daß es mir wenigstens durch ihn erst in seiner ganzen Eigenart aufgegangen. Die „Weber“ sind etwas kurz weggekommen, wobei sicher der schiefe Vergleich zwischen einem auf gelehrte Kreise berechneten Buch und einem vor dem suggestionsfähigsten Publikum gespielten Theaterstück (S. 148) fehlen könnte. Beim „Kollegen Crampton“ kann ich freilich das Lob der Nebenfiguren und gar der Liebesscene (S. 161) nicht nachempfinden und stehe hier bedeutend näher an Bartels (S. 140); die Familie Strähler ist mir reiner Benedix. Dagegen sind der „Biberpelz“ und vor allem „Hannele“ ganz so reproduciert, wie meiner Meinung nach der rechte Kritiker nachschaffen soll: indem er sich dem Kunstwerk so gegenüberstellt, wie der Künstler seinem Stoff, die Intentionen feiner und freier herausarbeitet, als sie sich dort offenbaren, nirgends aber gewaltsam das seine hineinlegt. Das wage ich beim „Florian Geyer“ nicht ganz zu behaupten. Die thatsächlichen Angaben stimmen nicht immer, z. B. daß noch kein kritischer Forscher Florians Bild biographisch erhellt habe (S. 192): schon 1878 hatte A. Stern das (Allgemeine Deutsche Biographie 8, 502) geleistet, womit sich dann auch der etwas „stoffhuberische“ (S. 112) Hohn über den „Braven“ erübrigt, der den Helden des Bauernkrieges anders kannte. Dann kommen gerade hier jene Deduktionen über das historische Drama, jene stillosen Wendungen von der „Rotenburger jeunesse doré du siècle de Charles-Quint“ (S. 218) und von der „Petroleuse des Bauernkrieges“ (S. 219) so dicht gedrängt, daß die an sich schwierige Übersicht noch weiter erschwert wird. Aber die Hauptfigur (S. 236), durch moderne Analogien gut aufgehellt (S. 225), und die dramatischen Schwächen werden (S. 241 f., besonders S. 243) mit Kennerblick aufgedeckt. Bei der „Versunkenen Glocke“ ist es unserem überzeugten Realisten nicht so recht wohl (vgl. S. 265); die Wittichen (S. 262) und ihr Dialekt (S. 254; weshalb ist er ein „großer dichterischer Gedanke?“) trösten ihn nicht zur Genüge über die romantischen Unklarheiten. Hier hat er sich deshalb nicht ganz so viel Mühe gegeben und ziemlich jäh bricht er dann (S. 268) ab. Die von Schlenther wiederholte Angabe über die Bedeutung der „Glocke“ wird übrigens in der Recension von Heimann (S. 90) bestritten; das Sebaldusgrab in Nürnberg, nicht Hauptmanns erfolgloses Drama sei der Keim. Mir scheint doch sicher, daß der „Florian Geyer“ mindestens in dem fertigen Stück die geheime Rolle spielt, die man ihm allgemein zuschreibt. —

So wenig Bartels sonst mit Schlenther gemein hat, die Neigung teilen beide, ihr Geschmacksurteil allzu energisch durch allgemeine Sätze zu stützen. Freilich, Schlenther ist so revolutionär wie Bartels konservativ ist, und er läßt sich von der entschiedensten Vorliebe für Hauptmann leiten, Bartels von einer gewissen unerfreulichen grauen Tadelsucht. Bartels ist durchaus ehrlich, und man sieht, wie während des Schreibens

selbst die Bedeutung Hauptmanns ihm mehr und mehr abgewinnt; aber es thut ihm doch jedesmal leid, wenn er gelobt hat und er dämpft schleunigst. Denn wenn es Schlenther vor allem auf das intelligere ankommt, so lebt Bartels ganz in dem flere und ridere; besonders „lächerlich“ sind ihm die verschiedensten Dinge, die der „ernste Litteraturfreund“ (S. 5) auch ernst nehmen könnte (z. B. S. 50, 71, 235). Dies ist seine Position; er geriert sich als der „wahre Litteraturfreund“ (S. 2) gegenüber den bösen Litterarhistorikern, den „Litteraturweisen“ (S. 142), „guten Professoren“ (S. 148) und der „pfiffigen Philologie“ (S. 212). Vielleicht verträgt es sich damit kaum, daß ihm das Durchlesen des „Promethidenloses“ eine wahre „Pferdearbeit“ ist (S. 21), trotz des Zeitwertes dieser Dichtung (S. 20); und sicher verträgt es sich nicht damit, wie unbedenklich Bartels seine Subjektivität zum Maßstab nimmt. „Dies ist mir geradezu schauerlich“ (S. 95), jenes „ist für mich eine ekelhafte Vorstellung“ (S. 173), „ich möchte lieber die eine Szene im ‚Götz‘ als den ganzen ‚Florian Geyer‘ gemacht haben“ (S. 206) — so geht das ohne Ende. Und dazu diese schrecklichen Schulmeistercensuren: A ist nicht absolut zu verwerfen (S. 209), B verdamme ich nicht völlig (S. 213); und dies war so zu machen und jenes so (z. B. S. 92). Ich meine, der Dichter wird sich den Litteraturfreund anders vorstellen; er wird erwarten dürfen, daß dieser auf des Dichters Intentionen etwas eingeht, statt fortwährend den eigenen Geschmack als einzige Norm hinzustellen. Bartels aber ist in seinem Fanatismus für „die ewigen hohen Formen“ (S. 161) so gierig auf Anklagen, wie Schlenther eifrig in Vertheidigungen. Er geht darin bis zur Verdächtigung des Autors: aus rein doktrinären Gründen zweifelt er (S. 105) die Angabe an, die „Weber“ seien ursprünglich im Dialekt verfaßt; er sagt dem Verfasser des „Florian“ (S. 200, 208) heimliche Rancune gegen Goethe nach; und er begeht schließlich das kaum in akademischen Ausdrücken zu qualificierende Unrecht, die gemeinen Verdächtigungen Albertis (S. 237) in extenso abzudrucken, natürlich „ohne sie sich anzueignen“, aber mit der bekannten jesuitischen Anerkennung des „Körnchens Wahrheit“ (S. 242). Wer in dieser Manier das ganze Buch für ein Pamphlet erklären wollte, das der Hauptmann an Lebens- und Dienstjahren etwa gleichalterige Verfasser (S. 10) gegen den Triumphator richtet, würde das jedenfalls immer noch eher verantworten können als Bartels sein unwürdiges Verfahren.

Hat er sich aber der Person Hauptmanns gegenüber so weit hinreißen lassen, wie er es den Werken gegenüber nicht thut, so liegt dies an seiner seltsamen Stellung zum Thatsächlichen überhaupt. Er findet es nicht nötig, über ein paar Widersprüche in den benützten Litteraturnotizen (S. 11) Erkundigungen einzuziehen; statt sich zu befragen, von wem die Illustrationen zu „Hannele“ sind, sagt er (S. 167), er wisse es nicht; statt sich nach den Erscheinungsjahren von Maeterlincks Dramen

zu erkundigen, stellt er (S. 177) problematische Vermutungen auf. Diese Unsicherheit geht aber weit über die neueste Zeit heraus. Bartels liebt es, mit litterarischen Analogien zu prunken; aber überall bewegt er sich dabei mit einer Bestimmtheit, die durch seine lückenhaften Kenntnisse etwas komisches erhält. So etwa (S. 119 f.) das wirre Gerede über „Milieudramen“, zu denen doch z. B. „Wallensteins Lager“ hundertmal mehr gehört als der „Erbförster“ (S. 121) und Gryphius' Schlesische Dornrose ein Jahrhundert vor dem Maler Müller, über den Bartels' Dramenkenntnis selten herausgeht.

Seine Hauptleidenschaft ist gerade die, die sonst den „Litteraturweisen“ nachgesagt wird: das Quellensuchen. Es steht ihm fest, daß jedes Drama Hauptmanns ein „Pathenstück“ (S. 38; übrigens ein hübscher Ausdruck) besitzen muß, oder womöglich mehrere; und da soll dann zum „Geyer“ Grabbe und — Wildenbruch (S. 199), zur „Versunkenen Glocke“ unter anderen — Halms „Griseldis“ (S. 219) Pathe gestanden haben. Das ist jene oberflächliche Zusammenstellerei, die in Theaterkritiken grassiert; das ist nicht die Art, die „fürchterlichen Verhältnisse“ unseres Litteraturlebens (S. 6) durch eine „vernünftige Kritik“ (S. 150) zu bessern.

Dennoch leugne ich nicht, daß Bartels hier zuweilen Neues fand, das sich halten läßt. Der Hinweis auf M. R. von Stern für Loth (S. 41), gewisse Vergleiche mit Lenz (S. 99) und dem dialektischen Lokaldrama (S. 120) sind nicht ohne Wert. Ich muß aber gestehen, daß sie das Einzige sind, was ich aus dem Buch gelernt habe. Daß Hauptmann an einem „Mangel an Grundanschauung“ leide (S. 43) und nicht einmal im Crampton oder in der Wolffen (S. 151), die Bartels übrigens gut charakterisiert, runde Figuren dargestellt habe; daß er „theatralisch“ sei, weil er wirksame Abschlüsse bildet (S. 46) und besonders weil Bartels an Hanneles Sprache nicht glaubt (was er S. 171 bemerkt, ist trotz seiner eigenen Gegenrede „schnoddrig“; qui s'excuse s'accuse); daß die Nebenpersonen im „Geyer“ schattenhaft seien (S. 202) — das alles müßte denn doch etwas besser als durch scheltende Sätze (z. B. S. 87) bewiesen werden, ehe wir „einfach Blinden“ (S. 202) uns der Subjektivität des Herrn Bartels wehrlos ergeben sollen. Auch fehlt mir das Zutrauen zu seiner Klarheit. Er sagt sehr richtig: „Poetische Formen erfindet man bekanntlich nicht“ (S. 119) und rechnet Hauptmann unaufhörlich vor, er habe gar keine neue poetische Form erfunden, nur „Nebenformen“; er erklärt in Einem Athem (S. 145), die Neigung unserer Modernen, ihren Werken möglichst bezeichnende Untertitel geben zu müssen, sei zu tadeln — und billigt ihre Anwendung. Was er (S. 164) sehr gut über die „Ideale“ ausführt, widerlegt seine sonstige Doktrin vollständig; und was er (S. 96) über die Bedenklichkeit von Dramen sagt, in denen Weltanschauungen gepredigt werden, das streicht mit dem

„Nathan“ und dem „Prometheus“ seinen Liebling Hebbel völlig von der Bildfläche. Die Vergleiche Hauptmanns mit Schiller (S. 162, 230) machen wohl Bartels' Meinung über den Klassiker unklar, nicht aber die über den Revolutionär klar. Er verteidigt Hauptmann nicht ohne Wärme gegen Litzmann (S. 163), stellt den Autor der „Weber“ unter die Weltdichter (S. 128) und mäkelt doch daran herum, ob es „genial“ heißen dürfe. Schließlich soll das Schlagwort „der Dichter als Willensmensch“ (S. 245, 247) alle Schleier lüften. Ich sehe überall nur den Kritiker als Willensmenschen: eine nervöse Persönlichkeit, die nichts vertragen kann, wozu sie nicht erzogen ist, bei der der Wille die Jüngeren abzulehnen (S. 254), den Intellekt durchaus dominiert, und die aller Welt ihre Sympathien und Antipathien als die untrüglichen Urteile des wahren Litteraturfreundes aufzwingen möchte. Und wenn er schließt, Hauptmann schreibe einen „Christus“ und „da werden wir uns hoffentlich wieder sprechen“ (S. 255), so muß ich sagen: wenn Bartels bis dahin in der Fähigkeit, Individualitäten zu begreifen, keine Fortschritte gemacht hat, so werde ich meinesteils (Subjektivität gegen Subjektivität!) auf diese Unterredung sehr gern Verzicht leisten. —

An Wörners anspruchsloserer Studie ist weder so viel zu loben noch so viel zu tadeln wie an Schlenthers und Bartels' Buch. Der Grundton einer aufrichtigen Sympathie, die besonders in dem herzlichen Schlußwort Ausdruck findet, klingt durch ruhig-sachliche Bedenken und Gegenerwägungen überall hindurch. Man wird Wörner als den Vertreter des besten Publikums bezeichnen können, dem Schlenther als der typische Recensent, Bartels als der kritisierende Schriftsteller gegenüberstehen. Er giebt das Bedenkliche in den Hauptfiguren der „Einsamen Menschen“ (S. 22 f.) und besonders auch jene schlecht motivierte Ankunft Annas (S. 25) als Schwächen; er irrt sich zwar in der Meinung, der „Biberpelz“ habe keinen dauernden Bühnenerfolg (S. 50), läßt sich aber durch den jubelnden Beifall, den die „Versunkene Glocke“ gefunden hat, nicht beirren und tadelt die Unklarheiten der Figuren (S. 72) und die Unsicherheit der Sprache (S. 80). Zu hart urtheilt er über den „Florian Geyer“, wenn auch der Ausdruck hübsch ist, der Held schreite (S. 95) „als schwarzer leerer Harnisch“ durch das Stück. „Hannele“ steht ihm (S. 68) am höchsten, wie Bartels (dem ich hier beistimme) die „Weber“, Schlenther die „Einsamen Menschen“.

Ein wenig zu sehr neigt Wörner dazu, die „Moral“ des Stückes zur Grundlage seines Urteils zu machen (zu den „Einsamen Menschen“, S. 26 f., zur „Versunkenen Glocke“, S. 75); es ist doch zu bedenken, daß der Verfasser oft mit Bewußtsein gegen die herrschende Moral ankämpft und dabei, wie der junge Goethe oder der junge Schiller, das Recht hat weit zu gehen. Ebensowenig scheint uns der „Crampton“ durch Schillers Urteil (S. 49) gerichtet, weil eben Hauptmanns Ästhetik die

Schillers nicht ist und nicht sein konnte. Gerade vom Standpunkt dieser individuellen Ästhetik aus weiß Wörner dagegen (S. 25) Vockerats allzu naturalistische Sprache als unrealistisch nachzuweisen. Sonst freilich macht ihm das Technische Bedenken genug. Was er über die Bühnenanweisungen sagt (S. 42), ließe sich nicht nur durch Litzmanns Betrachtungen abschwächen, sondern vielleicht geradezu widerlegen. Wer an vollkommen eigenartige Persönlichkeiten glaubt und nicht das Meiste am Menschen für typisch hält (ein Dilemma, auf das im Grund der ganze Streit zwischen „Realismus" und „Idealismus" zurückgeht), der wird überzeugt sein, daß die allergenaueste Beschreibung von Person und Moment allein vor der „Wegtypisierung" seiner Gestalten schütze. Dazu kommt, daß nicht wenige dieser Bühnenanweisungen sehr wol der Übersetzung in die schauspielerische Praxis fähig sind. Z. B. (S. 7): „Der Bauer verläßt wie immer als letzter das Wirtshaus". Schon meine in diesen Dingen nicht eben bedeutende Erfahrung genügt zu der Versicherung, daß der „Letzte" wirklich seine Eigenheiten beim Verlassen des Lokales hat, an denen man ihn erkennen kann; kommt dazu nun das Gewohnheitsmäßige, so läßt sich auch das im Spiel andeuten. Mindestens geht aus diesen Anweisungen (über die nach ihrer historischen Vorgeschichte und ihrer ästhetischen Bedeutung noch mancherlei zu sagen wäre) sicherlich nicht hervor, daß die „Weber" (S. 43) ein Roman sein sollten!

Sehr frei denkt Wörner über die Frage der „benutzten Vorbilder". Er meint (S. 80) sehr gut, nicht die Reminiscenzen der „Glocke" seien zu tadeln, sondern daß Hauptmann die Vorlagen nicht besser ausgenutzt habe. Aber mit dem Einfluß der „Macht der Finsternis" (S. 5) dürfte es trotz Wörner seine Richtigkeit haben. Hübsch ist die Vergleichung von „Zerbrochenem Krug" und „Biberpelz" (S. 52) durchgeführt, wobei freilich Wörner wieder moralisierend der Tendenzdramatik (S. 54) ihr gutes altes Recht streitig machen will. —

So sehen wir den eifrigen Parteimann der neuen Schule, den heftigen Verfechter älterer Ideale, den ruhigen Betrachter der litterarischen Entwicklung, jeden in seiner Weise, willig oder widerwillig, Zeugnis ablegen für die Bedeutung Hauptmanns. Und unsere Zeit scheint sich also erfreulich zu wahren vor dem Unglück der Zeitgenossen Kleists und Raimunds, dem Lebenden eigensinnig seinen Rang abzusprechen, um dann das Grab mit Lorbeer zu verschütten.

Berlin. Richard M. Meyer.

Register.

Von Franz Spina in Mährisch-Neustadt.

Allen Grant 24.
Arndt E. M. 62
Ästhetik, Socialpolitik und Entwicklungslehre 1—31.

Bain A. 24. 26.
Baudelaire Ch. 161.
Baumer J. W. 32.
Beauquier 24.
Benzel-Sternau K. Chr., Graf zu 7.
Beulwitz Caroline von 73.
Böhme Jakob 116 ff.
Böhmer Auguste 92.
Bötticher Karl (Tektonik der Hellenen) 147—157.
Böttiger K. A. 75 f.
Burckhard Max (Ästhetik und Socialwissenschaft) 2—31.
Byron, Lord 17.

Cervantes M. (und Wielands Don Sylvio) 32—61.
Comte A. 11 ff. 17. 20 ff.
Courbet G. 17.
Corneille P. 17.

Dalberg Karl Th. A. M. von („Péricles") 7 ff.
Darwin Ch. 1. 4.
Del Averdy 76.
Dessoir Max (Kunstgefühl der Gegenwart) 157—166.
Destrée Jules 33.
Döring Frau von 141.
Douglas James 26.

Echegeray J. 175.
Eucken R. 164 f.

Fenger 156.
Feuerbach L. A. 2.
Forster Georg 2.
Frenzel K. 172.

Gerlach G. B. 9.
Gerstenberg H. W. von 73.
Goethe J. W. von 74. 91. 109. 130.
- Antheil an Lavaters „Physiognomischen Fragmenten" 140.
- Iphigenie-, Klärchen-Charakter 63.
- Märchen als Vorbild für Novalis 112. (Anmerkung). 117.
- Zusammentreffen mit Schiller 72.
- Schiller an Goethe über die „Jungfrau" 73. 76.

Goldoni C. 72.
Goodyear 156.
Grabbe Chrn. D. 178.
Greif Martin 172.
Gries J. D. (Tasso) 66. 77 f. 92.
Grillparzer Fr. 30.
Gryphius Andr. 178.
Guyau 24 ff.

Halm Fr. 178.
Hamburger Preisausschreibung 142.
Hardenberg siehe Novalis.
Hartleben O. E. 172.
Hauptmann Gerh. 172—180.
Hebbel Fr. 179.
Hegel G. F. W. 148 f. 155. 165.

Herder J. G. von 24 (Kant.). 109 (Idee des Universums). 128 (Mythologie).
Hettner H. (Vorschule der bildenden Kunst der Alten) 154 f.
Hirzel Ludw. 140.
Hölderlin Fr. 116.
Hufeland Chr. W. 72.
Hutcheson Fr. 152. 154.
Hygin 117.

Iffland A. W. 74.

Jahrmarktslitteratur in Sachsen 145 ff.
Janet Pierre 27.

Kant J. 24. 118 (Anmerkung). 151.
Kleist H. von 180.
Klinger M. 173.
Klopstock Fr. G. 128.
Körner G., Briefwechsel mit Schiller 71 ff. Scenar zu den Maltesern 85 f.
Körner Th. 62.
Kühn Sophie v. (Hardenbergs Braut) 115 f.

Lavater J. K., Physiognomische Fragmente 140—141.
Leisewitz J. A. 73. 142.
Lenz J. R. M. 178.
Lichtenberg G. Ch. 2.
Liliencron Detlev von 172.
Lotze H. 154.
Löw Frau von 141.
Luther M. (und Rembrandt) 19.

Maeterlinck M. 177.
Marx Karl 15.
Meyer Joachim 81.
Müller Fr., Maler 178.

Naturalismus 158 f.
Novalis (Friedrich von Hardenberg) 90—132. Beziehungen zu Schelling 90—93. „Fragmente" 93—101. „Lehrlinge zu Sais" 101—112. Klingsohrs Märchen aus dem „Heinrich von Ofterdingen" 112—132.

Ölzelt-Newin A. 25.
Otterwolf Freiherr von 142.

Preußen. Friedrich der Große 71. 142 f. (Gedicht auf ihn).
Friedrich Wilhelm III. 118.
Luise 62. 114 (Novalis).

Prisse d'Avennes 516.
Proudhon P. J. 16 ff.

Raabe W. 172.
Racine Jean de 17.
Rembrandt (und die Reformation) 19.
Repnin-Wolkonski N., Fürst 144.
Ritter J. W. (Physiker) 92. 96. 106. 127.
Romantik 117 (Anmerkung). Idee einer neuen Mythologie 128 f. 130.
Rußland. Alexander I. 143.

Schaul J. B. 74.
Schelling F. W. J. von: Beziehung zu Novalis 90—132. 148 ff. 165.
Schenkendorf G. H. 62.
Schlegel August Wilhelm von 101. 117 (Anmerkung). 121. 127.
Schlegel Caroline 92.
Schlegel Friedrich 90. 92 (Schelling). 109. 112. 121. 128. 129.
Schlesische Kriege (Gedichte auf sie) 132 ff. 136 ff.
Schiller Charlotte von 81. 83.
Schiller Ernst von 81.
Schiller Friedrich von 114. (Anmerkung). 116. 179.
Don Carlos 73.
Fiesco 72.
Iphigenie in Aulis, Übersetzung 71.
Jungfrau von Orleans und Tassos Gerusalemme liberata 62—80. Charakter der Johanna 62 f., 65 f. Briefe über die „Jungfrau" 73 ff.; vgl. Goethe, Wieland, Körner, Böttiger.
Malteser 80—89; vgl. 68. 74. 78.
Maria Stuart 68. 74. 78.
Turandot 72.
Verhältnis zu Italien 71 ff. Italienische Strophenformen 72. Kreuzzugsideen 63. 74. Über das Wesen der Kunst 7. 28. 165.
Schink J. F. 142.
Schopenhauer A. 30.
Schröder F. L. (Preisausschreibung) 142.
Scott W. 17.
Seume G. 143 (Anmerkung).
Socialethik, Sociologie: siehe Burckhard und Ästhetik.
Solger K. W. F. 128. 148. 155.
Spencer Herbert 24.

Sully James 24.
Süvern Joh. Wilh. 121.

Taine H. 160.
Tarde 28 f.
Tasso Torquato, Einfluß der Gerusalemme liberata auf Schillers „Jungfrau" 62—80. Übersetzungen der Gerusalemme liberata 74 (Anmerkung).
Telusch J. M. 142.
Thomas J. E. 136 ff.
Tieck L. 101. 119. 121. 123 ff.
Tiedge Chrph. A. 142.
Tinius J. G. 143 ff.
Tirol: Volkssagen, Gebräuche (Heyl) 166—172.

Unger Fr. G. 71.

Venedigersagen 168 ff.
Voltaire F. M. A. de 75.

Walensagen siehe Venedigersagen.
Wagner Richard 10 f. 12. 162.
Werner A. G., Geologe 102.
Werthes Fr. Aug. Clemens (Turandot) 72.
Wieland Ch. M.: Don Sylvio und Cervantes 32—61. Oberon 53 (Anmerkung). 72 (Stanze, Schiller). 75 f. (Schiller an Wieland). 109 Anmerkung (Idris). 113 Anmerkung 2.
Wildenbruch E. von 178.
Wolff L. H. (Ästhetiker). 155 f.

Zimmermann J. G. 140 f.
Zola E. 160.

Euphorion

Zeitschrift für Litteraturgeschichte

herausgegeben

von

August Sauer

Fünftes Ergänzungsheft.

Leipzig und Wien
k. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung
Carl Fromme
1901.

Inhalt.

Seite

Die Entwicklung der Naturschilderung in den deutschen geographischen Reisebeschreibungen mit besonderer Berücksichtigung der Naturschilderung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Von Bernhard Richter 1

Matthäus von Collin und die patriotisch-nationalen Kunstbestrebungen in Österreich zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Von Josef Wihan 93

Findlinge.

I. Ein Brief aus Herders Nachlaß. Mitgeteilt von Otto Hoffmann 199

II. Ein Brief Gottfried August Bürgers. Mitgeteilt von Erich Janke 201

III. Drei Briefe aus August Wilhelm Schlegels Nachlaß. Mitgeteilt von Hermann Stanger 203

IV. Friedrich Heinrich von der Hagen an Friedrich von Raumer. Mitgeteilt von E. Fischer von Roeslerstamm 205

V. Zwei Briefe Gottfried Kellers. Mitgeteilt von Gustav Wilhelm 212

Register. Von Franz Spina 215

Alle Rechte vorbehalten.

Förderer.

Die Zeitschrift für Litteraturgeschichte

„Euphorion"

wird in hochherziger Weise unterstützt durch:

Das k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht in Wien

Die Gesellschaft für deutsche Litteratur in Berlin

† Excellenz Nicolaus Dumba in Wien

Herrenhaus-Mitglied Ludwig Lobmeyr in Wien

Excellenz Markgraf Alexander von Pallavicini in Wien

Herrenhaus-Mitglied Philipp Ritter von Schoeller in Wien.

※ Carl Fromme, Leipzig und Wien. ※

Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte.

Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in

Österreich-Ungarn.

Herausgegeben von

Dr. J. W. Nagl und **Prof. Jakob Zeidler.**

☛ (Siehe Inserat letzte Umschlagseite.) ☚

„Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen", Braunschweig, 104. Band, 3. und 4. Heft (Professor Dr. Richard M. Meyer, Berlin):

.... Der etwas breite, aber **inhaltsreiche Abschnitt über dramatische Poesie** (S. 332 f.) führt zu Zeidlers Reich (S. 386 f.) über, und hier treten wir .... in helle klare Luft..... **wie vortrefflich und anschaulich wird über Bibliotheken** (S. 491), Singschule (Iglau S. 516), **Kalender und Praktiken** (S. 557), **über die höfischen „Wirtschaften"** (S. 697), **und vieles andere gehandelt! Wie treten kaum bekannte** Namen wie Joh. Martin (S. 507), G. Scherer (S. 608), Kath. Reg. von Greiffenberg (S. 802, 809) **aus Licht! Überall urtheilt der Verfasser selbständig** .... Guarinoni wird (S. 614) zu Albrecht von Haller und dem Alpencultus, Lindemayr (S. 761) zu Gottscheds Sprachreform in Beziehung gebracht; Hohberg (S. 792) und sein Werk werden **nach allen Richtungen durchleuchtet.** ....

„Zeitschrift für das Gymnasialwesen", Berlin 1898, 8. 9. Heft, 1899 (Gymnasial-Professor L. Zürn, Freiburg i. B.):

Seite 736 f. des vorigen Jahrganges wurde auf den Plan dieses **höchst bedeutsamen Unternehmens** hingewiesen. Der Fortgang desselben **rechtfertigt die Erwartungen, die wir schon an das Erscheinen der ersten Lieferung geknüpft haben .... Das Werk bietet nicht nur in dem sorgfältig bearbeiteten Text, sondern auch in den erschöpfenden Literaturnachweisen und den zahlreichen und tadellos** ausgeführten Abbildungen (Porträts, Nachbildungen von Drucken, Denkmälern, handschriftlichen Bildern u. s. w.) **eine Fülle literarischer Belehrung.** ....

.... A u c h d e r I n h a l t d i e s e r F o r t s e t z u n g **verdient das Lob,** d a s w i r s c h o n d e n f r ü h e r e n L i e f e r u n g e n z o l l t e n. **Wissenschaftliche Gründlichkeit, peinlich genaue Quellen- und Literaturnachweise, übersichtliche Ordnung des fast erdrückenden Stoffes,** a u s f ü h r l i c h e A n a l y s e n u n d W ü r d i g u n g e n d e r b e d e u t e n d s t e n L i t e r a t u r w e r k e, **treffende Charakteristik der literarischen Epochen und Richtungen vereinigen sich mit geschmackvoller und zweckmäßiger Unterstützung des Textes durch zahlreiche, nur authentische Illustrationen theils innerhalb des Textes,** t h e i l s i n F o r m s e l b s t ä n d i g e r B e i l a g e n.

Die Entwicklung der Naturschilderung in den deutschen geographischen Reisebeschreibungen

mit besonderer Berücksichtigung der Naturschilderung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Von Bernhard Richter in Leipzig.

Vorbemerkung.

Seitdem Alexander von Humboldt, angeregt durch die Ausführungen Schillers über das Naturgefühl bei den Griechen,[1]) im zweiten Bande des Kosmos in kurzen, knappen Strichen „das Naturgefühl nach Verschiedenheit der Zeiten und Völker" skizziert hatte,[2]) ist die Darstellung und Entwicklung des Naturgefühls ununterbrochen Gegenstand der verschiedensten wissenschaftlichen Untersuchungen gewesen. In einer stattlichen Anzahl von größeren und kleineren Abhandlungen wird das Naturgefühl der Griechen, Römer, der Deutschen, sowie der orientalischen Völker gewürdigt, wie es sich in den überlieferten Werken der Dichtung erkennen läßt.[3])

In der steten Wechselbeziehung zwischen der Natur und dem denkenden und fühlenden Menschengeiste hat sich das Naturgefühl bis

[1]) Schiller, Über naive und sentimentalische Dichtung.

[2]) A. von Humboldt, Kosmos 2, 3—75.

[3]) A. Biese, Die Entwickelung des Naturgefühls bei den Griechen und Römern. Kiel 1882. — A. Biese, Die Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit. Leipzig 1892. — Heß, Beiträge zur Untersuchung über das Naturgefühl im Altertum. Programm Rendsburg 1871. — Woermann, Über den landschaftlichen Natursinn der Griechen und Römer. München 1871. — L. Friedländer, Über die Entstehung und Entwicklung des Gefühls für das Romantische in der Natur. Leipzig 1873. — Roscher, Das tiefe Gefühl der Griechen und Römer in seiner historischen Entwicklung. Meißen 1875. — Motz, Über die Empfindung der Naturschönheit bei den Alten. Leipzig 1875. — Winter, Beiträge zur Geschichte des Naturgefühls. Programm Harburg 1883. — Urbach, Zur Geschichte des Naturgefühls bei den Deutschen. Programm Dresden 1885.

zu seiner heutigen Gestaltung entwickelt und ist ein Faktor geworden, der sich fast in allen Gebieten der Poesie und der Kunst geltend gemacht hat. Es ist zwar durch neuere Untersuchungen festgestellt worden, daß man sich täuschte, als man in den ältesten Sprachdenkmälern einen völligen Mangel an Naturgefühl zu erkennen glaubte. Man weiß vielmehr, daß in der Litteratur selbst der frühesten Völker deutliche Spuren eines mehr oder minder ausgeprägten Naturgefühls nachzuweisen sind; aber die Äußerungen desselben sind je nach dem Kulturzustande und der jeweiligen Richtung des Geisteslebens eines Volkes sehr verschieden und in den ersten Anfängen sehr primitiv. Erst nach und nach hat es sich in einem interessanten Werdegange zu seiner jetzigen Höhe entwickelt.

Auch die folgende Untersuchung soll ein Beitrag für die Geschichte des Naturgefühls sein. Der Charakter dieser Arbeit, die sich lediglich mit der Entwicklung und Darstellung der Naturschilderung beschäftigen will, muß jedoch naturgemäß ein ganz anderer sein als der jener oben erwähnten Abhandlungen. Während diese in der Betrachtung der Wechselbeziehung zwischen Natur und Menschengeist den Schwerpunkt auf die Seite des Gefühlslebens legten und untersuchten, wie dieses sich unter dem Einflusse der Natur gestaltete und wie es vor allem in den Werken der Litteratur zum Ausdruck kommt, so handelt es sich in einer Untersuchung über die Naturschilderung in den deutschen geographischen Reisewerken vielmehr um die Auffassung der Landschaft und die Technik der Darstellung der verschiedenen Naturformen. In zwei Arbeiten ist bereits vom Standpunkte des Geographen aus die Naturschilderung in den Reisebeschreibungen einer eingehenden Untersuchung unterzogen worden.[1]) Die folgende Arbeit will versuchen, eine Darstellung der Entwicklung der Naturschilderung bei den deutschen Reisebeschreibern zu geben, wobei das Hauptgewicht der Untersuchung vornehmlich auf die Reisewerke der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gelegt werden soll, in denen allein die Naturschilderung voll und ganz zu ihrem Rechte gelangt.

I. Entwicklung, Auffassung und Aufgaben der Naturschilderung.

1. Die Entwicklung der Naturschilderung von den ersten Anfängen an bis auf Alexander von Humboldt.

Die poetischen Denkmäler aus den ältesten Zeiten der deutschen Litteratur sind, besonders wenn man sie mit den Dichtungen der

[1]) Moebius, Über die Entwicklung der Naturschilderung in den englischen Reisewerken über Afrika. Programm Kiel 1895. — Oertel, Die Naturschilderung

Griechen, Römer und vor allem der Orientalen vergleicht, auffallend arm an Spuren des so viel gerühmten deutschen Naturgefühls. Es giebt wohl kaum in der Weltlitteratur ein Epos, das so karg ist in Zeit- und Ortsbestimmungen, wie das Nibelungenlied, und wenn man das Wehen des Nordwindes und das Rauschen der Nordsee im Kudrunliede zu vernehmen glaubte, so ist das eben nicht viel mehr als eine schöne Phrase. Wenn ferner unter den Dichtern der mittelhochdeutschen Blütezeit vor allem Gottfried von Straßburg eine entschiedenere Neigung zur Natur als seine Vorgänger bekundet, wenn auch besonders unter den Lyrikern aus der Zeit des Minnesangs helle, fröhliche Dichterstimmen nicht fehlen, welche mit Innigkeit die erwachende Natur feiern und den Wechsel der Tages- und Jahreszeiten besingen, so suchen wir doch jede individuellere Auffassung des Landschaftlichen vergeblich. Mit Recht sagt Wilhelm Grimm: „Die vaterländischen Dichter dieser Epoche haben sich nirgends einer abgesonderten Naturschilderung hingegeben, einer solchen, die kein anderes Ziel hat, als den Eindruck der Landschaft auf das Gemüt mit glänzenden Farben darzustellen. Der Sinn für die Natur fehlte den altdeutschen Meistern gewiß nicht, aber sie hinterließen uns keine andere Äußerung dieses Sinnes als die, welche der Zusammenhang mit geschichtlichen Vorfällen oder mit den Empfindungen erlaubte, die in lyrische Gedichte ausströmen".[1]) Dieses Urteil gilt im großen und ganzen auch für die deutsche Litteratur bis in die Zeit hinein, wo Martin Opitz und seine Zeitgenossen an der Arbeit waren, die durch die traurigen politischen und kirchlichen Verhältnisse so tief gesunkene deutsche Dichtung wieder zu heben. Jedoch selbst die Gedichte des vielgepriesenen Opitz bekunden keinen irgendwie ausgeprägten Natursinn, und ebenso vermissen wir bei dem als Lyriker sonst höher stehenden Fleming die Fähigkeit, landschaftliche Eindrücke in Worten wieder zu geben. „Versucht er es, so setzt er den Olymp in Bewegung, ruft Oreaden und Dryaden, Kastor und Pollux u. s. w. auf; selten aber trifft er den reinen, unverfälschten Ton der Empfindung gegenüber der Natur, wie seinem Herzen".[2])

Dennoch zeigen sich auch in dieser Periode schon Symptome der Rückkehr zur Natur. Neben dem breiten Strome der großen Dichterkreise lassen sich bereits die Spuren einiger Seitenströmungen wahrnehmen, welche sich abwenden von der Unnatur, wie sie die Modedichter zeigen. Im Volksliede und in den Dichtungen eines Friedrich von Spee, vor allem eines Christian Günther, erkennen wir

bei den deutschen geographischen Reisebeschreibern des 18. Jahrhunderts. Dissertation. Leipzig 1899.

[1]) Kosmos 2, 33.

[2]) Biese 2, 268.

schon mehr oder weniger gelungene Bemühungen, welche versuchten, die Manieriertheit des Rokokogeschmacks zu durchbrechen, der nicht nur die Kunst, sondern auch die Natur in seine barocken Formen zu zwingen versuchte. In ihnen finden wir schon Gedanken und Stimmungen, welche in Brockes und Haller am Anfange des 18. Jahrhunderts die Zeit der „empfindsam schildernden und der idyllischen Dichtung" eröffnen.

Jedoch auch das Naturgefühl dieser Periode ist noch kein reines, es wird gekennzeichnet durch eine überschwengliche Sentimentalität, durch eine nicht selten erkünstelte, unwahre Empfindsamkeit, die sich bei fast allen Dichtern bis in die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts in den Naturgenuß mischt. Nicht die Natur selbst, sondern das Wechselverhältnis zwischen der Natur und dem Menschengeiste, die Gefühle und Stimmungen, die jene im Menschenherzen erweckt, sollen dargestellt werden; aber nur bei wenigen vernehmen wir die Klänge einer reinen Harmonie zwischen Seele und Natur. Brockes kommt es als echtem Vertreter der Aufklärung besonders darauf an, die Zweckmäßigkeit im Haushalte der Natur nachzuweisen, Hallers Naturgefühl kennzeichnet sich hauptsächlich durch das Bestreben, die Nützlichkeit und den moralischen Einfluß der Natur auf den Menschen zu zeigen, bei Klopstock tritt dies zurück vor einer heiligen Schwärmerei für das Erhabene und Schöne der göttlichen Schöpfung. Am trefflichsten verstand es noch E. von Kleist, jene Symptome zwischen dem Dichtergemüt und der Naturseele herauszufühlen und poetisch zu gestalten.[1])

Die Naturpoesien dieser Dichter gehören zumeist der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an. Nachdem dann in den sechziger Jahren die Muse der lyrischen Poesie fast vollständig geschwiegen, erwacht sie schon im nächsten Jahrzehnt in den Dichtern des Sturmes und Dranges zu neuer, schönerer Blüte. Herder und vor allem der junge Goethe sind es, die als Vorläufer eines modernen Naturgefühls angesehen werden müssen, das in dem späteren Goethe zu seiner höchsten Entfaltung heranreifte. Von diesem wird in einem späteren Abschnitte dieser Arbeit die Rede sein.

Bietet so im großen und ganzen die Entwicklung des Naturgefühls in der deutschen Dichtung bis ins 18. Jahrhundert hinein ein nicht sehr erfreuliches Bild, so entrollt sich ein solches in noch viel düsterern Farben, wenn wir in den Werken der ersten deutschen

[1]) Die Entwicklung des modernen Naturgefühls in Deutschland von Opitz bis in die siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts ist besonders eingehend charakterisiert und an der Hand von Zeugnissen aus der Litteratur jener Zeit erläutert in der Programmarbeit von Winter, Beiträge zur Geschichte des Naturgefühls. Harburg 1883.

Reisebeschreiber nach Naturschilderungen uns umsehen. Es erscheint dies für den ersten Augenblick um so rätselhafter, wenn wir uns jene Stimmung zu rekonstruieren versuchen, die in den Entdeckungsreisenden entstehen mußte, als sich zum ersten Male vor ihnen die üppige Vegetation und das herrliche Klima der Tropenländer mit ihren fremdartigen Gewächsen und einer noch nie geschauten Farbenpracht erschloß. Aber auch hier erkennen wir die Thatsache, daß eben Genießen und Empfinden und auf der andern Seite das Empfundene mit Worten wiederzugeben und anderen naturgetreu zu übermitteln, zwei grundverschiedene Dinge sind, die nicht allzuoft zusammenwirken. Bei Beurteilung der Naturauffassung jener Zeit bildet ferner der Beruf der Reisenden ein nicht zu unterschätzendes Moment. Es waren meist ungebildete Seeleute, Männer aus den untersten Volksschichten, oder Abenteurer, Missionare und Pilger, denen in erster Linie der Reichtum und die Fülle der Pflanzen und Produkte, sowie vor allem ihre Nützlichkeit auffiel. Wohl keinem dieser Reisenden blieben die Reize des Neuen der fremdartigen Natur vollständig fremd, aber sie kommen selten über die dürftigsten Ausdrücke, wie anmutig, hübsch, lustig, erschrecklich u. s. w. hinaus. Außerdem erkennen wir auch in diesen kümmerlichen Ansätzen zu Naturschilderungen deutlich, wie weniger die Formen der äußeren Natur, als vielmehr die inneren Gefühle und Stimmungen des Reisenden mit diesen allgemeinen Beiwörtern wiedergegeben werden.

Es sei nur auf wenige hervorragende Reisende jener Zeit hingewiesen, deren Äußerungen über die Natur der bereisten Länder typisch sind für die Naturauffassung des ganzen 16. und 17. Jahrhunderts. Zu den besten deutschen Reisebeschreibungen des 16. Jahrhunderts gehört unstreitig das Werk Hans Stadens, der als der erste deutsche Reisende (1547—1555) im südlichen Brasilien weilte und uns Aufzeichnungen über seinen dortigen Aufenthalt hinterlassen hat. So wertvoll diese an sich sind, so arm sind sie an Naturschilderungen. „Anno Domini 1549, den 4. tag nach Ostern, siegelten wir zu Sanct Lucas aus, fuhren nach den Insulen Cannarias, anckerten bey einer Insulen, Pallama genant. Auß Pallama fuhren wir nach Cape verde, das ist, das grüne haupt, welches liegt in der schwartzen Moren landt .... Darnach kamen wir bey einer Insulen an, genannt S. Thome, hört dem Könige von Portugal, ist ein zuckerreich Eilandt, aber vngesunt ...“.[1])

In den Jahren 1611—1620 finden wir den ersten wissenschaftlichen Afrikareisenden Samuel Braun an der Guineaküste. Wie

[1]) Viktor Hantzsch, Deutsche Reisende des 16. Jahrhunderts. Leipziger Studien 1895. 4. Heft. S. 61.

wenig auch dieser vielgereiste Mann die Natur des Landes zu schildern versteht, ersehen wir aus den spärlichen Bemerkungen, welche in seinem sonst ausgezeichneten Reiseberichte eingestreut sind. Die Sierraleone- und die Quaquaküste schildert er als „ein nicht gar hohes Land / doch sehr lustig anzusehen wegen der vielen Wälder / welche oben aus also eben sind / als wären sie mit einer Schere geebnet und verschnitten worden". Gabun ist ebenfalls „ein lustig Land / über die Maßen gut" und „mit schönem frischen Wasser versehen".[1])

Führen wir noch ein Beispiel an aus dem „ersten litterarisch vollendeten und zugleich mit dem ganzen Bildungsgehalte seiner Zeit getränkten Reisewerke" von **Olearius**, das zuerst im Jahre 1647 erschien und selbst von Goethe als ein „hocherfreuliches und belehrendes Werk" bezeichnet wurde.[2]) Olearius schildert daselbst das Land bei Nisawai: „Das Land war allenthalben sehr lustig anzusehen / sintemahl Bäume und Erdreich noch grün / hat einen fetten fruchtbahren Grund / reich von Reiß / Weitzen und Gerstenwachs / auch gutem Obste / war mit einzelnen Bäumen und wenig Busch bewachsen."[3]) Von den Bergen, die von „Ardebil biß Sultanie" das Land durchzogen, weiß er nichts zu berichten, als daß sie reisten „fast immer über und zwischen rauhe Berge / durch enge gefährliche Wege / daß man an etlichen Orthen die Senffte mit großer Beschwer von starcken Leuthen mußte tragen lassen" (S. 249).

Noch lange Zeit vergeht, ehe auch in der Auffassung der Naturschilderung ein größerer Anlauf zu vollkommener Darstellung genommen wird. Die Werke von **Peter Kolb** (1705—1713), **Messerschmidt** (1720), **Gmelin** (1733—1743), **Steller** (1741—1742), **Carsten Niebuhr** (1761—1767) u. a.[4]) begnügen sich noch immer, das eine oder das andere Stück aus einer Landschaft herauszureißen und diese einzelnen Teile, die aus irgend einem praktischen Grunde das Interesse des Reisenden fesselten, mit wenigen trocknen Worten zu charakterisieren. Zu einer Würdigung der ganzen Landschaft erhob man sich nie. Meist kleidete man die Bemerkungen über die Natur in ein „wahres Bettlergewand", und ihrer Dürftigkeit wegen können sie nur als kümmerliche Anfänge der Naturschilderung betrachtet werden.

Daß wir bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts so gut wie keine Naturschilderung, sondern eben nur Bruchstücke derselben finden,

---

[1]) Henning, Samuel Braun, der erste deutsche wissenschaftliche Afrikareisende. Dissertation Leipzig 1900. S. 36.

[2]) Ratzel, Olearius; Allgemeine deutsche Biographie 24, 271.

[3]) Adam Olearius, Viel vermehrte Moscowitische und Persianische Reisebeschreibung. Von Neuem auffgelegt Ao. 1696. S. 217.

[4]) Beispiele von Naturschilderungen aus den geographischen Reisewerken des 18. Jahrhunderts siehe Oertel, S. 14 ff.

liegt jedoch nicht allein darin, daß das Naturgefühl unter den ungünstigen äußeren und inneren Zeitverhältnissen nicht zur Ausbildung kommen konnte, sondern hat einen nicht zu übersehenden Grund in der Thatsache, daß die geographischen Wissenschaften noch immer sehr im argen lagen und daß die Naturwissenschaften nach ihrer Jahrhunderte langen, starren Ruhe erst jetzt wieder zu höherem Streben erwachten. Als man diese nicht mehr lediglich vom Nützlichkeitsstandpunkte aus betrieb, als man versuchte, auch in das innerste Wesen der Natur einzudringen und dem Walten der Naturkräfte, das sich in jeder einzelnen Naturform ausspricht, bis in seine geheimsten Tiefen nachzugehen, da kamen diese Fortschritte auch bald in den Reisebeschreibungen zur Geltung, und man sieht in der Entwicklung der Naturschilderung ganz deutlich, wie wissenschaftliche Erkenntnis das Gefühl für Naturschönheiten vervielfältigt und verfeinert. Wie eine stille Revolution vollzieht sich das allmähliche Erwachen der Naturschilderung in den Reisewerken des 18. Jahrhunderts. Die anfangs nur vereinzelt auftretenden, später aber sich mehr und mehr häufenden Beschreibungen der landschaftlichen Objekte beweisen, wie jeder einzelne zu ihrer Vervollkommnung seinen Teil beiträgt. So ging man bald dazu über, einzelne Naturscenen als Einheiten zu erfassen, aus dem Landschaftsbilde herauszuheben und zu schildern.

Als ein Vorläufer dieser neuen Richtung in der Naturschilderung kann Jonas Korte gelten, der in seinem Berichte über die Reise nach Palästina (1751) erkennen läßt, daß seine Auffassung der Natur eine viel tiefere ist, als die vieler Reisenden seiner Zeit.[1]) In denselben Bahnen arbeiten die eigentlichen Vertreter der neuen Richtung fort, Simon Pallas (1768), Jacob Ferber (1771), Laxmann, Hacquet (1778), die beiden Forster (1772) und Hornemann. Der bedeutendste unter ihnen ist bei weitem Georg Forster, der mit Recht als der Vater jener wissenschaftlichen und künstlerischen Länderbeschreibung bezeichnet wird, die sein großer Schüler A. von Humboldt zur Vollendung erhob. Von ihm hat die Welt reisen und beschreiben gelernt im fruchtbarsten Sinne des Wortes.[2]) Die Bedeutung dieses Reisenden in der Geschichte der Naturschilderung können wir am besten mit den Worten A. v. Humboldts charakterisieren, der seines Lehrers häufig in dankbarer Anerkennung und Verehrung gedenkt. Noch auf der Sonnenhöhe seines Ruhmes, im Kosmos, bezeichnet er ihn als seinen „berühmten Lehrer und Freund“,[3]) als den Schriftsteller, welcher in unserer vaterländischen Litteratur

---

[1]) Oertel, S. 29.

[2]) Bruhns, Alexander von Humboldt, eine wissenschaftliche Biographie. 3 Bände. Leipzig 1872. I, 96.

[3]) Kosmos 2, 65.

am kräftigsten und gelungensten die Richtung der neuen Reisebeschreibungen eröffnet habe: „Mit einem feinen ästhetischen Gefühle begabt, in sich bewahrend die lebensfrischen Bilder, welche auf Tahiti und anderen, damals glücklicheren Eilanden der Südsee seine Phantasie erfüllt hatten, schilderte Georg Forster zuerst mit Anmut die wechselnden Vegetationsstufen, die klimatischen Verhältnisse .... Alles, was der Ansicht einer exotischen Natur Wahrheit, Individualität und Anschaulichkeit gewähren kann, findet sich in seinen Werken vereint."[1]) Noch nie hatte jemand mit solchen Augen, mit ähnlichem tiefen Verständnis die Natur betrachtet, noch nie jemand in so herrlicher Weise das Geschaute und Empfundene zur Darstellung gebracht, und so glauben wir, in Gegensatz zu Oertel, der A. von Humboldt als den Höhepunkt der Naturschilderung im 18. Jahrhundert bezeichnet,[2]) Georg Forster diesen Ehrenplatz einräumen zu können.[3])

Humboldts Bedeutung aber werden wir am besten würdigen, wenn wir ihn in der Entwicklungsreihe der Naturschilderung als eine isolierte Erscheinung herausheben und ihn als den genialen Schöpfer neuer Anschauungen am Anfange des 19. Jahrhunderts bezeichnen, der der Naturauffassung vollständig neue Bahnen vorschrieb. Wohl versuchen mehrere Schriftsteller, die in den beiden letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts ihre Reisewerke veröffentlichten, wie Sulzer, Nicolai, Meyer, von Große, Graf Stolberg, Küttner und andere,[4]) sich über die Auffassung von einzelnen Objekten zu Gesamtbildern geschlossener Landschaften zu erheben, aber alle ihre Schilderungen sind eben nur Keime, Versuche. Es fehlt trotz der Anregungen eines Forster, eines Goethe ihrer Sprache nicht nur die Anmut und Klarheit, der für jede Situation charakteristische Ausdruck, es fehlte ihnen vor allem auch die „Einsicht in die Ordnung des Weltalls und in das Zusammenwirken der physischen Kräfte",[5])

---

[1]) Kosmos 2, 72.

[2]) Oertel, S. 76.

[3]) Zwar betrat Alexander von Humboldt noch im Jahre 1799 in der Hafenstadt Cumanà den südamerikanischen Boden, aber er scheidet aus der Reihe der Naturschilderer des 18. Jahrhunderts schon deshalb aus, weil nicht nur seine „Ansichten der Natur" erst im Jahre 1808 erschienen, sondern vor allem deshalb, weil der Mann, der noch in den Jahren 1827 und 1828 seine berühmten 61 Kosmosvorlesungen hielt und der bis zu seinem Tode im Jahre 1859 mitten im wissenschaftlichen Leben stand, dessen ganze Denkart und Geistesrichtung Jahrzehnte weit seinen Zeitgenossen vorausgeeilt war, nicht den Geistern eines Jahrhunderts zugezählt werden kann, in dem er seine Jugend- und Lehrjahre verlebte.

[4]) Oertel, S. 50 ff.

[5]) Kosmos 1, 5.

Bedingungen, die zu einer vollkommenen Darstellung der Natur unerläßlich sind.

Alle seine Vorgänger übertrifft Alexander von Humboldt durch seine „Ansichten der Natur". Wenn diese sich auch nicht von dem ihrer Zeit eigenen Hange zur Empfindsamkeit völlig freihalten — Humboldt nennt selbst sein „Lieblingswerk" [1]) „ein rein auf deutsche Gefühlsweise berechnetes Buch" [2]) — wenn sie sprachlich auch gegen gewisse Vorschriften für die ungebundene Rede verstoßen,[3]) so sind sie gleichwohl eine künstlerische Leistung, die in ihrer Art noch unübertroffen unsere Litteratur schmückt. Seine treffliche Schilderung der Steppen, des Lebens im Urwalde, der Wasserfälle des Orinoko sind die Muster geblieben, welche fast alle nachfolgenden Reisenden und Naturschilderer nachzuahmen versucht haben.

Es ist schade, daß A. von Humboldt die große südamerikanische Reise nicht in seiner Muttersprache beschrieben und daß er auch in den „Ansichten" gewissermaßen nur Proben und Muster für die Auffassung der Natur, nicht aber zugleich auch Beispiele für eine durchgehende Schilderung eines ganzen bereisten Landes gegeben hat. Beeinträchtigt wird für unseren Zweck der Wert dieser für ihre Zeit unübertrefflichen Naturschilderungen vor allem dadurch, daß er auch die Natur anderer Landschaftsformen, die er selbst nicht aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, nach fremden Berichten benutzte, wodurch zwar seine Absicht, typische Landschaftsformen zu geben, um so vollkommener erreicht wird, gleichzeitig aber seine Darstellungen für unsere Betrachtung der Entwicklung der Naturschilderung in den deutschen Reisewerken an Wert nicht wenig verlieren.

Dennoch ist die gewaltige Bedeutung Humboldts auf diesem Gebiete unbestritten. Sie liegt hauptsächlich darin, daß er derjenige ist, der zuerst auf den hohen Wert der Landschaftsschilderung für den Geographen hingewiesen hat, der die Technik derselben in neue Bahnen wies, indem er die Bedeutung der Formen, Umrisse, Linien, Farben und Lichtwirkung im Landschaftsbilde hervorhob und zugleich typische Beispiele für die Auffassung charakteristischer Landschaftsformen gab. „Himmelsbläue, Wolkengestaltung, Duft, der auf der Ferne ruht, Saftfülle der Kräuter, Glanz des Laubes, Umriß der Berge sind die Elemente, welche den Totaleindruck einer Gegend bestimmen." [4])

Diese wichtigen Bedingungen einer guten Naturschilderung fehlen zwar bei einzelnen der früheren Reisebeschreiber nicht völlig. Schon

---

[1]) Briefe von A. von Humboldt an Varnhagen von Ense 1827—1858. Leipzig 1860. S. 244.

[2]) Briefe von A. von Humboldt an Ch. J. von Bunsen. Leipzig 1869. S. 115.

[3]) Vgl. Anmerkung S. 35.

[4]) Humboldt, Kosmos 2, 92.

Sulzer versenkte sich mit fast übergroßer Liebe in die Farbenpracht der Berge von Marseille,[1]) Schulz schilderte das großartige Schauspiel des bewegten, an den Felsenklippen brandenden Wolkenmeeres während eines Gewitters in den Alpen,[2]) und Forster zeichnete in seinen Naturschilderungen öfter die Umrisse und Linien in der Landschaft,[3]) Humboldt aber war der erste, der diese unerläßlichen Eigenschaften der Naturschilderung in bestimmte Gesetze und Formen faßte und sie bewußt und mit voller Absicht in den „Ansichten" anwandte.

Damit verbindet sich noch ein Zweites. Sollen die Gesamtbilder einer Landschaft bei ihrem reichen Vielerlei auch eine Gesamtwirkung, einen einheitlichen Eindruck, eine klare Anschauung der Natur in der Seele des Lesers erwecken, so muß auch das Wesentliche, der Grundzug in dem Charakter der Landschaft dargestellt werden. „Die Natur ist für die denkende Betrachtung Einheit in der Vielheit, Verbindung des Mannigfaltigen in Form und Mischung, Inbegriff der Naturdinge und der Naturkräfte als ein lebendiges Ganze."[4]) So ist es die Landschaft, aufgefaßt als ein kunstvoller Ausdruck schaffender Naturkräfte, die vor dem Naturfreunde als einheitliches, lebensvolles Ganzes sich ausbreitet; sie so aufzufassen und darzustellen ist die wichtigste Aufgabe der Naturschilderung, wie sie Humboldt zuerst erkannt und ausgesprochen hat. Läßt sich in jener ästhetischen Forderung, welche die Auffassung der Formen und Farben in der Landschaft betrifft, vor allem der Einfluß der Litteratur, insonderheit der eines Goethe erkennen, „des großen Meisters der Dichtung, dessen Werke alle ein tiefes Gefühl durchdringt, sei es in den Leiden des jungen Werther, wie in den Erinnerungen an Italien, in der Metamorphose der Gewächse wie in seinen vermischten Gedichten",[5]) so kommt Humboldt zur anderen Forderung in erster Linie durch seine wissenschaftliche Thätigkeit, welche fast alle Gebiete der Geographie und der Naturwissenschaften umfaßte. Mit Recht weist Peschel in seinem Aufsatze „Erd- und Völkerkunde, Staatswirtschaft und Geschichtschreibung bei A. von Humboldt" darauf hin, daß die Größe des unsterblichen Forschers sich insbesondere darauf gründe, daß er die Erdkunde, die vor ihm

[1]) Oertel, S. 62.
[2]) Oertel, S. 67.
[3]) Oertel, S. 68.
[4]) Humboldt, Kosmos 1, 5.
[5]) Derselbe 2, 75. Ähnlich sagt Humboldt selbst in einem Briefe an Karoline von Wolzogen, den 4. Mai 1806: „Überall ward ich von dem Gefühl durchdrungen, wie mächtig jene Jenaer Verhältnisse auf mich gewirkt, wie ich durch Goethes Naturansichten gehoben, gleichsam mit neuen Organen ausgerüstet worden war." Bruhns 1, 417.

noch wenig mehr als eine Ortskunde (Topographie) gewesen war, durch neue und vielfache Aufgaben bereichert und zu einer Naturkunde der Erdräume erhoben habe.[1]) Die hohe Auffassung vom Wesen und der inneren Gesetzmäßigkeit des ganzen Weltalls spiegelt sich deutlich wieder in seinen Naturschilderungen.

Im Folgenden wird es nun unsere Aufgabe sein, nachzuweisen, wie diese Auffassung der Natur bei A. von Humboldt die Naturschilderung in den Reisewerken der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts beeinflußt, wie die „Ansichten der Natur" als ein bleibendes Vorbild dastehen, dem viele nachstrebten, das jedoch auch von vielen der späteren „Schüler", wenn man in der Geschichte der Naturschilderung von solchen reden kann, im einzelnen erreicht, ja sogar übertroffen wird.

2. Die Entwicklung der Naturschilderung von A. von Humboldt bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts.

A. Bruchstückartige Darstellung der Landschaft.

Wohl hatte A. von Humboldt klar und bestimmt die Anforderungen formuliert, die man an eine anschauliche, lebensvolle Schilderung der Natur stellen muß, aber noch eine geraume Zeit vergeht, ehe diese Anforderungen voll und ganz verwirklicht werden. Noch in den ersten Jahrzehnten des neuen Jahrhunderts finden wir Reisewerke genug, welche, was den Stand der Naturschilderung anlangt, nicht über den Erzeugnissen des 18. Jahrhunderts stehen, ja die nicht einmal die besten dieser Periode erreichen. Es sind gewissermaßen Erstarrungsformen alter Anschauungen, die sich noch unverhältnismäßig lange erhalten und sich sonderbar genug unter den glänzenden Leistungen ihrer Zeit ausnehmen. Teils sind es Stimmungen aus jener Zeit, in welcher Goethes Werther mit seiner sentimentalen, sympathetischen Naturauffassung eine so beispiellose Wirkung erzielte, Ausbrüche eines schwärmerischen Naturgefühls, das sich schrankenlos dem Genusse der Natur hingiebt und dabei den Blick für die wesentlichen Formen und die charakteristischen Züge einer Landschaft verliert; teils erinnern diese dürftigen Naturschilderungen an jene kümmerlichen Anfänge in früheren Zeiten, in denen die nüchternen, vom reinen Nützlichkeitsstandpunkte aus bestimmte Auffassung der Natur jedes lebendige Gefühl unterdrückte und nie mehr als Bruchstücke der Landschaft erkennen und zeichnen ließ.

So nahm sich J. W. Schmidt,[2]) der von Stockholm aus die nördlichen Provinzen Schwedens bis zu den Wohnsitzen der Lappen

---

[1]) Bruhns 3, 186.

[2]) J. W. Schmidt, Reisen durch einige schwedische Provinzen bis zu den südlicheren Wohnplätzen der nomadischen Lappen. Berlin und Hamburg 1802.

bereiste, schon bei Beginn der Reise vor, zugleich „die schönen Gegenden, die er sich nach den Beschreibungen nicht entzückend genug vorstellen konnte, zu betrachten, sein Herz bei ihrem Anblicke zu erwärmen und dadurch seiner Einbildungskraft Stoff zu einer Menge von Bildern zu verschaffen, mit denen er sich einst in den Stunden der Erinnerung in angenehme Träume einwiegen wollte" (S. 4). Die Landschaftsschilderung kommt dabei sehr zu kurz. Wohl finden wir zahlreiche Versuche, die Landschaft wiederzugeben, meist aber begnügt er sich, zu erwähnen, daß er durch einen „angenehmen Wald" (S. 32) oder eine „anmutige, waldige Gegend" (S. 56) fuhr. Die Schlagworte jener Zeit, „schön, lieblich" spielen eine große Rolle, und in vielen Fällen überhebt die bloße Beifügung „romantisch" jedes weiteren, erklärenden Wortes. Nur erhabene Naturschauspiele geben dem Verfasser Veranlassung zu etwas ausführlicheren Bemerkungen, aber auch diese sind meist nichts als sentimentale Phrasen, Reflexionen über die Menschheit, das menschliche Dasein, über den allmächtigen Schöpfer der Natur u. s. w. Gern überläßt er sich „ganz den süßen Gefühlen, die in reiner Harmonie mit der romantisch schauerlichen Gegend in unserem unbefangenen Gemüte ertönten und einen Accord hervorbrachten, der die Seele in einen wonnevollen Taumel einwiegte" (S. 98).

Mit großer Ausführlichkeit schildert der Frankfurter Stadtpfarrer Gerhard Friedrich[1]) die persönlichen Erlebnisse auf seiner Reise durch den Odenwald, während er für die Natur nur einen Seitenblick übrig hat. Obgleich er gestehen muß, selten so reiche und vielseitige Landschaften gesehen zu haben wie von den Ruinen des Auerbacher Schlosses, so verzichtet er doch auf die Schilderung, da er meint „einem geistigen, gefühlvollen Menschen Naturschönheiten, besonders die einer reizenden Aussicht schildern zu wollen, gleiche ungefähr der Beschreibung, die man einem Sinnlichen von den Freuden eines leckerhaften Mahles mache. Die Begierde werde entzündet, ohne Befriedigung zu erhalten" (S. 62). Er ist daher auch nicht im stande, mit klaren Strichen eine Landschaft zu zeichnen. So begnügt er sich mit den allgemeinsten Wendungen, indem er z. B. die Umgegend der Bergstraße mit den Worten schildert: „Der herrliche Morgen bot uns eine seltene Fülle von Naturgenüssen, Mannigfaltigkeit in Wäldern, Bergen, romantischen Thälern, in deren Hintergrunde häufig eine einsame Mühle oder eine Gruppe ländlicher Hütten sichtbar ward. Durch den blumigen Wiesenteppich wand sich ein murmelnder Bach, von Erlen oder Haselgebüsch umkränzt" (S. 85).

---

[1]) G. Friedrich, Reise durch einen Teil der Bergstraße und des Odenwaldes. Wiesbaden 1820.

Schärfer versucht schon Fischer[1]) die Landschaft zu erfassen und zu umreißen. Die Crau (in der Provence) erscheint ihm als eine große, wohl zwanzig Quadratlieues im Umfange haltende, triangelförmige Ebene, deren Spitze gegen das Meer gekehrt und im Norden und Osten mit Anhöhen eingefaßt ist. Sie gleicht einem unübersehbaren, mit dem Horizonte zusammenfließenden Steinmeer, wo Kiesel an Kiesel gereiht ist (1, 21). Er versucht sogar, nach eingehenden geologischen Bestimmungen der Bodenbeschaffenheit die erdgeschichtliche Vergangenheit des westlichen Südfrankreich zu erschließen. Sowohl in der Gegend bei Nismes (1, 188), als auch bei Montpellier (1, 256) bemerkt er Spuren, welche verraten, daß sie in früheren Zeiten vom Meere bedeckt gewesen sind. Zu deutlichen Gesamtbildern kommt freilich auch Fischer nicht, die meisten seiner Naturschilderungen lassen es bewenden bei einzelnen Bemerkungen, die mit wenigen nichtssagenden Worten die Beschaffenheit der durchwanderten Gegend erwähnen, z. B.: „Wir treten in die pittoreskischen Gebirge von Forez und Beaujolais" (2, 8) oder „Von Aix bis St. Cannat fährt man zwischen unfruchtbaren Kalkhügeln dahin" (1, 20).

Einen ähnlichen Eindruck machen die Naturschilderungen E. M. Arndts.[2]) Auf seiner Reise durch Schweden beschreibt er die Wege und die Landschaften, wie er sie von seiner Kutsche aus sah. Diese Art zu beobachten macht ihn kurzsilbig und arm im Ausdruck. Sorgfältig notiert er zwar fast jede Aenderung der Bodenbeschaffenheit, aber keine seiner Aufzeichnungen ist geeignet, ein Bild von der Physiognomie des Landes zu geben. So muß man sich begnügen, zu erfahren, daß das Land bald abflacht, bald hügelig wird, hier Seen, dort Moräste, hier guten, dort fruchtbaren Boden hat u. s. w., ohne daß der Umfang, die Größe und die wichtigsten Eigenschaften bestimmt werden. Fast keine Seite ist leer von den Ausdrücken: hübsch, schön, munter, brav, lustig. Mit Vorliebe gebraucht er die Attribute „pittoresk, romantisch, malerisch". Stimmung und Charakter einer Gegend dünken ihm genügend gekennzeichnet, wenn er beispielsweise sagt: „Die 1¾ Meilen bis Grythytta ist die Gegend wild und romantisch, nur war leider das Wetter mit stürzendem Regen zu elegisch" (2, 165). Selbst auf hochgelegenen Punkten, welche einen weiten Ausblick gestatten, schweigt seine Feder, er vergißt jede Schilderung über den Gefühlen, die sein empfängliches Herz erfüllen. Auf dem Gipfel des 1372 Meter hohen Aarekutan (in Jemtland) stärkt er sein „Auge und Herz eine glückliche halbe Stunde lang im Anschauen der unendlichen Welt". Von der Natur des Landes selbst erfahren wir nichts (3, 166).

[1]) Chr. Aug. Fischer, Reisen in das südliche Frankreich. 2 Bände. Leipzig 1806.
[2]) E. M. Arndt, Reise durch Schweden im Jahre 1804. 4 Bände. Berlin 1806.

Beweisen diese Reisebeschreiber trotz der Armut an wertvollen Naturschilderungen in den Äußerungen ihrer intuitiven und mehr geahnten, als bewußten Freude an den Schönheiten der Landschaft doch immerhin ein überaus inniges Naturgefühl, so treffen wir selbst im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts noch Reisende, die vor den bescheidensten Anfängen des 17. und 18. Jahrhunderts nichts voraus haben. Eigentümlich berührt es, wenn Moritz von Kotzebue[1]) von der Landschaft an der Grenze zwischen Armenien und Persien nichts weiter zu berichten weiß, als daß der Weg durch „ein wüstes Land“ (S. 59) führte, oder wenn er von der Umgebung der Stadt Tauris erwähnt, daß sie „ziemlich sandig und gebürgig“ sei. „Rechts erblicken wir ein Gebürge, das isoliert dasteht und mit Schnee bedeckt ist“ (S. 113).

Von dieser Reisebeschreibung unterscheidet sich die des Freiherrn von Eggers[2]) nur durch die große Zahl und Regelmäßigkeit, nicht aber durch eine sorgfältigere Ausführung der Naturschilderungen. „Die Gegend bis Donauwörth ist sehr schön, fruchtbar und bergig, oft von amphitheatralischer Lage“ (1, 269). Vollständig fremd ist ihm noch das Gefühl für die Schönheit des Hochgebirges. Um Traunstein (in Südbayern) sieht er nichts als „viele Berge“ (1, 276) und von dem Wege von Salzburg nach Berchtesgaden berichtet er, „daß bei Grödig das Thal enger wird. Man fährt bald zwischen Bergen in einem schmalen, oft wilden und rauhen Thale“ (1, 419).

Lediglich zum Zwecke zoologischer Sammlungen unternahm Thienemann[3]) seine Reise nach Island. Auch sein Werk ist arm an guten Naturschilderungen. Wohl werden neue Landschaften und besonders auffallende Naturgegenstände erwähnt, die Schilderungen jedoch gehen kaum über den Versuch hinaus, die Lage, Ausdehnung und die Größenverhältnisse festzustellen. Von einer auch die charakteristischen Züge, die Farben und Umrisse der Landschaft zeichnenden Gesamtschilderung ist er noch weit entfernt. Von der Küste des Hiedinsfjördr erwähnt er nur, daß sie sich tief in das Land erstrecke, klippenfrei und fortwährend steil und hoch ist (S. 56). Selbst die Schönheiten der nordischen Gletscherwelt regen seine Phantasie nicht zu einer eingehenderen Schilderung an. So schreibt er von der Gegend bei Breidebollstadr, westlich vom Hornafjord: „Bis hierher hatten wir

---

[1]) Moritz von Kotzebue, Reise nach Persien im Jahre 1817. Weimar 1819. Dieser Reisende ist nicht zu verwechseln mit dem berühmten Weltumsegler gleichen Namens (vgl. S. 20).

[2]) v. Eggers, Reisen durch Franken, Bayern, Östreich, Preußen und Sachsen. 4. Teile. Leipzig 1810. 1, 269.

[3]) Thienemann, Reise im Norden Europas, vorzüglich in Island 1820—1821. Leipzig 1827.

die Gletscher nur von weitem im Innern des Landes gesehen, da noch eisfreie Bergzüge sie vom Meere trennen; von hier aus treten sie dicht an das Meer und haben durch ihre Wanderungen den Strand in eine Sandwüste verwandelt" (S. 311).

Zu den Reisenden aus der Zeit der älteren Naturauffassung gehört auch der Afrikareisende Ehrenberg,[1]) der im Gefolge von Mehemed Alis Truppen bis Ambukol vordrang (18° 3′ N.). So ausgezeichnet auch die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Reise sind — A. von Humboldt selbst giebt dem Reisenden das ehrenvolle Zeugnis, daß er voll und ganz die hohen Erwartungen erfüllt habe, die man auf ihn gesetzt[2]) — so gering ist die Bedeutung dieses Reisewerkes für die Entwicklung der Naturschilderung. Nur gelegentlich, und dann auch nur bruchstückartig, finden sich wenige Notizen über den Charakter der Landschaft. Der Wüste vermag er keinen Reiz abzugewinnen (S. 117), und selbst die fruchtbaren Gefilde des Nil interessieren ihn nicht. Wohl giebt er zu, daß große Strecken von Kulturland mit üppigem Saatenwuchs ein angenehmes Bild bieten, „aber welcher Europäer würde, um Klee- und Weizenfelder zu sehen, nach Ägypten reisen, und wenn er sie dort sähe, sich für die Mühen der Reise belohnt und begeistert fühlen" (S. 155).

Auch bei Goebel[3]) kommt die Naturschilderung sehr kurz weg. Sein Hauptaugenmerk richtet sich auf chemische Untersuchungen des Bodens und der stehenden Gewässer in den Salzsteppen zwischen dem Ural und der Wolga. Nur wenige verstreute Notizen berichten über die Natur des Landes. Ein eigenes Gefühl ergreift ihn bei der Leere und der Gleichförmigkeit der Landschaft, wenn er nichts erblickt als „Himmel und Steppe" (1, 49). Aber auch als die Gegend, wie er selbst bemerkt, „anziehender" wird, da Höhen und Thäler, Wälder und Flüßchen diese schmückten, bleibt der Charakter seiner Naturschilderung derselbe. „Uns zur Linken nach Osten zog sich an der Tiostscha eine bewaldete Bergkette hin, das rechte Ufer dieses Flüßchens bildend, die durch Wechsel ihrer Höhen und Schluchten, sowie durch einzelne nackte Felsen einen äußerst angenehmen Eindruck auf den Beschauer machte" (1, 14).

Ohne jede wissenschaftliche Vorbereitung, mit vollkommen ungenügenden Mitteln trat Katte[4]) in Massaua seine Reise an, um

---

[1]) Hemprich und Ehrenberg, Naturgeschichtliche Reisen durch Nordafrika und Westasien 1820—1825. Berlin 1828.

[2]) A. von Humboldt, Bericht über die naturhistorischen Reisen der Herren Ehrenberg und Hemprich. Berlin 1826.

[3]) Goebel, Reise in die Steppen des südlichen Rußlands. 2 Bände. Dorpat 1838.

[4]) A. von Katte, Reise in Abessinien im Jahre 1836. Stuttgart und Tübingen 1838.

Afrika von Osten nach Westen zu durchqueren, jedoch schon in Gondar mußte er seinen Plan aufgeben und umkehren. Man erkennt in seinem Reisewerke sofort den Charakter eines Reisenden, der zwar mit offenem Sinn für Naturschönheiten unbekannte Gegenden durchwandert, dem aber ein durch wissenschaftliche Bildung geschulter Blick für die eigenartigen Formen einer fremden Natur vollständig abgeht. Sorgfältig trägt er die Bemerkungen über die Landschaft und über den Verlauf der Reise in sein Tagebuch ein, aber selbst bei einer Zusammenstellung geben diese doch kein anschauliches Bild Abessiniens, da sie zu allgemein gehalten, in ihren unbestimmten Attributen kaum den Charakter des Landes erkennen lassen. So schildert er z. B. die Gebirgslandschaft vor Gondar: „Der Weg geht über einen unbedeutenden Höhenzug, tritt dann in eine lachende Ebene, auf allen Seiten von hohen Granitfelsen begrenzt, die noch deutliche Spuren früherer furchtbarer Revolutionen tragen . . . Diese Felsenmassen erstrecken sich sehr weit fort. Im Kontrast mit dieser Zerstörung bietet die sich dazwischen hindurchziehende Ebene den herrlichsten Anblick dar. Auch über sie hinaus behält die Natur diesen Charakter. Die Berge nehmen überall konische Formen an, treten zuweilen zurück und überlassen Ebenen ihren Platz, die in überraschender Fruchtbarkeit prangen. Selten sind diese Ebenen angebaut, die Natur allein bepflanzt sie" (S. 42).

Versuche einer durchgeführten Betrachtung der Landschaft, freilich in noch sehr bescheidenen Formen, begegnen uns bei Link.[1] Durch seine „Bemerkungen" ziehen sich die Naturschilderungen in fast ununterbrochener Kette, in der nur selten ein Glied zu fehlen scheint und an deren Hand sich leicht die Bodenbeschaffenheit der bereisten Gebiete erkennen ließe, wenn die Schilderung sich nicht mit einer trockenen Aufzählung der verschiedenen Landschaftsformen und nichtssagenden Beiwörtern begnügt hätte. Von seiner Reise durch Frankreich berichtet er: „Amiens liegt in einer völligen Ebene, die hier und da mit kleinen Wäldchen geschmückt und daher sehr angenehm ist. Die schöne Ebene dauert fort bis Breteuil, einem kleinen, schlichten Flecken. Hinter diesem Orte erscheinen lange Hügelketten mit weiteren Thälern, doch kommt man zwischen St. Just und Clermont über eine sandige Ebene u. s. f." (1, 11).

An dieser Stelle ist ferner das Reisetagebuch von Seetzen[2]) anzuführen, der im Jahre 1802 seine Reise durch Syrien, Arabien &c. antrat und im Jahre 1815 zwei Tage nach seiner Abreise von

[1]) Fr. Link, Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich, Spanien und vorzüglich Portugal. 2 Teile. Kiel 1801.

[2]) Ulrich Jaspar Seetzens Reisen durch Syrien, Palästina, Phönizien &c. Herausgegeben von Professor Dr. Kruse. 4 Bände. Berlin 1854.

Mocha ermordet aufgefunden wurde. Zu seiner Beurteilung liegt freilich nur ein Tagebuch vor, das der Herausgeber aus Pietät gegen den unglücklichen Reisenden unverändert abdrucken ließ. Wenn er auch vor allem Gewicht auf die Darstellung der Reisevorfälle legte — „sie sollten den Hauptteil eines solchen Werkes ausmachen" (1, LVI) — so erwähnt er doch regelmäßig die Beschaffenheit des Landes. Aber auch dies gleicht mehr einem eintönigen Registrieren. Neben die Datumangabe wird meist eine ebenso trockene Bemerkung über die Natur des Landes gesetzt: „Wir passierten eine schöne Ebene von rotbraunem Thon, aber ohne Kultur (1, 4), oder „die ganze Gegend ist wenig bergicht, nur hügelicht, aber allenthalben herrscht die größte Fruchtbarkeit" (3, 303).

Ebenso regelmäßig, freilich aber auch so dürftig sind die Schilderungen, welche Minutoli[1]) über die Beschaffenheit des Landes in den Reisebericht einflicht. Der Hauptzweck seiner Reise war die Erforschung der an Altertümern so überaus reichen ägyptischen Orte (Jupiter Ammon). Wie ein schmaler Streifen zieht sich vor ihm die afrikanische Küste weithin, bis sie im schwülen Nebel unkenntlich wird. Kein Berg, kein Baum, nichts Grünes oder Belebtes erfreut das Auge, sie ist niedrig und öder, nackter Sandsteinfels (S. 7). Während er vom Nordrande der Libyschen Wüste nur berichtet, daß der Reisende zur Rechten und Linken Gebirgszüge vor sich hatte, die sich in ein Plateau vereinigten (S. 54), oder wenn er von der Wüste selbst nichts weiter sagt, als daß sie ein wellenförmiges Terrain (S. 56) bildet, oder daß die Gegend „ganz das Gepräge der eigentlichen Wüste" annahm (S. 78), so wirkt seine Beschreibung schon deutlicher und anschaulicher, wenn er das unbekannte Land, dessen mit Salz geschwängerter Boden durch die Hitze zerrissen war, mit einem gefrorenen Sturzacker vergleicht (S. 188). Aus allem ersehen wir, daß der Reisende nicht achtlos seine Straße zog, er hat sich vielmehr ein Bild von der Libyschen Wüste zu erwerben gewußt, so daß er im stande ist, in einem zusammenfassenden Kapitel über die Bodenbeschaffenheit, insbesondere über die Gebirgsarten, Versteinerungen ꝛc. zu berichten (S. 199).

Überblicken wir am Schlusse dieser Reihe von Naturschilderungen die Entwicklung derselben, so sehen wir, wie es auch am Anfange des 19. Jahrhunderts noch Reisende giebt, die einesteils, durch eine überschwängliche, empfindsame Naturschwärmerei verhindert, zu keiner anschaulichen, objektiven Naturschilderung im geographischen Sinne gelangen, oder die anderenteils ohne jedes Verständnis für die mannig-

[1]) Heinrich von Minutoli, Reise zum Tempel des Jupiter Ammon in der Libyschen Wüste und nach Oberägypten 1820—1821. Berlin 1824.

fachen Formen der Natur achtlos an ihr vorübergehen und nur gelegentlich einen Seitenblick für die Landschaft übrig haben. Solche Naturschilderungen gleichen dürftigen Skizzen, die der Schreiber oft ohne besondere Absicht und ohne bestimmten Zweck, meist zufälligen Stimmungen gehorchend, am Rande seiner Blätter oder mitten unter die Zeilen hinwirft, teils mehr, teils weniger flüchtig und darum eben nur skizzenhaft. Man hat nicht selten den Eindruck, als entsprächen diese Naturbeobachtungen jenen Andenken und Erinnerungszeichen, die man wohl in Gestalt von Gräsern und Blumen von einem geliebten Fleck Erde mitnimmt, damit ihr Anblick später den Ort, wo man sich wohlfühlte, vor dem geistigen Auge wieder entstehen lasse. Wert haben diese aber nur für den Sammler selbst, jedem andern sind es geheime Lettern, deren Zauberkraft für ihn verloren ist.[1]) Ebenso verhält es sich mit jenen vereinzelten Naturschilderungen. Vermögen sie in dem Reisenden, der sie niederschrieb, Erinnerungen an das ganze Land zu wecken, so kann der Leser wohl die Freude, die der Reisende an der Natur hatte, mitfühlen und im besten Falle sich die allgemeinsten Züge der betreffenden Landschaft dunkel vorstellen, vergeblich aber bemüht er sich, aus diesen zufälligen Bemerkungen einen „Gesamteindruck des Landes" zu gewinnen. Bereits in den letzten Vertretern der angeführten Reisebeschreibungen zeigt sich jedoch schon ein Fortschritt. Zwar bestehen im großen und ganzen die einzelnen Naturschilderungen nur in wenigen, meist sehr allgemein gehaltenen Redensarten oder kennzeichnen mit der Wiedergabe dieser oder jener Eigenschaft oder des allgemeinsten Gesamteindrucks einer Landschaft kaum bruchstückartig den Charakter derselben, am Ende unserer Reihe häuft sich jedoch die Zahl dieser Versuche. Nicht mehr zufällig flechten sich die Naturschilderungen ein, sondern bewußt und mit voller Absicht werden die Notizen über den jeweiligen Charakter der Landschaft in das Reisetagebuch eingetragen, so daß sie schließlich von dem letztgenannten Forscher (Minutoli) sogar zu einem Rückblick zusammengestellt werden konnten.

B. Gesamtauffassung einzelner Landschaften.

So lange man nur einen Teil des Landschaftsbildes oder nur den allgemeinsten Eindruck einer Gegend zu erfassen und wiederzugeben vermochte, so lange konnte man die Naturschilderung nur als ausschmückendes Beiwerk der Reisebeschreibung betrachten. Wohl war ein Fortschritt, wie wir gesehen haben, selbst in dieser bruchstückartigen Naturschilderung nicht zu verkennen, Selbstzweck jedoch war

---

[1]) Moebius, S. 7.

sie auch bei den letzten Vertretern dieser Richtung nicht geworden. Die Erzählungen der einzelnen aufeinander folgenden Reisebegebenheiten waren noch immer der Hauptinhalt der Reisebeschreibung, sie bildeten den Faden, an den mehr oder minder zahlreich und ausführlich die gemachten Beobachtungen über die Natur der bereisten Landschaften sich reihten. Langsam vollzog sich jedoch auch hier ein Umschwung in der Auffassung der Naturschilderung. Mit immer wachsendem Interesse betrachtete man die Natur, mit immer größerer Liebe fühlte man sich zu ihr hingezogen, seitdem man sich nicht mehr mit den äußeren Formen und einzelnen Gegenständen beschäftigte, sondern auch in das innerste Wesen der Natur einzudringen sich bemühte. Wohl ist in der Natur alles einzeln; jedes einzelne Objekt jedoch ist zugleich auch ein Teil eines großen Ganzen, das als Natur den Menschen umgiebt. In jeder einzelnen Form, und sei es die einfachste Linie, offenbart sich die eine Naturkraft, die der Erdoberfläche ihre mannigfaltige Gestaltung verlieh. Indem man dies erkannte, wandte man zugleich auch den Blick von den einzelnen Objekten auf die Gesamtheit derselben, wie sie sich dem Auge des Reisenden von irgend einem Punkte seiner Wanderung darbot. Der Blick lernte immer größere Gebiete umspannen und schildern, bis er endlich am Horizont die Grenze fand, die er zunächst noch nicht zu überschreiten vermochte. Es ist noch nicht die Natur eines ganzen Landes, sondern nur die einer Landschaft, die geschildert wird. Wir verstehen dann unter Landschaft denjenigen Erdraum, welcher sich von irgend einem Punkte aus dem Blicke als ein Ganzes darbietet und der von dem scheinbaren Horizonte umschlossen wird. Je beschränkter der Gesichtskreis ist, je mehr Hindernisse dem schweifenden Auge sich entgegenstellen, desto kleiner und einfacher wird das Bild, das der Naturschilderer zu zeichnen hat. Je freier der Standpunkt ist, desto höhere Anforderungen ergeben sich auch für die Naturschilderung.

Im Anfange freilich bestehen diese Gesamtbilder einzelner Landschaften in nicht viel mehr als einer Aufzählung und Aneinanderreihung der einzelnen Naturgegenstände, die in einem Raume bei einander liegen. So schildert der Ethnograph und Sprachforscher Klaproth,[1]) dessen Reisewerk eine Reihe von Bemerkungen über die Bodenform und die geognostischen Verhältnisse der bereisten Gegenden enthält, einmal auch die Aussicht von dem höchsten Gipfel der Beschtaukette, indem er sich in der Hauptsache auf die Aufzählung der einzelnen Höhen beschränkt, die im weiten Umkreis sichtbar sind.

[1]) J. von Klaproth, Reise in den Kaukasus und nach Georgien 1807 und 1808. 2 Bände. Halle und Berlin 1812.

Er erwähnt unter anderem im Süden den majestätischen Elbrus mit seinem doppelten Gipfel und die zackigen Schneeberge des Kasibeg und des Chochi, von denen er nur die höchsten Teile sehen konnte. Im Westen flachen sich die kahlen, nur teilweise mit dürftigem Schnee bedeckten Höhenzüge ab und erscheinen viel niedriger als die östlichen. Sehr klein und mit wenig Schnee gekrönt, liegen rings umher die benachbarten, am nördlichen Ende sehr kahlen und unbedeutenden Höhen des Beschtaugebirges (1, 495).

Nicht sehr hoch steht auch die Naturauffassung in Krusensterns[1]) Beschreibung seiner Weltumsegelung. Wenn er vom Kap der guten Hoffnung nichts weiter zu berichten weiß, als daß das Land das Ansehen einer Insel habe (2, 410), so zeigt er, daß er sich noch nicht vollständig über die Anschauungen des vergangenen Jahrhunderts erhoben hat. Dennoch hält er es „nicht für ganz unnötig“, eine Beschreibung einzelner Landschaften, z. B. der Bai Tayo-Hoae und der südlichen Küste von Nukawiha zu geben: „Diese Küste besteht ganz aus einem hohen, abgerissenen Felsen, der gegen das Ufer einen jähen Abhang hat und von welchem man die schönsten Kaskaden herabstürzen sieht .... An diese Kette von Felsen reihen sich mehrere hohe, meist nackte Berge an, aus welchen der ganze innere Teil der Insel zu bestehen scheint. Nur nordwestwärts von der Südspitze ist die Küste niedriger und ebener, und unvermerkt hebt sich das Land nach der Mitte zu“ (1, 160). So zeigt er, daß er es wohl vermag, das Bild einer größeren Landschaft zu erfassen; zu einer vollkommenen Schilderung freilich fehlt noch viel.

Der Entwicklung der Naturschilderung scheinen überhaupt im großen und ganzen die Weltumsegelungen nicht besonders günstig zu sein, da die meisten neben den wissenschaftlichen Zwecken gewöhnlich auch politische Missionen zu erfüllen haben und außerdem nur ein kleiner Teil der zur Verfügung stehenden Zeit auf dem Lande verbracht werden kann. Die Folgen dieser Thatsachen zeigen sich auch in den Reisewerken, die Kotzebue über seine beiden Weltumsegelungen veröffentlicht hat.[2]) Die Naturschilderungen treten gegen die zum Teil wertvollen Schilderungen der biogeographischen, politischen und ethnographischen Verhältnisse sehr zurück. Vor allem zeigt sich dies in der ersten Reisebeschreibung. So erklärt er, daß er sich auf die Beschreibung der neuentdeckten Küsten, Inseln und Buchten an der Nordküste von Alaska nicht einlasse, da man durch einen Blick

---

[1]) A. J. von Krusenstern, Reise um die Welt 1803—1806. 3 Bände. St. Petersburg 1810.

[2]) Otto von Kotzebue, Entdeckungsreise in die Südsee und nach der Beringsstraße ꝛc. 1815—1818. 3 Bände. Weimar 1821. — Derselbe, Neue Reise um die Welt 1823—1826. 2 Bände. Weimar 1830.

auf die sehr genaue Karte eine richtigere Ansicht davon erhalte (Entdeckungsreise ꝛc. 1, 140). Von der St. Lorenzinsel (südlich der Behringsstraße), die er sogar trigonometrisch aufnahm, sagt er nur, daß das Vorgebirge sich durch einen hohen, senkrecht aus dem Meere aufsteigenden Felsen auszeichnete und in südlicher Richtung eine niedrige Landzunge von wunderlichem Ansehen herausstreckte (1, 137). Einen wesentlichen Fortschritt in der Auffassung der Natur zeigt seine zweite Reise. Während er auf der ersten von Kamtschatka nur erwähnt, daß die Küste, die mit ihren himmelanstrebenden, zuckerhutförmigen Bergen in freundlicher Majestät sich vor ihnen ausbreitete (1, 131), so zeichnet er in der Schilderung derselben Halbinsel in seinem zweiten Reisewerke ein ziemlich gelungenes Gesamtbild, indem er zugleich auf die in der Natur wirkenden Kräfte hinweist. „Das Panorama von Kamtschatka ist eine Anhäufung dicht zusammengedrängter, kegelförmiger, zum Teil sehr hoher, zum Teil niedrigerer Granitberge, deren eckige und zackige Gestalt auf den ungeheuren Kampf der Elemente deutet, unter welchem die Erde sie aus ihrem Schoße hervorgestoßen hat, ein Kampf, der noch nicht beendet ist, wie die öfteren Erdbeben und das Rauchen und Brennen vieler Vulkane beweisen .... Dieses Gebirge mit seinen Gletschern und Vulkanen, deren Rauch- und Feuersäulen sich aus dem Eis erheben, bildet mit dem schönen Grün der Thäler einen malerischen Kontrast“ (Neue Reise ꝛc. 2, 4).

An Bord des Rurik, auf dem Kotzebue seine erste Reise unternahm, befand sich als wissenschaftlicher Begleiter der Expedition, A. von Chamisso.[1]) Besonders im ersten Teile seiner Reisebeschreibung, der das Tagebuch enthält, zeigt es sich, was ein Naturschilderer vermag, bei dem zu einer reichen wissenschaftlichen Kenntnis sich auch die künstlerische Gestaltung des Stoffes und eine ungewöhnliche Beherrschung der Sprache gesellt. Nach den ersten Eindrücken, die man gewöhnlich flüchtig nennt, obgleich sie sich meist durch Tiefe und Ursprünglichkeit auszeichnen, giebt Chamisso eine Schilderung der üppigen brasilianischen Natur auf St. Katharina, wo eine „ganz neue Schöpfung den Europäer empfängt. In ihrer Überfülle ist alles auffallend und riesenhaft; man glaubt sich in das Reich der freien Natur versetzt. Die Berge, die sich in ruhigen Linien an beiden Ufern erheben, gehören, vom Urwald bekleidet, nur ihr an, und man gewahrt kaum an deren Fuß die Arbeiten des neu angesiedelten Menschen. Im Innern ragen als Kegel oder Kuppen höhere Gipfel empor, und ein Bergrücken des festen Landes begrenzt gegen Süden die Aussicht“ (1, 71 ff.). Nach der Skizzierung dieses allgemeinen

[1]) Adalbert von Chamisso, Reise um die Welt. 2 Bände. Leipzig 1836.

Eindruckes schildert Chamisso die Ansiedelungen der Menschen, die hier in stetem Kampfe mit der üppig wuchernden Natur stehen, und die Tierwelt, die sich in völligem Einklange mit der Pflanzenwelt befindet und durch Mannigfaltigkeit und Fülle der Arten den Mangel jener riesenhaften Tierformen auszugleichen sucht, welche die Tropen der anderen Erdteile auszeichnen. Mit kräftigem, farbenreichem Stift versucht er, wie Leopold von Buch von dem Dichter und Naturforscher rühmt, „ein geistvolles und lehrreiches Gemälde der Südseeinseln“[1]) zu entwerfen. So beschreibt er die Hauptinsel des Sandwich-Archipels: „Owaihi steigt in eigenartig ruhigen Linien majestätisch aus den Wellen empor und gestaltet sich mit enormer Masse zu drei verschiedenen Bergkuppen, von denen auf zweien der Schnee mehrere Monate im Jahre liegt .... Hoch unter den Wolken fängt erst die Region der Wälder an, und das Auge erreicht kaum die nackten Kronen des Riesenbaues. Der Strand bietet eine ununterbrochene Reihe von Ansiedelungen dar, die, sowie man nach Süden fortschreitet, reicher umgrünt und von häufigeren Kokospalmen untermischt sich zeigen“ (2, 292 ff.). Erwähnt sei nur die knappe, treffliche Schilderung von Salas y Gomez (2, 290).

Ein Jahrzehnt später finden wir im Stillen Ocean in dem Freiherrn von Kittlitz[2]) einen andern Weltumsegler, der, was die Naturschilderungen anlangt, neben Chamisso zu nennen ist. In seinem Reisewerke überwiegen vor allem die ornithologischen Bemerkungen. Die Vögel gehören ihm, von dem man scherzweise gesagt hat, daß er als Vogelsänger um die Welt segelte,[3]) zu den wesentlichsten Zierden, welche die Natur den einzelnen Ländern gleichsam als charakteristische Bezeichnung verliehen hat (1, XI). Dabei ist jedoch sein Werk auch reich an trefflichen Naturschilderungen, die stets das Wesentliche einer Landschaft, ihre Formen, Farben und die charakteristische Wirkung der Beleuchtung berücksichtigen, die aber gleichwohl über die Auffassung einer durch den Horizont umschlossenen Landschaft sich nicht erheben. So schildert er den Anblick von Vancouver, der ihn — ein Beispiel seines Verständnisses für die eigenartige Physiognomie eines Landes — an die ähnliche Natur der norwegischen Fjordküste erinnert: „Die hohen und steilen Gebirge, die ihn (den Norfolk-Sound) umschlossen, sahen wir aus dieser beträchtlichen Ferne noch fast ganz mit Schnee bedeckt; erst in geringerer Entfernung vom Lande wird

[1]) L. von Buch, Physikalische Beschreibung der Canarischen Inseln. Berlin 1825. S. 326.

[2]) Kittlitz, Denkwürdigkeiten einer Reise nach dem russischen Amerika, nach Mikronesien und durch Kamtschatka. 2 Bände. Gotha 1858.

[3]) Peschel, Geschichte der Erdkunde bis auf A. von Humboldt und C. Ritter. München 1877. S. 601.

dieser winterliche Charakter der Landschaft durch das freundliche Grün der dichten Nadelholzwälder, die dieselbe fast ununterbrochen bedecken, gemildert. Das Ganze bietet ... den Anblick eines steilen, halb ins Meer versenkten Gebirges dar; so sehr vermißt man hier alle größeren Ebenen, ja selbst alles Hügelland. Fast überall senken die Gipfel sich unmittelbar ins Meer herab, ein Zug, der vornehmlich dem Ganzen ein großartiges, wildes Ansehen giebt" (1, 191).

Eine ähnliche hohe Auffassung der Naturschilderung begegnen wir bei Hinrich Lichtenstein,[1] der als holländischer Militärarzt von Capstadt aus als erster in das Kaffernland eindrang. Deutlich erkennen wir schon bei ihm den Einfluß A. von Humboldts. Nach dem Muster der „Ansichten der Natur" will er „keine Reisebeschreibung, sondern eine Beschreibung der Länder" (1, V) entwerfen, wie wir sie gegen das Ende unserer Periode verwirklicht finden. Freilich blieb es bei ihm bloß bei dem Plane, und so begnügte er sich schließlich mit der vorliegenden Reisebeschreibung. Wenn wir auch bei ihm noch keine lückenlose Darstellung der südafrikanischen Natur finden und manche seiner zahlreichen Beobachtungen oft nicht viel mehr sind, als kurze Bemerkungen, daß z. B. „die Gegend anfängt, sich zu neigen" (2, 296), oder „ebener und grasreicher" (1, 284) wird, so erhebt Lichtensteins inniges Naturgefühl und Naturverständnis ihn weit über die übliche Naturschilderung seiner Zeit. Trefflich sind seine Schilderungen der großen Karroo oder der Karreeberge, die Peschel sogar unter die „Meisterstücke der Naturgemälde in unserer Sprache" rechnen will.[2] Vom Komberg aus genießt er die weiteste Aussicht, die ihm über das feste Land Afrikas je vorgekommen ist. Er übersieht einen bedeutenden Teil der Karroo mit den Gebirgen, die sie von Westen und Süden her begrenzen. „Ein dünner Ueberzug spärlich verteilten Pflanzengrüns verschmilzt mit dem falben Grunde zu der matten Farbe eines verschossenen Hellgrüns, in welche die große ungeheure Landschaft getaucht ist ... Adern gleich und tausendfach veräſtelnd, überziehen Furchen periodischer Flüsse die unabsehbare Ebene, deutlich erkennbar an dem dunkleren Grün der sie überdachenden Mimosen. Nirgends, so weit das Auge reicht, ist sonst ein Baum, ein buschiger Strauch zu gewahren, nirgends eine Spur von Leben, nirgends ein Punkt, auf dem der Blick gefällig weilen möchte. Des Menschen Gesichtsbogen ist zu klein, den Umfang des Ganzen zu erfassen, die Seele wird still vor dem Grauen der weiten Öde" (1, 178). Mit inniger Freude versenkt er sich in das Leben der Vegetation dieser weiten Fläche, deren Boden im Sommer von der Sonne bis

[1] Hinrich Lichtenstein, Reisen im südlichen Afrika 1803—1806. 2 Bände. Berlin 1811.

[2] Peschel, S. 575.

zur Härte des gebrannten Ziegelsteins ausgedörrt wird, so daß alle Vegetation zu ersterben scheint. Ganz anders wird das Bild, wenn in der kühleren Jahreszeit die ersten Regentropfen den Boden erweichen und in wenigen Tagen, freilich nur für kurze Zeit, die ganze Weite mit einem Teppich des üppigsten Grün und Tausenden von Blumen überzieht, deren gewürzhafter Duft die ganze Luft erfüllt (1, 195 ff.).

Zu gleicher Zeit, als Lichtenstein an der Südspitze Afrikas weilte, finden wir einen anderen Freund A. von Humboldts, Leopold von Buch,[1]) im äußersten Norden Europas. Zwei große Aufgaben hatte er sich auf seiner Reise durch Schweden und Lappland gestellt. Als Geognost suchte er festzustellen, daß auch im Norden die Lagerungsverhältnisse der Felsarten der Wernerschen Formationslehre entsprechen; mit Scharfblick beobachtete er am Drammenfluß (1, 252) und bei Tromsoe (1, 441) Spuren von Kalk- und Muschelablagerungen, die ihm „ein deutlicher Hinweis auf die Veränderung des Landes nach Beendigung aller bedeutenden geologischen Prozesse sind, auf ein Niedersinken des Meeresspiegels oder vielleicht richtiger auf eine Erhebung des Landes“ (1, 443). Als Geograph und Botaniker beschäftigten ihn vor allem die Probleme der Pflanzengeographie. In der Entwicklung der Naturschilderung nimmt er jedoch nicht den hohen Rang ein, den ihm seine wissenschaftlichen Verdienste in der Geschichte der Erdkunde für alle Zeiten sichern. Er verrät wenig Verständnis für die einfacheren Naturformen, wenn er die Landschaft zwischen Berlin und Hamburg als eine „traurige und geistlose“ (1, 4) oder wenn er die schneebedeckten Hochebenen in der Nähe von Drontheim als „charakterlos“ (1, 254) bezeichnet, „da sie durchaus ohne große oder auffallende Ansichten sind“. Sie gewähren ihm nur dann Interesse, wenn sie, wie die Torfmoore bei Linum, „in die Reihe der Gegenstände treten, welche uns über die Geschichte und die progressive Ausbildung des Erdkörpers belehren“ (1, 4). Eine innige Freude an der Natur dagegen empfindet er, wo diese, wie am Miösensee Abwechslung und Leben bietet. „Mit jedem Schritte wurden die Ansichten größer . . . Wie schön, wie groß ist der Blick auf das Ende des Sees und im Thale von Faaberg hinauf. Wie wild rauschte die große Louvenelf aus dem Thale herunter. Die Bergspitzen häufen sich übereinander; es sind zwei mächtige Bergketten, welche zu beiden Seiten eines der größten und merkwürdigsten Thäler des Landes schließen“ (1, 174). Knapp und doch anschaulich schildert er den herrlichen Anblick der wild zerklüfteten Schärenküste (1, 286)

---

[1]) Leopold von Buch, Reise durch Norwegen und Lappland. 2 Bände. Berlin 1810.

oder die „idyllisch-romantische“ Landschaft am Ausgange der Alten-elf, „wo überall Anmut mit Größe vereint“ ist (2, 4). Daß sein Blick nicht an den äußeren Formen haften bleibt, sondern auch das Wesentliche in einer Landschaft, den inneren Zusammenhang der Naturerscheinungen zu erfassen vermag, zeigt seine Schilderung der Lage von Caßnes (69° n.), die uns ein typisches Beispiel für seine Naturauffassung sein kann. „Die überall mit Birken bewachsenen Berge, aus deren Laub die Felsen hervorschauen, sind von malerischen Formen; und grün und lebhaft ist der Abhang vom Gaard zu den Bergen hinauf. Ein starker Bach stürzt rauschend aus den Felsklüften und neben den Häusern hin in die See, und darüber steigt die hohe, hehre Gestalt des Fare-Field wie eine von Chamounys Aiguilles empor. Sie ist senkrecht vom Fuß bis zum Gipfel. Die Bäume in den Klüften hören schon auf in einem Dritteil der Höhe. Ein mächtiger Berg und gewiß über 4000 Fuß hoch . . . ist mit anderen Ketten nicht zusammenhängend, sondern isoliert zwischen den Fjorden, und deswegen mögen Gletscher an seinen steilen Abstürzen fehlen; denn der Schnee kann sich auf dem Gipfel und an den Seiten nicht genug sammeln“ (1, 406).

Mit Herrn von Eschwege[1]) (1810 und 1814) beginnt die große Zahl vorwiegend deutscher Reisenden, die sich die Erschließung der herrlichen Natur Brasiliens zur Lebensaufgabe gestellt haben, und es scheint mehr als ein bloßer Zufall zu sein, daß gerade die üppige, farbenreiche Natur des tropischen Südamerika den Stoff zu den besten Naturschilderungen geliefert hat, deren unsere deutsche Reiselitteratur sich rühmen darf. Eschwege selbst freilich vermag noch nicht die Schönheit der brasilianischen Landschaft zu erfassen. Als Director des Mineraliencabinets in Rio de Janeiro legt er naturgemäß das Hauptgewicht auf die geologischen Verhältnisse. Diese nehmen sein Interesse dermaßen in Anspruch, daß er die Schilderung der Natur in den durchreisten Gegenden nicht selten völlig vergißt. Merkwürdig berührt es, wenn er bemerkt, daß der naturhistorische Teil der Reise immer am ärmsten ausfallen werde, da man am Ende einer Tagereise oft schlechterdings nichts in dieser Hinsicht ins Reisejournal einzutragen wisse. Ein Tag fließe wie der andere dahin, und die Einförmigkeit sei zuweilen so groß, daß, wer sich nur wenige Tagereisen von der Seeküste entferne, sich schon einen Begriff von ganz Brasilien machen könne (1, 4). Eine unerläßliche Bedingung für die Schönheit einer Landschaft ist ihm die Kultur und die Spur der Menschen; denn „der rohe Naturzustand einer noch so schönen Gegend bietet doch nie

---

[1]) W. C. von Eschwege, Journal von Brasilien. 2 Bände. Weimar 1818. In Bertuchs Neuer Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen. Band 14 und 15.

die Reize dar, die ein durch Menschenhand und Kunstfleiß veredeltes Feld besitzt" (1, 40). Deshalb verzichtet er gern auf die Schilderung des Urwaldes, „der gefährlichsten Gegend, welche der Reisende zu passieren hat". Von ihm erwähnt er nur, daß er über eine Legoa breit ist (1, 56). Desto mehr Verständnis bringt er den Formen der Gebirge entgegen, die ihm ein Lesebuch ihrer erdgeschichtlichen Vergangenheit bieten. An den flachen, abgerundeten Bergen zu beiden Seiten des Paraiba, welche „amphitheatermäßig" abnehmen, erkennt er, wie diese gewaltigen Wassermassen sich nach und nach in die jetzigen Ufer hinabgearbeitet haben (2, 83). Die Serra do Itacolumi (bei Costa Rica) erscheint ihm, „als wenn sie sich nicht lange erst aus dem Chaos emporgehoben hätte. Berge an Berge drängen sich hier hervor und scheiden sich regelmäßig durch steile Abhänge voneinander, in deren tiefen Thälern reißende Wildbäche nach allen Seiten zu die noch tieferen Thäler der größeren Flüsse suchen. Im Niveau der Berggipfel scheint allein eine gewisse Harmonie bei der Bildung geherrscht zu haben, da sich keiner über den andern empor zu heben scheint, und nur in weiter Ferne erblickt man einen höheren Gebirgszug, der dieses große, gebirgige Waldmeer östlich begrenzt" (1, 39).

Der zweite deutsche Reisende in Brasilien ist der Prinz **Maximilian zu Wied-Neuwied**,[1]) der in den Jahren 1815—1817 die noch unbekannten Küstenstriche von Rio de Janeiro bis Bahia erforschte. Seine Naturschilderungen verraten in allem den Einfluß seines großen Vorbildes Humboldt, den er als den „hellen Stern am wissenschaftlichen Horizonte" mit Vorliebe citiert (1, 6). Besonders deutlich tritt dies hervor in den Schilderungen des Urwaldes (1, 44 ff. und 2, 105 ff.) und der ausgedehnten Campos geraes (2, 179 ff.), die an Frische und Lebendigkeit der Darstellung ihrem Muster kaum nachstehen. Alle Beschwerden und Mühen, die der Naturforscher erdulden muß, vergißt er beim „Anblick jener einzig herrlichen, erhabenen Waldnatur, die dem Geiste durch immer neue und wechselnde Scenen neue Genüsse und Freuden gewährt". Leben und üppiger Pflanzenwuchs ist überall verbreitet, nirgends ein Plätzchen ohne Gewächse; an allen Stämmen blühen, ranken, wuchern und haften tausende von größtenteils unbekannten Baumarten, deren abgefallene Blüten man auf der Erde sieht, so daß man unmöglich erraten kann, von welchem Riesenstamme sie kamen. Ungezählte Schlingpflanzen, von den zartesten Formen bis zur Dicke eines Mannesschenkels, von hartem, zähem Holze, verflechten die Stämme, steigen bis zu den höchsten Höhen der

---

[1]) Maximilian, Prinz zu Wied-Neuwied, Reise nach Brasilien in den Jahren 1815—1817. 2 Bände. Frankfurt 1820.

Baumkronen, wo sie alsdann blühen und Frucht tragen, ohne daß sie je ein menschliches Auge sah. Betrübt muß er gestehen, daß seine Feder zu schwach ist, um alle die Herrlichkeiten zu beschreiben: „wie weit bleibt die Schilderung hinter der Natur zurück“ (2, 107).

Noch ehe dieser Reisende nach Deutschland zurückgekehrt war, brachen zwei bayrische Naturforscher, der Zoolog Spix und der Botaniker Martius[1]) von Rio de Janeiro auf, um tiefer als ihre Vorgänger in das Innere Brasiliens einzudringen. Ihre Wanderungen erstreckten sich vom südlichen Wendekreis bis zum Äquator und auf dem Amazonenstrome über 35 Längengrade nach Westen. Von diesem Stromgebiete entwarf Martius unter Benutzung der vorhandenen Litteratur nach dem Muster, das A. von Humboldt aufgestellt hatte, in großen Zügen ein wissenschaftliches Naturgemälde, welches noch heutigen Tages die Bewunderung der Kenner Brasiliens erregt.[2]) Das Reisewerk selbst ist von Martius verfaßt. Es kann nicht unsere Absicht sein, die wissenschaftliche Bedeutung dieser Reisen zu würdigen, uns interessieren nur seine Naturschilderungen, die ebenfalls ganz deutlich die Schule Humboldts zeigen. Mit großem Fleiße wird die Natur beobachtet und geschildert. Keine der zu beiden Seiten des Weges liegenden Landschaften wird übersehen, und selbst da, wo die Reise wochenlang nur in den Thälern der großen Ströme hinführt, wird, wenn auch in kürzerer Form, die Beschaffenheit der Ufer und Flußinseln und ihrer Vegetation erwähnt. Freilich bestehen auch die Naturschilderungen des Martius nur in Darstellungen einzelner Landschaften, sie gleichen einer Summe von Mosaiksteinen, die nur der Hand bedürfen, die sie zusammensetzt, um ein vollständiges Bild zu geben, Martius selbst vermag es bei seinem hochentwickelten Naturgefühl und seiner klaren, wissenschaftlichen Auffassung der Physiognomie eines Landes noch nicht. Ein typisches Beispiel seiner Auffassung einer Landschaft, wie wir sie definiert haben, zeigt die Schilderung der Bucht von Rio de Janeiro: „Gleichsam im Nebel schwimmend erschien im Westen eine langgestreckte Gebirgskette. Bald öffnete sich unserem Blick der herrliche Eingang der Bai von Rio de Janeiro. Rechts und links erheben sich gleich Pforten des Hafens steile Felsenberge, von den Wellen des Meeres bespült; der südliche derselben (Pão d'acucar), in Form eines Zuckerhutes emporragend, ist das bekannte Wahrzeichen der Schiffe. Durch jene kolossalen Felsenthore . . . gelangten wir in ein großes Amphitheater, aus welchem der Spiegel des Meeres wie ein friedlicher Landsee hervorglänzte und labyrinthisch zerstreute, duftende Inseln, im Hinter-

[1]) Spix und Martius, Reise in Brasilien in den Jahren 1817—1820. 3 Bände. München 1823.

[2]) Peschel, S. 586.

grunde durch einen waldigen Gebirgszug begrenzt, wie ein paradiesischer Garten voll Üppigkeit und Majestät emporgrünten . . . Von der dunkelblauen See erheben sich die Ufer im hellen Sonnenglanze und aus ihrem lebendigen Grün blinkten zahlreiche Häuser, Kapellen, Kirchen und Forts hervor. Hinter ihnen türmen sich kühn in großen Formen Felsenkuppen auf, deren Seitenabhänge in voller Üppigkeit und Fülle eines tropischen Waldes prangen. Ein ambrosischer Duft verbreitet sich von diesen kleinsten Waldungen und entzückt fährt der fremde Schiffer an den vielen mit herrlichen Palmenwäldern bedeckten Inseln vorüber" (1, 84 ff.). Schon in diesem Gesamtbilde zeigt sich eine Schwäche der Schilderung, die Martius seinem großen Vorbilde zu danken scheint, nur daß sie hier in viel ausgeprägterer Weise, ja nicht selten sogar störend auffällt. Es ist die Manier, die Schilderung durch gehäufte Beiwörter, durch eine Menge fremdartig klingender und zugleich unverständlicher Pflanzen- und Tiernamen aufzuputzen. In seiner Sucht nach beschreibenden Ausdrücken übersieht Martius zuweilen vollständig, daß er gerade durch dieses Übermaß der Attribute seinen Darstellungen einen schwerfälligen, schleppenden Charakter aufprägt. Die aktiven Elemente des Zeitwortes und die anschauliche Wirkung der sinnlichen Hauptwörter werden geradezu erstickt von dem Gewichte jenes träglastenden Schmuckes. Leider tritt dieser Mangel besonders fühlbar in den Schilderungen der Urwälder hervor, bei denen sein naturempfängliches Gemüt mit größter Vorliebe weilt. Als Zeugen der schöpferischen Kraft des neuen Kontinents stehen diese „jungfräulichen Wälder" in ihrer ursprünglichen Wildheit und noch unentweiht durch menschliche Einwirkung da. Eine ewig junge Vegetation treibt die Bäume zu majestätischer Größe empor, und noch nicht zufrieden mit diesen riesenhaften, uralten Denkmälern, ruft die Natur auf jedem Stamme eine neue Schöpfung von tausenden grünender und blühender Parasiten hervor. Fast jeder dieser Fürsten des Waldes, die auf engem Raume in beständigem Kampfe der Selbsterhaltung zusammenstehen, unterscheidet sich in dem Gesamtausdruck von dem andern. Dieser überreichen Fülle von Fruchtbarkeit und Farbenpracht entspricht auch das Tierleben. Den Mittag ausgenommen, wo alle lebendigen Geschöpfe Schatten und Ruhe suchen, und wo daher eine erhabene Stille über der im Sonnenlichte glänzenden Tropennatur verbreitet ruht, erzeugt jede Stunde des Tages eine neue Welt von Geschöpfen (1, 162).

Als letztes Beispiel dieser Art von Naturauffassung sei noch **Meyen**[1]) angeführt, der im Jahre 1830 von Hamburg aus seine Reise um die Welt antrat. Seine Aufmerksamkeit ist besonders auf meteo-

[1]) Meyen, Reise um die Erde 1830—1832. 2 Bände. Berlin 1834.

rologische Beobachtungen gerichtet, wird er doch als der erste bezeichnet, der das Psychrometer auf das Meer gebracht habe.[1]) Auf einem größeren Ausfluge über die westlichen Cordillerenketten nach dem Titicacasee sammelte er wichtige Beiträge für die Kenntnis der vulkanischen Natur und der Vegetation der Anden. An der Hand der Schilderung dieser Reise sei zugleich ein Beispiel für die Auffassung der Naturschilderung dieser ganzen Reihe von Reisenden gegeben, die durch ihre wissenschaftlich wertvollen Darstellungen fremder Landschaften sich auszeichnen, wenn sie sich auch zu einer Gesamtauffassung der Natur eines Landes noch nicht erheben können. Gleichzeitig möge folgende Skizze der Landschaft zwischen Arica und dem Titicacasee zeigen, wie aus den zahlreichen und sorgfältigen Einzelbildern sich leicht ein Gesamtbild zusammenstellen läßt, freilich ein solches, das seinen mosaikartigen Charakter nicht verleugnet. Unmittelbar an der schroffen und mit spitzen Felsen eingefaßten Küste zieht sich eine bis 300 Fuß hohe Bergkette hin, aus der sich dicht an der Stadt der Morro de Arica erhebt, ein schwärzlichgrauer, feinkörniger Sandsteinfelsen, dessen Kuppe und Seiten von blendend weißer Farbe weit über das offene Meer hinausleuchten. Diese auffallende Färbung verdankt der Hügel dem peruanischen Guano, der fast auf der ganzen Küste des südlichen Peru die kleinen Inseln und Kuppen überzieht und auf einzelnen Punkten in so mächtigen Lagen liegt, daß vielleicht Jahrtausende dazu notwendig gewesen sind, um diese Anhäufungen in solchem Maße hervorzubringen. Etwa eine halbe Stunde von Arica verschwindet die Bergkette, und es treten Sandhügel auf, die auf eine unabsehbare Weite jedes Gestein bedecken. Nur da, wo sich einer der kleinen Küstenflüsse sein Bett eingegraben, bildeten sich kleine Oasen in diesem toten Sandmeere, das das Gestade des Meeres von dem Fuße der Cordilleren trennt. Im Thale des Rio de Tacna, das rechts und links von bedeutenden Felsenketten eingeschlossen wird, führt der Weg zur Cordillera hinauf, mit deren Kamm in 6000 Fuß Meereshöhe zugleich der westliche Rand der ungeheuren Hochebene erreicht wird, in welcher sich die höheren Bergmassen auftürmen. Der bedeutendste Strom dieser beständig ansteigenden Hochebene ist der Rio Maure; in schnellem Laufe stürzt er brausend durch seine pittoresken Ufer und ergießt sich später in einen Zufluß des Titicacasees. Die „Gräte“ des gesamten Plateaus bildet zugleich die Wasserscheide zwischen dem Titicacasee und dem Ozean. Von da ab führt der Weg an dem östlichen Abhange hinab, wobei jeder Schritt Ge-

[1]) Peschel, S. 602, Anmerkung 2.

legenheit giebt, die Verschiedenheit der Gegenden östlich und westlich jener Wasserscheide zu bewundern. Hinter der Stadt Pisacomo breitet sich die schöne Pampa aus, die sich unabsehbar von Norden nach Süden erstreckt; auf beiden Seiten ist sie mit parallel laufenden Bergketten eingefaßt, denen ein roter, zerklüfteter Sandstein das Ansehen zerfallener Städte und alter Burgen giebt. Allmählich senkt sich die Pampa herab, die Gegend wird immer reicher an Wasser. Da eröffnet sich plötzlich von der letzten Anhöhe die schöne, längst erwünschte Aussicht auf das Becken von Chuquito, indem die letzten Anhöhen schnell in die Ebene abfallen. „Unvergeßlich wird uns der Anblick vor Augen schweben, den wir von diesem Hügel aus genossen. Das ganze Thal von Chuquito mit seinem unabsehbaren See lag vor uns; eingefaßt in grünende Fluren und bedeckt mit bläulichem Nebel, begrenzte dieser Alpensee auf eine angenehme Art den Horizont. Unzählige Inseln ragten aus der Tiefe des Sees hervor, die nichts als Bergspitzen dieses Thales sind, und die Riesen in den Cordilleren, der Zorata und der Illimani, glänzten mit ihren schneebedeckten Häuptern aus weiter Ferne hervor“ (1, 434—478).

Mit Meyen können wir die Reihe der Naturschilderer schließen, welche sich zu einer ästhetisch-wissenschaftlichen Gesamtschilderung einzelner Landschaften erhoben haben. Leicht könnte sich die Zahl der angeführten Vertreter dieser Richtung noch vermehren lassen durch zum Teil wenig bekannte Namen von Reisenden jener Zeit, wie Nicolai, Götzinger, Hausmann, Martens, Hammer, Schubert, Koch, Werne rc.[1]) Sie bieten jedoch keine neuen Momente für die Entwicklung der Naturauffassung und sind darum in dieser Reihe übergangen worden, in einem späteren Abschnitte werden wir indessen Gelegenheit haben, auf diesen oder jenen zurückzukommen.

So steht die Naturschilderung ungefähr am Ende des dritten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts auf einer bemerkenswerten Höhe ihrer Entwicklung. Kein wesentlicher Zug im Landschaftsbilde, das das menschliche Auge umgrenzen kann, bleibt unberücksichtigt. Die Landschaft erscheint nicht mehr als ein starres, lebloses Nebeneinander von einzelnen Objekten, die sich zufällig in dieser oder jener Ordnung

---

[1]) Nicolai, Wegweiser durch die Sächsische Schweiz. Pirna 1801. — Götzinger Schandau und seine Umgebungen. Bautzen 1804. — Hausmann, Reise durch Skandinavien 1806 und 1807. 3 Teile. Göttingen 1811. — Martens, Reise nach Venedig. 2 Bände. Ulm 1824. — Hammer, Reise von Constantinopel nach Brussa und dem Olympos. Pesth 1818. — Schubert, Reise durch das südliche Frankreich und durch Italien. 2 Bände. Erlangen 1827 und 1831. — Schubert, Reise in das Morgenland 1836—1837. 3 Bände. Erlangen 1838. — Koch, Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus 1836—1838. Stuttgart 1842. — Werne, Expedition zur Entdeckung der Quellen des weißen Nil 1840 und 1841. Berlin 1848.

im engen Raume bei einander finden; sie bietet sich vielmehr dem Blicke des wissenschaftlichen Reisenden dar als ein Schauplatz der unablässig schaffenden Naturkräfte. Die Mannigfaltigkeit der Formen regt zum Nachdenken über ihre erdgeschichtliche Vergangenheit an; man lernt die großen Züge ausgeprägter Naturcharaktere erfassen und darstellen, wie es Humboldt schon an der Wende des Jahrhunderts gefordert hatte. Die Naturschilderung ist nicht lediglich schmückendes Beiwerk der Erzählung von Reiseabenteuern mehr; sie hat eine wissenschaftliche Bedeutung erhalten und ist zu einer Hauptaufgabe des Erforschers fremder Gebiete geworden, der nicht weniger Fleiß und Aufmerksamkeit geschenkt wird als den Aufgaben, welche der wissenschaftliche Beruf des Reisenden und der besondere Charakter der Expedition ihm auferlegt.

C. Gesamtauffassung der Natur eines ganzen Landes.

Mit der Auffassung einzelner Landschaften ist jedoch das höchste Ziel einer Naturschilderung noch nicht erreicht. Der Faden der Reisebegebenheiten, der die einzelnen Landschaftsbilder aneinander reiht, ist doch ein zu äußerliches Band, als daß dadurch allein aus den zahlreichen Einzelschilderungen ein Gesamtbild der Natur eines ganzen Landes entstehen könnte. Es ist geradezu unmöglich, jedes der einzelnen Landschaftsbilder zu zeichnen, wie es während der Reise von den verschiedenen Punkten des Weges dem Auge erscheint; denn mit jedem Schritte, den der Reisende in das unbekannte Gebiet vorwärts wagt, ändert sich die Scene, nicht nur weil die Mannigfaltigkeit der möglichen Gestaltungen und die Zahl der verschiedenen Oberflächenformen eine so außerordentliche ist, sondern vor allem deshalb, weil dieselben landschaftlichen Elemente, von anderen Standorten aus gesehen, nicht selten einen ganz veränderten Anblick gewähren. Es ist daher nötig, daß der Reisende sich frei macht von den Grenzen, die ihm durch das beschränkte Werkzeug seines Gesichtsorganes gezogen sind, daß der menschliche Geist, der an keine Dimensionen des Raumes gebunden ist, die Summe der gesehenen Bilder überschaut, ihre charakteristischen Merkmale isoliert und wieder vereinigt und so ein einheitliches Gesamtbild gewinnt, das nicht mehr mosaikartig einzelne Teile eines Landes zusammenstellt, sondern entweder am Schluß eines größeren Abschnittes oder überhaupt am Ende der Reise die wesentlichen Züge der bereisten Gebiete enthält.

Den ersten Versuch einer solchen Gesamtschilderung finden wir bei Wrangel,[1]) der 1821—1823 die nördlichen Teile Sibiriens

[1]) Wrangel, Reise längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeer 1820—1824. 2 Teile. Berlin 1839.

bereiste und die Eismeerküsten von der Kolyma bis zur Insel Koliutschin trigonometrisch bestimmte. Von der hohen Bedeutung der Naturschilderung für die geographische Kenntnis fremder Erdteile ist er noch nicht sehr durchdrungen. Nicht um ein geographisch wertvolles Gesamtbild zu zeichnen, sondern „um seine Erzählung weniger durch dergleichen lokale Beschreibungen zu unterbrechen“ (1, 180), giebt er vor der Beschreibung der Reisebegebenheiten eine kurze Charakteristik der Landschaft an der Kolyma, deren rechtes Ufer durchgehends steil ist und aus lauter schroffen Felsen besteht, während man auf dem flachen linken ausgedehnte Wiesen erblickt, die immer niedriger und flacher werden und schließlich an der Küste in die einförmige, öde Tundra übergehen (1,180). Die vegetationsarme Natur des nördlichen Sibiriens, die nur während der kurzen Periode des sogenannten Sommers einen dürftigen Graswuchs erzeugt, ist nicht geeignet, den Reisenden auf die Farben und die Beleuchtung in der Landschaft aufmerksam zu machen. Diese fehlen daher in den Wrangelschen Schilderungen fast ganz, es sind meist nur die Formen der Erdoberfläche an den großen Flußläufen und die elementaren Erscheinungen an der Eisküste (2, 77), die beschrieben werden.

Im Jahre 1827 finden wir den österreichischen Geographen Prokesch[1]) in Ägypten. Er schildert das Land zwischen den Katarakten des Nil, von dem er nach eignen astronomischen Bestimmungen eine ziemlich genaue Karte entwarf, nach vier Distrikten (Kelabsche, Dör, Ibrim und Wadi-Halfa), welche jedoch nur politische, nicht nach der Eigenart der Bodenbeschaffenheit abgegrenzte Gebiete sind. Mit kurzen, knappen Strichen zeichnet er ein Bild des Landes. Drei Gebirgsketten bilden die großen und kleinen Katarakte des Nil und das Wadi-Arab. Sie laufen parallel unter einander von West nach Ost, kreuzen den Strom und verlieren sich in der Wüste. Die Gestalt dieser Berge ist die einer Aneinanderreihung von Kegeln, deren Verbindung nicht selten der gelbe Sand verhüllt, der durch ihre Schluchten rollt. Ihr Gestein ist Granit mit Überlagen von Granitsandstein, Thonschiefer und verschiedenen Konglomeraten aus schwarzen Kieseln, am häufigsten aber Basalt, die Farbe derselben glänzend schwarz. Kein Baum, nicht einmal der Keim eines Halmes findet Leben dort. Zwischen den wundersam gestalteten, unendlich mannigfaltigen, spitzen und schneidenden Klippen wälzt der Nil, abwechselnd eine halbe bis eine ganze Stunde breit, seine trüben, empörten Wasser hindurch. Vom linken Ufer stürzen Felsen steil in den Fluß ab; am rechten ahmt das Land das Bild der Klippen nach, so daß es schwer wird, zu erraten, wo das Gebiet des Stromes endigt und das der endlosen Wüste beginnt (S. 14 ff.).

[1]) Prokesch, Das Land zwischen den Katarakten des Nil 1827. Wien 1831.

Eine rein wissenschaftliche Darstellung, „kein romanartiges Lesebuch“ [1]) will **Rüppell** in seinen Reisewerken geben, in denen er seinen Aufenthalt in Nubien und Abessinien beschreibt und die ihm im Jahre 1839 den höchsten Preis verschafften, welchen die Königliche Geographische Gesellschaft in London „für die wichtigsten Leistungen im Gebiete der Erdkunde“ ausgesetzt hatte, eine umso größere Ehre für unsern Reisenden, als er der erste Ausländer war, dem diese Auszeichnung zu teil ward.[2]) Als Geognost, Botaniker und Zoolog schilderte er die durchwanderten Gebiete, überall aber suchte er, um den wissenschaftlichen Charakter seines Buches zu wahren, seine Mitteilungen von „jedem überflüssigen rhetorischen Schmuck und jeder pikanten Ausstaffierung frei zu halten.“ In seinem „natürlichen Widerwillen gegen jeden nichtssagenden Qualm von Worten“ [3]) beschränkt er sich in der Schilderung der Landschaft auf eine fachmännisch-trockene Aufzählung und Beschreibung der Naturgegenstände und ihrer charakteristischen Umrisse. Er übersieht dabei jedoch völlig die große Rolle, welche die Farben und Licht und Schatten in der Landschaft spielen; sie werden in der Schilderung einfach übergangen. Vom Nordrande der gebirgigen Provinz Simen genoß er „bei ganz reinem Himmel eine der großartigsten Landschaftsansichten, welche sehr steil abfallende Höhen mit pittoresker Umgebung und einem weithin freien Horizonte nur darbieten können. Die von dem frischgefallenen Schnee bedeckten Hochgebirge bildeten im Süden und Westen einen imposanten Halbkreis, während die tiefer liegenden Gegenden mit ihren zahllosen vulkanischen Strömen den Anblick einer mannigfaltig belebten Landschaft gewähren. Am entferntest nördlichen Horizont zeigte sich die Hochebene von Schire und hinter derselben eine Verzweigung der Berge bei Axum. Der durchaus aus vulkanischer Felsmasse bestehende schroffe Gebirgskamm umzieht in gewissermaßen ellipsoidischer Form den großen, ungeheuren Dembea-See wie ein weiter Kesselrand, und der benachbarte Buahat, welcher die Gruppe überragt, krönt gleichsam den Gebirgskreis mit seiner erhabenen Kuppe“ (Abessinien 1, 406). Am Schluß seiner Reise durcheilt er im Geiste noch einmal die bereisten Gebiete und giebt in einem besonderen Abschnitt „einen Überblick seiner Beobachtungen, die in der fortlaufenden Erzählung seiner Reisebegebenheiten nur eingeflochten und daher nur unzusammenhängend und unvollständig vorgetragen werden konnten“ (2, 313). Es folgt eine sehr eingehende

[1]) Rüppell, Reisen in Nubien, Kordofan ꝛc. Frankfurt a. M. 1829. Vorrede S. VI.

[2]) Rüppell, Reise in Abessinien. 2 Bände. Frankfurt a. M. 1838. 2, Vorrede S. V. 1, Vorrede S. XIII.

[3]) Rüppell, Nubien ꝛc. Vorrede S. V.

Schilderung der Landschaften Abessiniens, indem er im Osten mit einer genauen Beschreibung der zahllosen, an dem schmalen Küstensaume des Roten Meeres verstreuten Koralleninseln beginnt, und den Leser noch einmal durch die Küstengebirge nach den höheren Regionen des Alpenlandes von Simen führt, das in „gestaffelten Terrassen“ unsern Gondar ziemlich steil nach dem kesselförmigen, von Höhen umgebenen Becken des Zanasees abfällt (2, 319).

Trat bei Rüppel das wissenschaftliche Interesse an der Natur dermaßen in den Vordergrund, daß die künstlerische Darstellung des Stoffes fast gänzlich zurücktritt, so finden wir die ästhetisch-wissenschaftliche Naturschilderung in einer seltenen Vollkommenheit in dem leider nur allzuwenig gekannten Reisewerke von Eduard Poeppig,[1]) der mit den bescheidensten Mitteln und ohne jeden Reisegefährten den südamerikanischen Kontinent in seiner größten Ausdehnung von Westen nach Osten durchreiste. Die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Ausflüge in die chilenischen und peruanischen Cordilleren lieferten wertvolle Beiträge für die Kenntnis dieser vulkanischen Gebiete. Seine Mitteilungen über das langsame Aufsteigen der Westküste Südamerikas, das er vor Darwin erkannte, außerdem zahlreiche Bemerkungen zur physikalischen Geographie und zur Ethnographie, sowie seine zahlreichen Sammlungen zeigen, daß er ein scharfer Beobachter von vielseitigem, beständig regem Interesse war.[2]) In dem Reisewerke selbst tritt die Handlung, die Beschreibung der Reise und der Reiseerlebnisse vollständig zurück hinter den meisterhaft ausgeführten Naturschilderungen. Die Reise bildet nur das verknüpfende Medium, das die einzelnen Landschaftsbilder an einander reiht, die an Thatsachenfülle und Vielseitigkeit, an stilistischer Feinheit und Plastik noch immer ihresgleichen suchen. Kein Gegenstand in der Natur entgeht seinem scharfen, beobachtenden Blicke. Die gewaltigen Formen der Vulkanriesen in den südamerikanischen Anden und die überreiche Lebensfülle des tropischen Urwaldes umfaßt er mit gleichem Interesse, wie die Abstufung der Farben, welche die sinkende Sonne über die ruhende Erde ausgießt, oder wie die Töne und die Düfte, welche die Landschaft mit einem durchsichtigen Schleier einhüllen und die in dem empfänglichen Herzen des Naturforschers verwandte Stimmungen erwecken. Folgt er in diesem Punkte vollständig den Bahnen, die sein großer Meister Humboldt in den „Ansichten der Natur“ und im „Kosmos“ vorgezeichnet hatte, so übertrifft er diesen doch weit in der Form der Darstellung. Er hütet sich vor allem vor den

[1]) E. Poeppig, Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrom in den Jahren 1827—1832. 2 Bände. Leipzig 1835.

[2]) Ratzel, Aus Eduard Poeppigs Nachlaß mit biographischer Einleitung. Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig 1887. 27. Band, S. 10.

Fehlern seines Vorbildes, die eine Reihe von Versuchungen für alle bildeten, welche den Anregungen Humboldts auf dem Gebiete der Naturerscheinungen folgten.[1] Wir haben bereits gesehen, wie in der bombastischen und schwerfälligen Ausdrucksweise eines Martius diese Fehler in ihren Extremen zu Tage traten. Ganz anders hört sich in den Naturschilderungen Poeppigs der glatte, fließende Stil an, der durch seine schlichte Einfachheit und plastische Kraft sich auszeichnet. Poeppig versteht es, wie keiner vor ihm, in der Seele seiner Leser die feinsten Saiten anzuschlagen, welche in dem Herzen des einsamen Forschers beim Anblick der erhabenen Naturschauspiele ertönten, und ohne Stift und Pinsel ein Landschaftsbild zu zeichnen, wie es von keinem der späteren Naturschilderer übertroffen werden konnte. Während seines Aufenthaltes in der Hacienda von Pampayaco entstanden jene reichen Sammlungen, hier, inmitten der mächtigen Wälder am oberen Huallaga jene herrlichen Schilderungen der Tropennatur, welche das vierte Kapitel des zweiten Bandes zum glänzendsten des ganzen Buches machen.[2] An der Schilderung eines seiner täglichen Ausflüge versucht er, dem Leser ein Bild jener Natur und zugleich der mühevollen und gefährlichen Arbeit des Naturforschers zu entrollen (2, 187 ff.). Mit dem Waldmesser und der Axt erkämpft er sich den Weg durch die dichten Hecken, welche die ersten Vorläufer des immer von neuem gegen die Felder des Landmannes vordringenden Urwaldes bilden. Eine zweite Schicht von sumpfliebenden Pflanzen folgt, die des Schattens bedürfen und darum nie den Pflanzen der Vormauer den Boden streitig machen. Ein nie gefühlter Enthusiasmus ergreift den Botaniker, wenn er an den Ufern eines Baches den herrlichen Formen der baumartigen Farren begegnet, die nicht selten ihre Stämme drei oder vier Klafter hoch erheben. Wenige hundert Fuß höher bietet sich eine völlig veränderte Zone dar. So groß ist die Kraft des vegetativen Lebens und die Mannigfaltigkeit ihrer Äußerungen unter verschiedenen Umständen, daß die geringste Veränderung

[1]) Keiner hat übrigens diese Fehler besser erkannt, als Humboldt selbst. Schon in der Vorrede zu den „Ansichten der Natur" (1, S. V) weist er auf die Gefahr hin, wie Phantasie und Gefühl, verführt durch den großen Reichtum der Natur, den Stil leicht in eine dichterische Prosa ausarten lassen, und noch deutlicher bezeichnet er in einem Briefe an Varnhagen (Nr. 54) als die „Hauptgebrechen seines Stils" „eine unglückliche Neigung zu allzu dichterischen Formen, eine zu lange Partizipialkonstruktion und ein zu großes Konzentrieren vielfacher Ansichten, Gefühle in einem Periodenbau". Ein weiterer Fehler Humboldts besteht darin, daß er, um den Ansprüchen der Naturwissenschaften gerecht zu werden, zu viele Namen, zoologische und botanische Beschreibungen und ähnliches in die Schilderung hineinzwängt. Jeder Name ist ein einzelnes für sich, es fehlt ihm die organische Verbindung mit anderen, ein Mangel, der auch nicht durch eine Fülle ausschmückender Attribute aufgehoben wird.

[2]) Ratzel, Aus Eduard Poeppigs Nachlaß rc. S. 8.

des Bodens, seiner Neigung gegen den Horizont, seiner Erhöhung oder einer größeren oder geringeren Feuchtigkeit eine völlig verschiedene Vegetation bedingt. Es fehlt jeder Maßstab zur Beurteilung der Lebenskraft, die in dem Boden der Tropen wohnt. Ihr Charakter ist es, in keiner Periode der Ruhe zu bedürfen und in abwechslungsloser Thätigkeit zu schaffen, wie schnell auch das ins Leben Getretene durch andere Einflüsse zerstört werden möge. Aber auch der Zoolog findet da eine reiche Ausbeute. Auf dem weichen Bette der milden Luft sich wiegend, schweben überaus prachtvoll gefärbte Schmetterlinge leise und langsam in den schattenreichen Wäldern umher. Mit Erstaunen erblickt man im Gewebe der Schlingpflanzen einen kleinen Vogel, den Tunqui, dessen herrliches, zinnoberrotes Gefieder in schlechtem Einklange steht mit seiner weithin schallenden, grunzenden Stimme, oder den kohlschwarzen Stiervogel, dessen Gebrüll schauerlich durch die Wildnis tönt. Im tiefsten Dunkel der Wälder lebt vereinzelt ein wunderschöner Sänger; unwillkürlich bleibt der Wanderer stehen, um den sanften, fast überirdischen Klängen zu lauschen. Weit zahlreicher sind die Vertreter der niederen Ordnungen der Tierwelt, die, wie z. B. die Chilibracos nicht selten dem Forscher feindlich entgegentreten und durch ihre Verwüstungen, die sie in den Sammlungen anrichten, durch ihre Beharrlichkeit und List, mit der sie alle gelegten Fallen vermeiden, durch ihre Kühnheit und Schnelligkeit auch die größte Geduld zu erschüttern vermögen. Wehmütig betrachtet Poeppig am Schluß dieser unübertrefflichen Schilderung die Wildnis der bewaldeten Berge, in welcher der civilisierte Mensch entweder nie festen Fuß faßte, oder nach kurzem, vergeblichem Ringen dem Urwald den Platz räumte (2, 208).

Auf der Höhe der Auffassung der Naturschilderung steht Poeppig in der Darstellung der Natur eines ganzen Landes. Die trefflichen Einzelschilderungen, in denen er gelegentlich der Beschreibung seiner Reisen in Chile bereits die hervorstechendsten Züge des Landes gegeben hat, faßt er am Schluß des 5. Kapitels des 1. Bandes zu einer Charakteristik des ganzen Landes zusammen. Dieses Gesamtbild bedeutet im Verhältnis zu den Arbeiten seiner Vorgänger in der Entwicklung der Naturschilderung einen wesentlichen Fortschritt. Während man sich bisher in der Hauptsache damit begnügte, wie Prokesch und Rüppell, die verschiedenen Bodenformen eines Landes oder einer (politisch abgegrenzten) Provinz noch einmal durchzugehen, teilt Poeppig zunächst das ganze Land nach Verschiedenheit des Bodens und der klimatischen Verhältnisse in zwei Hälften, in eine nördliche und eine südliche, deren Grenze durch den Fluß Maule (34° 10′ südl. Br.) gezogen ist. Die Nordhälfte, die in mehr als einer Rücksicht schon an das benachbarte Peru erinnert, erscheint als „ein Land, das am steilen

Abfall der Anden gelegen, unordentlich von Bergketten durchschnitten, nur wenige Flüsse enthält, die über Urgebirge hinrollen, welches Pflanzenboden nur in geringerer Menge darbietet, dennoch aber, vermöge eines überaus günstigen Klimas während einer schnell vergänglichen Periode äußerst fruchtbar ist ...... Strenger naturgeschichtlich sehen wir in ihm ein Land mit höchst eigentümlicher Vegetation, die der tropischen verwandter ist, als irgend einer anderen, höchst selten aber Wälder zu formen vermag; wir beobachten in ihm die vulkanische Thätigkeit scheinbar vermindert, oder von der Oberfläche nach viel größeren Tiefen verwiesen und kennen in ihm deshalb kaum einen oder zwei thätige Vulkane; der Mangel an Wasser und das Absterben der Pflanzen bedingt in ihm die geringere Zahl von Tieren, und der Mensch nimmt unter diesen Einflüssen sehr vieles von dem Charakter an, der die Eingebornen der eigentlich tropischen Gegenden auszeichnet. — Ein außerordentlich verschiedenes Theater eröffnet sich, sobald man den Maulefluß überschreitet. Immer weiter ziehen sich die Anden zurück, und das Land zwischen ihrem Fuße und der Küste dehnt sich meistens aus in weite Ebenen von größter Fruchtbarkeit, die von unverbundenen Hügelreihen begrenzt und von Flüssen durchströmt werden ...., die die Spender einer allgemeinen Fruchtbarkeit sind. Durch diese entstand die grüne Decke der Vegetation, die zu keiner Zeit fehlt und überall, wo der Mensch sie nicht beschränkt, sich zu Wäldern emporhebt und ihrerseits dann wieder dazu beiträgt, durch wechselndes Zerfallen oder durch Herbeiziehen und Erschaffung einer feuchten Atmosphäre die Fruchtbarkeit zu erhalten, welcher sie das eigene Sein verdankte. Zahlreiche Vulkane erheben sich, an der Küste unsichtbar, im Innern der Anden, und wo der Boden nicht aus Sandstein oder Thonschiefer besteht, erstrecken sich vulkanische Gebirgsarten, die teils als eisenharte Basalte, meistens aber unter der Form zerstörter und in fruchtbares Erdreich umgewandelter Laven auftreten. Daher ist der größte Teil der Oberfläche von nutzbarer Beschaffenheit und bedarf nur des Anbaus, keineswegs aber der künstlichen Bewässerung, um die Mühe des Landmanns zu lohnen ...... Während die Anden der Nordprovinzen aus vielen Ursachen zur Errichtung bleibender Wohnsitze einer zahlreicheren Bevölkerung ungeschickt sind, enthält der Schoß derselben Gebirge weiter nach Süden breite Längsthäler, in welchem der Nordeuropäer zum ersten Male wieder den Schmuck seiner Heimat entdeckt, grüne Wiesen, von nie versiegenden Bächen durchrieselt, reich an den herrlichsten Pflanzen und Grasarten, auf denen aber höchstens der nomadische Indier seine Herden weidet rc." (1, 324 ff).

Mit gleich scharfbeobachtendem Blick entwirft Poeppig ein Gemälde der Provinz Maynas, die im Norden aus flachen, zum Teil

sumpfigen Ebenen, im Süden aus den Parallelketten und Ausläufern der östlichen Anden besteht (2, 338 ff.).

Es ist zu verwundern, daß die Schriften unseres Reisenden, der mit Recht „neben A. von Humboldt als das Muster des klassischen Stils der Naturschilderung" bezeichnet wird, nicht mehr, wie er es verdient, gelesen und gewürdigt werden. Peschel will seltsamerweise die Ursache dafür in dem großen Quartformat der Poeppigschen Reisebeschreibung sehen.[1]) Es ist doch wahrscheinlicher, daß der hauptsächlichste Grund einesteils in der Zurückhaltung und Bescheidenheit des Verfassers beruht, der sich viel zu früh aus der Öffentlichkeit der Litteratur zurückgezogen hat,[2]) anderenteils aber, und wohl nicht am wenigsten, in dem Indifferentismus und der Interesselosigkeit des großen Publikums, das trotz der herrlichen Blüten der deutschen Reiselitteratur, um die uns jedes andere Land beneiden kann, selbst in unserem Jahrhundert noch sehr wenig Verständnis für den edelsten und reinsten Genuß zeigt, den allein die Natur zu bieten vermag.

Dennoch läßt sich der Einfluß der Naturauffassung Poeppigs wenigstens auf die Naturschilderer seiner Zeit nicht verkennen.

Wenden wir uns noch ein letztes Mal dem nördlichen Südamerika zu, wo von 1835—1844 die Gebrüder Schomburgk die Stromgebiete der Küstenflüsse vom Corentyn bis zum Orinoko durchreisten und die erste Kenntnis über die Flußsysteme nördlich vom Amazonas verbreiteten. Wenn auch Robert Schomburgk[3]) den jüngeren Bruder an wissenschaftlichen Kenntnissen übertrifft und namentlich durch seine ausgedehnten Erforschungsreisen, die ihn fast bis zu den Quellen des Orinoko führten, eine größere Bedeutung in der Geschichte der Aufschließung Südamerikas erworben hat, so interessieren uns vor allem die Naturschilderungen Richard Schomburgks,[4]) die zu den besten ihrer Art gehören. Eine natürliche Begabung, ein offener Sinn für Naturschönheiten, eine schwungvolle, bilderreiche Sprache zeichnen sein Werk vor dem des Bruders aus, der sich stets, auch bei geographisch besonders interessanten Punkten (am Cassiquiare), einer sachlichen, wissenschaftlich-trockenen Darstellung befleißigt (S. 472). Die Stärke Richard Schomburgks liegt jedoch immer noch mehr in der Darstellung einzelner Landschaftsbilder. Stets benutzt er beim Eintritt in eine neue Landschaft die Aussicht von einem erhöhten Punkte, um die Bodengestalt, die Ausdehnung und den Charakter derselben

---

[1]) Peschel, S. 600.

[2]) Ratzel, Aus Poeppigs Nachlaß ꝛc. S. 15.

[3]) Robert Hermann Schomburgks Reisen in Guiana und am Orinoco 1835—1839. Leipzig 1841.

[4]) Richard Schomburgk, Reisen in Britisch-Guiana 1840—1844. 3 Bände. Leipzig 1847.

zu zeichnen. Trunken schweift sein Auge über die reizende Gebirgslandschaft am Cotinga (2, 186), die mit üppigen Grasmatten und niedrigen Waldungen bedeckt ist, während im Vordergrunde das Auge an den mächtigen Katarakten des Flusses haftet, welche die gewaltigen Wassermassen zu überwinden haben, die zu beiden Seiten von wildromantischen Felsen und üppigen Baumgruppen begleitet werden, bis ein vorgelagerter, mit einem blauen, duftigen Schleier überzogener Bergrücken das liebliche Bild schließt. Schomburgk vermag jedoch auch größere Gebiete zu umfassen, wenngleich er sich bis zur Charakteristik eines ganzen Landes nicht erheben kann. So schildert er die Savannen am sagenhaften See Amucu (1, 392), oder die Schwemmküste westlich vom Essequibo, die „wie ein reizender Saum eines reichen Teppichs das dahinter liegende Land mit dem Meere verbindet" (1, 106).

Peru wurde 1839—1842 noch einmal von dem Schweizer Tschudi[1]) betreten, dessen Interesse vor allem auf die Schilderung der peruanischen Tierwelt gerichtet war. Fanden wir bei Poeppig eine unerreichte Schilderung des tropischen Urwaldes, so gewährt Tschudi ein treffliches Gemälde der starren Natur der Puna, die ein originelles Gegenstück zu den jenseits der Anden im Osten gelegenen Llanos bildet (2, 79 ff.). Der Anblick derselben ist ungemein einförmig und traurig, die ganze Oberfläche mit mageren, braungelben Gräsern bedeckt, die ihr ein herbstliches Aussehen verleihen, das nirgends durch ein erfrischendes Grün belebt wird. Alles leidet unter den kalten Westwinden, welche fast das ganze Jahr von der beeisten Cordillera über die endlose Fläche streichen. Es kommt Tschudi vor, als hauche hier, an den Grenzen der Schneefelder, der Geist der Natur seine Kraft aus. Leben und Tod bieten sich die Hand und kämpfen den ewigen Kampf des Seins und des Nichtseins. In gewaltigen Massen prüft sich stumm Naturkraft gegen Naturkraft, und vor ihr verschwindet der zarte Odem des animalischen Lebens (2, 148). An eine Vegetationsansicht der Urwälder in ihrer progressiven Entwicklung wagt sich Tschudi nicht, da er meint, daß seine Kraft nicht ausreiche, eine Arbeit zu unternehmen, die geistreiche Reisende, wie Humboldt, Martius und Poeppig, mit meisterhafter Feder ebenso treu, als lebhaft und großartig ausgeführt haben.[2]) Dafür giebt er eine zusammenfassende Beschreibung der beiden Gebirgsketten, die

[1]) J. von Tschudi, Peru, Reiseskizzen aus den Jahren 1838—1842. 2 Bände. St. Gallen 1846.

[2]) Mit besonderer Bewunderung spricht Tschudi von Poeppig, „dessen Reise durch Peru mit einer ausgezeichneten Genauigkeit und in so einfacher, schöner Sprache geschrieben ist, daß sie dem Leser den reichsten Genuß bietet." 2, 272 Anmerkung.

Peru von S nach N durchziehen, von denen er nur die westliche als Cordillera, die östliche dagegen als Anden bezeichnet wissen will (2, 56 ff.). Noch wirksamer ist im Schlußkapitel des ersten Bandes sein Gesamtbild von dem regenlosen Küstensaume Perus, wo 59 größere und kleinere Flüsse, von den Gletschern der Anden und den kleinen Alpenseen gezeugt, sich durch enge Gebirgsthäler zwängen und nach kurzem Laufe ihre brausenden Gewässer in das größte Weltmeer stürzen. An ihren Ufern bilden sich Oasen mit der üppigsten Vegetation; wo aber weder die Natur, noch die Kunst die dürstende Erde erquicken, bietet sie ein grausenhaftes Bild des Todes und der Zerstörung, dessen Eindruck auf das Gemüt um so tiefer ist, je freundlicher die verlassenen Thäler waren. Nichts regt sich während der Zeit des Winters in dieser Wüste, als die wandernden Sandhügel der Medanos, deren ausgedörrter, gelblichweißer Triebsand dem leisesten Druck der Atmosphäre weicht — „man möchte sie ein Leben des Todes nennen" (1, 334—340).

Noch mehr zeigt sich der Einfluß Poeppigs in der Naturschilderung bei Moritz Wagner, der öfter den tiefen Eindruck geschildert hat, den er aus der Lektüre jenes Reisewerkes empfangen hat. Auch er begnügt sich nicht mit der Wiedergabe der äußeren Landschaftsformen, sein Blick versteht tiefer einzudringen in das geheimnisvolle Spiel der Naturkräfte, die unserem Planeten seine jetzige Gestalt verliehen haben. Gar oft „stärkt und tröstet" er sich während seines Aufenthaltes in Eriwan an dem Anblick der wilden Gebirgsscenerie des Ararat, „des größten Monolithen, der in der alten und neuen Welt über eine Hochebene sich auftürmt und der an Masse selbst die Gipfel des Himalaya in den Schatten stellt". Geisterhaft ragt das weiße Schneehaupt dieses Riesen über die schwarzen, schneelosen Bergkuppen seiner Umgebung heraus. Es scheint ihm, als wenn die vulkanischen Mächte, die das Gebirgssystem des armenischen Hochlandes gebildet, hier plötzlich ihre ganze Energie in jenem furchtbaren Wunderbau des Sündflutberges verwendet hätten.[1] Unter den schwierigsten Verhältnissen bereiste Wagner in den Jahren 1836—1838 die nördlichen Teile der Regentschaft Algier. Nach einer Darstellung des allgemeinen Eindruckes teilt er die bereisten Gebiete nach den Hauptformen des Bodens in vier Abschnitte, in das flache Gestade am Meeresufer, einer überaus gesegneten Landschaft, die besäet ist mit den hübschen, weißen Maurenhäusern, in das Hügelland, den Sahel, eine noch wilde, uncultivierte Gegend, welche vor Zeiten die Brandung des Meeres aufgetürmt hat, und in die Ebene Metidscha, die bis an den

[1] Moritz Wagner, Reise nach dem Ararat und dem Hochlande von Armenien. Stuttgart 1848. S. 92.

Fuß der nördlichen Atlasketten reicht, welche die vierte Landschaftsform darstellen. In allen diesen Gebieten zeigen sich die Grundlinien des Atlas, der in Gestalt flacher Bogen die Meeresküste umsäumt.[1])

Auf gleicher Höhe stehen die Naturschilderungen bei Junghuhn,[2]) die, wie er selbst bemerkt, „zum größten Teil aus der unmittelbaren Erfahrung an Ort und Stelle niedergeschrieben worden sind" (S. 162). Gut vorbereitet für seinen Beruf und begabt mit dem rechten Sinn für Naturschönheiten, beschränkt er sich nicht nur auf die Bedürfnisse der naturhistorischen Forschung, sondern macht uns auch mit den Reizen der Insel Java bekannt. Schwelgend in der Hingebung an die Herrlichkeit der Tropennatur, überläßt er sich dem wehmütig frohen Zuge nach der Heimat, wenn die Gebirge bei steigender Höhe die vaterländischen Formen der Pflanzenwelt zeigen (Vorrede VI). Nicht weniger anziehend werden seine Naturschilderungen dadurch, daß er mit besonders innigem Verständnis die in der Landschaft waltenden, höheren Momente des Lichts, der Farben, des tropischen Himmels und seiner überraschenden Kontraste wiederzugeben weiß. In einem zusammenfassenden Kapitel „Anblick des Landes" giebt Junghuhn ein anschauliches Gesamtbild des nordwestlichen Teils der Insel nach seiner Lage, physischen Beschaffenheit, der Physiognomie der Vegetation u. s. w. (S. 38 ff.). Daß er in der That das Wesentliche in dem Charakter eines größeren Gebietes zu erfassen vermag, beweist er durch folgenden Vergleich der Küste Javas mit der des nordöstlichen Afrikas. „Steil aus dem Meere erhebt sich die Küste bei Samarang, um sich in sanfte, miteinander zusammenhängende Hügel abzurunden, die nach innen immer höher werden und sich bis zu dem Kegelberge Ungarang hinziehen, dessen Gipfel man in der Ferne erblickt. Lebhaft erinnern mich diese Hügel an Nordafrika und an die Vorgebirge des Atlas. Beide haben gleiche Gestalt, gleiche Umrisse; sie sind mit gleich frischem Grün überzogen, aber diese sind waldbekrönt, mit dunklem Gebüsch geschmückt, jene baumloser und kahler .... Hier sind die Thäler und Ebenen in Reisfelder abgeteilt, dort bilden sie ausgebreitete Grasfluren, in denen sich hier und da der einsame Stamm einer Dattelpalme erhebt; hier brechen die Quellen aus dem Schatten hochgewölbter Laubbäume hervor, dort ziehen sich Feigen- und Orangenbäume längs den bewässerten Gründen hin; hier deckt ein unermeßlicher Kokoswald die Uferflächen, dort wuchern aus den Felsenritzen am Meere nur Stachelfeigen hervor" (S. 58 ff.).

---

[1]) Wagner, Reisen in der Regentschaft Algier 1836—1838. 3 Bände. Leipzig 1841. 1, 121 ff.

[2]) Fr. Junghuhn, Topographische und naturwissenschaftliche Reisen durch Java. Magdeburg 1845.

Im Jahre 1839 finden wir den Botaniker A. Grisebach,[1]) der durch seine erste vergleichende Darstellung der Vegetation aller Erdteile neben A. von Humboldt und L. von Buch als einer der bedeutendsten Forscher auf dem Gebiete der Pflanzengeographie bezeichnet werden muß,[2]) in der Balkanhalbinsel mit geographischen und naturwissenschaftlichen Studien beschäftigt. Als er vom Ridge zum erstenmale in die Gebirgsstöcke des westlichen Macedonien und auf eines jener merkwürdigen Ringbecken hinüberblickte, welche eine der auffallendsten Eigentümlichkeiten jenes Landes ausmachen, hält er es für unbedingt erforderlich, daß er, um eine naturgemäße Vorstellung dieser Landschaft zu übermitteln, erst die allgemeinen Resultate seiner bisherigen Beobachtung vereinigt, einen Gesamtüberblick über die Struktur und die erdgeschichtliche Vergangenheit des westlichen Rumeliens zusammenstellt und die Gliederung der Bergzüge und Thäler, ihre Pflanzenbedeckung u. s. w. schildert (2, 108). Um die Aussicht vom Gipfel des Ridge zu beschreiben, zerlegt er die Landschaft in die vier Quadranten und faßt nach einer eingehenden Darstellung der einzelnen Naturobjekte den Gesamteindruck in großen Zügen zusammen (2, 170). Ein Beispiel seiner zusammenfassenden Schilderung zeige die Beschreibung des Babadagh im Lande der Dobrudschen, den die Donau mit ihrer letzten Biegung umkreist (1, 24 ff.). „Es ist eine bedeutende, geschlossene Kette. Bergformen und dunkle Erdfärbung müssen jedem Europäer fremdartig vorkommen; denn obwohl die nackten Abhänge und die eckige Contur der Schneide an gewisse Küstengebirge des Mittelmeeres erinnert, so fällt doch das Massenhafte und Ebenmäßige der Bildung auf. Es ist nicht bloß die Durchsichtigkeit der Luft, die die fernen Spitzen so nahe erscheinen läßt. Ebensoviel trägt dazu gleichsam die Gegenstandslosigkeit der Abhänge bei: kein Thal, keine Wellenlinie, kein Fluß, keine Waldbekleidung fesselt den Blick an den Seiten der breit aufschwellenden Hügel, und das Auge schweift daher früher zu den formenreichen Spitzen hinauf."

Den Schluß unserer Betrachtung möge am Ende unseres Zeitraumes der bedeutendste der deutschen Reisenden bilden, welche die Erschließung des afrikanischen Kontinentes zu ihrer Lebensaufgabe sich erwählt haben, Heinrich Barth (1849—1855).[3]) Ursprünglich mit seinem Freunde Heinrich Overweg nur Reisebegleiter des englischen Missionärs Richardson, übernahm er nach dem Tode seiner

[1]) A. Grisebach, Reise durch Rumelien und nach Brussa im Jahre 1839. 2. Teil.

[2]) Peschel, S. 785.

[3]) Heinrich Barth, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849—1855. 5 Bände. Gotha 1857.

beiden Reisegefährten selbst die Leitung der Expedition, und zwar trotz der geringen Hilfsmittel mit einem Erfolge, daß er mit Recht sich rühmen konnte, nicht allein jene ungeheuren Landstrecken der bisher abgeschlossenen afrikanischen Welt zwischen Tripolis, dem Tsadsee und Timbuktu eröffnet und leidlich bekannt gemacht, sondern auch einen regelmäßigen Verkehr in jene Landschaften ermöglicht zu haben (5, 454). Ihm und dem unglücklichen Overweg verdankt die Geographie die wissenschaftliche Erkenntnis der West- und Centralsahara als eines vorwiegend gebirgigen Landes, ein um so größeres Verdienst, als in jener Zeit die Auffassung der großen Wüste als eines großen Tieflandes, ja einer auf weite Strecken sogar unter dem Meeresspiegel liegenden Senke noch die allgemein herrschende war.[1]

In der Entwicklung der Naturschilderung bezeichnet Barth eine merkwürdige Erscheinung. Mit peinlicher, ja fast pedantischer Sorgfalt, die ihn oft zu Wiederholungen bereits gebrauchter Ausdrücke verleitet, registriert er jede Veränderung der Landschaft, so daß seine Schilderung eine lückenlose Reihe meist wissenschaftlich sehr wertvoller Naturbeobachtungen enthält, die sich leicht zu einem Bilde des durchreisten Landes zusammenstellen lassen. Freilich steht ihm der meisterhafte Stil, die glänzende Schilderung, die plastische Anschaulichkeit eines Poeppig und seiner Nachfolger nicht zur Verfügung; ja es scheint fast, als ob sich in diesen Naturschilderungen schon die Spuren einer Zeit bemerklich machen, in welcher neben der Förderung rein wissenschaftlicher Interessen hauptsächlich der Nutzen für Kultur, Handel und Verkehr, das Bestreben nach Erweiterung der politischen Machtsphären und Gründung neuer Kolonien bei der Ausrüstung der Expeditionen und Auswahl der Forscher immer mehr maßgebend werden. *Wir erkennen schon in Barth die Symptome einer Zeitströmung, in welcher der Sinn für eine ästhetisch-wissenschaftliche Auffassung der Natur immer mehr zurücktritt und wieder, wie es bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts ausschließlich der Fall gewesen war, der reine Nützlichkeitsstandpunkt die Naturschilderung in den geographischen Reisewerken beeinflußt.* Daß ein solcher Standpunkt der Naturschilderung nicht zum Vorteil gereichen kann, liegt auf der Hand. So erinnert Barth an mehreren Stellen geradezu an die ersten Anfänge der Naturschilderung überhaupt, wenn er sich mit der nur wenig sagenden Bemerkung begnügt, daß z. B. die Landschaft auf dem Wege von Kano zum Tsadsee einen „sehr toten, melancholischen Charakter“ (2, 194) oder in der Umgebung der Hauptstadt Wurno „einen nackten und pflanzenlosen Charakter“ habe (4, 161).

[1] Ratzel, Overweg, Allgemeine deutsche Biographie 25, 19.

Wiederholt gesteht er selbst das Unvermögen, die Pracht der Farben und Formen in der Landschaft in Worte fassen zu können, und so fügt er, um dennoch ein Bild der durchreisten Gegend zu geben, eine große Anzahl Skizzen und Umrißzeichnungen besonders interessanter Landschaftsformen in den Text seines Berichtes ein, indem er zugleich auf die Schilderung völlig verzichtet und einfach auf die Zeichnung verweist (1, 277). Freilich finden wir neben diesen unvollkommenen Versuchen auch Beispiele einer schwungvolleren Schilderung. So beschreibt er die Parklandschaft in den nördlicheren Teilen der Provinz Kano: „Die Landschaft gehört zu den schönsten, anmutigsten Gegenden, die ich je gesehen habe. Die Bodenfläche war leicht gewellt und mit frischem Gras bekleidet, das die versengenden Sonnenstrahlen noch nicht ausgedörrt hatten. Darüber erhob sich der edlere Pflanzenwuchs in der größten Mannigfaltigkeit und reichsten Fülle, jedoch nicht eine undurchdringliche Waldung bildend, sondern von der Künstlerhand der Natur zu schönen Gruppen geordnet und der schönsten Wirkung von Schatten und Licht fähig .... Die Flora war gewissermaßen nur da, um der befiederten Welt als heitere und sichere Ruhestätte zu dienen. Vögel von unzähligen Arten spielten im Vollgenusse ihrer Freiheit girrend und zwitschernd umher, während sich hie und da eine Herde weißer Rinder über den reichen Weidegrund mit größter Behaglichkeit ausbreitete. Baumwollen- und Karassiafelder unterbrachen in den Einsenkungen diese parkähnliche Scenerie, während hie und da Granitfelsen anzeigten, aus welchem Stoff die Unterlage des fruchtbaren Bodens besteht“ (2, 100 ff.).

Daß Barth sich auch über die Grenzen des Gesichtsfeldes zu erheben vermag, daß er es versteht, die empfangenen Eindrücke der verschiedenen Landschaften zu einem Gesamtbilde größerer Gebiete zu verarbeiten, zeigt er unter anderem in der Schilderung der Landschaft Asben (1, 586), und darum haben wir ein Recht, ihn mit Rücksicht auf seine Naturauffassung in diese Reihe der Naturschilderer aufzunehmen.

Ehe er von Asben Abschied nimmt, will er mit wenigen Worten die Hauptzüge dieses kleinen Gebirgsländchens mitten in der Wüste zusammenfassen: „Erst, als wir die wüste, kahle Hochfläche betraten, welche dieses Land im Süden begrenzt, erkennen wir seine wahre Natur, indem wir uns überzeugten, daß nicht seine südlichere, schon in den Bereich der tropischen Regen fallende Lage, sondern nur die mannigfaltige Konfiguration seiner Oberfläche es vor dem übrigen Teil der Wüste auszeichnet .... Sein eigentlicher Gebirgskern wird gebildet von einer Erhebung, die in verschiedenen höheren Bergkuppen aufsteigend, zu beiden Seiten tiefe Furchen bildet, in denen das in den Berghöhen bei den tropischen Regen gesammelte Wasser seinen Abfluß findet und durch die in diesen engen Thälern

zusammengepreßte Hitze einen großen Reichtum von Pflanzenwuchs erzeugt. Die Fruchtbarkeit wird dadurch bedeutend erhöht, daß Basalt in starkem Verhältnis mit Granit vermischt ist; wo Sandstein vorwaltet, ist die Natur am ärmsten ..... Der noch unausgebildete Charakter des Landes zeigt sich besonders darin, daß diese zahllosen, größeren und kleineren Thäler kein gemeinsames Flußbett bilden. Im ganzen senkt sich die Abdachung des Landes auf der westlichen Seite der höchsten Berggruppen allerdings nach Westen, aber selbst hier finden wir Ausnahmen, und alle jene nach Westen abziehenden Thäler erweitern, sobald sie aus den höheren Bergmassen heraustreten, und verlaufen sich allmählich, ohne sich zu vereinigen." Nach einer eingehenden Schilderung der Vegetation und der Fauna kommt Barth zu dem Schluß, daß dieser Gebirgsknoten dem Menschen eine nicht ungünstige Wohnstätte bietet und dem Reisenden einen erfreulichen Ruhepunkt auf der öden Straße von Nord- nach Centralafrika gewährt.

Wir können unsere Ausführungen über die Entwicklung der Naturschilderung nicht schließen, ohne noch zweier Reisewerke Erwähnung zu thun, welche das letzte Ziel darstellen, zu denen eine von rein wissenschaftlichen Gesichtspunkten geleitete Betrachtung der Natur führen muß. Zeigte es sich in den bisherigen Untersuchungen, wie die Naturschilderung ihre größte Vollkommenheit in der Auffassung der Natur eines ganzen Landes erreicht, indem der Forscher am Schluß seiner Reise die einzelnen Landschaftsbilder an seinem geistigen Auge vorüberziehen läßt und so ein charakteristisches Gesamtbild erhält, so finden Rußegger und Middendorf ihre Ideale in einem Reisewerke, das systematisch die Ergebnisse der Reise bearbeitet und sie vor allem mit den Forschungen anderer vergleicht, ergänzt oder berichtigt.[1]) Die persönlichen Erlebnisse und die Beschreibung der Reise treten vollständig zurück, so daß beide Werke den Charakter einer eigentlichen Reisebeschreibung verlieren und zu einer bis ins kleinste durchgearbeiteten, rein wissenschaftlichen Länderbeschreibung werden. Damit aber fallen beide auch zugleich aus dem Rahmen unserer Untersuchung heraus.

Zusammenfassung. Wir stehen am Ende unserer Untersuchung über die Auffassung und Aufgaben der Naturschilderung. Klar und deutlich zeigt sich bei einem zusammenfassenden Überblick über den betrachteten Zeitraum der Gang ihrer Entwicklung.

---

[1]) J. Russegger, Reisen in Europa, Asien und Afrika mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder 1835—1841. Stuttgart 1841—1848. — Middendorf, Reise in den äußersten Norden und Osten Sibiriens 1843—1844. Petersburg 1867.

Ohne daß sich die einzelnen Perioden scharf abgrenzen ließen, erkennt man doch, wie bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts die Naturschilderung nur als unwesentliches, ausschmückendes Beiwerk der Reiseberichte betrachtet wird. Es sind nur Teile einzelner Landschaften, dürftige Bruchstücke einer Naturschilderung, deren Spuren sich, wie wir gesehen haben, bis in die ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts nachweisen lassen. Mit Georg Forster beginnt eine neue Ära der Naturauffassung. Das Auge des Naturforschers lernt immer größere Gebiete umfassen; es vereinigt die einzelnen Gegenstände zu einer Einzelschilderung einer vom Horizont begrenzten Landschaft. Zugleich aber erhält die Naturschilderung eine wissenschaftliche Bedeutung. Nicht zufällig mehr, sondern bewußt und regelmäßig werden die Landschaftsbilder in den Bericht der Reisebegebenheiten eingeflochten. Die Naturschilderung wird, indem sie zugleich ihre Technik immer mehr vervollkommnet, eine der Hauptaufgaben des Erforschers fremder Länder; sie wird Selbstzweck. In Chamisso, L. von Buch, Lichtenstein, Wied, Martius, Meyen und anderen haben wir Vertreter dieser Richtung kennen gelernt, die nicht nur ihr volles Augenmerk auf die äußeren Formen, auf Farbe, Beleuchtung, Wolkengestaltung u. s. w. als die wesentlichsten Momente im Landschaftsbilde lenkten, sondern die zugleich auch in der Gestaltung der Erdoberfläche die Wirkungen der einen großen Naturkraft erkannten, die jedem einzelnen Objekte seine charakteristischen Züge aufprägt.

Am Ende des dritten Jahrzehnts zeigt sich in Poeppig, Schomburgk, Tschudi, Junghuhn, Wagner, Grisebach und Barth die Naturschilderung auf der Höhe ihrer Entwicklung. Der Blick des Reisenden überschreitet die Grenzen, die der Horizont ihm zieht. Aus den zahlreichen Einzelschilderungen, wie sie sich während des Verlaufs der Reise an einander reihten, ergiebt sich ein charakteristisches Gesamtbild des ganzen Landes, das entweder dem Reiseberichte vorangestellt wird, um den Leser heimisch zu machen in den Gebieten, in welche der Verfasser ihn führen will, oder um ihm beim Verlassen einer Landschaft gleichsam als Andenken eine Ansicht des Landes mitzugeben, in welchem er mit dem Reisenden so oft Freude und Leid geteilt hatte.

Drei Männer ragen aus der großen Anzahl hervor, welche die Reihe der Entwicklung der Naturschilderung darstellt: Georg Forster, der erste, der die Naturschilderung „aus der dumpfen Sphäre eines handwerksmäßigen Registrierens einzelner Thatsachen" zu erheben versuchte; Alexander von Humboldt, der zuerst die Gesetze der Naturschilderung, die Anforderungen, die man an ein anschauliches Landschaftsgemälde stellen muß, in bestimmte Formeln faßte und in seinen „Ansichten" selbst zu verwirklichen suchte, und Eduard Poeppig, dessen Naturschilderungen in jeder Beziehung die

glänzenden Muster bilden, die von einzelnen seiner Nachfolger wohl erreicht, nie aber übertroffen werden konnten.

Die Aussichten für eine Weiterbildung der Naturschilderung am Ende unseres Zeitraumes sind nicht günstige zu nennen. Wenn auch in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts sich noch treffliche Beispiele von Naturschilderungen finden — es sei nur an die klassischen Schilderer der afrikanischen Landschaft Rohlfs, Schweinfurth, Nachtigal, Junker erinnert —, so zeigt sich doch schon in Heinrich Barth der verderbliche Einfluß einer Zeit, in welcher der materielle Nutzen und ein rein fachwissenschaftliches Interesse die leitenden Gesichtspunkte bei der Aussendung von Expeditionen in unerforschte Gebiete sind. Es macht sich in der Folgezeit derselbe Nützlichkeitsstandpunkt wieder geltend, von welchem aus vor 300 Jahren nur diejenigen Naturobjekte das Interesse der Reisenden fesseln konnten, welche direkt oder indirekt einen praktischen Nutzen versprachen.

So stellt sich die Entwicklung der Naturschilderung in einem Kreislaufe, oder besser in einer Kurve dar, die auf den Ausgangspunkt zurückweist, ihren Höhepunkt jedoch schon im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts unter dem Einflusse der ästhetisch-wissenschaftlichen Naturbetrachtung erreicht hat.

II. Einflüsse der Litteratur und der geographischen Wissenschaften auf die Entwicklung der Naturschilderung.

Zwei Strömungen in der Geschichte des deutschen Geisteslebens sind es vor allem, unter deren Einfluß die Naturschilderung in den geographischen Reisewerken sich entwickelte, eine litterarische und eine wissenschaftliche. Ihre Spuren lassen sich verfolgen bis in die ersten Anfänge der Naturschilderung, ohne daß jedoch ihre Einflüsse gleichzeitig auch immer von gleicher Stärke gewesen wären. Die Dichter verstanden es zuerst in dem Buche der Natur zu lesen, freilich nur der Natur, die ihre Stimmungen und Gefühle zu wecken vermochte, und so macht sich zuerst der Einfluß der Litteratur, und zwar schon im Anfange des 18. Jahrhunderts geltend. Seit der Wende des 19. Jahrhunderts sind es vorwiegend wissenschaftliche Interessen, welche in immer steigendem Maße den Charakter der Naturschilderung bestimmen und schließlich den litterarischen Einfluß immer mehr und mehr zurückdrängen.

Es wird sich daher empfehlen, zuerst die Einwirkungen der Litteratur, und erst an zweiter Stelle die der geographischen Wissenschaften darzustellen.

Wenn sich in den Naturschilderungen des 18. Jahrhunderts in der Hauptsache jene sentimentale Empfindungsweise geltend machte,

wie sie in den Dichtungen Hallers, Brockes', Kleists und Klopstocks zum Ausdruck kommt, so zeigen sich im 19. Jahrhundert die Äußerungen eines Naturgefühls, das in der Hauptsache Goethe und den Vertretern aus der Zeit der Romantik seine charakteristischen Züge verdankt.

Alle Strahlen der Naturempfindung, wie sie die Lyriker vor ihm und seine Zeitgenossen kannten, sammelte Goethe wie in einem Brennpunkte zusammen.[1]) Freilich stand auch er in seiner Jugend noch immer unter dem Banne jener krankhaften Empfindsamkeit seiner Zeit. Indem jedoch das tiefe Studium der Natur ihn freimachte aus diesen Banden, verblaßte diese besonders dem Naturgefühl der Wertherzeit anhaftende, sentimentale Färbung mehr und mehr, ohne daß die Empfindung selbst an Innigkeit und Wärme verloren hätte. Mit der gesteigerten Naturerkenntnis wuchs auch sein Naturgenuß, zugleich aber nahm der hochgespannte poetische Ausdruck eine objektivere Form an. Goethe legt den Naturscenen nicht mehr die Empfindungen unter, die der Anblick der Natur in ihm erweckte; er schildert vielmehr mit objektiver Ruhe die Natur ebenso wie jeden anderen wissenschaftlichen Gegenstand. Wie freut er sich z. B., an den interessanten Lagunen von Venedig sein „bißchen Studium der Natur" fortsetzen zu können. Sie erscheinen ihm als Wirkungen einer alten Natur, als ein Produkt des mannigfachen Kampfes zwischen Ebbe und Flut und dem festen Lande, in welchem infolge des Sinkens der Urgewässer das Land als Siegerin hervorging und jene Sumpfstrecken im Norden des Adriatischen Meeres bildete, die noch teilweise von der Flut überspült werden.[2]) Diese entscheidende Umwandlung in Goethes Geistesleben vollzog sich namentlich durch die italienische Reise vom Jahre 1786. Der Naturforscher, der sich in dem vergangenen Jahrzehnt schon beharrlich vorgebildet hatte, tritt an die Stelle des schwärmerischen Naturfreundes. Verließ ihn auch im späten Greisenalter niemals jenes lebhafte Gefühl für die Schönheit der Natur, so ist es doch eine Begeisterung, welche veredelt wird durch das Bewußtsein von der Unendlichkeit und Unwandelbarkeit der Naturgesetze. „Goethe fühlt sich selbst als einen Teil der Natur und des Geistes, der in ihr wohnt. Die Natur wird sein Gott, Naturliebe seine Religion",[3]) und so wird er zugleich zum Propheten des modernen, wesentlich pantheistisch gefärbten Naturgefühls, dessen Wirkungen sich auch in den Naturschilderungen der geographischen Reisewerke erkennen lassen.

---

[1]) Erich Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe. Jena 1875. S. 184.
[2]) Goethes Werke, 21. Band, Italienische Reise. S. 112 ff.
[3]) Biese 2, 404.

Ganz anders gerichtet ist das Naturgefühl Schillers; sein Interesse für die Natur äußert sich hauptsächlich theoretisch, es beruht mehr auf Reflexion als auf Anschauung und hat eine philosophisch-moralische Grundrichtung.[1] In seiner Jugend schwärmt auch er nicht minder für die Natur wie seine empfindsamen Zeitgenossen — man vergleiche nur seine ersten Gedichte —; mit dieser Überschwenglichkeit aber kontrastieren die trefflichen Naturschilderungen in den späteren Dichtungen (Taucher, Bürgschaft, Berglied, Tell rc.), die das Resultat besonnener Studien sind.

Unter allen Zeitgenossen unserer Klassiker zeichnet sich durch seine Eigenart Jean Pauls Naturgefühl aus. Versuche von Naturschilderungen mit all den Gefühlsergüssen einer überreichen Phantasie bilden das unerschöpfliche Thema, das in fast allen seinen Dichtungen wiederklingt.[2] Nicht genug thun kann er sich in seiner Liebe zur Natur; eine wahrhaft orientalische Pracht an Bildern, die überschwenglichsten Metaphern, die tollkühnsten Wendungen sind ihm gerade recht, um seiner unendlich großen Freude selbst an den geringfügigsten, täglich sich wiederholenden Vorgängen in der Natur Ausdruck zu verleihen. Zu klaren, anschaulichen Naturschilderungen vermag Jean Paul seine überströmenden Gefühle und Empfindungen nicht zu sammeln. Um ein Beispiel zu geben, sei auf die phantastische Schilderung des Lago maggiore im „Titan" hingewiesen, die noch zu den anschaulichsten gehört, die bei Jean Paul zu finden sind. Von den Terrassen am See aus bewundert der junge Graf die aufgehende Sonne. „Der Morgenwind warf die Sonne leuchtend durchs dunkle Gezweig empor, und sie flammte frei auf den Gipfeln ..... Welch eine Welt! Die Alpen standen wie verbrüderte Riesen der Vorwelt, fern in der Vergangenheit verbunden, beisammen, und hielten hoch der Sonne die glänzenden Schilder der Eisberge entgegen — die Riesen trugen blaue Gürtel aus Wäldern — und zu ihren Füßen lagen Hügel und Weinberge — und zwischen den Gewölben aus Reben spielten die Morgenwinde mit Kaskaden wie mit wassertaffetenen Bändern — und an den Bändern hing der überfüllte Wasserspiegel des Sees von den Bergen nieder, und sie flatterten in den Spiegel und ein Laubwerk von Kastanienwäldern faßte ihn ein".[3] Mit steigender Unruhe schaut Albano „über das glänzende Wasser des Sees nach dem heiligen Wohnplatz der vergangenen Kindheit .... die Freudenlieder schwammen auf fernen Barken her und berauschten ihn — jede laufende Welle, die schäumende Brandung trieb eine

[1] Biese 2, 432.

[2] Planck, Jean Pauls Dichtung im Lichte unserer nationalen Entwicklung. Berlin 1862. S. 22.

[3] Jean Pauls Werke 4. Titan 1, 15. (Deutsche Nationallitteratur.)

höhere in seinem Busen auf .... die funkelnden Berg- und Gletscherkette wand sich fest um seinen Geist und zog ihn empor zu hohen Wesen und hohen Gedanken".[1]) So steht das ganze Universum im engsten Zusammenhange mit dem menschlichen Geiste; Weltall und Menschenseele sind eines. Hierin zeigen auch die Naturschilderungen bei Jean Paul den Einfluß seiner pantheistisch gefärbten Weltanschauung.

Jean Paul gab gleichsam das Motto für die Naturauffassung der Romantiker. Diese ist, den ganzen Anschauungen jener Schule gemäß, von einer „äußersten Subjektivität und Phantastik, mystisch-schwärmerisch, oft von tiefsinniger, märchen- und traumhafter Symbolik". Der Sinn für alles Gegenständliche, Anschauliche, Festumrissene ist ihnen fremd; Geist und Natur verschmelzen und verschwimmen in eins, und das Naturgefühl führt zu einer ahnungsvollen Mystik, in welcher die Töne aus der Wertherzeit vernehmlich nachklingen. In Hölderlins „Hyperion", im „Heinrich von Ofterdingen" von Novalis, in allen Dichtungen Tiecks wuchert dieses trunkene Naturgefühl, jenes unstillbare Sehnen, in das innerste Leben der Natur einzudringen und den Kern ihres wunderbaren Wesens zu enthüllen. Die elementaren Mächte der Natur, die unbestimmte Physiognomie der Wolken, der Flüsse, Berge und Wälder, das unergründliche Sternenmeer sind den Dichtern dieser Zeit eine geheimnisvolle Zeichenschrift, der Ausdruck ihrer eigenen unaussprechlichen Gefühle.

Wenn man von dem Naturgefühl der Romantiker spricht, darf man auch den Philosophen unter ihnen nicht übersehen, Schelling. „Seine Naturphilosophie ist nicht nur aus der Poesie entsprungen, sondern sie strebt auch zu diesem Ursprung zurück,"[2]) war es doch die Goethesche Naturdichtung, die im Systeme dieses Philosophen gleichsam in eine allgemeine Theorie gebracht wurde. Seine Naturauffassung war maßgebend für die ganze Dichtung jener Zeit.

Wie wirre Wege auch die Dichter dieser Schule gegangen sein mögen, wie gefährlich besonders jenes schrankenlose Ausleben einer bis zum äußersten gespannten Phantasie, die zügellose Hingabe an ein überschäumendes Naturgefühl für die Dichter jener Zeit sein mußte, so läßt sich auf der andern Seite doch nicht verkennen, daß gerade die romantische Schule das Empfindungsleben des deutschen Volkes in seltenem Maße gefördert und damit auch das Naturgefühl erweitert und vertieft hat. In den Dichtern der spätromantischen Zeit, in den Dichtungen von Eichendorff, Hoffmann, Uhland,

---

[1]) Titan 1, 12.
[2]) Haym, Die romantische Schule. Berlin 1870. S. 637.

Chamisso, Rückert, Lenau und Heine quillt ein reicher Born echten, reinen Naturgefühls, der ohne jene älteren romantischen Einflüsse kaum zu verstehen wäre.

Wir dürfen nicht länger bei diesen Ausführungen verweilen. Es liegt nahe, anzunehmen, daß solche Anschauungen, wie sie in fast allen Dichtungen aus den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts das Naturgefühl kennzeichnen, auch in den Naturschilderungen der geographischen Reisebeschreibungen hier und da wiederklingen. Freilich spielen diese naturgemäß hier eine ganz andere Rolle als in den Werken der Dichter. Es sind in unserem Jahrhundert meist Gelehrte, die im Dienste der Wissenschaft der Natur gegenüber treten. Der zergliedernde Scharfblick des Naturforschers aber ist nicht geeignet, solche Stimmungen aufkommen zu lassen, denen sich der Dichter rückhaltlos hingeben kann. Dennoch fehlen solche bei den geographischen Reisebeschreibern nicht ganz. Sie folgen auch hierin den Anregungen Humboldts, der im Kosmos geradezu fordert: „Um die Natur in ihrer ganzen, erhabenen Größe zu schildern, darf man nicht bei den äußeren Erscheinungen allein verweilen. Die Natur muß auch dargestellt werden, wie sie sich im Innern des Menschen abspielt."[1]

Selbst in diesen verhältnismäßig spärlichen Darstellungen der Gefühle und Empfindungen, wie sie beim Anblick der Natur in der Brust des Reisenden aufsteigen, zeigt sich eine Entwicklung, ein Fortschritt. Wohl kann auch Nicolai sein Herz dem Anblicke der Natur nicht verschließen, aber was er fühlt, vermag er nicht in klare Worte zu fassen. Recht wenig erfahren wir von seinem Gemütszustande, wenn er sagt, daß er mit „ganz eigenen Empfindungen" durch die reizenden Gründe der sächsischen Schweiz wanderte (S. 86), oder wenn die Aussicht vom großen Winterberge „sein Herz so gewaltig erschütterte, daß es wie ganz außer sich war" (S. 100). Wie unnatürlich klingt es, wenn Arndt unter dem Eindrucke der Landschaft an der Götha-Elf von „antihypochondrischen Seelenstößen" spricht, die die Natur ihm versetzt! (2, 5).

Schärfer charakterisiert schon Lichtenstein beim Anblick der schroffen Gebirgsformen und waldbewachsenen Schluchten der Zwarteberge seine Gefühle, als die „Empfindungen einer melancholischen Schwermut, eines stillen Grauens vor der furchtbaren Einsamkeit" (2, 339). „Zum ernsten Nachdenken" veranlaßt den Prinzen zu Wied-Neuwied der Blick auf die südliche Küste Brasiliens, wo trübe und dumpfbrausend in hohen Wogen der tobende Ozean an die zerklüfteten, roten Felsenwände rollt und das donnernde Getöse der ewigen Brandung an die Dauer und Gleichförmigkeit in dem Wechsel der Zeiten

[1] A. von Humboldt, Kosmos 2, 4.

erinnert (1, 296). Wenige Orte sind nach der Ansicht Wrangels geeignet, das Gemüt zum „Trübsinn und zur Schwermut" zu stimmen, wie die öde, unbegrenzte Fläche des nördlichen Eismeeres und die Totenstille in den unbewohnten Tundren (2, 109). Wo die Natur unter dem „schattenlosen Weiß des ewigen Leichentuches begraben, in ihrer Einförmigkeit der Einbildungskraft auch nicht den geringsten Gegenstand darbietet, wo alles Leben erstirbt, wo die oft gepriesene, majestätische Pracht des blauen Polarhimmels in der durch Frost verdickten Atmosphäre verschwindet, da verstummt auch jedes poetische Gefühl und erlischt jedes dichterische Feuer (2, 241). Ein „Gefühl von milder Ruhe" erfüllt dagegen Martius beim Anblick eines amphitheatralisch geschlossenen Thales in der Nähe von Costa Rica, das „wie kein anderer Ort der Erde vermag, das Gemüt von irdischen Neigungen und Sorgen zu entfesseln" (1, 405). Gern spricht gerade dieser Reisende, dessen Reisebericht, wie er selbst sagt, zugleich „ein Spiegel seines inneren Lebens" (3, 889) sein soll, von den Stimmungen, die sein Herz bewegen, und besonders sind es die heiteren, sonnigen Landschaften, die seine Liebe besitzen. Mit unbeschreiblicher Befriedigung schwelgt er „im Hochgenuß unaussprechlicher Gefühle", als er am „Erdgleicher, dem Orte des Gleichgewichts der schönsten Harmonie aller irdischen Weltkräfte" auf die Tage der Vergangenheit zurückblickt (3, 882).

Es scheint überhaupt, als ob die Natur Brasiliens in ihrer Pracht und Fülle besonders geeignet sei, das menschliche Gemüt freudig und heiter zu stimmen. „Der Himmel der tropischen Regionen lacht mit einem so eigentümlich ansprechenden Glanze, man möchte sagen mit einer so bedeutsamen Ruhe auf den Menschen herab, daß selbst der Rohere von ihm sich ergriffen fühlt. Auf den feiner Fühlenden wirkt er unter solchen Umständen mit verdoppelter Macht." Ein Blick auf jenes glänzende Sternenzelt genügt Poeppig (1, 12), um die geringe Bedeutung aller menschlichen Leiden zu erkennen und die Spanne Zeit, von der sie umfaßt werden, neben dem Anblicke jener Regelmäßigkeit zu vergessen. In der großartigen Alpenwelt, auf dem Kamme der Cumbre kommt ihm die Schwachheit des Menschengeschlechts so recht zum Bewußtsein: „Man fühlt sich unbeschreiblich vereinzelt, hilflos und arm in der Mitte dieser riesigen Schöpfung, zwischen welcher der Mensch verschwindet. Nur mit Mühe erwehrt er sich des Gedankens, daß er bloß ein geduldetes Wesen sei, keineswegs erforderlich zum Fortbestehen des großen Ganzen" (1, 244). Die Betrachtung des ewigen Wechsels in der Natur, sowie der ungestörten Harmonie ihrer unermessenen Kraft vermag ihn jedoch wieder zu erheben aus diesem bedrückenden Gefühl und verdrängt alle kleinmütigen Besorgnisse vor den Gefahren, denen er entgegengeht. „Selbst

der Indier erscheint dann als ein brüderliches Wesen, und die edelsten Gefühle der Menschlichkeit und des Vertrauens erwachen in solchen Augenblicken der Erhebung über die irdischen Sorgen und bängliche Furcht" (2, 273). Der Anblick des unendlichen, nur vom Horizont begrenzten Ozeans erhebt den Reisenden „über die engen Sphären des menschlichen Daseins hinweg zu der Betrachtung jener Welten, die aus weiter Ferne zu uns herüberschauen." In der ruhigen Größe, in welcher die Gestirne ihre Bahnen wandeln, findet Junghuhn „Ruhe seiner Seele. Alle Leidenschaften schweigen, und in der Ahnung des Ewigen glimmt eine sichere Hoffnung im Innern fort" (S. 12).

Verwandt mit solchen Betrachtungen sind die religiösen Stimmungen, welche der Gedanke an den göttlichen Urheber der erhabenen Schöpfung in dem Herzen des Naturfreundes fast unwillkürlich erweckt. Das religiöse Interesse an der Natur ist nicht neu. Schon in Brockes und Gellert tritt uns ein christlich-religiöses Naturgefühl entgegen, und auch Klopstocks Naturbetrachtung erscheint besonders in seinen Oden und in seinem großen religiösen Epos stets mit Gottesverehrung gepaart. Für Rousseau ist Naturbetrachtung und Naturbewunderung zugleich Gottesdienst, Religion: in dem Anschauen der Natur findet er seinen Glauben an Gott, sein Vertrauen auf seine Güte wieder. In Goethes Werther klingen ebenfalls solche Anregungen vernehmlich nach, wenn auch seine Naturempfindung nicht selten an Pantheismus streift.[1])

Auch in einzelnen Naturschilderungen der geographischen Reisewerke lassen sich die Spuren dieses religiösen Naturgefühls nachweisen. Unfähig, die erhabenen Eindrücke in Worte zu fassen, welche Götzinger inmitten der Natur der sächsischen Schweiz empfängt, kann er nur „niederfallen und anbeten; denn das ist die Stimmung jeder reinen Seele, welche sich durch die Lust zu grober Sinnlichkeit noch nicht abgestumpft hat" (S. 354). Der See von Falun, den „die untergehende Sonne mit dem glänzendsten Golde wie mit einem Feierkleide schmückte", erinnert Schmidt „an die Güte des allmächtigen Schöpfers". „Wie unaussprechlich schön ist doch die Natur, und wie gut der Gott, der dem Menschen diesen Erdenball zum Wohnplatz anwies, daß er hier den Anfang zur Erkenntnis der Allmacht und Güte seines Schöpfers mache" (S. 141). Am ausgeprägtesten tritt das religiöse Interesse an der Natur bei Schubert entgegen. In dem Sturmwind und den Feuerflammen der Blitze erkennt er die „Boten Gottes, die über das brausende Meer gehen" (Italien 2, 154). „Die Masse der Hochgebirge zieht nicht bloß das schwebende, tote Bleilot und die fliegenden Wolken gegen sich, sie bewegt auch mit derselben

[1]) Erich Schmidt, S. 191.

unwiderstehlichen Gewalt die Empfindungen der Menschen . . . . ., sie hebt sie empor, wenn sie durch Traurigkeit der Welt gebunden und gelähmt sind; es scheint, als ließen sich bei dem Anblick zugleich die Worte eines alten Liedes vernehmen: „Ehe denn die Berge wurden, bist du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit" (Morgenland 1, 36). Selbst die Wüste erscheint ihm in einem schöneren Lichte, wenn er an die „Großthaten Gottes denkt, welche einst diese Einöde verherrlichten . . . und jeden Sandhügel, jeden einzelnen Felsen zu einem Denkstein großer Errettung weihten" (Morgenland 2, 243).

Fehlen also, wie wir gesehen haben, in den Naturschilderungen der geographischen Reisewerke die Äußerungen eines Naturgefühls nicht vollständig, das die Werke der Dichter jener Zeit erfüllt, so waren es doch immerhin nur vereinzelte Spuren, die mehr gelegentlich, unter dem Eindrucke zufälliger Stimmungen, den Reisenden veranlassen konnten, in die Darstellungen der Natur auch seine Gefühle und Empfindungen einfließen zu lassen. Für eine Beurteilung der Naturschilderung vom Standpunkte des Geographen aus, sind sie jedoch nur von untergeordneter Bedeutung. Viel enger sind die Beziehungen, welche die Entwicklung der Naturschilderung mit den Fortschritten der geographischen Wissenschaft verknüpft.

In doppelter Hinsicht erscheint diese in Verbindung mit der Wissenschaft; sie ist in erster Linie ein nicht unwesentliches Werkzeug derselben, denn jede Naturschilderung ist immer zugleich auch ein Stück Naturforschung. Die Reisenden vermehrten nicht nur die Kenntnis fremder Länder, so daß am Ende unseres Zeitraums die bekannten „weißen Flecken" in den Karten der Erdteile fast gänzlich verschwunden sind; sie sammelten zugleich auch das Material, das dem Gelehrten die Unterlagen für seine Untersuchungen, die Beweise für seine aufgestellten Theorien lieferte; ja sie sind besonders seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts in den meisten Fällen selbst Gelehrte von bedeutendem wissenschaftlichen Ruf, denen die Forschung manche wertvolle Anregung verdankt (vgl. Humboldt, L. von Buch, Martius, Poeppig, Barth und andere).

Auf der anderen Seite ist aber auch die Naturschilderung von der Wissenschaft abhängig, und es ist sicher nicht bloß ein günstiger, rein chronologischer Zufall, wenn die Vervollkommnung der Naturschilderung im großen und ganzen parallel geht mit dem mächtigen Aufschwunge, den die geographische Wissenschaft seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts genommen hat und der durch die Namen: Forster, Pallas, Werner, Hutton, A. von Humboldt, L. von Buch, Hoff, Lyell, C. Ritter u. a. genügend gekennzeichnet wird. Vor allem sind es Untersuchungen über die Bildung der Gebirge, die Ent-

stehung der Inseln, die Wirkungen des Vulkanismus, Hebungen und Senkungen der Küsten, also Probleme erdgeschichtlicher Natur, die im Vordergrunde des Interesses stehen und die daher auch am häufigsten in die Naturschilderungen jener Zeit Eingang gefunden haben. Man begnügt sich nicht mehr mit einer, wenn auch kunstvollen Zusammenfassung der einzelnen Thatsachen im Landschaftsbilde, also mit einer Darstellung der äußeren Formen, sondern sucht in diesen Formen zugleich das Geheimnis ihrer Bildung, das Walten der unausgesetzt schaffenden Naturkraft zu erkennen. Dazu genügt es jedoch nicht, wenn der Reisende mit einem offenen Sinn für landschaftliche Schönheiten der Natur gegenüber tritt, sondern um das innerste Wesen der Naturerscheinungen verstehen zu können, ist vor allem eine gründliche wissenschaftliche Bildung und ein scharf beobachtender Blick auch für die unbedeutendsten Vorgänge auf der Erde ein unerläßliches Erfordernis. Nur wo beides sich in einem Reisenden vereint, kann sich zur Freude an der Natur der nicht minder edle Genuß gesellen, der, wie A. von Humboldt sagt, „aus Ideen entspringt, wenn das Gesetzmäßige in der Natur nicht bloß geahndet, sondern vernunftmäßig erkannt wird".[1])

Freilich finden wir in den Naturschilderungen aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts neben trefflichen wissenschaftlichen Beobachtungen noch recht naive Versuche, das Werden der Natur aus ihren Erscheinungsformen zu ersehen. Die einfachste Art ist es, wenn Schmidt bei dem Anblicke der Wasserfälle der Dalelf den Grund des Ungestüms der Elemente auf eine letzte Ursache, auf einen transcendenten Schöpfer zurückführt, der alle Erscheinungen ein und demselben Gesetze, dem der Schwere, folgen läßt (S. 267).

Schubert, von dessen religiösem Naturgefühl wir bereits gesprochen haben, erkennt in der Wüste des Sinai mit ihrer Felsenwarte „einen Denkstein, ein unverändert stehen gebliebenes Werkstück des dritten Schöpfungstages, da Gott sprach: „Es sammle sich das Wasser unter dem Himmel an besondere Örter, daß man das Trockne sehe, eine Versinnlichung jener Zeit der Anfänge, da noch kein Gras, noch Kraut, noch fruchtbare Bäume, kein webendes und lebendes Tier, noch Gevögel, noch Vieh, noch Menschen waren, sondern statt der Kraft des freien Lebens nur jenes Gesetz waltete, das der Erdfeste ihre Gestaltung, dem Wasser seine bestimmten Grenzen gab" (Morgenland 2, 318).

Charakteristisch für die noch im Anfange unseres Jahrhunderts sehr verbreitete Meinung, welche die Gestaltung der Erdoberfläche in der Hauptsache auf große Revolutionen und gewaltsame Erschütte-

[1]) Kosmos 1, 16.

rungen zurückführen wollte, ist der Versuch bei Friedrich, die Entstehung eines ausgedehnten Felsenmeeres im Odenwalde zu erklären: „Dem Naturforscher drängt sich bei diesem Anblicke sehr bald die Überzeugung auf, daß dieses Felsenmeer nicht auf der Stelle, wo man dasselbe jetzo erblickt, seinen Ursprung hatte, vielmehr scheint eine furchtbare Erschütterung und die auf sie folgende Gewalt der Wasserwogen jene kolossalen Massen aus ihrem Urlager herausgehoben und sie auf diese Seite des Berges geschleudert zu haben“ (S. 78).

Dieselbe geologische Ansicht teilt Götzinger in seiner Ansicht über die Entstehung der sächsischen Schweiz. Er meint, daß „diese großen Sandsteingebirge ein zusammenhängendes Ganzes zu der Zeit ausmachten, als die Wasser der Urwelt sie noch bedeckten. Eine große Revolution der Erde, die hier ihre Grundfesten emporhob, dort abriß und versenkte, zerriß diese Gebirge in zahllose Thäler und Gründe, Schluchten und Spalten, stürzte abgerissene Felsenmassen in entstandene Gründe, hob andere wieder über die Oberfläche hinaus und gab ihr so eine neue Gestalt“ (S. 255). Sein Zeitgenosse Nicolai kommt der Wahrheit schon erheblich näher, wenn er aus den regelmäßigen Schichten der Felsen einen uralten Meeresgrund erkennt, auf dem sich im Laufe der Jahrhunderte die Sandsteine als Schlich abgesetzt haben, und die kleinen Wasserbäche, die in fast jeder Schlucht rieseln, sowie Spuren an den Felsenwänden sind ihm ein Hinweis auf die erodierende Thätigkeit des Wassers. Freilich giebt er zu, daß sich „auch noch andere Revolutionen denken lassen, wodurch die äußere Gestalt der Felsenwände manche Veränderungen erlitten haben könnte“ (S. 8 ff.).

Aus einer eingehenden geologischen Untersuchung der Bodenbeschaffenheit des Landes bei Nismes und Montpellier schließt Fischer, daß er sich auf einem alten Meeresboden befinde (vgl. S. 13).

Bei dem Anblicke von Tahiti, der größten der Gesellschaftsinseln, vermag Kotzebue nicht zu unterscheiden, ob diese und so viele andere Inseln Überbleibsel eines durch Erdbeben verschlungenen Continentes oder durch unterirdisches Feuer aus dem Meeresboden heraufgeschobene Felsenmassen seien, die nach und nach mit Erde bedeckt, jetzt in üppigster Vegetation prangen (Neue Reise 1, 70).

Einen viel schärferen Blick verrät Krusenstern, der aus der Ähnlichkeit des nördlichen Nipon mit den benachbarten Küsten von Jesso auf eine frühere Zusammengehörigkeit schließt, die durch eine gewaltsame Revolution zerstört worden sei, wie man auch die Trennung von England und Frankreich, von Spanien und Afrika, von Sicilien und dem Festlande Italiens annehmen müsse. Er wird bestärkt in dieser Meinung, wenn er die geringe Breite der Sangar-

straße, die gleiche Anzahl der Caps an beiden Seiten, die ähnliche Richtung der gleich hohen Bergketten, die nur durch den Kanal unterbrochen werden, sowie die Nähe der vulkanischen Berge in Betracht zieht (2, 32).

Besonders auffallend zeigt sich der Einfluß der Wissenschaft in dem Reisewerke L. von Buchs, in dessen Schilderungen sich deutlich die Anschauungen seiner Zeit wiederspiegeln. Die zahlreichen Felsstücke zwischen Helsingborg und Fleningen erinnern ihn an die Blöcke, die er auf Seeland und in Mecklenburg und Pommern beobachtet hatte. Wohl entgeht ihm die Ähnlichkeit ihrer Zusammensetzung und ihre Verbreitung nicht, über ihre Herkunft und ihre erdgeschichtliche Vergangenheit vermag er sich jedoch nicht auszusprechen (1, 37). Seiner Beobachtungen über die Hebungen im Norden der skandinavischen Halbinsel haben wir bereits im ersten Teil dieser Arbeit gedacht (vgl. S. 24).

Wie L. von Buch, so macht auch Hausmann auf die unendlich vielen und nicht selten sehr bedeutenden Geschiebe des norddeutschen Tieflandes aufmerksam, die mehr oder weniger gleichförmig im Lande der Lüneburger Heide verstreut liegen. Ihre fremdartige Zusammensetzung schließt den so nahe liegenden Harz als Heimat von vornherein aus. Noch unbekannt mit den modernen Anschauungen, die diese Felstrümmer als Moränenschutt alter Gletscher erklären, läßt er die Frage ihrer Herkunft unbeantwortet und wagt nur, die Feuerstein- und Flötzsandsteingeschiebe als Überreste zerstörter Kreide- und Mergelflötze hinzustellen, von denen man noch Spuren bei Lüneburg und auf Rügen finde (1, 2).

Seit den Mitteilungen Georg Forsters ist die Entstehung der Koralleninseln ein Gegenstand gewesen, dem fast alle Weltreisenden ein reges Interesse entgegenbrachten. Nach der Ansicht Chamissos erheben sich die Korallenriffe von den Rändern steiler, unterseeischer Tafelberge als becherförmige Gebilde, die aus den Trümmern von Madreporen zusammengesetzt, auf der Seite unter dem Winde zuerst zu Anhäufung von Sand und zu Inselbildung Anlaß gaben (2, 37 ff. und 167 ff.). Kittlitz[1]) weist schon im Jahre 1826 darauf hin, daß die Korallenfelsen des Carolinenarchipels die über dem Wasserspiegel aufragenden Gipfel eines schon lange im Sinken begriffenen Gebirges seien. Die Spitzen desselben seien von Korallenbauten besetzt, die mit größerer Schnelligkeit emporwüchsen, als der Grund sich abwärts bewege (1, 347). Meyen kennt die Senkung des Meeresbodens noch nicht. Er ist der Ansicht,

[1]) Das Reisewerk erschien erst im Jahre 1858. Es ist daher fraglich, ob diese Ansicht über die Entstehung der Korallenriffe das Resultat eigener Beobachtungen ist, oder erst später aus den Veröffentlichungen Darwins entlehnt wurde.

daß die Sandwichinseln in den meisten Fällen die Kuppen vulkanischer Berge seien, welche sich aus der Tiefe des Meeres erhoben. Es unterliege keinem Zweifel, daß viele dieser Inseln durch Anbau von Korallen im Niveau des Meeres sich vergrößerten und daß diese Vergrößerungen mit zunehmenden Jahrhunderten auch bemerkbar würden (2, 140 ff.). Eingehende Untersuchungen über die Korallenbauten im Roten Meere verdanken wir Rüppells Reise nach Abessinien (1, 140). „Alle diese Korallenbänke sind das Erzeugnis der nämlichen Zoophytenarten, die noch gegenwärtig die unter dem Wasser vegetierenden Gebilde bis zu den ausgedehnten, aber sich nie über den niedrigsten Stand des Wassers erhebenden Felsbänken aufbauen... Da jene jetzt gleichförmig über das Meer hervorragenden Korallenbänke an keinem der gegebenen Orte durch vulkanische Thätigkeit emporgehoben wurden und doch die ursprüngliche Höhe derselben nur bis an die Oberfläche des Wassers reichen konnte, indem hier die Polypen absterben, so liefern diese Küsten des Roten Meeres den untrüglichen Beweis, daß in einer unbestimmbaren Periode das Höhenverhältnis des Wasserspiegels in dem südlichen Teile um beiläufig 15', in dem nördlichen um 30 bis 40' verschieden war." Er wagt es jedoch nicht, zu entscheiden, ob der jetzige Zustand die Folge einer partiellen Hebung oder eine Veränderung in dem Abstande der Meeresfläche von dem Mittelpunkte der Erde sei, seine letzte Ursache also in einer kleinen Verschiebung der Erdaxe haben könnte.

Wie der Streit der Wernerschen Schule mit den Vertretern der vulkanischen Theorie von der Entstehung der gebirgsbildenden Gesteine auch in den Naturschilderungen zum Ausdruck kommt, zeigt Martens in der Beschreibung der Euganeischen Hügel, die aus der ausgedehnten Poebene wie aus einem Meere inselförmig emporsteigen. Martens stellt sich auf die Seite Humboldts, Buchs und Ferbers, indem er die Ansicht ausspricht, daß diese Trachytmassen, in einer späteren Epoche durch Dämpfe emporgetrieben, die darüber liegende Decke von Flötzkalk gesprengt hätten. Vielleicht noch vom Meere bedeckt, seien dann die weichen Massen bei langsamer Erkaltung allmählich in ihrer jetzigen Gestalt erstarrt (2, 207).

Auch Wrangel gehört zu den Reisenden, denen die Wissenschaft wertvolle Nachrichten über unbekannte Weltgegenden verdankt. Seine Untersuchungen bestätigten die bisher nur auf Vermutungen gestützte Ansicht, daß nördlich von den Neusibirischen Inseln die große Polynia, d. i. die offene Region des Polarmeeres beginne, die selbst in dem stärksten Winter niemals vollständig zufriert. Das Problem der Hebung des großen sibirischen Tieflandes kennt Wrangel noch nicht, weshalb er die auffallende Zunahme der Küste, die durch das

zurückgelassene Treibholz erwiesen war, auf ein Zurückweichen des Meeres zurückführte. Es scheint ihm dies erklärlich infolge der jährlichen Vermehrung der Eismassen, welche eine Abnahme der Wassermassen bewirken müsse, zumal wenn diese nicht immer durch Zufuhr aus anderen Meeren ersetzt würde (2, 252 ff.).

Von dem tiefen Verständnis für die Natur der Inselwelt des Ägäischen Meeres zeugt es, wenn Prokesch lange vor der Aufstellung der heute unbestrittenen Theorie der Entstehung der Mittelmeere in den Klippen der Insel Delos Trümmer eines versunkenen Landes erkennt,[1] oder wenn ihm die südliche Inselgruppe der Cykladen (mit Naxos, Paros, Milos und Nios) wie eine „Kesselwand" erscheint, welche wie die Gebirge um Böhmen eine Niederung umschließt. Alles deute hier auf eine Erdumwälzung hin, von welcher die Alten reden und die, weil sie einmal war, vielleicht auch wiederkommen werde (2, 234).

Erkennt Prokesch mit dieser Vermutung, freilich mehr ahnend, als bewußt, die Natur des Mittelmeeres als eines großen Einbruchsgebietes, so übertrifft er damit seinen in Bezug auf Naturauffassung sonst viel höher stehenden Zeitgenossen Grisebach (vgl. S. 42), der noch in dem Vorgebirge Athos ein Produkt vulkanischer Thätigkeit erblickt. Er wundert sich nur, daß die gewaltige Kraft, die diese Bergmassen so hoch aus dem Schoße des Meeres emporheben konnte, so wenig auf die nächste Umgebung eingewirkt habe, auf den Kamm des „heiligen Waldes", der an den Athos sich anschließt und in einer ebenmäßigen Fläche die ganze Breite der vorgestreckten Halbinsel einnimmt (1, 228).

Die wüste Hochebene in der Sierra de Thiuba, welche die Wasserscheide zwischen dem San Francisco und den kleineren Küstenflüssen des östlichen Brasiliens bildet, giebt Martius Veranlassung, „einige Vermutungen über die ersten Ursachen zu wagen, welche den gegenwärtigen Zustand hervorgebracht haben." Er meint, daß diese Fläche ihre frühere Erdbedeckung durch mächtige, weitverbreitete Überspülung des Ozeans verloren habe. Verschiedene Umstände, wie die allmähliche Senkung dieser Landstriche nach dem Meere hin, der regelmäßige Verlauf der seichten Abzugsthäler, die Ausdehnung kahler Felsflächen, vor allem aber die Abrundung vieler einzelner Granittrümmer und der Salzgehalt in dem Erdreiche der westlichen Gegenden schien diese Annahme zu bestätigen (2, 725). Einen Beweis für die wissenschaftliche Bedeutung dieses Reisenden erkennen wir in der von ihm zuerst ausgesprochenen und seitdem bestätigten Wahrnehmung, daß die

---

[1] Prokesch, Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient. Stuttgart 1836. 2 Bände. 1, 66.

Insel Marajo keineswegs eine ausschließliche Deltaschöpfung des Amazonenstroms darstellt, sondern durch Erhebung und allmähliche Anhäufung von Land trocken gelegt sei (3, 991).

Von der Bedeutung Heinrich Barths für die Kenntnis der Sahara haben wir bereits Mitteilung gemacht (vgl. S. 43); zum Schlusse sei daher nur noch auf Poeppig hingewiesen, um zu zeigen, wie auch in seinen meisterhaft durchgearbeiteten Naturschilderungen die wissenschaftliche Erkenntnis seiner Zeit sich ausspricht, und wie auf der andern Seite er selbst wertvolle Beiträge zur Kenntnis der von ihm bereisten Länder zu liefern vermochte (vgl. S. 34). „Auf den ersten Blick" wird es ihm klar, daß der ganze Küstenstrich des südlichen Chile von Lavapie bis Talcuahano einst aus einem großen Archipel bestand, der in nicht allzufernen Zeiten durch das Zurücktreten des Meeres zum Festland wurde. Die Richtigkeit dieser Annahme ergiebt sich ihm aus dem Vorhandensein von Seesalz in den sandigen Ebenen zwischen dem Gebirge und der jetzigen Küste, aus den Lagern von Seegeschöpfen, denen man kaum ein hundertjähriges Alter zutrauen möchte, und aus den ausgedehnten Torfmooren und Teichen, in denen der Zoolog eine bessere Ernte macht als der Botaniker (1, 297).

Es würde zu weit führen, noch weitere Belege aus den citierten und anderen Reisebeschreibungen heranzuziehen, die alle beweisen, in welch innigem Verhältnis die Naturschilderung und die Wissenschaft unseres Zeitraums standen. Für uns genügen die angeführten Stellen, um zu zeigen, wie einerseits die Naturschilderung sich immer mehr vervollkommnet unter dem Einflusse der Wissenschaft und wie auf der anderen Seite die Naturschilderung ein nicht zu unterschätzendes Werkzeug der wissenschaftlichen Forschung bildet.

III. Darstellung der Naturschilderung.

Von der bruchstückartigen Darstellung einzelner Naturscenen hatte sich, wie wir gesehen haben, die Naturschilderung allmählich zur Gesamtauffassung eines ganzen Landes erhoben und damit zugleich ihre letzte Aufgabe erfüllt. Wir hatten diese Entwicklung nachgewiesen, ohne dabei auf die verschiedenen Landschaftsformen und auf einzelne Naturobjekte Rücksicht zu nehmen; es war die Landschaft als solche gewesen, die bei unserer Untersuchung in Betracht kam. Im Folgenden wird es nun unsere Aufgabe sein, die verschiedenen Landschaftscharaktere, also die Gegenstände der Naturschilderung, sowie die Technik ihrer Darstellung näher anzusehen.

Man begegnet nicht selten der Meinung, daß die Naturschilderung in der Geographie dieselbe Rolle spiele, wie etwa die Beschreibung und Klassifikation in den beschreibenden Naturwissenschaften, vor allem in der Botanik und Zoologie. Dem ist jedoch nicht so. In letzteren Disciplinen handelt es sich lediglich um die Beschreibung einzelner Objekte, die aus ihrer Umgebung, aus der Gemeinschaft, der sie angehören, herausgenommen und für sich als selbständige Individuen beschrieben und klassificiert werden. Bei der Naturschilderung dagegen ist es umgekehrt. Was dort die Hauptsache war, nämlich die Kenntnis des Einzelnen, ist hier nur vorbereitende Thätigkeit. Die Naturschilderung selbst hat es mit dem Ganzen zu thun; sie will gleichsam ein Mosaikbild schaffen, das aber dennoch den Eindruck eines einheitlichen Ganzen hervorruft. Das Einzelne hat in diesem Gesamtbild nur insofern seine Stelle, als es die charakteristischen Formen liefert, welche die Physiognomie einer ganzen Landschaft bestimmen.

Hauptgegenstand dieser Schilderung ist zunächst die Erdoberfläche, der Boden, in dem die einzelnen Elemente der Naturschilderung gleichsam ihre Wurzeln haben. In der Darstellung dieses Bodens steht die Naturschilderung unseres Zeitraumes auf der Höhe ihrer Entwicklung; denn keine Landschaftsform, auch nicht die ärmlichste und einfachste, wird von den Reisenden übersehen. Damit erfüllen diese nur eine Forderung, die schon A. v. Humboldt aussprach, als er darauf hinwies, daß „der geheime Zauber, durch den ein tiefer Blick in das organische Leben anregend auf das Gemüt des Naturfreundes wirkt, nicht allein auf die großartigen Formen der Tropenwelt beschränkt sei, sondern daß vielmehr jeder Erdstrich die wunderbar fortschreitende Gestaltung und Gliederung nach wiederkehrenden oder leise abweichenden Typen darbietet.“ [1])

Nicht immer war man dieser Ansicht. „Jedes Jahrhundert hat nicht nur seine Weltanschauung, sondern auch seine Landschaftsanschauung“, [2]) und „mit jedem Umschwunge der Gesittung erzeugt sich auch ein neuer Blick für eine andere Art landschaftlicher Schönheit“. [3]) Noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hielt man eine ebene Fläche, eine wohl angebaute Gegend für die schönste, in sie baute man Schlösser und legte Parke und Gärten an, während man die alten Herrensitze in den reizenden Gebirgsgegenden der deutschen Mittelgebirge verwittern und verfallen ließ. Später sind es vorwiegend die Reize der „stillen Dorf- und Waldlandschaft“, welche in den Dichtungen der „idyllisch-elegischen Schäferpoesie“ mit großer

---

[1]) Kosmos 2, 74.

[2]) Riehl, Culturstudien aus drei Jahrhunderten. „Das landschaftliche Auge.“ S. 57.

[3]) Dasselbe. S. 68.

Vorliebe besungen werden.[1]) Erst gegen das Ende des 18. Jahrhunderts werden auch die Schönheiten der hohen Gebirgsgegenden allgemein anerkannt, die man selbst zu den Zeiten des Dichters der „Alpen“ noch nicht zu würdigen vermochte. Lassen sich auch bis in das 15. Jahrhundert hinein hin und wieder Spuren nicht leugnen, welche zeigen, daß das Gefühl für die wildromantische Natur einzelnen Männern nicht völlig fremd war, so muß doch nach dem übereinstimmenden Urteile aller, die sich mit der Entwicklung des deutschen Naturgefühls beschäftigt haben, Rousseau als der erste bezeichnet werden, der in seiner „Nouvelle Heloise“ zuerst den rechten Ton tiefster Begeisterung für die wilde Schönheit der Hochgebirge angeschlagen hat. War auch Rousseau selbst noch nicht in die Schneefelder der Alpen eingedrungen, so hat er doch die Pforten zu ihnen gesprengt. Bald folgte man seinen Spuren. Saussure, der wissenschaftliche Entdecker der Alpenregion, erstieg 1787 als der erste den Mont Blanc und wurde so der Vorläufer der ungezählten Schar von Touristen, die seitdem die Alpengipfel zu ihrem Reiseziele sich erwählten. Auf die „Neue Heloise“ folgen bald die Schriften des Bernardin de St. Pierre, dessen Naturgemälde der Isle de France wiederum das Vorbild der großen deutschen Naturschilderer wurde.[2]) Hierin liegt die gewaltige, wenn auch nur mittelbare Bedeutung Rousseaus für die Entwicklung des deutschen Naturgefühls und der deutschen Naturschilderung.

Heute ist die Schönheit der Hochgebirge allgemein anerkannt, ja sie hat den landschaftlichen Sinn unserer Zeit sogar dermaßen beeinflußt, daß das größere Publikum in den kleineren Dimensionen der Ebene und des Hügellandes nur noch wenige Reize finden kann. Für die Schönheiten, zu denen man herabsteigen muß, scheint eben die große Zahl der modernen Gebildeten keine Zeit mehr übrig zu haben.[3])

Die Naturschilderung in den deutschen Reisewerken der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts hält sich im großen und ganzen von dieser Einseitigkeit frei, wie wir, um aus der großen Masse einige Beispiele herauszugreifen, an den Schilderungen der einzelnen Vegetationsformen, von der Wüste an bis zum Walde, der die Gebirgsabhänge bedeckt, zeigen wollen.

---

1) Biese 2, 321.

2) Humboldt erzählt selbst, daß St.-Pierres Meisterwerk „Paul und Virginia“ ihn in die Zone begleitet habe, der es seine Entstehung verdankt, und daß es viele Jahre lang von ihm und seinem Freunde Bonpland mit unverändertem Genuß gelesen worden sei. Kosmos 2, 67.

3) Ratzel, Die deutsche Landschaft. Deutsche Rundschau. 22. Jahrgang, 12. Heft. S. 363.

Jede Landschaft vermag das Interesse der Reisenden zu fesseln, so daß Ansichten selten sind, wie die L. von Buchs, der von der „traurigen, geistlosen" Landschaft zwischen Berlin und Hamburg und den „charakterlosen" Gegenden bei Drontheim spricht (vgl. S. 24), oder wie die Krusensterns, der die Küste Sachalins als eine „durch ihre gefährliche Einförmigkeit ihm schon zum Ekel gewordene Sandwüste bezeichnet" (2, 153). Bezeichnend ist, daß die Reisewerke beider Männer noch dem ersten Jahrzehnt angehören.

Zwar haben noch nicht alle Reisenden die Schönheit auch der Wüstenlandschaft erkannt; Ehrenberg weiß nichts von ihr zu berichten, als daß die „ungeheure, vollkommene Ebene nichts als totes Gestein bei unbegrenzter Aussicht in überall endlose Formen zeigt" (1, 117); auch Rüppell findet die Thalniederungen und Wüstensteppen am oberen Nil „höchst uninteressant", und er kann seine Verwunderung nicht verhehlen, daß die „abschreckendste, meist ganz vegetationslose Wüstenei" doch zu wiederholten Malen von Reisenden beschrieben worden sei (Nubien S. 269); Prokesch behauptet gar, daß die Wüste zu beiden Ufern der Nilkatarakte, „als wisse sie, ungesehen zu bleiben, nur ihre nackte Häßlichkeit auslege" (S. 16); dennoch sind solche Verkennungen der Wüstenschönheit, wie gesagt, selten. Man findet vielmehr — und noch mehr scheint dies nach den Untersuchungen von Moebius in den englischen Reisewerken der Fall zu sein —, daß die Wüste diejenige Landschaftsform ist, die den Reisenden noch am häufigsten zu einigen Bemerkungen auffordert, so daß man sie nicht mit Unrecht geradezu als die „Schule der Naturbeobachtung" bezeichnet hat.[1] Das Auge des Reisenden wird geschärft; es begrüßt mit Freuden die unscheinbarste Pflanze, welche die Einförmigkeit des sandigen Bodens belebt; es bemerkt jeden Hügel, der die weite trostlose Fläche unterbricht; es beobachtet die geringste Veränderung im Charakter der Landschaft und sucht eifrig nach den ersten Anzeichen, welche die sehnsüchtig erwartete Oase verkünden. Wir haben bereits auf Lichtensteins treffliche Schilderung der Karroo hingewiesen (vgl. S. 23). Aber auch Heinrich Barth vermag sich der Schönheit der Wüste nicht zu verschließen. In der Mitte der so übel berüchtigten Wüste von Tintumna hatte er Gelegenheit, die unermeßliche Fläche dieses „offenen Wüstenmeeres" zu übersehen, dessen Anblick durch aufgewirbelte Sandwolken noch wilder erschien. Es ist in erster Linie ihre Unendlichkeit und Unbegrenztheit, ihre einsame Öde, welche das Gemüt des Reisenden ergreift, so daß er bekennen muß, die Wüste habe ungeachtet ihrer Einförmigkeit doch etwas „Unaussprechlich-großes" und sei

---

[1] Moebius, S. 18.

wohl geeignet, dem Menschen das Bewußtsein seiner eigenen Nichtigkeit tief einzuprägen (5, 416).

Nicht weniger fesseln der Zauber der Beleuchtung und die Fülle der Farben, welche die Sonne oder das Mondlicht über die weite Fläche ausgießt, sowie die Pracht des Wüstenhimmels das Interesse der Reisenden. Einst brachte der Fürst Pückler-Muskau die Nacht auf der Höhe eines Sandhügels zu. „Der Sonnenuntergang spielte an diesem Abende unter den hohen Palmen mit unnachahmlichen Farben. Der ganze Himmel scheint ein zerflossener Regenbogen, in dessen Mitte die junge Mondsichel nicht gelb wie bei uns gleich einem Eidotter, wie Schefer singt, sondern brennend smaragdgrün wie ein Goldkäfer glänzte. Auch der Nil rollt heut' nur bunte Wellen, und selbst der graue Wüstensand hatte sich in Rosa- und Silbersand verwandelt."[1] Eine ähnliche Freude an den Schönheiten der Wüstenlandschaft weht in der Schilderung Russeggers: „Der Mond leuchtete im intensivsten Lichte am dunkelblauen, klaren Himmel. Die südlichen Sternbilder funkelten mit einem Glanze, der in unserm grauen Norden unbekannt ist. Die nahen Berge warfen schwarze Schatten weithin über den gelben Sand der Wüste, die schweigend uns umgab .... Wir lernten einsehen, daß die Wüste nicht allein Schrecken, sondern auch unendlich viel Schönes und Erhabenes an sich hat und begreifen es, warum der Araber und Nubier sie nicht minder liebt als der Gebirgsländer seine Berge. Wer die Wüste nie durchwanderte, ihre Schrecken nicht kennt, kennt aber auch nicht das Schöne, das sie darbietet, und unter dem ihr reiner Sternenhimmel, das glänzende Licht ihrer Mondnächte obenan stehen" (2, 420).

Wir nannten die Wüste eine Schule der Naturbeobachtung. Noch mehr aber liegt im Verfolgen des Wechsels und der Steigerung landschaftlicher Eindrücke ein großes erzieherisches Moment. Vor allem ist es der Abstand der verschiedenen Vegetationsformen, der die Aufmerksamkeit des Reisenden erregt und ihn näher zuschauen heißt.

Da wo der flache Boden genügend Feuchtigkeit findet, dehnt sich die Steppe aus, die Goebel noch nicht zu schildern versteht (vgl. S. 15). Er berichtet z. B. nur, daß dieselbe, die bisher eine schwach gewellte Beschaffenheit hatte, sehr hügelig wurde und zu beiden Seiten des Weges hohe, kahle Sandberge sehen ließ. Die Steppe bestand in einem grasigen, festen Sandboden, mit Ausnahme der salzigen Stellen, wo sich in der Regel Thonboden findet (1, 83). Ganz anders Koch. Er vergleicht die ausgedehnten Steppen der Kabardah (bei Wladikawkas) mit ähnlichen Landschaftsformen anderer Erdteile und

---

[1] Aus Mehemed Alis Reich, 3 Bände. Stuttgart 1844. 2, 305.

sucht eine größere Anschaulichkeit zu erzielen, indem er schreibt: „Die Wiesen — wenn ich mich des Namens für diese mit Kräutern und Gräsern dicht bewachsenen Gegenden, wo man, ohne sich niederzuwerfen, sich leicht verstecken kann, bedienen darf — unterscheiden sich von den unseren hinlänglich durch ihre Höhe und die größere Mannigfaltigkeit der Pflanzen, unter denen Gräser und Schmetterlingsblütler nicht so häufig vorkommen. Mehr ähneln sie den Steppen Ciskaukasiens und Südrußlands in der Zeit, wo durch den Wassermangel die Sonne den dortigen Boden noch nicht verbrannt hat" (1, 250).

Der Steppe durch ihre Einförmigkeit verwandt erscheinen im nördlichen Sibirien die Tundren, die, wie Wrangel berichtet, nur an dem Übergang der hügeligen Höhenzüge noch einige dürftige Lärchenbäume aufweisen. „Sobald man die schützenden Berge hinter sich hat, findet man sich plötzlich in einer höchst traurigen Wüste. Mit jedem Schritte werden die wenigen hier noch wachsenden Lärchenbäume niedriger und verkrüppelter, bald hören sie ganz auf und man sieht nur noch kleines Sandweidengebüsch und Zwergbirken, die kaum die Höhe eines Fußes erreichen. Größtenteils ist der Boden ganz nackt, und nur hie und da wächst falbes Moos und undichtes, niedriges, vom Frost gelb gewordenes Gras" (2, 96). Meisterhaft ist die Schilderung der hohen Taymir-Tundra, wie sie Middendorf an Ort und Stelle für seinen Reisebericht an die Petersburger Akademie entwarf und die uns doppelt bedauern läßt, daß er in sein großes Reisewerk nicht mehrere solcher Schilderungen aufgenommen hat. „Auf dem trockenen, festen Boden des hochwelligen Landes fußt eine karge Pflanzenwelt, nicht vermögend, den als Grundlage dienenden, lehmigen Geröllsand zu verhüllen. Moos und Sauergräser bilden die Decke der Oberfläche, welche, weil sie eben nur fleckweise und nicht ununterbrochen gleich unserem Rasenboden bewachsen ist, wie mit schwarzen Hümpeln bedeckt erscheint . . . Die schon bei Eröffnung des Sommers halb abgestorbenen, brandgelben Spitzen der Binsen, Riede und des Wollgrases stechen nur unbedeutend von der Moosdecke ab; nur unrein, wie durch einen Flor schimmert die untere grüne Hälfte des Grases hervor . . . . Auf orographisch gleichförmig gestalteten Flächen gewinnt das häßliche Äußere der Tundra das Ansehen ödester Einförmigkeit; es ist ein Gähnen erregender Anblick, den der Maler nicht besser in Farben wiederzugeben vermag, als durch einen über das Papier geschmierten, schmutziggrüngelben Pinselauswisch. Ertötend eintönig ist dieser Anblick der flachen Tundra im weiteren Umkreise. Endlos, unbegrenzt verliert sich der Horizont in unerreichbare Fernen: keine Abwechslung, kein Schatten, keine Nacht. Licht, Wind und Schall werden durch nichts aufgehalten; überall weht es, überall ist es un-

heimlich still und stumm und farblos; matt, siech, entnervend ist dieser Anblick, unter dessen Einfluß der Mensch zum in sich gekehrten, stumpfen Samojeden herabsinkt" (4, 730 ff.).

Selten ist eine Landschaft so oft gewürdigt worden als die Savannenlandschaft. Schon Eschwege weist, angeregt durch Humboldts treffliche Schilderung, auf den Uebergang der hohen Gebirgswälder in die offeneren Campos Südbrasiliens hin, die als „Grasland mit eingestreuten Holzgewächsen"[1] eine Abart der Savanne bilden. „Das Auge, das zwischen hohen Wäldern auf eingeschränkten Gesichtspunkten zu ruhen gewohnt war, erblickt offenere Gegenden und Grasfluren, der Wald verliert sich nach und nach zu den Seiten, und es erscheinen ausgedehnte, kahle Berghöhen, so weit das Auge nur reichen kann" (2, 118). Ähnlich schildert der Prinz zu Wied-Neuwied die Campos geraes, welche sich als offene, meist waldlose Ebenen oder sanft abgerundete Höhen über weite Flächen ausdehnen, nicht selten von den eingeschnittenen Flüssen durchzogen werden und fast überall mit hohem, trockenem Grase und einzelnen eingestreuten Sträuchern bedeckt sind (2, 179). Am Berge von Almeirim, der nur eine Stunde nördlich vom Ufer des unteren Amazonenstromes entfernt liegt, schaut Martius „in eine lichte Grasflur hinaus, welche in ihrer Physiognomie die größte Ähnlichkeit mit den Campos agrestes bei Piauhy darstellt. Große, graugrüne Grasbüschel, mit mancherlei blütenreichen Kräutern bewachsen, stehen weit auseinander auf dem ungleichen Boden aus aufgelöstem, braunem Sandstein. In den Niederungen der Flur sind hier Brüche von geringer Ausdehnung, ebenfalls mit Gras bedeckt, dort inselförmige Gruppen mit Gebüschen (3, 1325).

Eine besondere Art der Savannenlandschaft lernte Richard Schomburgk in den Sumpfsavannen von Guiana kennen. „Kaum waren wir dem Kamwata (einem Küstenflusse nördlich vom Essequibo) nicht lange gefolgt, als sich plötzlich der Wald vor uns öffnete und eine ungeheure, breite Wasser- und Sumpffläche vor uns lag .... Die ausgebreitete Fernsicht über die grüne, saftige, trügerische Matte und ein glatter Wasserspiegel that dem Auge um so wohler, als unser Gesichtskreis nun bereits seit drei Monaten auf den flachen, von Bäumen und einem schmalen, bald durch eine Biegung begrenzten Flußspiegel beschränkt gewesen war .... Tausend und abertausend Crinums ragten mit ihren glänzendweißen Blüten über die leicht gekräuselte, spiegelklare Fläche hervor, während eine Menge zerstreuter Palmen- und Laubholzgruppen freundliche Feeninseln bildeten" (2, 233).

---

[1] Supan, Grundzüge der physischen Erdkunde. Leipzig 1896. 2. Auflage. S. 612.

Den Übergang von der Savanne zur geschlossenen Waldvegetation bildet die Parklandschaft, wie sie Heinrich Barth im Innern Afrikas schilderte. Um Wiederholungen zu vermeiden, sei hier nur auf die bereits oben erwähnte Schilderung der nördlichen Provinz Kano hingewiesen (vgl. S. 44).

Ebenso können wir uns auch Darstellungen des Urwaldes ersparen, indem wir an dieser Stelle auf die Schilderungen bei Wied (vgl. S. 26), Chamisso (vgl. S. 21 ff.), Martius (vgl. S. 28 ff.) und Poeppig (vgl. S. 35 ff.) verweisen. Besonders die Schilderung des Waldes bereitet den Reisenden große Schwierigkeiten; nur selten gelingt es ihnen, in einem farbenprächtigen Bilde einen Begriff der üppigen Vegetation des Urwaldes zu geben. Die meisten erschöpfen sich in der Zeichnung der Umrisse, indem sie über eine Darstellung des allgemeinsten Gesamteindruckes nicht hinauskommen; sie sind nicht im stande, auch die Einzelheiten herauszuheben, die aus der geschlossenen, einförmigen Wand, als welche der Wald gewöhnlich erscheint, hervortreten und sich als einzelne Individuen im Gesamtbilde geltend machen. Richard Schomburgk entgehen die mächtigen Laubkuppeln der Mora excelsa nicht, die den Gipfelpunkt der Vegetationsformen bezeichnet, welche die Tropenzone hervorzubringen vermag, und die darum von den Indianern als der „Häuptling der Wälder" bezeichnet wird. In gewaltigen Linien erheben sich ihre majestätischen Kronen über die ebene Fläche, welche die übrigen Bäume des Urwaldes bilden, so daß der Reisende im fernen Hintergrunde eine Reihe grüner Hügel zu erblicken glaubt, die sich erst in der Nähe in einzelne Gipfel der Morabäume mit einer Höhe von 150—160 Fuß verwandelten (1, 190). Poeppig umging diese Schwierigkeiten der Waldschilderung, indem er den Leser selbst in den Urwald hineinführte, um ihn mit dem innersten Leben desselben bekannt zu machen (vgl. S. 35 ff.), während Martius in die einförmige, „monoton wirkende Masse der Waldungen", welche die reinlichen Sandufer des Rio Negro wie eine Mauer umgeben, dadurch Mannigfaltigkeit und Abwechslung zu bringen sucht, daß er auf die zahlreichen Bäche und Flüsse hinweist, deren Thäler gleichsam einen Blick in das geheimnisvolle Dunkel, in das rege Leben eröffnen, das der Urwald in seinem Innern birgt (1, 302).

Mit seltener Beobachtungsgabe verfolgt Poeppig die Veränderung der Waldvegetation an den Abhängen der Anden. So weit das Auge reicht, sind die Thäler mit einem einzigen, dunklen Walde erfüllt, der sich an den Bergen bis in die Höhen emporzieht, in denen die verminderte atmosphärische Wärme sein üppiges Wachstum beschränkt und alle Stämme kurz und niedergedrückt erscheinen. Diese eigentümliche Baumvegetation, die zugleich die oberste und

äußerste Grenze des Waldes bildet, wird von dem Peruaner La ceja de la montana, die Braue des Waldes, genannt. Sie zeichnet sich trotz ihrer Höhe noch immer durch ihre unbeschreibliche Dichtigkeit der Massen, durch völlige Undurchdringlichkeit weiter Flächen aus. Da, wo die Schneiden und Gipfel den Bäumen nur selten Nahrung in hinreichendem Maße zu geben vermögen, beginnen diese im umgekehrten Sinne zu wachsen. Der dicke, knotige Stamm wird kaum zwei Klafter hoch und breitet sich in vielfach gedrehte Äste aus. Er sendet eine Menge Luftwurzeln über die Felswände hinab und sucht wie mit Fühlern nach seiner Nahrung umher .... Nicht selten windet sich ein kurzer, dicker Baumstamm so um den andern herum, daß es scheint, als wolle er ihn aus Neid nach dem Abgrunde zu drängen, gleichsam als sei er im Kampfe um die wenigen Fuß der nahrungsreicheren Oberfläche eines schmalen Felsenkamms begriffen (1, 160 ff.).

Bildet der Boden den ersten und wesentlichsten Gegenstand der Naturschilderung, so darf doch auch der Einfluß des Wassers auf die Gestaltung der Landschaft nicht vergessen werden. Fast in allen äußeren Formen der festen Erdoberfläche erkennt der Naturforscher die zerstörende, ausgleichende oder bauende Thätigkeit des Wassers; in der Pflanzendecke erscheint es als die Ursache alles Naturlebens. Vor allem aber konnten die größeren Ansammlungen des Wassers als ein wesentliches Element im Landschaftsbilde nicht lange übersehen werden. So trägt die unzählige Menge von Landseen, mit denen die weiten Ebenen des nördlichen Sibiriens besäet sind, wie Wrangel berichtet, viel dazu bei, die Landschaft recht freundlich zu machen (1, 147). Auch L. von Buch freut sich an den „glänzenden Seen", welche die einförmigen, sumpfigen Flächen im nördlichen Schweden auf eine angenehme Weise unterbrechen, während der Lauf eines Flusses dazu dient, den Blick durch das „sonst gehaltlose Detail von Morästen und Bäumen zu leiten" (2, 210). Das Auge folgt mit größerer Aufmerksamkeit dem Zurückweichen und Vordringen der Bogenlinien des Flußlaufes, in denen sich gewissermaßen die ganze Bewegung des fließenden Wassers ausspricht; es läßt sich gern in seinen Windungen bis an den Horizont hinausführen, an den ein leuchtender Punkt das Ende des Silberbandes bezeichnet.

Da wo das Wasser ruhig zwischen den Ufern dahinfließt, oder in größeren Mengen als Seen sich angesammelt hat, verleiht es durch seine Nachgiebigkeit, mit der es sich in alle Formen schmiegt und ihre Unebenheiten ausfüllt, dem ganzen Landschaftsbilde einen weichen Zug, der den Charakter desselben wesentlich mildert. Ganz anders ist die Wirkung auf den Beschauer beim Anblick des Kampfes,

in welchem die rasch dahinströmenden Wassermassen großer Ströme oder die an den Felsen brandenden Meereswogen jedes Hindernis zu beseitigen suchen. Dem gewaltigen Eindruck solcher Naturscenen kann sich selbst der sonst so nüchterne Robert Schomburgk (vgl. S. 38) nicht entziehen. Er bezeichnet es als die „schönste und malerischste Scene“ seiner ganzen Reise, als er am Essequibo den ungeheuren Wassermassen zuschaute, die, umgeben von der Vegetation des Urwaldes, über einen 14 Fuß hohen Abhang jäh herabstürzten (S. 129). „Tief ergriffen vom Schauder einer wilden Einsamkeit“ zeichnet Martius die Arara-Coarafälle, die den westlichsten Punkt seiner Reise bildeten. „Der Strom (Jupura) hat hier einen Berg durchbrochen, windet sich von NW her durch die steil abgeschnittenen Granitwände und stürzt beim Austritt aus der Schlucht donnernd und in Schaum aufgelöst über aufgetürmte, kolossale Felsenmassen. Der Fall, dessen Höhe vom Eintritt des Stromes in die Schlucht bis zum ruhigen Wasser unterhalb derselben 60 Fuß betragen mag, bot bei der damaligen Entleerung ein minder großartiges Bild des siegreichen Elements, vielleicht aber war es um so wilder und düsterer“ (3, 1256). Beim Besuche der Carolineninseln durchwatete Kittlitz eine Untiefe zwischen Lugunor und Funoar. „Der Weg war reich an malerischen Schönheiten höchst eigentümlicher Art .... Die lange Kette von Brandung bot hier ein minder abwechselndes, als erhabenes Schauspiel dar. Bald sah man die tiefblauen Wellen des Ozeans mit entsetzlichem Getöse sich an den aufgerichteten Felsen brechen, unter hochaufspritzenden Massen von weißem Schaume, deren Staubteilchen sich über die Gegend verbreiteten, bald rollten sie wie ein ungeheurer Gießbach über große Flächen daher, das kleinere Gestein mit sich fortwälzend“ (2, 107).

Neben dem Boden, der in keiner Landschaft fehlt, und dem Wasser, das in den meisten als wesentliches Element hinzutritt, erscheint als dritter Gegenstand der Naturschilderung der Himmel, der „Inbegriff von Luft und Licht“, wie Carus ihn bezeichnet.[1]) Er gehört mit zum unerläßlichsten und herrlichsten Teile der Landschaft überhaupt, indem er alle Einzelheiten derselben wie mit einem unsichtbaren Bande verbindet und diese erst in die Stimmung taucht, welche das Bild als einheitliches Ganze erscheinen läßt und die mit undefinierbarer Gewalt auf das Gemüt des Naturfreundes wirkt. Ein heiterer oder bewölkter Himmel verleiht jeder Landschaft ihr eigenartiges Gepräge. Eine Landschaft, über welche ein reiner, blauer Himmel sich wölbt und über die nur leichte, duftige Cirruswolken

[1]) Carus, Briefe über Landschaftsmalerei. Leipzig 1835. S. 51.

hoch in den Lüften dahinschweben, nennen wir heiter; ihre Grenzen erscheinen bis in die äußersten Fernen hinausgerückt, welche unser Auge noch erreichen kann. Sie erweckt in dem Beschauer das Gefühl des Friedens, der stillen Sehnsucht nach dem Ewigen. Eine düstere, schwermütige Stimmung dagegen ruht über der Landschaft, die von einem einförmigen, grauen Wolkenschleier bedeckt ist oder über welcher der Sturmwind sein wildes Spiel mit den tiefschwarzen, massigen Gewitterwolken treibt.

Im ganzen und großen finden wir in den Naturschilderungen nur selten ein rechtes Verständnis für die hohe Bedeutung, die Himmel und Wolken und die durchleuchtete Atmosphäre für den Gesamteindruck eines Landschaftsbildes haben. Anfänglich ist es nur das Furcht einflößende Schauspiel der vom Sturm gepeitschten Wolkenmassen, welche den Reisenden vom Erdboden, auf dem bisher sein Blick zu haften gewöhnt war, auch zum Firmament aufschauen ließ. So macht Arndt auf die „dunklen Wolken und die Blitze aufmerksam, welche die ganze Gegend mannigfaltig zu verdunkeln und zu erleuchten anfingen“ (4, 16). Er fühlt zwar den Einfluß der Wolken auf den Charakter der Landschaft, zu schildern vermag er sie jedoch nicht. Erst A. von Humboldt wies auf die Notwendigkeit der Darstellung der „Himmelsbläue, der Wolkengestaltung und des Duftes, der auf der Ferne liegt“ als derjenigen Elemente hin, welche den „Totaleindruck einer Gegend“ bestimmen helfen (vgl. S. 9). Er selbst gab jedoch seltsamer Weise in seinen „Ansichten“ nur wenige Bemerkungen über die Wolkenbildungen des tropischen Himmels,[1]) unter dem er doch so lange gelebt hatte; er spricht viel öfter von der „nie bewölkten Sonne“ oder vom „nie bewölkten Himmel“.[2])

Im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts wächst das Verständnis für die Darstellung der Wolken. Am Pik von Teneriffa schaut Chamisso „dem Schauspiel der Wolken und der Abendsonne zu, wie jene sich unten am Gestade bildeten und am Abhange des Gebirges bis zum Gipfel hinaufzogen, dessen vom frisch gefallenen Schnee blendend weiß gefärbtes Haupt hoch über die wallenden Nebel herausschaute (1, 60). Ueber die Gestalt der Wolken berichtet Chamisso eben so wenig wie Meyen, der auf der Fahrt nach den Falklandsinseln „die Wolkenbildung beobachtete, die scheinbar aus der See emporstieg, während am Himmel sich Nebelmassen anhäuften, die leicht gekräuselt sich auf die See herunter zu ergießen schienen“ (1, 126). Dagegen übersieht derselbe Reisende nicht die Farben der Wolken, welche den

---

[1]) Es ist dies um so überraschender, wenn man Goethes Wolkenstudien (nach Howard) bedenkt, die Humboldt sicher nicht unbekannt geblieben sind.

[2]) Oertel, S. 68.

Vulkan von Arequipa einhüllten. „Das Weiß derselben färbte sich blau und ging später ins Rote über“ (1, 352).

Besonders trägt die Beleuchtung durch die auf- oder untergehende Sonne dazu bei, die Aufmerksamkeit auf die Wolken zu lenken. Einen herrlichen, während der Regenzeit seltenen Anblick genießt Rich. Schomburgk an den Sarata-Fällen (am oberen Rupununi). „Die Sonne, beleuchtet von golden umsäumten Wolken, verschwand glühend hinter dem Cursatogebirge, dessen Abhänge bereits in einen grauen Schleier eingehüllt lagen, während die scheidenden Strahlen noch lange seine Gipfel küßten .... Im Norden aber säumten noch dunkle Wolkenmassen den Horizont, die durch die eben aufsteigende Mondscheibe nur noch schwärzer und dunkler erschienen“ (2, 377). Eine der glänzendsten Schilderungen des Himmels und seiner Wolken mit allen Veränderungen im Laufe eines Tropentages giebt Martius, auf dessen Beobachtung ihn mitten im Ozean die Gegenstandslosigkeit der „Landschaft“ von selbst hinwies. „Glänzend taucht am Morgen die Sonne aus dem Meere auf und vergoldet die den Horizont umlagernden Wolken, welche bald darauf in großartigen und mannigfaltigen Gruppen dem Zuschauer Continente mit hohen Gebirgen und Thälern, mit Vulkanen und Meeren, mythologische und andere wundersame Gebilde der Phantasie vor Augen zu führen schienen. Mit dem höher steigenden Gestirn des Tages kleidet sich der Himmel in ein reines, ätherisches Blau, bis gegen Mittag eine fahle, blaß schimmernde Wolke erscheint, der Herold eines plötzlich hereinbrechenden Gewitters. Taucht dann die Sonne allmählich an dem bewölkten Horizont herab, so kleiden sich Meer und Himmel in ein neues, über alle Beschreibung erhabenes Prachtgewand und strahlen noch bunter von der Oberfläche des Wassers zurück. Nach anhaltendem Wetterleuchten am grauen Horizont nimmt der Tag Abschied, während sich der Mond aus dem unabsehbaren Ozean still und feierlich in den nebellosen oberen Weltraum erhebt“ (1, 75 ff.).

Es ist fast selbstverständlich, daß eine Farbenpracht, wie sie gerade die von der Sonne oder dem Mond beleuchteten Wolken in den Tropen bieten, zu Schilderungen derselben auffordern. Derartige Herrlichkeiten entgehen auch einem stumpfen, für Naturschönheiten wenig empfänglichen Auge nicht. Darin aber erkennen wir deutlich die Kunst der Naturschilderung, daß sie auch die Erscheinungen eines unfreundlichen Himmels der Betrachtung wert hält. Einen solchen lernte Poeppig bei seinem ersten Blick auf die Küste Perus kennen. Der blaue Himmel, welcher über dem offenen Ozean lacht, weicht plötzlich „einem Dunstgewölbe, welches immer dichter werdend, zuletzt als Nebel alles umfängt. Vorzugsweise ruht diese graue, dem Blick undurchdringliche Masse über dem unfernen Land und bleibt als

unzerreißlicher Streifen auch dann noch liegen, wenn auf dem Ozean die Mittagssonne den finsteren Mantel durchdrang .... Indessen bietet selbst dieser Himmel Erscheinungen, die dem aufmerksamen Beobachter Vergnügen machen können. Die Nebel liegen selten als starre und unbewegliche Massen auf dem Festlande, sondern sind in einer wallenden und wogenden Bewegung begriffen, die den bleich hervorbrechenden Sonnenstrahlen Gelegenheit giebt, die sonderbarsten Färbungen und Täuschungen zu erzeugen" (2, 5).

Vor allem ist es der nächtliche Sternenhimmel, der als eine der hervorragendsten Naturschönheiten unter den Tropen von den Reisenden geschildert wird (vgl. Russegger S. 64). Fürst Pückler-Muskau richtet, wenn er des Anblickes der Wüste müde ist, der er sonst so manchen Reiz abzugewinnen weiß (vgl. S. 64), seinen Blick nach dem „in dieser Zone doppelt glanzvollen Sternenheer, von dem Licht und Gedanken in unendlicher Fülle auf den einsamen Wanderer niederströmen."[1]) Die Dunkelheit der Nacht und die Abwechselung und effektvolle Verteilung der Massen am südlichen Sternenhimmel haben für Kittlitz einen viel eigentümlicheren Reiz als die sternenhellsten Nächte der nordischen Heimat. „Namentlich ist der Kontrast, welchen die schimmernde Milchstraße sowohl mit den dem unbewaffneten Auge sternenleer erscheinenden benachbarten Räumen, als mit den ebenso nahe liegenden Fixsternen erster Größe bildet, von unvergleichlicher Wirkung" (1, 55). Unter den Sternbildern ist es wiederum das des südlichen Kreuzes, dessen herrlichen Glanz Kittlitz hervorhebt und dessen Anblick auch Martius mit „unbeschreiblicher Freude" erfüllt (1, 74).

Die Wirkung des tropischen Nachthimmels auf das Gemüt liegt nicht allein in dem prächtigen Anblicke, den die glänzenden Lichtmassen auf dem tiefblauen Grunde bieten, sie ist nicht weniger begründet in der eigentümlichen Beleuchtung, die sein Licht über die Erde ausgießt. Welch hohe Bedeutung der Beleuchtung in der Landschaft zukommt, erkennt schon Georg Forster, wenn er sie als ein „Geschenk des Himmels, das er nur seinen Lieblingen spendet", bezeichnet,[2]) und A. von Humboldt behauptet sogar in seinem Aufsatze über die Wasserfälle des Orinoko, daß der „Eindruck, welchen die Natur in uns zurückläßt, minder durch die Eigentümlichkeit der Gegend, als durch die Beleuchtung bestimmt wird, unter der Berg und Flur bald bei ätherischer Himmelsbläue, bald im

---

[1]) Aus Mehemed Alis Reich 2, 331.

[2]) Georg Forster, Briefe und Tagebücher von seiner Reise am Niederrhein, in England und Frankreich im Jahre 1790. Herausgegeben von Leitzmann. Halle 1893. S. 5.

Schatten tiefschwebenden Gewölkes erscheinen".[1]) Dennoch zeigt es sich in der Darstellung von Licht und Schatten, daß man diese zwar schon früh erkannte, daß man sie aber erst verhältnismäßig spät zu würdigen verstand. Link übersieht den Mond nicht, der das Thal und die reißenden Bergströme der Sa. do Gerez (Portugal) erleuchtete, er vermag aber nicht die eigentümliche Wirkung seines Lichts zu schildern, während er ausdrücklich auf die künstliche Beleuchtung durch die hellen Fenster der zerstreuten Häuser aufmerksam macht, welche die „wilde Landschaft nicht wenig ermunterten" (2, 81). Nicht viel mehr erfahren wir, wenn Schubert von der „ganz besonderen Beleuchtung" spricht, welche die Sonnenstrahlen auf der Meeresfläche hervorrufen,[2]) oder wenn Robert Schomburgk hervorhebt, daß einzelne Sonnenstrahlen, die durch die dunklen Wolkenmassen ihren Weg fanden, das „mannigfaltigste Licht" über die Landschaft am Essequibo hinwarfen, wodurch die Schönheit derselben nur noch erhöht werde (S. 129).

Am deutlichsten zeigt sich der Einfluß der Beleuchtung in der Gebirgslandschaft. Diese erscheint dann am schönsten, wenn ihre Formen durch günstigen Schattenwurf, durch den Gegensatz großer Licht- und Schattenseiten deutlich und verständlich werden, während im hellen Mittagslichte, wenn in den Tropen so gut wie keine Schatten fallen, die Naturfarben der Gegenstände so hervortreten, daß die Formen und Umrisse der einzelnen Objecte, wenn nicht ganz unkenntlich werden, so doch dem Landschaftsbilde einen unruhigen, verschwommenen Charakter verleihen. Dies fällt bereits Kittlitz auf, wenn er darauf hinweist, wie Tropenlandschaften sich besonders in den Morgen- und Abendstunden am vorteilhaftesten zeigen, während die senkrechte Mittagsbeleuchtung zu wenig Schatten wirft, um die Umrisse deutlich unterscheiden zu können (1, 74). Daß die Beleuchtung durch Kontrastwirkungen das Landschaftsbild zu beleben vermag, erwähnt Lichtenstein, als er beim Durchzug durch die Gebirgspässe südlich der Karroo beobachtete, wie die aufgehende Sonne die hohen Kuppen der Berge vergoldete und die Profile der Gebirgsformation scharf gegen den Himmel abzeichnete, während in der Tiefe der Schluchten noch die Dämmerung ruhte und nur der von oben hereinfallende Widerschein des Morgenlichts magische Schatten auf die kahlen, rissigen Felswände warf (1, 204). Poeppig wird nicht müde, die Erscheinungen zu beobachten, die von den verschiedenen Brechungen des Lichts an den Wänden des Vulkans von Antuco hervorgebracht werden. Zu jeder Tageszeit ist der Anblick dieses Berges neu; allein

[1]) A. von Humboldt, Ansichten 1, 252.
[2]) Schubert, Frankreich ꝛc. 2, 267.

am interessantesten erscheint er, wenn die Sonne hinter ihm aufgeht und seine regelmäßigen Umrisse vergoldet, oder wenn die Abendsonne ihn erleuchtet, nachdem sie von Antuco längst Abschied genommen hatte (1, 364).

Der Untergang oder Aufgang der Sonne ist überhaupt ein beliebtes Thema der Naturschilderung jener Zeit, zu dem die Reisenden zweifellos die Anregungen der zeitgenössischen Dichtung verdanken.[1]) Unwillkürlich erinnern jene herrlichen Schilderungen an Jean Pauls „Titan“ oder an Tiecks „Sternbald“, wo dem Leser kein einziger Sonnenauf- oder -untergang geschenkt wird, nur daß die Schilderungen in den geographischen Reisewerken sich durch ihre objektivere Darstellung vorteilhaft auszeichnen. Die Brücke zwischen den Dichtern und den Naturschilderern bildet in dieser Hinsicht Fürst Pückler-Muskau, der an der englischen Küste bei Brighton in dem Anblicke der untergehenden Sonne schwelgt. „Das majestätische Gestirn war so in rosenrote, transparente Nebel eingehüllt, daß es keine Strahlen mehr warf, dagegen in der intensivsten Glut einem dichten Goldklumpen glich, der, als er das Wasser berührte, langsam zu schmelzen und einen großen Teil des blauen Meeres zu überfließen schien. Endlich verschlang der Ozean den feurigen Ball. Die brennenden Farben verblichen aus Rot zu Violett, dann nach und nach zu weißlichem Grau, und in der Dämmerung rauschten die Wogen, vom Abendwind getrieben, pfeifend gegen den flachen Strand.“[2]) Schon viel anschaulicher ist eine Schilderung des Sonnenuntergangs bei Junghuhn, der diesen nur deshalb beschreibt, „weil er die Beschaffenheit der Seeluft zwischen den Wendekreisen so sehr charakterisiert“. Besonderes Gewicht legt er auf die Darstellung der merkwürdigen Abstufung der Farben, die er unter diesen Breiten mit einigen Schattierungen fast täglich bewundern konnte. „Zu unterst ruht auf dem Horizont ein tiefer, dunkelbrauner Streifen, dann folgt ein schwefelgelbes Licht, dann ein weit verbreitetes Rosenrot, dann ein Lilafarben, welches allmählich in die Azurbläue des Zeniths überfließt. Zusehends, je tiefer die Sonne unter den Horizont sinkt, steigt diese Rosenröte tiefer und schmilzt zuletzt mit dem dunkler werdenden Gelb in ein Orangerot zusammen. Noch lange glänzt dies am westlichen Horizont, während sich wegen der äußerst kurzen

---

[1]) Daß jedoch die Schönheit dieser Naturerscheinung nicht immer gewürdigt worden ist, zeigt Hermes in seinem Roman „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“ (1769—1773). Nachdem er daselbst in wenigen Zeilen einen Sonnenaufgang geschildert hat, entschuldigt er sich „wegen dieser Extravaganz“ und bittet Leser und Kritiker, ja nicht glauben zu wollen, daß er nur „Bogen füllen“ wolle. E. Schmidt, S. 173, Anmerkung 99.

[2]) Briefe eines Verstorbenen 3, 348.

Dämmerung unter den Tropen der übrige Himmel rasch verdunkelt." Noch herrlicher gestaltet sich dieses Schauspiel, wenn die untergehende Sonne sofort von der hellen Mondscheibe abgelöst wird, so daß an der einen Seite des Schiffes noch das Abendrot in den Wellen sich spiegelt, die auf der andern Seite bereits im silbernen Mondlicht erzittern (S. 16).

Dies führt uns zugleich auf die eigenartige Wirkung, welche das bleiche Licht des Nachtgestirns auf den Anblick der Formen, sowie auf die ganze Stimmung einer Landschaft ausübt. Dem geheimnisvollen Zauber der Mondlandschaft vermag sich wohl kaum ein Reisender entziehen; „denn wie der die Erde umkreisende Mond den Pulsschlag der Gewässer der Erde, die Ebbe und Flut des Meeres bestimmt, so wirkt die Erscheinung des Mondlichtes mit sehr entschiedener Sicherheit auf den Herzschlag unseres Seelenlebens, auf das Gemüt."[1]) Die Ruinen des Amphitheaters zu Verona, „in dessen Klüften das Mondlicht schlief", erscheinen Thiersch wie von einer magischen Dämmerung umweht:[2]) für Prokesch wirkt beim Anblick der sandvergrabenen, altegyptischen Denkmäler dieser „Geisterschein" wie „Leichenglanz", die am besten den Werken einer längst versunkenen Vergangenheit ziemt,[3]) und in Poeppig ruft der Anblick des stillen Meeresspiegels, der nur durch den „glitternden Streifen des untergehenden Mondes" erleuchtet wird, die Bilder der romantischen Vergangenheit Chiles wach; er glaubt den langsamen, geisterhaften Zug der Heldengestalten der ersten Eroberer zu erblicken, beladen mit Verbrechen, aber unsterblich durch ihre großen Thaten (1, 105).

Noch herrlicher erscheint Rich. Schomburgk die Schönheit der Landschaft am unteren Essequibo, „wenn bei einem etwas bedeckten Himmel der Mond durch die dunklen Wolken sein magisches Licht über die Landschaft wirft, wenn er den majestätischen Strom mit einem silbernen Saume umgürtet und das Dunkel der waldreichen Inseln scharf begrenzt hervorhebt, wenn die Ufer düster neben den sanft das Licht wiederspiegelnden Wellen ruhen und ihre dunklen Schatten weit in das Silbermeer hinein werfen" (1, 305). Nachdem Wagner mehrere Nächte lang die schauervolle Größe eines aufgeregten Meeres gesehen, freut er sich doppelt über den „wohlthuenden Anblick einer stillen, mondbeglänzten See, auf welche die Silberkugel des Erdtrabanten, schräg über sie stehend, eine lange flimmernde Milchstraße zeichnet; mit dem höher steigenden Mond nimmt auch die Wirkung seines Lichtreflexes ab, bis die Seemilchstraße ganz ver-

---

1) Carus, S. 218.
2) Thiersch, Reisen in Italien seit 1822. Leipzig 1826. 1, 46.
3) Prokesch, Denkwürdigkeiten 1, 3.

schwunden ist und nur das hüpfende Gewimmel ganz winziger Wogen sich noch in seinem Glanze abfärbt" (Algier 1, 59).

Unter allen Reisenden ist Meyen der einzige, der auf die veränderte Stellung der Mondsichel aufmerksam macht, die am tropischen Himmel nicht in der gewohnten Lage, sondern in einer horizontalen Stellung oft genau über dem Kopfe des Reisenden erglänzt (1, 59).

Zur Beleuchtung der Landschaft ist nicht immer das direkte Mond- oder Sonnenlicht unbedingt erforderlich; es giebt bekanntlich auch Gewitterstimmungen und ähnliche düstere Situationen, die hervorragende schöne Momente bieten. Unter den Naturschilderungen vermag jedoch nur der Scharfblick eines Poeppig den eigentümlichen Reiz der indirekten Beleuchtung zu erkennen, wie sie gewissen Gegenden charakteristisch ist. Über der Campana de Quillota ruht zu Zeiten der größten Trockenheit im eigenartigen Schein, eine Art von schwer zu beschreibendem „roten Lichte", das die kahlen, rot gefärbten, scharfumrissenen Felsen noch deutlicher gegen den blauen Himmel abhebt (1, 88). Während des sogenannten „Indier-Sommers" in Baltimore erscheint die Luft fast ununterbrochen heiter, entbehrt jedoch völlig der Transparenz, so daß die Gegenstände, die kaum 20 Minuten entfernt sind, schon dasjenige Kolorit annehmen, welches sonst größere Entfernungen bezeichnet; die Schärfe der Umrisse geht jedoch keineswegs verloren und die Verdunklung an einem weit entfernten Horizonte ist kaum bemerkbar (1, 3).

Aus diesen Beispielen geht deutlich hervor, welch großen Einfluß die Beleuchtung auf die ganze Physiognomie einer Landschaft ausübt, indem sich mit dem wechselnden Stand der Sonne, mit der größeren oder geringeren Klarheit der Luft, mit der verschiedenen Bewölkung des Himmels sofort der Gesamtausdruck einer Landschaft ändert. Jede neue Beleuchtung gießt neue Farbentöne über die Natur aus. Es sind dies jedoch Farben, die ebenso schnell verschwinden, wie sie entstanden sind. Sie können daher zu den wesentlichen Merkmalen einer Landschaft kaum gerechnet werden und haben für die Schilderung nur einen vorübergehenden, keinen bleibenden Wert. Wenn wir im folgenden noch einmal auf die Farben in der Naturschilderung zurückkommen wollen, so handelt es sich um die charakteristischen, habituellen Farben in der Natur, wie sie durch die Lage eines Landes, seine Bodenbeschaffenheit, sowie durch Einflüsse des Klimas bedingt sind. Obwohl diese Farben zu den wesentlichsten Eigenschaften einer Landschaft gehören, so sind gerade sie erst spät gewürdigt worden, viel später als jene auffallenden, aber auch abwechslungsreicheren und

intensiveren Farben, welche die Tagesbeleuchtung erzeugte. Sie wurden um so leichter übersehen, als gewöhnlich die Gestalt und die innere Beschaffenheit der Naturgegenstände in erster Linie das Interesse der Forscher in Anspruch nahmen. Die Farbe erschien neben den anderen Eigenschaften nur als untergeordnetes Merkmal. In der Hauptsache erkannte man ihre Bedeutung erst, als einerseits pflanzengeographische Untersuchungen, besonders seit A. von Humboldt und L. von Buch, auf die Abstufung der Intensität und den eigentümlichen Charakter der Farben unter den verschiedenen Himmelsstrichen und in den verschiedenen Regionen der Gebirge aufmerksam machen mußten und als andererseits der Blick der Reisenden gelernt hatte, größere Gebiete zu erfassen, in denen nun auch die Wirkung der bleibenden Farben zu größerer Geltung kam.

Am Ufer des Mittelmeeres bei Cette erkennt Schubert jene grünlichblaue Farbe des Wassers wieder, welche der unserer Alpenseen gleicht, in die das tosende Wasser der Gletscherflüsse sich ergießt (1, 225). Eine durch die verschiedene Bodenart bedingte Färbung des Wassers beobachtet Martius am Oberlaufe des Yupura, der wieder mehr und mehr die trübe Erdfarbe zeigte, die er bei seinem Eintritt in den Solimoës (oberer Amazonas) bemerkt hatte (3, 1275). Mit besonderem Interesse schaut er dem seltsamen Kampfe zwischen den schwarzbraunen Gewässern des Rio Negro und den gelblichweißen des Solimoës zu, aus welchem nach etwa einer halben Stunde der letztere als Sieger hervorgeht (3, 1306). Ähnlich verfolgt Robert Schomburgk die Fluten des Essequibo, der seine Färbung nicht weniger als viermal wechselt. Sein anfangs dunkelbraunes Wasser wird nach dem Einfluß des Rupununi weiß und später durch den Siparuni rot gefärbt, bis ihm der Potaro seine ursprüngliche Farbe wiedergiebt, die vom Mazaruni und Cuyuni an wieder einen helleren Schein erhält (S. 148).

Den Farbencharakter der Mittelmeervegetation bezeichnet Grisebach, wenn er in seiner Schilderung der Prinzeninsel (bei Scutari) auf die „immergrünen Sträucher" hinweist, die zum Teil in frischer Blüte standen, so daß sich über das liebliche Grün ein weißer Schimmer ausbreitete, der mit dem roten Quarzfels der Insel trefflich harmonierte (1, 42). Wied macht auf das „frische Grün" aufmerksam, das die Urwaldlandschaft bei S. Salvador im Frühjahre schmückte und das von der rosenroten Färbung des jungen Laubes der Sapucaya-bäume auf das angenehmste unterbrochen wurde (1, 295). Die Intensität und Reinheit der Farben, wie man sie eben nur in den oberen Regionen der Hochgebirge antreffen kann, hebt Wagner in seiner Schilderung der Vegetation der Bergabhänge am Goktschaisee hervor, wo die Humusdecke, sobald der Schnee schwindet, zwar keine hohen, kräftigen Büsche, aber einen prachtvollen Teppich alpiner Blumen von

den mannigfaltigsten Farben hervorbringt. „Obwohl die Sonne erst seit wenig Tagen mit kräftiger Frühlingswärme schien, war doch namentlich in den thalförmigen Einsenkungen der Farbenschmelz der Blumen schon wunderherrlich, und das Lilablau der Iris, das kräftige Indigoblau der Gentiana, das blasse Himmelblau des Veilchens, das dunkle Purpurrot der Orchideen schimmerte neben dem Goldgelb der Ranunkeln und Primeln und neben dem Silberweiß des Cerastium" (S. 41).

Wo aus verschiedenen Ursachen keine Vegetation gedeihen kann, vermag die Natur auch an den kahlen Felsenwänden die herrlichsten Farbenwirkungen hervorzuzaubern, wie sie z. B. Poeppig im Krater des Vulkans von Antuco belauschte: „Von den braunen Wänden, deren Schichtung unverkennbar zu Tage trat, leuchteten breite Streifen alter, zinnoberroter Laven und anderemal schmalere, glänzend schwarze Fäden bald senkrecht, bald netzförmig über sie hin; hervorspringende Felsecken waren mit orangegelben Anflügen von Schwefeloxyden beladen, die bald als Krusten, bald als Stalaktiten und Traubenformen sich angesetzt hatten und auf dem dunkeln Grunde wie eine feine Zeichnung dastanden" (1, 420).

Besonders wertvoll ist die Darstellung derjenigen Farben, welche die ganze Landschaft charakterisieren und je nach Bodenbeschaffenheit, Vegetation und Klima in fast jedem Landstriche verschieden sind. Es ist meist eine bestimmte Grundfarbe, bald grün, bald weiß oder braun, welche in besonders hervorragendem Maße und fast in allen Naturformen des betreffenden Landes zur Geltung kommt. Deutschland ist z. B. ein Land der Wälder und Wiesen, also der „grünen" Landschaften, „wer die Provence malen will, muß viel Weiß, wer die Normandie, viel Grün auf der Palette haben." [1]) So entgeht Krusenstern, obwohl er sonst wenig Geschmack an den Sandwüsten Sachalins finden kann (vgl. S. 63), doch nicht die Hauptfarbe der Landschaft, wenn er schreibt: „Die Ufer waren schroff und von weißer Farbe" (2, 138). Weiß ist auch die herrschende Farbe des südlichen England, wie Kittlitz (1, 38) und Junghuhn ausdrücklich hervorheben. Letzterer schildert diese Küste als eine lange Mauer, die schroff aus dem Meere aufsteigt, mit dessen Blau sie in ihrem blendenden Weiß einen grellen Kontrast bildet (S. 9). Weniger schön findet Poeppig die chilenischen Küsten bei Valparaiso, wo braun und ziegelrot die Farben der Landschaft ausmachten, deren traurige Einförmigkeit von keinem Baumgipfel unterbrochen wurde (1, 48). Dieselbe Landschaft erschien auch Kittlitz als ein völlig unbewohntes Steppenland, dessen harter, nackter, gelbroter Boden ihn an die Farbe des gebrannten Ziegelsteins erinnerte (1, 134).

---

[1]) Ratzel, Die deutsche Landschaft, S. 350.

Beim Anblick der grasreichen Steppen am Don bedauert Koch, daß „das schöne Grün der Steppe" bereits verschwunden sei, und wenn auch die nächste Umgebung noch nicht das traurige Bild einer verbrannten, schwarzen Steppe, wie bei Suchaja Potschta bot, so war doch mehr „die schmutziggrüne und zum Teil selbst bräunliche Farbe der Steppe vorherrschend" (1, 119).

Ebenso weist Barth auf den Wechsel der Färbung in der afrikanischen Parklandschaft bei Kano hin, wo er sich zum ersten Male der „Entfaltung des frischesten und prachtvollsten Grüns" erfreuen konnte (2, 100). Ganz anders bot sich ihm das Bild derselben Landschaft wenige Monate später dar, wo alles noch das abgetragene Gewand des vergangenen Jahres trug und eine gelblich-graue Färbung über die ganze Landschaft ausgegossen war" (2, 170). Am Vorabend eines Savannenbrandes ergötzt sich Richard Schomburgk an dem Anblick der waldigen Oasen, die wie Inseln den Ozean hier das „gelbgrüne Colorit der Savanne" durchbrachen. Desto öder und trauriger starrte ihm am andern Morgen die weite Savanne entgegen — „ein schwarzes Leichentuch war über den gestern noch so freundlichen, lebensvollen Teppich ausgebreitet" (1, 365). An den Pyramiden von Sakara sieht Russegger ein „echt afrikanisches Bild, ... in welchem Wasser und Sand die Hauptzüge, Gelb und Rot mit einem schmalen grünen Streifen die Hauptfarben der Landschaft bilden" (2, 59).

Ein letztes Element der Naturschilderung, das wie die bleibenden Farben wieder am Boden haftet, von dem wir in dieser Betrachtung ausgingen, bilden die Umrisse und Linien im Landschaftsbilde, die den Ausdruck einer Landschaft nicht weniger bestimmen als Bodenform, Wasser, Luft, Beleuchtung und Farbe derselben. Sie sind um so wichtiger, als sie den Gesamteindruck, die Physiognomie der Erdoberfläche in noch viel höherem Maße beeinflussen, als jene eben erwähnten Elemente, spricht sich doch z. B. in der Eigenart der Linien und Umrisse eines Gebirges zugleich auch der innerste Grundzug desselben, seine innere Beschaffenheit, sein Alter, seine Entstehung aus. Es sei nur an ein Beispiel erinnert. Breite, sanft anschwellende, Größe und Höhe durch die zartesten Wellenlinien vereinende Bergrücken bilden eine der charakteristischsten Eigenschaften der Mittelgebirgslandschaft. Die abgerundeten Formen sind für den naturkundigen Blick nichts anderes als Zeugnisse einer Jahrtausende andauernden Verwitterung, welche nach und nach die eckigen rauhen Umrisse der jugendlichen Gebirge milderte. Um diese Bedeutung der Linien und Umrisse im Landschaftsbilde würdigen zu können, ist schon ein geübtes Auge erforderlich, das bei der Betrachtung der Einzelheiten nicht den Blick über das Ganze verliert und die Hauptlinien von den un-

wesentlichen, untergeordneten Linien in der Landschaft zu unterscheiden vermag; denn leicht gerät der Naturschilderer in die Gefahr, den Totaleindruck durch ein überflüssiges Liniengewirr zu stören.

Das noch ungeübte Auge erblickt gewöhnlich nur die einfachsten und auffallendsten Linien, deren Gestalt z. B. an geometrische Figuren erinnert. So befindet sich Fischer bei Hyères in einem „zirkelrunden" Thal, während er für die Umrisse der südfranzösischen Gebirgslandschaft keinen anderen Ausdruck findet, als daß sie „sehr pittoreske Formen" haben (2, 215); dagegen spricht er wieder von der Crau als von einer „triangelförmigen" Ebene (vgl. S. 13). Auch Rüppell beweist seine Vorliebe für die regelmäßigen, geometrischen Formen, wenn er die Umrisse der Insel Massaua als die einer „wagerechten" Korallenbank bezeichnet, welche die Gestalt eines „länglichen, von O. N. O. nach W. S. W. gestreckten Trapezes" habe.[1]) oder wenn er die von den beiden Meerbusen von Suez und Akabar gebildete Sinaihalbinsel mit einem „gleichschenkelig rechtwinkeligen Dreieck vergleicht, dessen „Hypotenuse die Küste zwischen Suez und Ras Mehamet" bilde.[2]) Die charakteristischen Windungen eines Flußlaufes in einem Faltengebirge hebt Robert Schomburghk hervor, wenn er berichtet, daß zwei Gebirgszüge von beiden Seiten so gegen den Essequibo vorspringen, daß sie ihn zwingen, ein „förmliches S" zu bilden,[3]) eine Beobachtung, die wir auch bei seinem Bruder finden.[4])

Sehr gern wird das Bild des „Amphitheaters" gebraucht, um die kreisrunde Anordnung von Bergen anzudeuten, die entweder ein liebliches Thal (Kotzebue, Neue Reise 1, 159, Götzinger S. 336, Schubert, Frankreich 1, 135, Hammer S. 74) oder eine Meeresbucht (Buch 1, 485, Kotzebue 2, 47, Wagner, Algier 1, 26), oder (wie bei Robert Schomburgk S. 55 und Richard Schomburgk 1, 327) einen tosenden Wasserfall einrahmen.

Den Unterschied in den äußeren Formen der Gebirge an der steilen Westküste Skandinaviens und dem Innern der Halbinsel bezeichnet L. v. Buch, wenn er bemerkt, wie die Berge im Verlaufe der Rückreise „durchaus die ausgezeichneten Formen, das Felsige und Zerstückte, das ihnen bisher und vorzüglich gegen das Westmeer so besonders eigen war, verloren und im Innern des Landes fortdauernd nur als Hügel erscheinen" (2, 12). Dieselbe Beobachtung finden wir bei Hausmann, der die Gebirgslandschaft in Smaland mit den Worten schildert: „Die Hügel, bei denen der Abhang des einen gemeiniglich unmittelbar an den Fuß des andern stößt, haben fast sämtlich eine

---

[1]) Rüppell, Abessinien 1, 183.
[2]) Rüppell, Nubien, S. 179.
[3]) Rob. Schomburgk 53.
[4]) Rich. Schomburgk 1, 327.

kugelsegmentähnliche Gestalt, selten aber ist der eine von den andern durch seine Form ausgezeichnet." In den Formen der schwedischen Seen erkennt er zugleich ein Stück ihrer erdgeschichtlichen Vergangenheit; „sie sind in der That nur Erweiterungen der Flüsse, die ihren Lauf von Nord nach Süd nehmen. Ihr Umfang ist selten gerundet, fast immer gezackt, oft mit tief einschneidenden Winkeln, ein Beweis, daß sie nicht von lockerem Erdreich oder leicht zerstörbaren Flötzschichten, sondern von einem festen, stark gesenkten Fels eingeschlossen sind, dessen krystallinisches Gefüge dem abrundenden Wasser länger widerstand (1, 138). Beim Eintritt in die große Karroo fällt Lichtenstein nicht nur der überraschende Kontrast der lebendigen Vegetation mit der grausigen Dürre der unübersehbaren Fläche auf, sondern auch der „Gegensatz der bestimmten scharfen Profile der Urgebirgsformen, welche die Grenze derselben bilden, und den abgerundeten, verwitterten Bänken des vor wenig Tagen verlassenen Thonschiefergebirges" (1, 204).

Einen wesentlichen Charakterzug der Vulkanlandschaft trifft Chamisso in seiner Schilderung von Owaihi, wenn er auf die „großartig ruhigen Linien" hinweist, in denen die Felsen aus den Wellen emporsteigen und sich „mit enormen Massen" zu drei Berggipfeln gestalten (2, 292). Ähnlich beschreibt Junghuhn den „regelmäßigen, allmählichen Abfall" des Vulkans auf Java, der den Hintergrund einer Landschaft bezeichnete. „Der Horizont bildet eine langgezogene Linie, die von beiden Seiten, von Osten und Westen her, anfangs kaum merklich ansteigt, sich aber immer mehr erhebt, um den Gunong Merapi zu bilden, einen Kegelberg, dessen vulkanische Dämpfe sich mit den Wolken vermischten" (S. 98).

„Um eine richtige Vorstellung der Bildung des Hauptgebirges der Provinz Minao zu geben," weist Martius ausdrücklich auf die äußeren Umrisse der Berge hin, indem er sie zugleich mit anderen Gebirgsformen vergleicht; er versäumt aber auch nicht, charakteristische Linien von Einzelheiten zu zeichnen, die für den Gesamtcharakter des Bildes nicht unwesentlich sind. „Diese Gebirgszüge, größtenteils bis an den Gipfel mit anmutigen Grascampos bedeckt, zeigen einen ebenen, breit gestreckten Rücken, von welchem Nebenzweige in die Thäler ausgehen und die einzelne Ketten miteinander verbinden. Schauervolle Klüfte oder gigantische, in drohende Formen zerrissene Felsenkuppen erscheinen hier nicht, vielmehr wird das Auge durch die Aussicht in freundliche, nicht sehr tiefe Thäler und schön zugerundete, mit Wiesen geschmückte Hügelkuppen, über deren sanfte Abhänge hie und da klare Bäche herabkommen, beruhigt. Es sind nicht Eindrücke jener erhabenen, zackigen Hochalpen Europas, jedoch auch nicht die einer kleinen Natur, welche dem Reisenden entgegenkommt, vielmehr ist in dem Charakter dieser Landschaft Großartigkeit mit Einfachheit

und Milde gepaart ... Da sich die breiten Gipfel der sarkophagartig gestalteten Berge fast in gleicher Höhe erheben und die muldenförmig gebildeten Thäler nicht sehr tief sind, so könnte man diesen ganzen Teil des Gebirges ein wellenförmiges Plateau nennen“ (1, 309 ff.). Er zeichnet somit eine Landschaft, in deren Linien wir unschwer die Formen unserer Mittelgebirgslandschaft wieder erkennen.

Ganz anders ist das Bild, das Poeppig von der Südspitze Südamerikas entwirft. „Die rauhen Felsenwände der Küste erheben sich steil und schwärzlich aus dem Meere ... Runde Außenlinien scheinen verbannt, denn alles war scharf und in Zacken aufgelöst, coulissenartig schieben die dünnen Felswände sich hintereinander vor und suchen eine die andere zu überragen. Den Hintergrund dieses Bildes der Unwirtlichkeit schließen hohe, aber zackige Gebirge, den größeren Küstenstrichen angehörend.“ Die Konturen dieser „abschreckenden“ Landschaft treten um so plastischer hervor, als die Berge auf ihren Kuppen und in den Spalten und Vertiefungen ihrer Seiten mit frisch gefallenem Schnee bedeckt waren, der sich scharf von dem schwarzen Gestein abzeichnete (1, 19).

Überhaupt spielt der Schnee als ein Linien zeichnendes Element in der Landschaft überall dort eine große Rolle, wo die Gipfel der Berge in die Regionen des „ewigen Schnees und Eises“ reichen. So macht Poeppig in seiner Schilderung der Aussicht vom Vulkan von Antuco auf die Schneegrenze aufmerksam, die an den Reihen der glockenförmigen Porphyrdome „horizontal, mit der Gleichförmigkeit der geometrischen Linie gemarkt“ dahinläuft; denn ihre kleinen Unregelmäßigkeiten orographischer Natur verschwinden in den weiten Entfernungen (1, 429).

Mit der Darstellung des festen Erdbodens in seiner verschiedenen Gestaltung, des Wassers und des Himmels (der Luft) sind die drei wesentlichen Elemente der Naturschilderung bezeichnet und mit der Beschreibung der Beleuchtung, der Farben, der Linien und Umrisse auch die wichtigsten Eigenschaften derselben gegeben. Unsere Ausführungen würden jedoch unvollständig sein, wenn wir zuletzt nicht auch noch der Hilfsmittel gedenken wollten, von denen die Naturschilderer unseres Zeitraumes in ungleich höherem Maße als ihre Vorgänger Gebrauch machten, um die Anschaulichkeit und Plastik ihrer Landschaftsgemälde zu fördern und zugleich ihrer Sprache einen nicht unwesentlichen Schmuck zu verleihen.

Die Kenntnis ähnlicher Landschaftsformen anderer Erdteile, vor allem aber die der Heimat, fordert zu Vergleichen auf; unwillkürlich sucht der Reisende unter dem Eindrucke einer Landschaft das eben Geschaute an alten Erinnerungen zu messen, und so erhalten seine

Naturschilderungen mit Hilfe weniger Worte nicht selten eine größere Bestimmtheit und Klarheit und zugleich für die vergleichende Erdkunde einen höheren Wert als durch manche wortreiche, detaillierte Schilderung. Ähnlich wie die Karte und das Bild oder die schematische Handzeichnung in der Länderbeschreibung ersetzt hier der Vergleich oft die ausführliche Schilderung.

Mit besonderer Vorliebe denkt L. von Buch beim Anblick der skandinavischen Gebirge an die Alpenlandschaft. „Die hohe Pyramidengestalt des Snehätta liegt wie der Montblanc von Breven aus über der Eisfläche, nicht wie ein Berg, sondern wie ein Gebirge auf dem Gebirge“ (1, 199). Unterägypten erinnert Seetzen „auf das Täuschendste an einige Gegenden der Niederlande und einzelne Striche in den Marschgegenden des nördlichen Teutschland“, und erst der Anblick eines ägyptischen Dorfes vermag ihn in dieser Illusion zu stören (3, 159). Die Krainschen Alpen haben nach der Ansicht von Martens die größte Ähnlichkeit mit dem Jura und der Württembergischen Alp (1, 186), während Thiersch auf dem Wege nach Bologna in der Kette des Apennin, der sich am blauen Horizonte zeigt, die Konturen des Thüringer Waldes wieder zu erkennen glaubt (3, 332). Wie Prokesch die Inselkette der südlichen Sporaden mit den Randgebirgen des böhmischen Kessels und Kittlitz die Küste von Vancouver mit der norwegischen Fjordlandschaft vergleicht, ist bereits erwähnt (vgl. S. 59 und 22).

Der Anblick eines Wasserfalls in den Bergen bei Rio de Janeiro versetzt Martius an die Kaskaden von Neapel und Tivoli (1, 144), während der majestätische Rio de S. Francisco in seinem Gedächtnis „das Bild des vaterländischen Rheins wachruft, wo dieser aus den beengenden Bergen hervortretend, von Bonn aus durch fruchtbare Ebenen dahinwallt“ (2, 754). Der Landschaftscharakter der Gebirgsthäler des nördlichen Armenien entspricht nach der Ansicht Wagners dem der deutschen Mittelgebirge so sehr, daß ein „Deutscher, den man im Schlaf plötzlich durch Zauberhand von seiner Heimat nach Armenien versetzen würde, beim Erwachen nicht ahnen könne, daß er den deutschen Boden und den deutschen Himmel verlassen. Die schönen Thäler von Streitberg und Muggendorf und einige Hügel des Oberharzes haben mit dieser Gegend zwischen Pipis und dem Goktschaisee viel Ähnlichkeit“ (S. 15). An die Harzlandschaft erinnert sich auch Grisebach in den Bergen von Trajanopolis, deren höchste Spitze ganz und gar dem Brocken gleicht (1, 128), während er den mehr hügelförmig abgerundeten Bergformen bei Drencova an der Donau im allgemeinen eine Ähnlichkeit mit den Kuppen des Unterharzes zusprechen möchte (1, 15). Beim Anblick der wahrhaft paradiesischen Landschaft am oberen Rion fühlt sich Koch in das romantische Graubündten versetzt. „Dasselbe

bald breite, bald enge Thal, von Bergen, die ihre Häupter kühn gen Himmel erheben, umgeben, dieselbe Menge von Burgen und Türmen und derselbe grüne, wild schäumende und laut brausende Fluß, der über große Steinblöcke sich hinabwälzt, um in die fruchtbare Ebene zu gelangen. Nur erscheint hier alles noch viel großartiger und majestätischer" (2, 125).

Alle Reisenden übertrifft Poeppig auch in seiner meisterhaften Anwendung des Vergleiches. Es sind nicht nur einzelne hervorstechende oder nur die allgemeinsten Charakterzüge einer Landschaft, welche ihn zu einem Vergleiche auffordern; er versteht vielmehr auch hier überall die wesentlichsten Merkmale hervorzuheben, in denen sich der Grundcharakter der ganzen Natur eines Landes ausspricht. Dies vermag eben nur ein Reisender, der wie Poeppig sich über die Schranken des Horizontes hinwegsetzen konnte, der für die meisten ein unüberwindbares Hindernis für die Auffassung größerer Naturgebiete bildete. Unübertrefflich bleibt seine Charakteristik der Anden, die er unter dem Eindruck der Aussicht von der Cumbre mit den Alpen vergleicht, deren Charakter trotz mancher Ähnlichkeit im großen und ganzen doch ein grundverschiedener ist. Ohne auf die naturgeschichtlichen Einzelheiten einzugehen, sucht er diese Verschiedenheit kurz so darzustellen: „Grausenhafte Einöde, völlige Nacktheit der unermeßlichen Felswände, ein riesiger Maßstab, der nirgends zu verkennen ist, spärliche Vegetation der schluchtähnlichen Thäler, fortdauernde Zerstörung und Herabrollen der in endloser Gleichförmigkeit und Kahlheit sich ausdehnenden Bergwände und eine Furcht einflößende Wildnis, welche nirgends durch freundlichere Scenen unterbrochen wird, solches sind die ersten und auffallenden Züge in dem ungewöhnlichen Bilde. In den Umrissen der Alpen herrscht eine außerordentliche Mannigfaltigkeit; ein Pik erhebt sich über den andern, und neben dem abgerundeten Dome tritt die Form der spitzen Pyramide und grotesk zerrissener Joche auf. Nicht so in den Anden, die in der Ferne und in der Nähe stets als eine ungeteilte Wand erscheinen, über die nur in selteneren Fällen einzelne Spitzen hervorragen. Ihre einzelnen Gruppen liegen als unermeßliche, aber gleichförmige Massen da, an denen sich ein sonderbarer Ausdruck der Starrheit und der Trägheit bemerklich macht. Aber gerade der Umstand, daß die Natur es zu verachten schien, hier durch Kontraste den Ausdruck des Großartigen hervorzubringen oder zu erhöhen, veranlaßt es, daß die Anden einem jeden weit mehr imponieren als die Alpen, allein er bringt es auch hervor, daß nur selten für späte Folgezeit der Phantasie ein getreues Bild ihrer Scenen bleibt. In den Alpen Europas strecken breite, grünende Thäler sich hin zwischen den Hochgebirgen, auf denen eine heitere Vegetation sich bis an die unmittelbare Grenze des ewigen Schnees fortsetzt. Laub-

holz in vereinzelten Gruppen wechselt mit den ausgedehnten Forsten von Tannen und Fichten; Gletscher glänzen blau von den höchsten Zacken der Gebirgskämme, und in den ausgedehnten Thälern liegen nicht selten ruhige Seen mit fruchtbaren Ufern. Von allen diesem zeigen die Anden nichts. Braune, graue und gelbliche Mitteltinten sind über das Gebirge überall verbreitet, wo nicht der ewige Schnee weite, horizontal scheinende Ebenen bildet, oder die größere Entfernung ihren mildernden, bläulichen Dunst verbreitet. Grell leuchtet hier und da der hochrote Porphyr von den halbzerstörten Jochen, und die engen, dunklen Schluchten, die selten sich weit genug ausdehnen, um dem Landmann nützlich werden zu können, sind hoch mit seinen Trümmern überschüttet, und bieten nur verkümmerte Sträuche oder vereinzelte Pflanzen, die auf solchem Boden sich nie zu einer saftigen Trift vereinigen können. Von allen dem, wodurch der Mensch das Ansehen einer Landschaft verändert und verschönert, seinen heimischen Dörfern und geschäftigen Städten, seinen Kunststraßen und wohlangebauten Feldern enthalten die einsamen Anden keine Spur" (1, 245 ff.).

Wissenschaftlich völlig wertlos sind die Vergleiche einer Gegend mit den Gemälden berühmter Landschaftsmaler. In dieser Hinsicht scheint Georg Forster das Vorbild gegeben zu haben, der einen Maßstab für die Reize einer Landschaft (z. B. der Dusky-Bai) am besten dadurch zu geben glaubte, daß er sie in Beziehung setzte zu den Gemälden eines Salvator Rosa.[1] Ähnlich sagt L. von Buch von der Landschaft bei Christiana, daß die herrlichen Formen der steil abfallenden, hintereinander hervortretenden Berge am Horizonte Claude Lorrain wert seien (1, 56), und auch Martius kennt für die Schönheit der Tropenlandschaft Südbrasiliens keinen bezeichnenderen Ausdruck als den, daß die Mannigfaltigkeit der Beleuchtung und des Baumschattens, der Schmelz der verschiedensten Farben und die dunkle Bläue und Klarheit des Himmels ihr einen eigenen Reiz verliehen, „welchen selbst die Schöpfungen eines Salvator Rosa oder eines Claude Lorrain entbehren" (1, 158).

Besonders auffallend tritt uns in den Reisebeschreibungen unserer Zeit das Bestreben entgegen, den Reiz der Naturschilderung durch Anwendung bildlicher Ausdrücke zu erhöhen. Schon im 18. Jahrhundert begegnen wir hin und wieder schüchternen Versuchen, einzelne Naturobjekte durch ein Bild kurz zu charakterisieren — bekannt ist das viel citierte Wort E. von Kleists, der einst müßigen Fragern die Antwort gab, daß er auf seinen einsamen Gängen in der Um-

[1]) Georg Forster, Reise um die Welt 1772—1775. 1, 33.

gebung von Potsdam auf die „Bilderjagd" gehe. Im allgemeinen sind jedoch die Naturschilderungen, vor allem in den geographischen Reisewerken, nicht bilderreich. Selten nur gelingt jenen Reisenden ein gutes Bild; meist kommt man über inhaltsarme, abgegriffene Phrasen nicht heraus. Erst A. von Humboldt war es, der auch in dieser Beziehung das erlösende Wort fand und Beispiele gab, die vorbildlich sein konnten. Seine Bilder zeichnen sich nicht nur durch Anschaulichkeit und sprachliche Schönheit, sondern meist auch durch ihren objektiven Gehalt aus, wenn er z. B. ein den Horizont begrenzendes Gebirge „ein drohend aufziehendes Gewölk" nannte, oder die während einer hellen Sternennacht von wogenden Dünsten überfluteten Llanos einem „küstenlosen Ozean" an die Seite stellte.[1])

Freilich finden wir auch in unserm Jahrhundert neben zahlreichen gelungenen und trefflichen Bildern noch manche Spreu. Die Sucht, Bilder in die Schilderung einzuflechten, verführte nicht selten zu trivialen, geschmacklosen Wendungen, die weit entfernt sind, die Rede zu schmücken. So nennt Fischer die kleinen, der Rhonemündung vorgelagerten Inseln „drei große Schlackenhaufen" (2, 166), während Hammer von dem herrlich gelegenen Hafenorte Modania am Marmarameer berichtet, daß er das Meer „mit einem langen Darm ärmlicher, halb verfallener Häuser" berühre (S. 2). Arndt vergleicht den See bei Lindforß in Schweden mit einem „Sack, worum ein lieblicher Halbmond von Wohnungen, Feldern und Laubholz sich herabsenkt" (2, 154), oder den Alsensee mit einem „langen Schlauche, der sich durch einen kleinen Flaschenkürbishals in den Storsjö ergießt" (3, 150). Ebenso nüchtern bezeichnet Werne die Dattelpalmen am Ufer des Nils als „große, magere Kohlstrünke, die sein armes Herz nicht erfreuen können, welches voll von Schatten gebenden Bäumen ist" (S. 153). Auch der sonst sprachgewandte Fürst Pückler bereichert diese Blütenlese, wenn er „die malerisch geformten Gebirge Abulfeda" (am Nil), die an der äußersten Spitze mit einem alten Tempel gekrönt sind, mit einem „Conditoraufsatz auf einem Zuckerkuchen"[2]) oder die Nebel aushauchenden Seen von Capel Cerrig mit einem „Paar dampfender Suppenterrinen" vergleicht.[3])

Vor diesen höchst trivialen Bildern zeichnen sich diejenigen aus, welche Objekte oder Vorgänge in der Natur poetisch zu gestalten suchen. „Das hüpfende Gewimmel ganz winziger Wogen," welche im Mondschein das Schiff umtanzten, erschienen Wagner wie „eine Herde leuchtender Schwäne, deren Geistergesang der Wind in eigen-

[1]) Oertel, S. 72.
[2]) Aus Mehemed Alis Reich 2, 63.
[3]) Briefe eines Verstorbenen 1, 112.

tümlich weinenden Tönen über ungeheure Räume trägt".[1]) Schubert vergleicht die Brandung außerhalb des Hafens von Marseille mit „gejagten Rossen, die mit weißem Schaume bedeckt sind,[2]) während ihn an anderer Stelle die Donau oberhalb Mohacs an das Bild eines „weidenden Rosses" erinnert, „das, als wollte es sich einige Zeit vom schnellen Laufe erholen, sich durch üppige Auen ergeht."[3]) Bei den Akrokeraunischen Bergen, die wie die „Vormauern Griechenlands" erscheinen, muß Prokesch unwillkürlich an die „versteinerten Titanen der Dichter" denken, „die außen am Thore sitzen als Wächter."[4]) Am Ruiwa erblickt Robert Schomburgk den Ataraipu, den Teufelsfelsen, eine merkwürdige, isolierte Granitmasse, die einem mächtigen Riesen gleich das verzauberte Reich der bisher noch unbekannten Savannen bewacht (S. 302).

Mit besonderer Vorliebe folgt der Naturfreund dem beständigen Kampfe der Elemente. „Wie ist doch alles in der Natur ein großer verwickelter Kampf; selbst das Unorganisierte zeigt ein beständiges Ringen nach gegenseitiger Vernichtung," ruft Hausmann aus, als er am Glommen dem dreifachen Sturz des zwischen Felsen eingeengten Stromes zuschaut. „Ermüdet von einem beschwerlichen, vierzig Meilen langen Lauf, mußte er seine Vereinigung mit dem Ozean durch einen harten Kampf erkaufen. Er wurde Sieger über den Granit, indem er ihn an seiner schwächsten Seite, parallel mit seinen mächtigen Schichten angriff und diese spaltete. Triumphierend stürzt er sich über ihn hinab und stellt zwischen seinem Schaum als Siegeszeichen einzelne Rippen des überwundenen gigantischen Feindes zur Schau" (2, 360). Ähnliche Gedanken erweckt in L. von Buch der Anblick der großartig zerklüfteten Schärenwelt des nördlichen Norwegen. „Ergreifend ist es, wie Berge und Meer sich auf einem engen Raume hier bestreiten, und wie doch schließlich die Unendlichkeit des Meeres gewinnt" (1, 302). An der Mündung des Brakkerriver beobachtet Lichtenstein das Ringen des Meeres mit den Fluten des Stroms, um eine Sandbank: „Es besteht ein ewiger Kampf zwischen Meer und Fluß, der sich von dem Streite der Völker nur dadurch unterscheidet, daß der Gewinn an Terrain hier dem Besiegten zuteil wird" (1, 294).

Neben solchen Bildern, die nur poetischen Wert besitzen, also lediglich als Schmuck der Darstellung gelten können, finden wir auch zahlreiche bildliche Ausdrücke von objektivem Gehalte, welche klar und anschaulich den Gesamteindruck oder doch eine wesentliche Eigenschaft eines einheitlichen Naturgebietes wiedergeben. Diese allein

[1]) Wagner, Algier 1, 24.
[2]) Schubert, Frankreich 2c. 1, 290.
[3]) Schubert, Morgenland 1, 73.
[4]) Prokesch, Denkwürdigkeiten 1, 13.

haben Anspruch auf wissenschaftlichen Wert. Viele der Reisenden, die ihre Wanderung in gebirgige Gegenden führte, gebrauchen mit Vorliebe das **Bild des bewegten Meeres**, um damit den Gesamteindruck eines Gebirges oder eines leicht gewellten Hügellandes hervorzuheben. Die ganze Erscheinung dieser Bodenform drängt unwillkürlich diesen Vergleich auf, so daß wir bei den einzelnen Reisenden kaum eine Entlehnung annehmen können, zumal er in mehreren Reisewerken aus dem Anfange unseres Jahrhunderts fast gleichzeitig vorkommt. Götzinger spricht von den böhmischen Gebirgen, die sich „wie Meereswogen auftürmen" (S. 83). Die mit Schnee bedeckten, unregelmäßig hervorragenden Berggipfel an der Ljusne-elf geben nach den Schilderungen Schmidts dem Gebirge „die Gestalt in Eis verwandelter Meereswogen" (S. 196). Lichtenstein möchte die begrenzenden Berge der südlichen Karroo mit einem „im heftigsten Wogensturm erstarrten Meere" vergleichen (2, 339), ein Bild, das auch Martius für die Berge am Rio de S. Franzisko (2, 359), sowie Poeppig für die Cordilleren bei Santiago gebraucht (1, 179). In der Mitte der „im Aufruhr unbeweglich fest gebannten Gebirgswogen" steht, wie Hammer in seiner Aussicht vom Olymp (bei Brussa) erzählt, der Berg von Tomanidsch vereinzelt „wie die Arche einer versteinten Sündfluth" (S. 85).

Lieblich ist das Bild der Savannenlandschaft, die Richard Schomburgk am See Amucu kennen lernte. „Hier als ebene Fläche, dort als reizender Wellengrund, gleich den leicht erhobenen Wogen eines sanft bewegten Meeres zogen sich die mächtigen Grasflächen vor und neben mir hin, während waldige Oasen .... wie Inseln den Ozean, das gelbgrüne Colorit der Savanne durchbrachen" (1, 392). Damit ist zugleich ein anderes Bild gegeben, das nicht weniger beliebt war als jenes. Martens (2, 207) und Thiersch (2, 95) vergleichen übereinstimmend die Poebene mit einem „Meere", aus dem die euganeischen Hügel wie „Inseln" emporsteigen. Hammer erscheint die Ebene von Brussa wie ein „Ozean von wogendem Grün" (S. 85), während Barth die Wüste wiederholt mit einem „Sandmeere" (1, 301) oder „der weiten Fläche des Ozeans" (5, 420) oder einem „offenen Wüstenmeere" (5, 413) vergleicht.

Drückt dieses Bild vor allem die endlose Ausdehnung ebener Flächen aus, welche diese mit dem offenen Weltmeere gemein haben, so hat Kittlitz mehr die Vegetationsdecke der aleutischen Inseln im Auge, wenn er von einem „zusammenhängenden Grasteppich" spricht, welcher die Ostküste von Analaschka schmückt (1, 271). Die fruchtbaren Schwemmküsten westlich vom Essequibo bilden, wie Richard Schomburgk erzählt, „den reizendsten Saum zu dem sich dahinter entfaltenden, reichen Teppich" (1, 106). Auf seiner Nilfahrt lernte

Werne die üppige Tropenvegetation der Nilinseln kennen, so daß er glaubt „einen unter Wasser gesetzten Riesenpark" vor sich zu sehen, in welchem schon von weitem es wie „großartig aufgehangene Teppiche" weht und leuchtet, während die prächtigen, laubenartigen Gewebe von Lianen die schönsten Blumenhügel und Guirlanden bilden (S. 92). Ähnlich vergleicht Chamisso die vielfach verschlungenen Netze der Schlingpflanzen im Urwalde von St. Catharina mit „luftigen Gärten" (1, 72). Wie ein „schwimmender Garten" erscheint Martius auf seiner Reise nach Brasilien die Insel Madeira (1, 61). An Hornemann erinnert das Bild des „gefrornen Sturzackers", das Minutoli von derselben Wüstengegend in der Nähe der Oase Siwah gebraucht (S. 158).

Alle diese Bilder bezeichnen den Gesamteindruck einer Landschaft; es werden jedoch auch einzelne Objekte, die durch ihre Form und Farbe besonders die Aufmerksamkeit auf sich lenken, herausgegriffen. Wie eine „Lawine der Wüste" sendet nach Schubert der kahle Mokkatamberg seinen sandigen Fuß in die fruchtbare Umgebung von Kairo hinein (Morgenland 2, 154). Das ganze Wesen einer Naturerscheinung kennzeichnet L. von Buch mit einem einzigen bildlichen Ausdrucke, wenn er die Gletscher der norwegischen Gebirgswelt bei Kunnen mit riesigen „Eiszapfen" vergleicht, die in der wärmeren Temperatur der unteren Regionen abschmelzen, während sie aus den großen Schneeebenen neue Nahrung erhalten (1, 310). Daß bei der hohen Bedeutung des Wassers im Landschaftsbilde auch die Flüsse nicht übersehen werden, ist bereits hervorgehoben. Fast übereinstimmend wird nach dem Vorgang vieler Dichter der Fluß verglichen mit einem Silberbande (Rhein: Friedrich S. 67; Elbe: Götzinger S. 83), mit einem silbernen Riesenband (Takutu: Rich. Schomburgk 2, 155), mit einem schmutzigen Bande (Essequibo: Rich. Schomburgk 1, 252), mit einem Silberstreifen (Elbe: Nicolai S. 54), mit silbernen Fäden, die durch ein grünes, die Wüste umsäumendes Band hindurchziehen (Nil: Schubert 2, 236), mit einem schlängelnden Silberfaden (Anson: Rüppell, Abessinien 2, 244) oder mit einer silbernen Schlange, welche auf der Paradiesesfläche Brussas ausgedehnt liegt (Nilufer: Hammer S. 4).

Andere Bilder bezeichnen nur eine einzelne, auffallende Eigenschaft einer Landschaft. Die regelmäßige Bewegung des Meeres, die von den beständig wehenden Winden erzeugt, besonders in der Passatzone und im äquatorialen Kalmengürtel vorkommen und vom Seemann als „Dünung" bezeichnet werden, vergleicht Martius treffend mit dem „regelmäßigen Pulsschlage des Meeres" (1, 70), ein Bild, das auch von Poeppig aufgenommen wurde (1, 75). Die massigen Formen und kühn geschwungenen Linien sollen hervorgehoben

werden, wenn Martius die Wolken mit „riesigen Gebirgen der Luft" (3, 891), oder wenn Russegger den Libanon mit einer „Gigantenmauer" vergleicht (1, 416). Um den Duft wiederzugeben, der die scharfen Umrisse der Gebirge in weiter Ferne mit einem zarten Schleier verhüllt, erwähnt Link, daß sich die Pyrenäen wie eine „Schicht von blauen Wolken" am Horizont hinziehen (1, 47). Zu demselben Zwecke vergleicht Martius die Serra de S. Antonio mit einer „blauen Wolke", die am westlichen Horizont in kühnen Umrissen vor ihm herschwamm (2, 508). Erinnern diese Vergleiche unwillkürlich an Alexander von Humboldt, der bereits in seinen „Ansichten" das am Horizont erscheinende Gebirge Uniama ein „drohend aufziehendes Gewölk" nennt,[1]) so können wir jedoch auch hier aus demselben, bereits oben angeführten Grunde (vgl. S. 88) eine Entlehnung kaum annehmen.

Die Zerklüftung und Zerrissenheit einzelner Gebirgsscenen ruft in den Reisenden das Bild von verwitterten, verfallenen Ruinen wach. „Eines der frappantesten Bilder im Norden" giebt nach L. von Buch der Anblick der Felseninsel Rodoe, die wie eine „ungeheure gotische Ruine" erscheint (1, 308). Mit demselben Bilde zeichnet Martius den Charakter der Serra de Salgada, „wo das dürre Gestein des Scheitels auf eine seltsame Weise in tiefe Löcher und Mulden ausgefressen ist und vielgestaltige Kanten von allen Seiten emporstarren" (2, 559). Beim Anblick der zerklüfteten Reste eines großen Sandsteinlagers in den Picketbergen ist Lichtenstein „eine Zeitlang versucht, sie für Werke von Menschenhand, für Ruinen und dergleichen zu nehmen". Einzelne Säulen erstrecken sich bis in die sandige Ebene und ragen dort als eine „lange, unabsehbare Reihe von isolierten Türmen" aus dem Lande hervor (1, 88). Die Rußkaja Nassocha fließt, wie Wrangel berichtet, durch eine malerische Schlucht, deren senkrechte, dunkelgraue Felsenwände mit ihren sonderbaren Durchbrüchen und Zacken von ferne „einem alten Ritterschlosse mit Schießscharten und Säulen" gleichen (1, 170). Die „wunderlich zackigen, in mehrere Gipfel endigenden" Vorberge der südlichen Westalpen erscheinen Schubert von Hyères ausgesehen, wie „alte riesenhafte Berggemäuer" (Italien 1, 343), während der beinahe senkrechte Abfall des abessinischen Hochlandes, dessen zerklüftete Felsen sich in „natürliche Piaster von ungeheurer Größe abgesondert haben", Rüppell an die „Ruinen eines großen ägyptischen Tempels" erinnert (1, 361). Auf dem Kamme des Olymp sieht Hammer in den zerstreut herum liegenden, ungeheuren Felsblöcken „die Trümmer eines ungeheuren Tempels, die Reste von Altären, Sphinxen und Sarkophagen, in deren Gestein die Natur mit grünen, gelben

[1]) A. von Humboldt, Ansichten 1, 281.

und violetten Moosen Hieroglyphen in frischen Farben gemalt hat, die nicht weniger dauerhaft sind als die der altägyptischen Tempel und Königsgräber" (S. 78).

Einzelne, hervortretende Linien und Umrisse in der Landschaft werden bezeichnet, wenn Martius von „sarkophagartig" gestalteten Bergen und „muldenförmigen" Thälern spricht (1, 310) oder wenn, wie schon erwähnt, die Anordnung der Berge, die Gestalt eines Thales, einer Insel, einer Ebene u. s. f. mit dem vielgebrauchten Bilde des Amphitheaters oder durch geometrische Figuren (vgl. S. 80) wiedergegeben werden.

Die weiße Farbe der mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Gipfel der Alpen, die Schubert vom Col di Tenta aus erblickte, verrät ihm, daß da oben alle Vegetation erstorben ist oder unter dem „weißen Leichentuch des Alpenschnees" begraben liegt, während am Abhange der Berge das grünende Moos längst zum Empfange des nahenden Frühlings bereit ist (2, 124). Mit demselben Bilde trifft Wrangel die eigentümliche Färbung und Beleuchtung der sibirischen Winterlandschaft, wo die durch den ungeheuren Frost verdickte Atmosphäre selbst den Glanz der Sonne oder des nächtlichen Sternenhimmels verdunkelt. „Auch der geheimnisvolle, poetische Zauber einer schönen Mondnacht erstirbt hier, wo die starre Natur unter dem schattenlosen Weiß des ewigen Leichentuchs begraben liegt" (2, 241). Um die Einförmigkeit und Öde dieser Landschaft zu charakterisieren, bezeichnet er sie an anderer Stelle als „das ungeheure Grab der Natur" (1, 190).

Wenn von den Hilfsmitteln der Naturschilderung die Rede ist, sollte neben den Vergleichen und bildlichen Ausdrücken, an denen, wie wir gesehen haben, die Naturschilderungen des 19. Jahrhunderts so überaus reich sind, doch ein drittes nicht ganz übersehen werden, nämlich die Kupferstiche und Skizzen, die den meisten Reisewerken des betrachteten Zeitraums beigefügt sind; sind doch die Reisenden gerade in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts teils selbst gute Zeichner (Poeppig, Kittlitz, Barth), teils aber (wie Martius, Minutoli, Schomburgk) von berufsmäßigen Künstlern begleitet, deren einzige Aufgabe darin bestand, mit Pinsel und Stift die Schilderungen des Reisenden zu ergänzen. Eine kritische Untersuchung über die Entwicklung der Naturauffassung, wie sie sich in diesen meist sehr guten Beilagen der Reisewerke darstellt, würde ein wertvoller Beitrag zur Entwicklung der Naturschilderung sein; denn selbst dem Auge des Laien entgeht eine der Entwicklung der Naturschilderung parallel laufende Vervollkommnung dieser Naturzeichnungen nicht. Man erkennt deutlich, wie sich in ihnen die Naturauffassung des Reisenden wiederspiegelt,

auf dessen Veranlassung und unter dessen Leitung die meisten dieser Naturskizzen entstanden sind.

Schlußbemerkung. Fassen wir am Schlusse unserer Untersuchung die Ergebnisse derselben in einem Satze zusammen, so ergiebt sich als letztes Ziel der Naturschilderung ein Gesamtbild der Natur eines ganzen Landes, als die günstigen Factoren ihrer Entwicklung, die Einflüsse der zeitgenössischen Litteratur und der geographischen Wissenschaften, als ihre höchste Aufgabe die Schilderung der drei wesentlichen Elemente in der Landschaft (Boden, Wasser, Luft) und ihrer wichtigsten Eigenschaften (Beleuchtung, Farben, Linien), und als ihre Hilfsmittel der Vergleich mit ähnlichen Landschaftsformen und der bildliche Ausdruck. Die hohe Bedeutung der Naturschilderung aber liegt, wie jeder erkennen muß, der sich einen feinen Sinn auch für die stilleren und darum leicht zu übersehenden Regungen im Völkerleben bewahrt hat, in ihrem Werte als Element der Geistesbildung unseres deutschen Volkes.

In seiner Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“ spricht Schiller von zwei Grundsätzen, die in der Poesie gelten und deren doppelte Aufgabe festlegen, nämlich, „daß die Dichtung zum Vergnügen und zur Erholung“ und daß sie zweitens „zur moralischen Veredelung des Menschen diene“. Was Schiller hier von der Poesie im allgemeinen sagt, gilt insbesondere auch für die Naturschilderung, der besten Gehilfin der Poesie in der Pflege und Förderung des Naturgefühls, nur daß zu diesen beiden Aufgaben hier noch eine dritte hinzukommt: die Erweiterung des menschlichen Wissens und die Förderung der geographischen und naturwissenschaftlichen Kenntnis unserer Erde. Freilich fehlt gerade unserer Zeit das rechte Verständnis für den reinsten und edelsten Genuß, den allein die erhabene Schönheit der freien Natur zu gewähren vermag, und noch allgemein begegnet man einer Unterschätzung des sittlichenden Einflusses des Naturgefühls und des Naturgenusses als Faktoren von reinigender, ja schöpferischer Kraft im Leben des Volkes. Die große Menge ist der Natur und ihren Erscheinungen mehr entfremdet, als man annehmen möchte, wenn man den Strom der Tausenden verfolgt, der alljährlich sich in die stillen Thäler der Hochgebirge ergießt. Achtlos geht die Mehrzahl der modernen Menschen an der Natur vorüber, sie ist zu einfach, um den verwöhnten Geschmack des verfeinerten Kulturmenschen reizen zu können. Andererseits liegt die Ursache zu dieser Entfremdung der Natur in den ganzen sozialen Verhältnissen der Gegenwart, in dem unruhigen Hasten und Treiben, das das Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität charakterisiert und die stille Beschaulichkeit, das innige Versenken in die Natur nicht auf-

kommen läßt, welches die ersten Bedingungen des reinen Naturgenusses bildet. Auch unsere moderne Dichtung leidet unter diesen Verhältnissen. Der Geschmack unserer Zeit wendet sich viel lieber den Dichtern zu, die uns hineinführen „in die Dachkammern und Kellerwohnungen, in die Luft des Elends, in den bösartigen Kampf der Vorurteile und in die Schaustücke des allgegenwärtigen Hasses“, während die Schriften eines Adalbert Stifter, eines Heinrich Noë auf dem Bücherbrette und in den Antiquariaten verstauben und vergessen werden. Dasselbe Schicksal teilen leider fast ohne Ausnahme auch die Reisebeschreibungen, deren Naturschilderungen wir in dieser Arbeit betrachtet haben. Es würde daher dem Verfasser der höchste Lohn seiner Mühe sein, wenn es ihm gelungen wäre, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise wieder auf die längst vergessenen Reisebeschreibungen zu lenken, sind sie doch, besonders insofern sie zu den Perlen unserer Litteratur gezählt werden müssen, nicht nur reiche Fundgruben für die Kenntnis fremder Erdteile, sondern auch Quellen der edelsten Genüsse des menschlichen Geistes.

Matthäus von Collin

und die patriotisch-nationalen Kunstbestrebungen in Österreich zu Beginn des 19. Jahrhunderts.

Von Josef Wihan in Prag.

Aufkommen einer patriotisch-nationalen Richtung im Drama.

Carl Glossy führt in seiner Abhandlung „Zur Geschichte des Trauerspiels: König Ottokars Glück und Ende“[1]) aus, daß die historische Tragödie Grillparzers den Höhepunkt einer reichen dramatischen Entwicklung in Österreich bildete, die nicht zum mindesten mit den politischen Zeitereignissen in Zusammenhang stand. Er verzeichnet vornehmlich die zahlreichen Bearbeitungen des gleichen Stoffes, die bereits vor Grillparzers Trauerspiel über die Wiener Bühnen gegangen waren. In dieser Tragödie hatte der weltbewegende Kampf der beiden mächtigen Gegner seine würdigste Behandlung gefunden. Sie reiht sich, insofern sie einen historisch-patriotischen Stoff darstellt, einer Gattung des Dramas an, die unter dem Titel

[1]) Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 9, 213—247.

„vaterländisches Schauspiel" auf den Wiener Bühnen das bereits verpönte Ritterdrama noch eine Zeitlang fortfristete. Aber die angedeutete Entwicklung des „historischen Dramas" in Österreich hatte sehr vielfache Voraussetzungen, und schon ein umfangreicher Artikel „Über Grillparzers Ottokar", der gleich nach der Aufführung der Tragödie in Hormayrs „Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst" (Jahrgang 1825, Nr. 22, 23, 24, 40, 41, 42) veröffentlicht wurde, und ein Aufsatz „Blicke auf die Nationalität der Kunst" in derselben Zeitschrift (1825, Nr. 32, 33, 34) gehen bereits den mannigfachen geistigen Strömungen nach, die zu der genannten Entwicklung hinführten. Vor allem ist auf die Wirksamkeit eines Mannes hingewiesen, dessen Name neben dem Hormayrs genannt werden muß, wenn von dem Streben nach national-patriotischer Umgestaltung der Kunst in Österreich im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts die Rede ist, als dessen Fortsetzer und Erbe Grillparzer mit seinem „Ottokar" den Zeitgenossen erschienen ist, auf Matthäus von Collin. Daß man den großen Dramatiker Österreichs als den Fortsetzer der Bestrebungen dieses Dichters und Ästhetikers auffaßte, beweisen uns die folgenden Worte, welche Canaval den Bruder unseres Collin in einem Gedichte (kurz nach der Aufführung des „Ottokar" im „Archiv" erschienen, 1825 S. 166 f.) an Grillparzer richten läßt, und die sich nur auf Matthäus von Collin beziehen können:

. . . Und sollte ich den andern dir benennen,
Den Sänger Leupolds und des Streits am Grabe,
Wer sollt' in Österreichs Marken ihn nicht kennen?
Zu früh verstummte seine goldne Leier,
Geweiht der Vorzeit wechselndem Geschicke,
Des zweiten Friedrich düstrer Todtenfeier, — —
An ihn hast du dich würdig angeschlossen.

An der Geistesentwicklung dieses Mannes und an seinen ästhetischen Anschauungen läßt sich am besten verfolgen, welche litterarischen und politischen Erscheinungen und Bestrebungen in Österreich zusammenwirkten, um der Kunst und Poesie die Richtung auf patriotisch-nationale Gegenstände zu geben.

Nachwirkung älterer Gedankenrichtungen.

1. Die politischen Ideen der Josefinischen Zeit.

Die ältesten Anregungen reichen noch ins 18. Jahrhundert zurück. An die Ideen Kaiser Josefs II., einen in seinem Innern geeinigten, nach außen geschlossenen österreichischen Staat zu schaffen, haben wir zunächst anzuknüpfen.

Dieser Herrscher machte den Versuch, dem abgelebten Kaisertum neuen Gehalt zu geben, er scheiterte aber an den Sonderbestrebungen der Reichsfürsten, besonders an dem Widerstande Preußens. War diese seine Absicht ohne Erfolg geblieben, so mußte sich sein Augenmerk darauf richten, den mächtigen Reichsfürsten einen starken österreichischen Großstaat entgegenzusetzen, ein Streben, das in weiterer Folge thatsächlich zu einem österreichischen Erbkaisertum unter Franz I. führte. Zu diesem Zwecke mußte in den verschiedensprachigen Völkern, die den Gesamtstaat Österreich bildeten, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, der Staatseinheit geweckt werden. Die Ideen des Staates und der Nation waren es daher, welche die Geister der Zeit seit der Epoche Josefs II. beschäftigten. Der Dichter H. von Collin war bemüht, die edlen Absichten seines erhabenen Regenten Josefs II. zu ergründen, und „ganz in die Grundsätze des erhabenen Reformators eingehend, glaubte er nur in der engsten Vereinigung aller der verschiedenen Nationaleigentümlichkeiten, welche in dem österreichischen Ländervereine vorhanden waren, Sicherheit der Existenz zu finden“ (J. H. von Collins Sämtliche Werke, Band 6, S. 290). Durch das Studium der Antike wurde er zur abstrakten Staatsidee geführt. Das Problem seiner Dichtung bildete daher die Stellung, die Pflicht des einzelnen gegenüber dem Staatsganzen (vgl. R. Zimmermann, Österreichische Revue 1864, 2. Band, S. 82 f.). Der „Regulus“, aus jenen Anschauungen und Bestrebungen hervorgewachsen, stellte sich, indem er politische Ideen, den Begriff der staatsbürgerlichen Tugend auf die Bühne verpflanzte, in bewußten Gegensatz zu den Familienschauspielen, welche in weitem Umfange die damalige Bühne beherrschten; er bedeutete auch insofern den Beginn einer neuen Epoche, als er den Sieg der Natürlichkeit, des Ausdrucksvollen über die Steifheit und Konvention völlig entschied. Dem Stücke lag eine vaterländische Tendenz zugrunde; nur wagte und liebte es der Dichter nicht, Verhältnisse darzustellen, welche der Gegenwart zu nahe lagen; antike Stoffe schienen ihm für den Kunstgebrauch geeigneter zu sein als Gegenstände der neueren Geschichte, weil „aus jenen ehrwürdigen Entfernungen“ „die Kleinlichkeiten des bürgerlichen Umtriebes nicht bis zu uns gelangten“; in den Geschichtswerken der Griechen und Römer erschien ihm die dargestellte Welt bereits in gediegener Form (Sämtliche Werke 6, 331). Diese Ansicht von der Tragödie hatte er sich schon im Sommer 1800 ausgebildet (a. a. O., S. 321), eine Wandlung seiner Anschauungen vollzog sich erst viel später unter der Einwirkung der mächtigsten Faktoren. Der patriotische Gehalt seiner Dichtung war das Ausschlaggebende, die antike Welt war darin gewissermaßen nur ein äußeres Lebenselement der vaterländischen Ideen.

Hier haben wir eine Gedankenrichtung, welche in Österreich dazu führte, die Poesie in den Dienst patriotisch-politischer Ideen zu stellen, im großen und ganzen eine Nachwirkung der Josefinischen Zeit. Matthäus von Collin stand unter dem unmittelbarsten Einfluß jener Gedankenrichtung, da nach dem Tode seines Vaters seine Erziehung fast ganz in den Händen des älteren Bruders lag (a. a. O., S. 271). Während aber die Anschauungsweise Heinrichs anfangs wenigstens ganz nach dem Altertum hin gravitierte, eine Erscheinung, die wir auf die Einflußnahme seines Lehrers in den Grammatikalklassen Freiherrn von Stiebar zurückzuführen haben (a. a. O., S. 264), neigte sich die seines Bruders mehr dem Mittelalter zu. Zur Zeit, als Heinrich in das römische Altertum sich versenkte, richtete Matthäus seinen Blick auf das Mittelalter, um den Geist der deutschen Vorzeit vor sich aufsteigen zu sehen. Der „Regulus" war noch nicht über die Bühne gegangen, da hatten schon Ossianische Gestalten in der Dichtung des jüngeren Bruders Körper angenommen. Den nächsten Grund für die Liebe zum Mittelalter haben wir in der deutschtümelnden Strömung der Klopstockischen Dichtung zu suchen, welche hier noch Wellen schlug.

2. Die deutschtümelnde Dichtung Klopstocks und Denis'.

Die „Deutschheit", die Vaterlandsliebe, wie sie in den Gedichten Klopstocks pulsierten, entflammten schon in dem Knaben die höchste Begeisterung für deutsches Wesen. Der glühende patriotische Ton des Klopstockischen Gesanges entzückte ihn wie seinen Bruder Heinrich (a. a. O., S. 268). Denis' Ossianische Lieder, die in der unmittelbarsten Nähe erschollen, zuletzt 1791 zu Wien als „Ossians und Sineds Lieder" in 6 Bänden erschienen, erhöhten in ihm die Stimmung für die von Deutschlands Barden verkündete „Urdeutschheit". Den 5. Band von „Ossians und Sineds Liedern" eröffnete ein Vorbericht von der alten vaterländischen Dichtkunst, in dessen einleitenden Worten darüber Klage geführt wird, daß die Deutschen ihr einheimisches Altertum vernachlässigen. Im weiteren und größeren Teile des Vorberichtes bemühte sich Denis, Nachrichten von der alten germanischen Dichtung aus allen Urkunden, deren er habhaft werden konnte, zu sammeln — ein rühmenswerter Versuch, einen Überblick über die Entwicklung der älteren deutschen Poesie zu bieten und einen Zusammenhang mit der nationalen Dichtung der damaligen Gegenwart aufzudecken. Besonders anzuerkennen ist die Wertschätzung des deutschen Volkscharakters. Denis wies die deutsche Dichtung auf die heimische Geschichte und Mythologie hin,

er wies sie an, die alte Bardendichtung fortzuführen und auf solche Weise eine eigentümlich deutsche Kunst zu begründen, die man den fremden Litteraturen entgegenhalten könnte (S. 42 f.). Von der Erneuerung der Bardenpoesie erhoffte er mehr nationale Stücke für die deutsche Schaubühne.[1]) Die ganze Ossianische Richtung und ganz besonders Denis' Wirken war offenbar für M. von Collin von Bedeutung. Einmal ging von da bereits sein Interesse für das deutsche Mittelalter und dessen Litteratur aus, dann auch seine Wertschätzung des nationalen Charakters der Kunst, Neigungen, die nicht erst geweckt zu werden brauchten, als sie sich später neuerdings von den Romantikern auf ihn übertrugen. Zunächst ist die Wirkung des Bardengesanges auf Collin auf dichterischem Gebiete festzustellen. Aus Ossians Liedern empfing er nicht nur die Anregung zu dem lyrischen Schauspiel „Calthon und Colmal", sondern entlehnte auch Stoff und Form. Das Stück ist die dramatische Bearbeitung des epischen Gesanges „Calthon und Colmala", welcher in der Ausgabe der „Lieder Ossians und Sineds" vom Jahre 1791 im 4. Bande (S. 15—21) enthalten ist. Die stofflichen Abweichungen sind gering und fast insgesamt durch die dramatische Behandlungsweise bedingt. Wenn Collin die Bezeichnung „lyrisches Schauspiel" wählte, so wollte er wohl damit eine Form benennen, die er auch in Ossians Gedichten vorfand; im 5. Bande steht ein solches „dramatisches Gedicht": Comala (S. 39—51),[2]) das keine Einteilung in Akte, sondern bloße Gliederung in Auftritte zeigt und sich in Dialog- und Gesangpartien scheidet. Diese Form hatte Collin bei seinem lyrischen Schauspiel im Auge, nur daß er die Akteinteilung einführte. Eine Aufforderung zu einer solchen Nachbildung war schon in den Erläuterungen zu dem Gedichte „Comala" gegeben (S. XXXIII): „Das Chor und die Manchfaltigkeit des Silbenmaßes macht es [das Stück] dem Melodrama der Griechen ganz ähnlich. Es würde ein Singspiel nach einem neuen Geschmacke geben, und vielleicht auch zu unseren Zeiten nicht ohne Wirkung sein, wenn es von einem geschickten Tonkünstler in die Musik gesetzt und mit den gehörigen

---

[1]) Über das starke vaterländisch-deutsche Gefühl, das sich in den Dichtungen Denis' ausspricht, siehe Hofmann von Wellenhof, Michael Denis, Innsbruck 1881, S. 203. 218 ff. Über das wohlwollende Verhalten der vaterländischen Kritik gegenüber der bardischen Dichtung a. a. O., S. 260 f.

[2]) Nach dem Vorgange Cesarottis hatte Denis das Gedicht „Comala" als ein förmliches Singspiel in sechs Auftritten mit Recitativ, Arien und Chören übersetzt. Auch von Eschenburg besitzen wir ein dramatisches Gedicht „Comala". Braunschweig 1769. Einen dramatischen Charakter hatte ferner Denis' Gedicht „Conlath und Cuthona". Darin war der fünffüßige männliche Jambus verwendet. Vgl. Hofmann von Wellenhof, Michael Denis, S. 179 f.

Dekorationen aufgeführt werden sollte."[1]) Der Zusammenhang des Collinschen Jugendwerkes mit der Bardendichtung in Deutschland und Österreich ist klar. Die Bedeutung Klopstocks in Bezug auf die Wendung der deutschen Litteratur seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts zum Nationalen hin hat M. von Collin stets sehr hoch angeschlagen, er nannte jenen gelegentlich den „erhabenen Chorführer deutscher Kunst" (H. von Collins Sämtliche Werke 6, 328, vgl. 267 f.).

3. Das patriotische Ritterdrama.

Eine andere gleichfalls auf das Patriotisch-Nationale und auf Versenkung ins Mittelalter hintreibende Strömung der deutschen Litteratur, die gleich der oben geschilderten bis nach Österreich herüberwirkte, ging vom Sturm und Drang, und zwar vom „Götz von Berlichingen" aus. Der Götz war eine deutsche Heldengestalt an der Scheide des Mittelalters, am Ausgange der glänzenden Zeit des Rittertums. Unter der unmittelbaren Wirkung des „Götz" trat das Ritterdrama mit deutsch-patriotischer Tendenz ins Leben (O. Brahm, Das deutsche Ritterdrama des 18. Jahrhunderts. Straßburg 1880). Bayern nahm in dieser Entwicklung eine der ersten Stellen ein. In Törrings Stücken „Agnes Bernauerin" (München 1780, Brahm, S. 38 und 72) und „Kaspar der Thorringer" (erst 1785 gedruckt) waren große Fragen des staatlichen Lebens aufgerollt. Die politische Tendenz war ganz offenbar, der Dichter wollte mit den Stücken Einfluß auf die Nation gewinnen. Der Patriotismus, welcher aus den beiden Dramen sprach, war ein specifisch bayerischer, Kaspar der Thorringer war ein biederer „bayerischer deutscher Mann". Wie Goethe ging Törring in die deutsche Vergangenheit zurück, wie jener gab er dem Stücke einen nationalen Gehalt (O. Brahm a. a. O., S. 29 f.). An seine „Agnes" schlossen sich in Bayern andere Ritterdramen von ganz lokaler Färbung an; zum Jahre 1782 verzeichnete L. von Westenrieder sieben bayerische Nationalspiele (Jahrbuch für Münchener Geschichte 4, 42, Anmerkung 20 von Max Koch angeführt).[2])

---

[1]) Außer in M. von Collins lyrischem Schauspiel ist Ossian auch von Saam in dem Trauerspiel „Darthula" 1780 dramatisch bearbeitet worden. Über die Dramatisierung Ossians in England vgl. Hofmann von Wellenhof a. a. O., S. 354. Lorenz von Westenrieder erwähnt in seinem Aufsatze „Von dem Zustande der Musik in München" ein Duodrama „Selmar und Selma" von Franz Stubenvoll. Sämtliche Werke 9, 35. Der österreichische Dichter Managetta hat den Ossian selbst zum Helden eines Dramas gemacht (1819). Vgl. Carl Ludwig Costenoble. Aus dem Burgtheater 1818—1837. 1, 55.

[2]) Vgl. Sämtliche Werke 6, 362 f. Darunter befindet sich auch Babos „Otto von Wittelsbach, Pfalzgraf von Bayern", das bekannteste aller Ritter-

Als einen der wichtigsten Faktoren für die ganze Bewegung in Bayern haben wir den bayerischen Erbfolgekrieg anzusehen; in den Ritterstücken fanden sich mitunter Spitzen gegen das Haus Österreich. So kam es auch, daß die Aufführung gewisser Dramen in Bayern und in der Pfalz verboten wurde. Aufschluß darüber giebt die Vorrede zur 2. Auflage von Längenfelds „Ludwig" 1782 (Anzeiger für deutsches Altertum 7, 1881, S. 425: Recension von Brahms Schrift „Das deutsche Ritterdrama" von R. M. Werner).

Von Bayern aus fand das Ritterdrama auch in Österreich Eingang. In Wien, wo der „Götz" bald nach seinem Erscheinen die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte (H. Rollett: Götz und Clavigo in Österreich zur Zeit ihres Erscheinens. Goethe-Jahrbuch 5, 325—327),[1]) gelangte Törrings „Agnes" von November 1791 bis Dezember 1792 sechsmal zur Aufführung (O. Brahm a. a. O., S. 62). Hatte Längenfeld Ludwig den Bayern vom Standpunkte des bayerischen Patrioten aus dargestellt, so zeigte ihn Ziegler in seinem vaterländischen Schauspiel „Fürstengröße" (1793) in österreichischem Gewande. Die „Mathilde, Gräfin von Gießbach" (1791) und das Schauspiel aus den Zeiten des Faustrechtes „Die Pilger" (1792) waren bereits vorausgegangen. Sehr früh, am 16. April 1785, erschien auf dem Burgtheater das fünfaktige Schauspiel von Werthes[2])

stücke, das sich bis in die neueste Zeit auf der Bühne erhalten hat. Nach diesem Schauspiel entwarf Aug. Egel, kurfürstlicher Hofbildhauer, ein historisches Gemälde. Es ist der Augenblick aus der 3. Scene des 5. Aktes gewählt, wo Otto, nachdem er seine Kinder fortgeschickt hat, sich voll Beklemmung an die Ruinen seines verwüsteten Schlosses lehnt und Wolf, sein Waffenträger, allein noch bei ihm ist und sagt: „Und dies war Otto!" Über die Beschreibung des Gemäldes siehe Lorenz von Westenrieders Sämtliche Werke 1, 233 f. Diese bildliche Darstellung beweist uns den innigen Zusammenhang zwischen Dichtung und bildender Kunst in Bayern wie später in Österreich.

[1]) Aufgeführt wurde der „Götz" in Wien zum erstenmal 1783 von der Gensikeschen Gesellschaft im Kärntnerthortheater. Die erste Aufführung des „Götz" im Theater an der Wien fand am 18. März 1809 statt. Vgl. Emil Horner, Götz von Berlichingen in Wien. Goethe-Jahrbuch 20, 264 f. Dem Spielplan des Burgtheaters gewann Josef Schreyvogel das Jugenddrama Goethes. Am 11. März 1830 wurde der „Götz" zum erstenmal daselbst nach einer von Schreyvogel besorgten Bühnenbearbeitung gegeben, welcher die Fassung von 1773 zugrunde lag. Vgl. Eugen Kilian, Eine Bühnenbearbeitung des Götz von Berlichingen von Josef Schreyvogel (Litzmann, Theatergeschichtliche Forschungen 2, 1891).

[2]) Am 13. Oktober 1784 war Werthes zum Professor der schönen Wissenschaften an der Pester Universität ernannt worden. Die Ernennung eines Deutschen trug einen politischen Charakter, da Werthes nicht durch den Vorschlag oder Ruf der Pester Universität auf den Lehrstuhl gelangt war, sondern durch eine „selbstständige Entschließung der Wiener Regierung". Wir müssen uns erinnern, daß kurz zuvor Kaiser Josef II. durch Erlaß vom 26. April 1784 verfügt hatte, daß die deutsche Sprache in der ganzen Monarchie zur Amtssprache erhoben werden sollte. Die Regierung war durch den Freiherrn von Gebler zu jenem Schritte veranlaßt

„Rudolf von Habsburg“, deshalb bemerkenswert, weil es dieselben historischen Figuren enthält wie Grillparzers „Ottokar“ (Wlassack, Chronik des Hofburgtheaters, S. 65). Auf dem Wiener Boden ist fast gleichzeitig mit Ziegler Schikaneder[1]) zu nennen, welcher gleichfalls den Spuren der bayerisch-patriotischen Dichtung folgte und mit Vorliebe österreichische Lokalsagen behandelte (Aug. Sauer, Allgemeine deutsche Biographie 31, 198). Kotzebue war mit mehreren Ritterschauspielen auf der Wiener Bühne vertreten, und im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts wurden Stücke wie „Adelheid von Wulfingen“ und „Johanna von Montfaucon“ für Wien neu bearbeitet. Von Iffland ist hier „Friedrich von Österreich“ zu nennen. Auch das beginnende 19. Jahrhundert fand noch Gefallen an dieser Gattung des Dramas; besonders „Kaspar der Thorringer“ und die „Agnes“ erfreuten sich lange ihres Beifalls. 1808 ff. fanden noch Aufführungen im Theater an der Wien statt, zu einer Zeit, wo man in Österreich bereits eine neue Phase des historischen Schauspiels eingeleitet hatte (Neue Annalen der Litteratur des österreichischen Kaisertumes 1808, 2. Band, S. 77. 124).[2])

Von O. Brahm sind die Ritterstücke Kalchbergs gar nicht gewürdigt worden, die gerade für Österreich eine nicht geringe Bedeutung haben. Schon sehr früh (1786) trat jener steirische Dichter mit seiner „Agnes, Gräfin von Habsburg“ vor die Öffentlichkeit (vgl. über Kalchberg: Wurzbach 10, 379 ff.),[3]) aber erst die

worden. Vgl. Dr. Theodor Herold, Friedr. Aug. Clem. Werthes und die deutschen Zrinydramen. Münster i. W. 1898, S. 51 ff. Der „Rudolph von Habspurg“ erschien 1785 als erste Frucht des Wiener Aufenthaltes. Der amtslose Professor gab sich der Hoffnung hin, durch den patriotisch-nationalen Stoff die Aufmerksamkeit maßgebender Kreise auf sich zu lenken (Herold a. a. O., S. 56). Außerdem ist Werthes noch mit anderen historischen Schauspielen patriotischen Inhalts in der Geschichte der deutschen Litteratur vertreten: 1790 erschien in Wien sein historisches Trauerspiel „Niklas Zrini oder die Belagerung von Sigeth“, in ungarischer Sprache 1793 (20. August) in Ofen aufgeführt; 1800 in Tübingen bei Cotta „Conradin von Schwaben“. In Pest soll er sich auch mit dem Plan getragen haben, einen „Matthias Korvinus“ zu schreiben. Herold a. a. O., S. 72. 92.

[1]) 1792 erschienen seine „theatralischen Werke“ in Wien in 2 Bänden; darin waren folgende Ritterstücke enthalten: I. Hans Dollinger oder das heimliche Blutgericht; II. 1. Herzog Ludwig von Steiermark, 2. Philippine Welserin. Vgl. Wurzbach 29. Bedeutende Verdienste erwarb er sich um die Aufführung der „Agnes Bernauerin“ auf der Salzburger Bühne 1782. Sechsmal gab er hier mit vielem Beifalle und reicher Einnahme die „Agnes“. Fast ebenso viel trug dem Principal Bulla in Salzburg die Aufführung des „Otto von Wittelbach“. Vgl. Westenrieders Sämtliche Werke 6, 357 und jetzt E. von Komorzynski, Emanuel Schikaneder, Berlin 1901.

[2]) Über Aufführungen 1812/13 siehe Thalia 1812, S. 4. 28. 55. 64. 138; 1813, S. 26.

[3]) Das Leben und die dichterische Thätigkeit Kalchbergs hat A. Schlossar mehrfach besprochen: 1. Innerösterreichisches Stadtleben, S. 138. 2. Johann R.

Umarbeitung vom Jahre 1796, in Wien unter dem Titel „Wülfing von Stubenberg“ gedruckt, erregte Aufsehen. Das Kolorit der Vorzeit war im großen und ganzen glücklich getroffen; das Stück kann mit Törrings „Kaspar“ auch insofern verglichen werden, als hier wie dort wirkliche Begebenheiten in Familien, zu denen die Verfasser in einem nahen Verhältnisse standen, zugrunde gelegt waren. Von 1788 bis 1806 folgte noch eine ganze Reihe dramatischer Gedichte historischen Inhalts, fast durchwegs mehr dialogisierte Geschichte als wirkliche Dramen.[1])

In Wien blieben Kaldbergs Ritterschauspiele gewiß nicht ganz unbekannt; so wurde z. B. das letzte der einzeln erschienenen Werke „Attila, König der Hunnen“ (1806 in Wien und Graz gedruckt), in den Neuen Annalen 1808 (1, 226) zur Anzeige gebracht. Doch erst die Gesamtausgabe der Werke, welche in den Jahren 1816 f. zu Wien erschien, lenkte die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf ihn. Das Hormayrsche „Archiv“ enthielt in seinem 7. und 8. Jahrgange Aufsätze über Kalchbergs Wirksamkeit, worin dessen Verdienste um die vaterländische Geschichte und besonders um die Gründung des Joanneums gekennzeichnet waren. Auch Böttiger fand in der Dresdener Abendzeitung (1817) über die gesammelten Werke des steirischen Dichters Worte gerechter Anerkennung.[2])

Neben den angeführten Männern verdienten auf österreichischem Boden noch andere genannt zu werden (vgl. R. M. Werner a. a. O., S. 426). Das Ritterschauspiel nahm in Österreichs Dichtung bis zum neuen Jahrhundert hin und darüber hinaus keinen geringen Raum ein. Es machte das bis dahin fast gänzlich mißachtete Mittelalter anziehend und legte die dichterische Bearbeitung mittelalterlicher Stoffe überhaupt nahe. Der historische und halbhistorische Roman, welcher in Gefolgschaft der Ritterstücke oder neben ihnen einherging, wählte mit Vorliebe Begebenheiten der mittelalterlichen deutschen Vergangenheit, und das historische Drama der Folgezeit, das mit

---

von Kalchberg. Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Graz 1878. 3. Neuausgabe von Kalchbergs Schriften. Band I. Wien 1878. 4. Erzherzog Johann von Österreich. Wien 1878. S. 46 ff.

[1]) „Die Tempelherren. Ein dramatisches Gedicht“ 1788. „Die Grafen von Cilli. Eine Begebenheit der Vorzeit, dramatisiert“ I. 1790, II. 1793. „Die Ritterempörung, eine wahre Begebenheit der Vorzeit“ 1792. „Maria Theresia, ein dramatisches Gedicht“ 1793. „Die deutschen Ritter in Akkon, ein dramatisches Gedicht“ 1796. „Attila, König der Hunnen, ein dramatisches Gedicht“ 1806.

[2]) In der „Ritterempörung“ hatte Kalchberg den Stoff des Andreas Baumkircher behandelt und damit die volkstümliche Heldengestalt erst geschaffen. Gleich ihm hat sein Landsmann Joh. von Winklern ein vaterländisches Trauerspiel „Andreas Baumkircher“ in 5 Aufzügen geschrieben, das aber Handschrift geblieben ist (Goedeke² 6, 637).

dem Ritterschauspiel auf das innigste zusammenhängt, entnahm häufig seine Helden der Geschichte des Mittelalters. Das Ritterstück bildete, indem es das nationale Element in den Vordergrund stellte und den Zuschauern das Leben der deutschen Vorzeit vor Augen führte, eine wirklich volkstümliche Dichtung. In diesem Sinne urteilte M. von Collin in der Biographie seines Bruders zu einer Zeit, wo er bereits die Entwicklung des Ritterdramas zu überblicken vermochte, über die Bedeutung dieser Dichtungsart. Da hätte nach seiner Ansicht die dramatische Kunst anknüpfen sollen, um eine wirklich nationale Schaubühne zu begründen; nur hätte man die rohen Anfänge einer höheren Vervollkommnung und Veredlung zuführen müssen (H. von Collins Sämtliche Werke 6, 288).

4. Der patriotisch-nationale Zug in der Geschichtswissenschaft.

A. Johannes von Müller.

a) Seine Schweizergeschichte.

Einer der wichtigsten Faktoren für die nationale Bewegung im allgemeinen und die Begründung eines national-historischen Dramas im besonderen war das Aufblühen der Geschichtswissenschaft in Deutschland. Von der Geschichte mußte der mächtigste Antrieb kommen. Durch die historische Forschung wurden die Quellen des Mittelalters aufgeschlossen. Eine Zeit, der gegenüber man die schwärzesten Vorurteile hegte, weil man sie bis dahin fast gänzlich vernachlässigt hatte, eröffnete sich in ungeahnter Herrlichkeit den staunenden Blicken. Man fand eine Vergangenheit, der eigenen Gegenwart ebenbürtig und würdig, in Leben und Dichtung erneuert zu werden. Im Zusammenhange mit den politischen Ereignissen mußte die Geschichtschreibung eine patriotische Färbung annehmen. Die Vergangenheit suchte man, wenn auch quellenmäßig erforscht, doch in glänzendem Lichte in ihrer Totalität vor die Augen der Gegenwart zu stellen. Der wichtigste Vertreter und eigentliche Begründer dieser Art der Geschichtschreibung war Joh. von Müller, dessen „Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft“ (das 1. Buch erschien unter dem Titel „Die Geschichten der Schweizer“ in Bern 1780, die 2. Auflage in 5 Büchern von 1786—1808) von dem glühendsten patriotischen Gefühle durchdrungen waren. Allerdings war ihm Justus Möser mit seiner „Osnabrückischen Geschichte“ vorangegangen, aber dessen Arbeit war von keiner so monumentalen Bedeutung als Müllers Werk. Von zündender Wirkung waren die Zuschriften an die Eidgenossen, welche einzelnen Bänden vorausgingen. Darin stellte er sich als den Dolmetsch des Geistes der Alt-

vordern, sein Werk als die Stimme der verflossenen Geschlechtsalter hin (Sämtliche Werke, 7. Band, S. XIV: Zuschrift des 1. Bandes); er sprach es offen aus, daß er bei der Abfassung seines Werkes einen national-politischen Zweck im Auge hatte: „Im gegenwärtigem Buch ist meine Hauptabsicht vorzustellen, wie wenig wir alle einzeln vermögen, welche Kraft eine freie und so fest wohnende Nation in ihrem Zusammentreten findet, und wie die Vorurteile und Sophistereien, durch die ihr in Bürgerkriege und Mißtrauen verfallen, eure einzigen wahrhaft furchtbaren Feinde sind" (a. a. O., S. XXIII). Von bleibender Bedeutung sind die Worte gewesen, mit denen er in jenen Zuschriften das Gemeingefühl der Schweizer Kantone, den „Schweizersinn", zu wecken bestrebt war, für uns um so wichtiger, als sie auf Hormayr und seinen Anhang in Österreich, aber auch auf die deutschen Romantiker die größte Wirkung übten. Er zeigte, wie sich die Kantone in Zeiten der Gefahren zusammengeschlossen hätten, wie sie trotz der verschiedenen Abstammung, Sprache und Religion durch ein gegebenes Wort zusammengehalten würden, wie sie nur in der Einigkeit ihr Heil und Glück finden könnten (Zuschrift des 1. Bandes, S. XIX. XXI f., Vorrede des 4. Bandes, S. LXXVI f.). Er ließ den Ruf nach einer nationalen Erziehung des Volkes erhallen: diese könnte einmal von den durch Geburt höher gestellten Personen ausgehen, indem sie durch ihre patriotischen Handlungen die Muster für die andern abgäben, dann aber könnte — und das ist für die Hormayrsche Richtung von großer Wichtigkeit — durch eine periodische Schrift die nationale Bildung und Erziehung geleitet werden. Diese Gedanken bildeten den Kern einer Abschiedsrede an eine Gesellschaft von Freunden zu Bern, welche Müller am Schlusse seiner Vorlesungen über die Geschichte der alten Welt am 20. Januar 1786 hielt.[1] Ähnliche Ideen sprach

[1] Sämtliche Werke 23, 344: Es ist unmöglich, „weder der Eidgenossenschaft noch dem Verteidigungskriege die eigentümlich nationale Stärke zu geben, wo nicht mehr und mehr der ganze Ton des Lebens, die Erziehung, die Studien, die Lebensmanier national werden." S. 345: „Was durch die Natur eines Landes, was durch die Erinnerung der Väter, was durch kostbare Überreste alter Zeit empfohlen wird, hat nicht viel Mühe durchzudringen besonders auf zweierlei Weise: 1. erstlich wenn der patriotische Zweck von denen, welche durch Geburt und Rang oder Gaben des Geistes die Muster der andern sind, nie vergessen wird, so bildet ihr Beispiel ohne Worte beredsam einen gewissen Geist, welcher einen jeden von selbst lehrt, was er zu thun hat; 2. trüge freilich das auch bei, wenn, wie zu anderm Zwecke in England Addison und seine Freunde gethan, durch eine sehr wohl, populär und stark, aber unbeleidigend geschriebene periodische Schrift alles Unvaterländische bald in auffallender Lächerlichkeit, bald in schreckender Gefährlichkeit, alles Nationale hingegen vorgestellt würde mit aller Empfehlung, wodurch es liebenswürdig und schätzbar erscheinen mag."

er in der Recension von Lebrechts Abhandlung „Über den nationalen Charakter der in Siebenbürgen befindlichen Nationen" aus, die in Wien 1792 erschienen war (Sämtliche Werke, 26, 206—209).[1])

In Joh. von Müller war die Liebe zur vaterländischen Geschichte besonders von seinem mütterlichen Großvater geweckt worden (Wegele, Allgemeine Deutsche Biographie 22, 587). Aus der Betrachtung der politischen Verhältnisse in den Schweizer Kantonen und aus der Versenkung in die Geschichte des Volkes erwuchs ihm die Wertschätzung des Mittelalters und des nationalen Gemeinsinnes. Seine Schweizergeschichte, welche das Leben der Höfe, der Ritter und Bauern des mittleren Zeitalters mit einer Anschaulichkeit schilderte, wie sie vor ihm kein Historiker versucht hatte, entrollte ein farbenreiches Bild einer fast unbekannten großen Welt; sie hatte ein Gepräge, welches man das „romantische" nannte. In dieser Hinsicht muß Müllers Werk mit dem Aufkommen der romantischen Schule in kausalen Zusammenhang gebracht werden (Wegele a. a. O., S. 608).

1792 kam Joh. von Müller nach Wien, der Hauptstadt eines Reiches, das mit der Schweiz insofern ein gleiches Schicksal hatte, als beide von verschiedensprachigen Völkern mit voneinander abweichenden Sitten und Gebräuchen bewohnt wurden. Die Ideen Müllers, unter den in geistigen Interessen geschiedenen Nationen seines Heimatlandes ein Einheitsgefühl wachzurufen, mußten, auf die österreichischen Verhältnisse übertragen, in Wien einen günstigen Boden finden.

b) Seine Verbindung mit Erzherzog Johann.

Es war ein merkwürdiger Zufall, daß gerade 1800 ein Vertreter der älteren Richtung in Österreichs Poesie, der erste Kustos der königlichen Bibliothek, Denis, durch seinen Tod dem Manne in seiner amtlichen Stellung Platz machte, welcher, gleich ihm von inniger Liebe zum angestammten Vaterland durchdrungen, einer richtigeren Auffassung des deutschen Altertums zum Durchbruche verhelfen sollte. Damals hatte Müller schon mit dem Erzherzog Johann nachhaltige Beziehungen angeknüpft. Er hatte den talentvollen Jüngling, dessen

[1]) Ein Hinweis auf die Geschichte der Siebenbürger Deutschen geschah in dieser Zeit auch von anderer Seite. In dem Kampfe um ihre angefochtenen Rechte hatten die Deutschen Siebenbürgens dem Historiker A. L. Schlözer gedruckte Urkunden mitgeteilt, die er in den „Kritischen Sammlungen zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen" (Göttingen 1795) veröffentlichte und mit erläuternden Abhandlungen begleitete (Vorrede X; vgl. Allgemeine Deutsche Biographie 31, 590). Von einem gewissen Nationalstolz erfüllt, ging er an die Geschichte dieser in ihrer Art einzigen Nation (Vorrede XII; vgl. Archiv für siebenbürgische Landeskunde 1894, S. 673. 684. 713).

nähere Bekanntschaft er 1798 gemacht haben dürfte (vgl. Schlossar, Allgemeine Deutsche Biographie 14, 282),[1] ganz für sich eingenommen. Seitdem gab er ihm bei häufigen Zusammenkünften Andeutungen, wie er sich auf historischem Gebiete weiter ausbilden solle, und entschied nach des Erzherzogs eigenem Geständnisse durch seine Weisungen die ganze Entwicklung seines Herzens und seines Geistes. Aus dem Briefwechsel, der sich nach dem Abgange Müllers von Wien zwischen beiden entspann, geht hervor, daß sie vorzüglich in der warmen Liebe zu den deutschen Alpenländern zusammentrafen.

c) Sein Einfluß auf Hammer und Hormayr.

Auch mit Hammer und Hormayr war der bewunderte Geschichtschreiber damals bereits bekannt. Den ersteren hatte er für seine Bestrebungen gewonnen, die Quellen des Orients aufzuschließen. Bevor noch Friedrich Schlegel nach dem Orient als dem Sitze des höchsten Romantischen gewiesen hatte, arbeitete Joh. von Müller eifrig daran, jenes Zauberland kennen zu lernen (Sämtliche Werke 31, 177). Wien bot ihm, wie er selbst in einem Briefe betonte, unvergleichliche Materialien dazu; die orientalische Akademie besaß einige aufstrebende Talente, die er für seine Interessen zu begeistern wußte. Hammers erste Arbeiten auf diesem Gebiete förderte er im „Deutschen Merkur" zutage, und dessen Reise nach Persien verfolgte er mit der größten Teilnahme und den größten Erwartungen (1796, Sämtliche Werke 31, 180). Hammer sandte denn auch von manchen Punkten seiner Reise aus Briefe an ihn: so von der trojanischen Ebene und von Chios aus (Sämtliche Werke 32, 121. 125). Sein Interesse für Hammers Arbeiten bewahrte er auch weiterhin, so recensierte er in der Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung 1806 das Buch „Encyklopädische Übersicht der Wissenschaften des Orients" (27, 239).

Die größte Geistesverwandtschaft mit Müller hatte der Freiherr von Hormayr. Schon in seiner frühesten Jugend faßte er eine lebhafte Neigung zur Geschichte; fast noch ein Knabe, erbaute er sich an Müllers Geschichte der Schweizer Eidgenossenschaft (Krones, Aus Österreichs stillen und bewegten Jahren 1810—1812 und 1813—1815, S. 181), und die 1796 abgefaßte „Geschichte der Grafen von Andechs" verriet

[1] In dem Buche „Erzherzog Johann von Österreich und sein Einfluß auf das Kulturleben der Steiermark" (Wien 1878) giebt A. Schlossar das Jahr 1799 an (S. 6 f.). Aber in einem Briefe vom 11. Januar 1799 an Bonstetten spricht der Schweizer Historiker bereits von seiner Freundschaft mit dem Erzherzog. A. a. O., S. 7. Danach konnte der Prinz die „Geschichte der Schweizer" schon damals „fast auswendig".

bereits Einwirkung des schweizerischen Historikers. Sein „Historischer Kalender für Tirol auf das Jahr 1793“ hatte einen anderen Zusammenhang, den wir noch zu erörtern haben werden. 1799 näherte sich Hormayr von Innsbruck aus seinem bewunderten Vorbilde in einem Briefe (vom 13. Juni), den Müller am 23. Juni von Wien aus beantwortete, jenen seiner Teilnahme an den historischen Arbeiten versichernd (J. von Müller, Sämtliche Werke 38, 239 f.). Eine Begegnung des jungen Tiroler Gelehrten mit dem Erzherzog Johann im Herbst 1800 führte zwar zunächst zu keiner vertrauteren Bekanntschaft zwischen den beiden gleichalterigen und gleichgesinnten Jünglingen (Krones a. a. O., S. 182; vgl. Heigel, Allgemeine Deutsche Biographie 13, 131), aber als der erstere auf Anregung Müllers im September 1801 nach Wien kam, um seine Zukunft an die Kaiserstadt zu knüpfen, entspann sich ein sehr inniger Verkehr zwischen den drei Männern (Krones a. a. O., S. 185). Hormayr erwarb sich die Gunst des Erzherzogs in einem solchem Maße, daß er durch zwei Jahrzehnte die „rechte Hand“ jenes Führers der deutschgesinnten Partei in Österreich verblieb.[1])

Zu seinen ersten geschichtlichen Arbeiten beschränkte er sich auf die Geschichte der Grafschaft Tirol und verfolgte ganz lokale Zwecke. Seit dem Jahre 1804 ungefähr wandte er sich der Geschichte des Gesamtstaates Österreich zu, sein Patriotismus wurde ein allgemein österreichischer. Diese Wandlung war schon durch seinen neuen Wirkungskreis bedingt. Müllers Bemühungen, durch sein Geschichtswerk den allgemeinen Schweizersinn wiederzuerwecken, waren für ihn vorbildlich, wenn er von da ab unablässig bestrebt war, ein österreichisches Gesamtbewußtsein, einen österreichischen Patriotismus ins Leben zu rufen und groß zu ziehen.

B. Lor. von Westenrieder.

Aber noch von anderer Seite her war Hormayrs Wirkungsweise beeinflußt. Wir dürfen sie im großen und ganzen mit der Thätigkeit Lor. von Westenrieders vergleichen, und es liegt nahe zu vermuten, daß sich jener den bayerischen Staatsmann vielfach zum Muster nahm. Tirol hatte ja mit seinem Nachbarlande eine enge

---

[1]) Hormayr regte den Erzherzog zu ausgedehnten historischen Forschungen im Lande Tirol an; nach dem Jahre 1805 errichtete der Prinz auf Hormayrs Veranlassung eine Gemäldegalerie, in der er vorwiegend Bilder vaterländisch-historischen Inhalts von heimischen Künstlern aufstellen ließ; auch die Anregung zu der später zu erwähnenden Preisaufgabe ging von dem Tiroler Geschichtschreiber aus. Vgl. A. Schlossar, Erzherzog Johann von Österreich und sein Einfluß auf das Kulturleben der Steiermark, S. 9. 11. 30.

Verbindung. Das Hormayrsche Geschlecht selbst stammte aus Niederbayern, und der Großvater unseres Hormayr, welcher sich bereits ein bleibendes Verdienst um das geistige Leben und die geschichtliche Länderkunde seiner Heimat erworben hatte, war durch den geistlichen Rat Ferdinand Sterzinger mit den Bestrebungen der Münchener Akademie stets in Fühlung geblieben (Krones a. a. O., S. 176 f.).

Lorenz von Westenrieder, dessen Beziehungen zum bayerisch-patriotischen Ritterdrama schon angedeutet worden sind, war es vorzüglich, der in dem geistig zurückgebliebenen Bayern das Interesse für Kunst und Wissenschaft zu heben bemüht war. An seinen Namen ist das größte Verdienst um die Förderung der Volksbildung in Bayern geknüpft; aber er hat weniger durch seine historischen Werke, die ihn neben Aventin als den bedeutendsten Geschichtsschreiber seines Heimatlandes erscheinen lassen, als durch seine volkstümlichen Schriften auf seine Landsgenossen gewirkt (Aug. Kluckhohn, Über Lorenz von Westenrieders Leben und Schriften. Bayerische Bibliothek. 12. Band. Bamberg 1890, S. 3). Unter dem Schutze des Kurfürsten Max Josef III. war 1759 die Akademie der Wissenschaften begründet worden, welche das Ziel verfolgte: „Popularisierung der Wissenschaften und die Verbreitung nützlicher Kenntnisse zum Zwecke der Förderung der Volksbildung“ (Kluckhohn a. a. O., S. 6). Westenrieder war mit den Freunden der Volksaufklärung in innige Berührung getreten und fühlte sich gleichfalls von dem Verlangen ergriffen, „mit einzutreten in den Kampf für die Hebung und Veredlung der Jugend und des ganzen Volkes“.

Schon in seinen Schulreden und Aufsätzen erhob er, von patriotischem Schwunge getragen, seine Stimme für die geistige und sittliche Erziehung seiner Nation (Kluckhohn, S. 12). Dem gleichen Streben entsprang die Begründung der „Bayrischen Beiträge zur schönen und nützlichen Litteratur“ (1779—1781), als deren Fortsetzung das „Jahrbuch der Menschengeschichte in Bayern“ (1782—1783) anzusehen ist. Letzteres eröffnete er in dem ersten Artikel mit der Frage: „Was giebt einer Nation Ansehen und Macht?“ (Westenrieders Sämtliche Werke 9, 104 ff.); die Antwort darauf lautete: „Die möglichste Verbreitung eines gesunden und unterrichteten Verstandes, der reichste Umlauf guter Kenntnis und Gefühle, mit einem Wort: Besitz der Litteratur, der Künste und Wissenschaften“ (a. a. O., S. 105; vgl. Kluckhohn, S. 28).

In dem Aufsatze „Über Nationalerziehung“ faßte er deren große Aufgaben in die folgenden Grundsätze zusammen: „1. Daß man bei einer Nation eine bestimmte, gewisse Denkungsart erhalten und vor andern gewisse und bestimmte Fähigkeiten aufwecken; 2. daß

Digitized by Google

man ohne Ausnahme zu jener alle Glieder einer Nation einförmig hinführen und bei diesen das genaueste Verhältnis und die Eintheilung der verschiedenen Stände beobachten soll (10, 65 f.)."

Neben der geistigen und sittlichen Bildung des Volkes faßte er auch soziale Angelegenheiten ins Auge. Auf seine volkswirtschaftlichen Anschauungen hat Justus Möser nachweisbaren Einfluß ausgeübt. Die „Patriotischen Phantasien" empfiehlt er seinen Landsleuten aufs wärmste (Kluckhohn, S. 34). Wie auf dem Gebiete litterarischer Leistungen spricht sich Westenrieder auch für Preisausschreibungen auf gewerbliche Fragen aus (9, 134).

Sein Hauptaugenmerk richtet er auf die heimische Kunst. Um ihr einige Achtung zu verschaffen, berichtet er „Über den Zustand der Künste in Bayern" (1, 219 ff.). In diesem Aufsatze fordert er Belohnungen für diejenigen, welche sich in einer Kunst hervor thun, und weist auf das Beispiel einiger Akademien hin (a. a. O. 1, S. 221). Er fordert auch öffentliche Ausstellungen von Kunstwerken, ohne sich zu verhehlen, daß dabei viele Mißbräuche sich einstellen können; aber er hält sie doch „für das thätigste Mittel, eine gewisse Lebhaftigkeit unter das Publikum zu bringen" (a. a. O., S. 222). Er beklagt sich bitter darüber, daß die Kunst nicht als eine Staats- oder Erziehungssache behandelt wird (S. 226).

Er untersucht weiter die „Ursachen des geringen Einflusses der schönen Künste auf die Denkungsart und Sitten des Volkes" (1, 252—279) Eine der wichtigsten Ursachen findet er in Folgendem: viele Künstler und Dichter „halten sich an die Vorstellungen, welche im Auslande berühmt sind, stellen dem Volke fremde Thaten, von fremden Trieben erzeugt, zur Schau aus und rücken mit ihren Ideen und ihrer Manier von dem Boden, auf dem sie leben, für den sie allein denken und empfinden sollen, hinweg". Er erklärt es als widersinnig, seinem Volke „ebendieselben Gegenstände, welche einem Volke mit weit andern Begriffen wichtig und heilig waren, vorstellen zu wollen" (1, 262 f.). Von der größten Wichtigkeit sind die folgenden Worte, mit denen er ganz entschieden für Nationalität der Dichtung, Malerei und bildenden Kunst eintritt: „Je mehr ein Gegenstand unsern eigenen Angelegenheiten sich nähert, je mehr wir darin uns selbst oder andere erkennen, desto besser wird er auf uns wirken" (1, 263). Der Staat, die Gesetzgebung soll, das fordert Westenrieder, auf diese Angelegenheit sein Augenmerk richten; der Staat soll zwar nicht den Künstler so einschränken, wie es an manchen Orten den Schriftstellern geschieht; „aber die Vorschrift: Du sollst solche Gegenstände auf eine solche Art bearbeiten, welche

die Kraft haben, die Tugenden, die einem Volke fehlen, zu erheben; dein Werk soll diese Eindrücke verbreiten, soll das Gefühl auf dieser Seite verschönern; diese Vorschriften sollte jeder weise Gesetzgeber seinen Künstlern sorgfältig einprägen" (1, 269).

In dem Theater sieht er das erste und wirksamste Mittel der Regierung, den Verstand und das Herz der Unterthanen zu bilden und auf die Leidenschaften und Sitten des Volkes zu wirken (6, 316). Auch bei den Griechen und Römern seien Gedichte und Schauspiele eine Regierungssache gewesen (6, 360). Das Schauspiel sei imstande, einer ganzen Nation den Ton anzugeben, nach welchem sie denken, empfinden, handeln soll (6, 213); seinen Landsleuten ruft er daher den heißen Wunsch zu, daß sie sich einmal selbst „ehren, auf sich selbst Zutrauen fassen und wagen möchten, etwas zu unternehmen, was andere vor den Bayern ausgeführt haben" (6, 212). Schon im Jahre 1779 erließ er in den „Bayrischen Beiträgen" an seine lieben Bayern eine Aufforderung zu einem Wettstreit in einem Gegenstande, „der jedem wahren Inländer am Herzen liegt"; „dies ist ein dramatisches Gedicht von irgend einer inländischen rühmlichen That" (9, 311). Mit Freude begrüßt er das Preisausschreiben des Münchener Theaterintendanten Grafen von Seeau auf das beste Stück über inländische Erziehung;[1]) durch diese Aufforderung werde gezeigt, daß es Ernst damit sei, „unsere Schaubühne nationell und vaterländisch zu machen" (6, 281). Er ist fest davon überzeugt, daß in Deutschland ein Nationaltheater möglich sei (6, 282. 291); was bei den Deutschen aber nie werde entstehen können, sei ein Staatstheater, denn die Deutschen bildeten keinen Staat, wie es einst der griechische war. Desungeachtet könnte man „große Heldenthaten, welche von Deutschen und von eigenen Landsleuten überall vorhanden und gleichsam als Episoden des großen Staatstheaters zu betrachten sind, auf die Bühne bringen und mithin den so viel wirkenden Nationalstolz und die Stärke des deutschen Geistes in alle Gemüther treiben" (6, 283). Er weist die Dichter auf die Geschichte hin; wer auf diesem Felde zu suchen wisse, dem würden sich allenthalben taugliche Gegenstände darbieten. Als vortrefflichen Stoff für eine dramatische

---

[1]) Das Beispiel scheint in der Folgezeit auch anderwärts eifrige Nachahmung gefunden zu haben. Eine Reihe von Schweizerdramen geht auf ein Preisausschreiben vom Jahre 1791 zurück, dessen Anreger die Aufseher der Knabengesellschaft in Zürich waren. Zu ihnen gehört das preisgekrönte schweizerische Nationalschauspiel „Wilhelm Tell" eines Herrn am Bühl. Vgl. G. Roethe, Die dramatischen Quellen des Schillerschen Tell. Forschungen für R. Hildebrand, S. 231. Andere Preisausschreibungen sollen an einer späteren Stelle erwähnt werden.

Handlung bezeichnet er selbst die Geschichte Berengars und Ottos des Großen; andere würdige Gestalten wären: Heinrich XI. von Landshut, Otto von Wittelsbach, Ludwig von Bayern und Albert III. Er wünscht geradezu, daß niemals ein fremdes Stück über die deutsche Bühne gegangen wäre (6, 286).

In der Besprechung des Stückes von Babo „Die Römer in Deutschland“ hebt Westenrieder den nationalen Charakter des Schauspieles hervor; die Hauptsache erblickt er darin, daß wir hier Deutsche und Römer zu sehen bekommen; er wünscht aber, daß die Tugenden eines deutschen Helden noch mehr in den Vordergrund gerückt wären (6, 303). Seine Freude kann er kaum fassen, als er Babos „Otto von Wittelsbach“ liest, ein deutsches Werk, das jedem Leser Stolz und Kraft einflößen müsse (6, 359 f.). In der Anzeige dieses Stückes theilt er die Stelle aus dem deutschen Museum (1782, Februar, S. 130) mit, welche den Aufruf an einen Dichter enthält, die Geschichte Ludwigs von Bayern und Friedrichs von Österreich episch oder dramatisch zu behandeln (6, 361). Mit Stolz rühmt er den Bayern nach, daß kein anderes deutsches Volk gegenwärtig so viele Nationalspiele hervorgebracht habe; er giebt auch seinen Landsleuten Ratschläge für die Abfassung eines Nationalstückes; er möchte aber lieber zuerst die feinere Komödie bearbeitet sehen, zu welcher der Stoff ganz aus dem Inlande genommen werden sollte (6, 365).

Die späteren Jahre sind vorwiegend durch seine historischen Arbeiten ausgefüllt. In seiner Beschäftigung mit der vaterländischen Geschichte wurde er von der bayerischen Akademie der Wissenschaften, der er als Mitglied angehörte, kräftig unterstützt. 1782 unternahm er in deren Auftrag eine Darstellung der „Geschichte von Bayern für die Jugend und das Volk“, die 1785 fertig gestellt und auf höchsten Befehl von der Akademie herausgegeben wurde.

Es wurde ihm eine Herzensangelegenheit, die Geschichte des Landes auch zur Sache des Volkes zu machen. Außer dem genannten Werke verfolgte diesen Zweck ein Unternehmen, das wegen seiner Popularität mehr noch als jenes hierzu geeignet war, sein „Bayerisch-historischer Kalender“ (1787 zum erstenmal ausgegeben; von 1790–1815 schlossen sich noch 20 Bändchen mit ähnlichem Inhalte an). Einen mehr wissenschaftlichen Charakter hatten die „Beiträge zur vaterländischen Historie, Geographie, Statistik und Landwirtschaft samt einer Übersicht der schönen Litteratur“ (1788–1817, 10 Bände), deren Hauptinhalt Quellen zur bayerischen Geschichte sind. Westenrieder selbst lieferte dazu die kurzen Lebensumrisse verdienter Bayern (Allgemeine Deutsche Biographie 42, 178).

Hormayr und die patriotischen Zeitschriften.

Ähnliche Ziele verfolgte Hormayr in seinem Heimatlande. Sein „historischer Kalender für Tirol auf das Jahr 1793" war eine unmittelbare Nachahmung von Westenrieders bayerischem Kalender (Allgemeine Deutsche Biographie 42, 131). Daß er auch in seiner Wiener Zeit den Blick von den geistigen Bestrebungen in Bayern nicht abwandte, läßt sich aus der Thatsache schließen, daß er, nachdem Graf Philipp Stadion das Steuer der auswärtigen Angelegenheiten ergriffen hatte, in der deutschen Sektion der Staatskanzlei besonders für die Wechselbeziehungen Österreichs mit Bayern zur Verwendung gezogen wurde (Krones, a. a. O., S. 188). War er doch auch schon April 1801 zum Ehrenmitglied der historischen Klasse der Münchener Akademie ernannt worden (Krones, a. a. O., S. 185).

Wie Westenrieder in seinen „Beiträgen zur vaterländischen Historie" Lebensbilder großer bayerischer Männer entwarf, so stellte Hormayr in einem eigenen größeren Unternehmen, dem „österreichischen Plutarch" (1807–1814, 20 Bändchen), die Bildnisse und Lebensläufe der Regenten, berühmtesten Feldherren, Staatsmänner und Gelehrten des österreichischen Kaiserstaates den Völkern der Monarchie vor Augen. Jene Beiträge des bayerischen Litteraten und Historikers, die bis 1817 fortbestanden, dürfen wir wohl auch mit dem wichtigsten Organe Hormayrs, dem „Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst", in Beziehung setzen.

Diese Zeitschrift hatte aber bereits in Wien selbst Vorläufer: einmal in dem von dem Freiherrn J. M. von Liechtenstern von 1801—1804 herausgegebenen „Archiv für Geographie und Statistik, ihre Hilfswissenschaften und Litteratur"; dann war in den „Annalen" (1802, 1803—1804; fortgesetzt als „Neue Annalen" (1807—1808, weiters 1809—1812; vgl. Goedeke: Grundriß[2] 6, 506 f.) von einer Gesellschaft inländischer Gelehrten für die Bekanntmachung der heimischen Litteratur ein eigenes Organ geschaffen. Überhaupt hatten alle litterarisch fortgeschritteneren österreichischen Provinzen in den Jahren 1800–1805, die wir als die Zeit der Vorbereitung zur patriotisch-historischen Kunstentwicklung in Österreich auffassen dürfen, ihre periodischen Unternehmungen, welche die lokalen Interessen vertraten. Wie Hormayr seinen Landsleuten den „Tiroler Almanach" (1802—1805) schenkte, so gab Schedius seinem Vaterlande das Journal „Zeitschrift von und für Ungarn. Zur Beförderung der vaterländischen Geschichte, Erdkunde und Litteratur" (1802–1804); Böhmen

hatte seinen „Wandersmann“ und die „Libussa“ (1802—1804) von Meinert; Mähren verdankte sein „patriotisches Tageblatt“ (1800) dem Ausländer André.

Die gesamte nationale Entwicklung der einzelnen Länder stand mit den gleichen Bestrebungen in Wien im engsten Zusammenhange.[1] Die Regierung hatte ein Interesse an dieser Entwicklung. Zu erklären ist dieses Entgegenkommen aus dem Streben, Österreich zu einem erblichen Kaisertume zu erheben. Man fürchtete in Regierungskreisen, daß gegenüber einem neu zu errichtenden französischen Kaisertume die deutsche Kaiserwürde kaum mehr eine Bedeutung haben würde; anderseits erheischte der seit dem siebenjährigen Kriege hervorgetretene Gegensatz zwischen Österreich und Preußen, der sich trotz zeitweiliger Annäherung der beiden Staaten immer mehr verstärkte, eine strengere Konzentration des österreichischen Staatskörpers, um einen etwaigen Kampf um die politische Übermacht mit Erfolg aufnehmen zu können. Eine festere Einigung der Länder suchte man zunächst dadurch zu erzielen, daß ein gemeinsamer Titel für den Beherrscher aller Provinzen aufgestellt wurde, der einerseits an Rang dem neuen französischen Kaisertitel nicht nachstehen, andrerseits einen Verlust der deutschen Kaiserwürde aufzuwiegen imstande sein sollte (Wertheimer, Geschichte Österreichs und Ungarns im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, 1, 181—199). Mit dem Patente vom 11. August 1804 erklärte sich der bisherige König von Ungarn, Böhmen u. s. w. zum Kaiser von Österreich. Damit war in der Person des Regenten und seinem Titel ein Einigungspunkt geschaffen. Wollte man aber, daß die verschiedenen Völker das höhere Einheitsgefühl, der österreichische Sinn, wirklich durchdringe, sollte der österreichische Patriotismus kein bloßer Begriff bleiben, so mußte zuvor das Stammesgefühl überhaupt erst geweckt werden. Dies glaubte man auf keine bessere Weise erreichen zu können, als indem man den Blick der einzelnen Nationen auf ihre Geschichte und Litteratur hinzulenken suchte.

Solchen Gedanken huldigte Graf Philipp von Stadion, als er nach dem Preßburger Friedensschlusse 1805 an Cobenzls Stelle als Hof- und Staatskanzler getreten war. Dem bisherigen straffen

[1] Von dem Mittelpunkte der österreichischen Erbstaaten aus verbreiteten sich die national-patriotischen Tendenzen rasch zu den slavischen Völkern. Die ersten slavischen Organe, welche Vaterlandskunde in weitem Umfange pflegten, die Kenntnis der heimischen Geschichte verbreiteten und sich über Nationalerziehung und Nationalstolz ergingen, hatten ihre Muster in deutschen Zeitschriften. Von der größten Wichtigkeit für alle Slaven war die Thätigkeit Kopitars in Wien. Seine „Patriotischen Phantasien eines Slaven“ sind bereits 1810 in den „Vaterländischen Blättern“ erschienen. Vgl. Mathias Murko, Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der slavischen Romantik I, Graz 1897.

Centralisieren setzte er ein Ziel. Er war, „ohne Furcht vor den alten Nationalsprachen der Cechen und Magyaren", geneigt, den verschiedenen Völkern ihre Individualität zu lassen; den einzelnen Provinzen sollten von nun an ihre eigenen Mittel auch gewahrt bleiben. Seit dieser Zeit datieren die Anregungen zur Begründung von Provinzialmuseen (Wurzbach 37, 39). Man dachte jetzt ernstlich daran, die einheimischen Talente zu wecken und zu fördern, nicht wie bisher möglichst lange zu ignorieren. Die Regierung förderte jetzt alle wissenschaftlichen oder sonstigen patriotischen Vereine. In der mit Baldacci eifrigst betriebenen Kundmachung vom 6. Februar 1806, einer Österreich mit neuen Hoffnungen belebenden That, verhieß Stadion feierlichst die Befreiung von geistigen Fesseln und kräftige Unterstützung jedes rühmlichen und gemeinnützigen Strebens (Wurzbach, a. a. O.). Stets aber war er bemüht, die Fühlung mit Deutschland aufrecht zu erhalten (Allgemeine Deutsche Biographie 35, 372), wie ja auch der Erzherzog Johann immer auf die Bundesgenossenschaft mit Preußen hinarbeitete und die Pflege des deutschen Nationalgeistes in den Vordergrund stellte (so in der Denkschrift vom 15. Februar 1807, Krones, Zur Geschichte Österreichs, S. 69 ff.).

Im Mittelpunkte der auf Weckung des nationalen Stolzes und vaterländischen Sinnes hinauslaufenden Bestrebungen standen die „Vaterländischen Blätter" (1808—1820) und Hormayrs „Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst" (1810 bis 1828). Die beiden Zeitschriften vereinigten um sich eine große Anzahl von Männern, die alle mehr oder weniger von dem Interesse für Verbreitung der Kenntnis des Vaterlandes und seiner Geschichte erfüllt waren. Aus diesem Kreise seien hervorgehoben: Armbruster, die beiden Collin, Graf Czernin, Moriz von Dietrichstein, Chr. von Engel (der ungarische Historiker), Hammer, Hormayr, Mosel, Karoline Pichler, Riedler, Sartori, Schedius, Vierthaler (Über die Mitarbeiter der „Vaterländischen Blätter" vgl. Annalen 1810, 2, 149; Krones, Zur Geschichte Österreichs, S. 97 f.). Sie haben uns als Vertreter der ganzen Richtung zu gelten.

Die officiösen „Vaterländischen Blätter" wurden auf unmittelbaren Befehl des Kaisers und nach einem von ihm genehmigten Plane begründet. Zur Entstehung trug viel die gehobene Stimmung bei, welche dem Kriegsjahre 1809 vorausging. Diese Stimmung festzuhalten und ihr eine dauernde Nahrung zu geben, war der nächstliegende Zweck des Unternehmens (Meynert, Kaiser Franz I., Wien 1872, S. 215). Gemäß der Absicht des Kaisers sollte das Organ Thatsachen und Ideen, deren Verbreitung Wunsch und Wille der Staatsverwaltung sei, in Umlauf bringen, Vaterlandskenntnis als Grundlage der Vaterlandsliebe befördern, das Gute und Gemein-

nützige, was in Beziehung auf Kultur, Wohlstand, Ruhe und Sicherheit der Völker, auf öffentlichen Unterricht, Kirchenwesen, Wissenschaften, Künste, Industrie, Handel, Landwirtschaft, Gewerbe, Armenversorgung geschah, herausheben, patriotische Handlungen, Stiftungen, Anstalten würdigen, Belohnungen des Verdienstes bekannt machen u. dgl. (Meynert, a. a. O.). Der Plan war offenbar nach dem Muster auswärtiger Journale mit ähnlicher Tendenz entworfen [1]) und wurde bald mit größerem, bald mit geringerem Geschicke durchgeführt.

In einem ähnlichen Geiste wurde das „Archiv" redigiert. Es bildete den Mittelpunkt für die gemeinsame Mitteilung der deutschen, slavischen und magyarischen Litteratur, war ein Magazin für historisches Quellenstudium und historische Kritik und brachte Nachrichten über die neuen Provinzialmuseen; es wollte ein Kunstblatt sein, welches das Publicum mit der lebenden Litteratur immer mehr vertraut machte; neu und für die folgende Kunstentwicklung in Österreich bedeutungsvoll war der Zweck, Poesie und bildende Kunst für historisch-vaterländische Gegenstände zu gewinnen. In dieser Richtung wurde unablässig gearbeitet: poetische Stoffe aus der heimischen Geschichte und Sage wurden gesammelt und fort und fort zur künstlerischen Bearbeitung anempfohlen (vgl. Krones, Aus Österreichs stillen und bewegten Jahren, S. 218).

Der Gedanke, die Kunst auf das Gebiet der Historie hinüberzuführen und durch sie auf die Nationen zu wirken, stammte von Hormayr. Er selbst ging auf dem Wege, den er anzubahnen sich bemühte, mit zwei geschichtlichen Dramen voran: dem in Wien 1805 erschienenen „Friedrich von Österreich, Sittengemälde der Vorzeit" und dem Trauerspiel „Leopold der Schöne" (Wien 1806).[2])

Hormayr, der Mittelpunkt des Patriotenkreises. Sein Einfluß auf die Brüder Collin.

Schon vor der Herausgabe des Archivs machte er in einem Kreise, der sich im Hause der Caroline Pichler in den Jahren

[1]) Wir müssen vor allem an die zuerst im Osnabrücker Intelligenzblatt erschienenen „Patriotischen Phantasien" von Justus Möser denken.

[2]) Hormayrs Idee fand von Seite Joh. Müllers in der Anzeige der beiden Stücke (Hallenser Allgemeine Litteraturzeitung 1806) die vollste Anerkennung. Vgl J. von Müllers Sämmtliche Werke 27, 227. Mir scheint die Vermutung nahe zu liegen, daß A. W. Schlegels Aussprüche am Schlusse der Wiener Vorlesungen 1808: „Die würdigste Gattung des romantischen Schauspiels ist die historische" u. s. w. bereits durch Müllers Urteil beeinflußt sind. Gewiß ist, daß A. W. Schlegel die Vorreden Müllers zu seiner Schweizergeschichte als nationale Thaten sehr hoch schätzte. Briefe an Fouqué, S. 358 (vom 12. März 1806).

1804—1805 versammelte, für sein Streben Propaganda. Das Haus der Pichler bildete eine Art litterarischen Salons, welcher die jeweiligen Stimmführer des damaligen litterarischen Lebens in Wien zu seinen Mitgliedern zählte. Hier hatten sich bereits ein Alxinger, Blumauer, Denis, Eckhel, Haschka, Mastalier, Ratschky und Sonnenfels eingefunden. An ihre Stelle traten um das Jahr 1804 Männer wie H. von Collin und sein Bruder Matthäus, Füger, Hammer, Hormayr, Riedler und Vierthaler (Caroline Pichler, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben 2, 53 ff. 98. 109 ff. 115. Vgl. Wurzbach 22, 242 ff.). Litterarisch und künstlerisch gebildeten Männern stand der Eingang immer offen, Ausländer, die nach Wien kamen, wurden hier freudig begrüßt: so Tieck, die beiden Schlegel, Frau von Staël, Varnhagen, Clem. Brentano, Lafontaine, Zach. Werner, Ad. Müller, K. M. von Weber (a. a. O. 2, 105. 115. 173. 200. 239 ff.; 3, 64 ff. 162.). Häufiger verkehrten im Hause der Pichler auch Theod. Körner und — einige Jahre später — der junge Grillparzer (a. a. O. 2, 204 ff.; 3, 104 ff. 127. 130). Ferner schloß die gebildete Frau Bekanntschaft mit dem durch seine historischen Forschungen ausgezeichneten Chorherrn Franz Kurz in St. Florian (1806, a. a. O. 2, 87), mit Ladislaus Pyrker (1812, a. a. O. 2, 212 f. 215 f.; 3, 132 f.) und mit dem um die Stiftung der Nationalbibliothek und des Nationalmuseums in Pest hochverdienten Grafen Franz von Szecheny (a. a. O. 2, 229; 3, 13).

Als jener Bekanntenkreis, in dessen Mittelpunkt Hormayr stand, sich bildete, war Joh. v. Müller bereits nach Berlin abgegangen. Der ältere Collin hatte mit ihm noch persönlich verkehrt; durch den Hofkonzipisten von Batsany war er mit ihm nach der Aufführung des „Regulus“ (3. Oktober 1801: Wlassack, S. 96) bekannt geworden (H. von Collins Sämtliche Werke 6, 359, J. von Müllers Sämtliche Werke 32, 193). Der große Geschichtschreiber brachte dem jungen Manne, den er mit Corneille und den Alten verglich, aufrichtige Achtung entgegen als dem Dichter eines Werkes, worin die alte römische Kraft und Würde neu belebt war, und ermunterte ihn aufs eifrigste zur Abfassung eines Mithridat (32, 193; 39, 179). Matthäus von Collin aber scheint mit Müller nicht in Berührung gekommen zu sein, wenigstens wird seiner in den Briefen des Schweizers nicht gedacht, während im brieflichen Verkehre Müllers und Hormayrs von dem Dichter des „Regulus“ und „Coriolan“ gesprochen wird (39, 179: Berlin 2. April 1806; 28, 308: Kassel 2. März 1808). Hormayr war derjenige, welcher in den jüngeren Freundschaftskreis der Pichler das Interesse für Geschichte und eine auf vaterländischer Historie beruhende Kunst zu bringen suchte.

Die politischen Ereignisse des Jahres 1805 schienen einer solchen Wendung der Poesie günstig zu sein. Die Besetzung der Stadt Wien durch die Franzosen, die politische Demütigung und nach dem Abschlusse des Friedens die Rückkehr des Kaisers in die Stadt ließen die Anhänglichkeit der Wiener Bevölkerung an den Landesherrn in der glänzendsten Weise hervortreten. Es brach sich beim Anblick des wieder einziehenden Kaisers eine wirklich patriotische Begeisterung Bahn, die sich in dem lautesten Jubel kund gab. Die Zeit der Bedrängnis hatte aber auch den Blick der Bewohnerschaft Wiens über die trübe Gegenwart hinweg zurück in die Vergangenheit und vorwärts in die Zukunft gelenkt. Jetzt griff überall die Überzeugung Platz, daß die in der nationalen Eigentümlichkeit liegenden Kräfte für Zeiten drohender Gefahren geweckt und genährt werden müßten.

Auf Heinrich von Collin, welcher diese Gedanken schon vordem gehegt hatte, hatten die Erfahrungen des Lebens den Erfolg, daß er sich von jetzt an mit der Geschichte Österreichs vertrauter zu machen suchte. Fuggers „Ehrenspiegel" wurde ihm ein geschätztes Lieblingsbuch (Sämtliche Werke 6, 395). Schon damals (1805) dachte er auf Zureden Hormayrs daran, einen Stoff aus der Vaterlandskunde zu bearbeiten. Ottokar von Böhmen erschien ihm als eine vorzüglich geeignete Gestalt für eine Tragödie; von den großen Gegensätzen der beiden Hauptcharaktere, Rudolfs und des Böhmenfürsten, versprach er sich die größte Wirkung. Aber er hatte damals noch eine zu entschiedene Abneigung gegen das eigentliche historische Schauspiel; ja er plante sogar, eine eigene Abhandlung gegen diese Gattung des Dramas zu schreiben. Der herrliche Stoff blieb daher vorläufig noch liegen (6, 397 ff.), bis ihn Collin in den während seines Aufenthaltes in Pest (1809) entworfenen Fragmenten zu dem Heldengedichte „Rudolf von Habsburg" wieder aufnahm (6, 438; Laban, H. J. Collin, S. 74).

Hatte H. Collin damals noch mit seinen Neigungen zu kämpfen, so schrieb Matthäus während der Anwesenheit der Franzosen in der österreichischen Reichshauptstadt seinen „Bela" und überraschte damit seinen Bruder bei der Rückkehr nach Wien (6, 399). Der Zusammenhang des Stückes mit den Tendenzen Hormayrs ist ganz deutlich. Es ist mit den beiden Dramen des Letztgenannten fast gleichzeitig abgefaßt. M. von Collin griff damit zum erstenmale in die Kunstentwicklung in der Richtung auf das Geschichtlich-Patriotische ein. Er bewies auf solche Weise zum erstenmale seine Vorliebe für das historische Schauspiel. In ihm hatte Hormayr den wichtigsten Vorkämpfer seiner Ideen gefunden. Seine Bedeutung sollte aber nicht so sehr in der ausübenden Kunst als vielmehr in der von den

Hormayrschen Anschauungen in ihrer allgemeinsten Richtung bestimmten Theorie und Kritik ruhen. Erst 1811 trat er in dem Aufsatze „Über nationale Wesenheit der Kunst" (im zweiten Jahrgange des Hormayrschen „Archivs") mit seinen ästhetischen Ansichten hervor; erst von da an stellte er sich in den Vordergrund der ganzen Bewegung.

Wenn den beiden Männern eine nationale Dichtung vorschwebte, so hatten sie das große Muster der Shakespeareschen Historien vor Augen. Es ist unrichtig, wenn Gervinus und Koberstein behaupten, daß erst Tieck während seines Wiener Aufenthaltes 1808 Collin auf den großen Engländer verwiesen habe. Schon im „Bela" offenbarte sich das Streben des Dichters, den Meister des historischen Schauspiels nachzuahmen. Die Rezension des 1808 in Tübingen gedruckten Stückes in den „Neuen Annalen" (1808, 2, 282—284) hob das ausdrücklich hervor: „Er ist ein großer Verehrer des Shakespeare und bekam einige Lust, den freien kühnen Stil des Briten nachzubilden.[1])

Ähnlich in den „Vaterländischen Blättern" von 1810 (S. 427 f.), aber in günstigem Sinne: „Ein freier gewaltiger Stil mahnt an das unbeschränkte Walten Shakespeares." Nach des Verfassers eigenen Äußerungen sollte das Stück, dem er absichtlich nicht die Bezeichnung Tragödie gegeben hatte, den Gegensatz zur eigentlichen Tragödie bilden. Lust- und Trauerspiel sollten sich darin gleichsam berühren. Neben den tragischen Charakteren standen Personen, die dem Lustspiele angemessen gewesen wären. Ein großes Weltbild mit dem Wechsel der buntesten Erscheinungen sollte darin geboten werden (6, 399 f.).

Die Romantiker in Wien.

Ihren kräftigsten Zufluß erhielt die vaterländische Strömung in Österreich durch die romantischen Bestrebungen. Seit dem Jahre 1806 dachten auch die Führer der deutschen Romantik ernstlich daran, eine bewußte nationale Durchbildung der Poesie herbeizuführen. Die Niederlage Preußens in den Schlachten von Jena und Auerstädt, die tiefe politische Schmach hatte eine ungeheuere Erschütterung der

---

[1]) Das Urteil ist ziemlich scharf, aber im großen und ganzen nicht nur für dieses Stück, sondern auch die übrigen historischen Schauspiele Collins zutreffend. Das Wichtigste sei deshalb wörtlich angeführt: „Es ist übel, daß man in seiner Arbeit bloß den die Kraft übersteigenden Willen gewahr wird . . . Der bunte Wechsel von sonderbaren Ereignissen und romantischen Scenen macht gar keinen Eindruck. In den Gemütern der Menschen liegt zu wenig, um die Handlung zu begründen und zusammenzuhalten . . . Ohne Talent ist der Verfasser nicht. In dem vorliegenden Versuche zeugen Sprache und Versifikation von Bildung und Geschicklichkeit, Bolso

Gemüther zur Folge.[1]) In aller Herzen entbrannte die glühendste Liebe zum bedrückten Vaterlande und der lebhafteste Wunsch, es wieder zu erneuern. Das Weltbürgertum, wie es die Schlegel anfangs vertraten, machte einem nationalen Enthusiasmus Platz. A. Wilhelm Schlegel betonte in seinem Briefe an Fouqué vom 12. März 1806 die Wichtigkeit des nationalen Elementes in der Dichtung (Briefe an Fouqué, S. 354 ff.). Er warf daselbst sogar die Frage auf, ob es nicht besser wäre, wenn, so lange die nationale Selbständigkeit der Deutschen, ja die Fortdauer des deutschen Namens bedroht sei, die Poesie ganz der Beredsamkeit wiche, „einer Beredsamkeit, wie z. B. Müllers Vorrede zum vierten Bande seiner Schweizergeschichte“. Er forderte Fouqué auf, in einer Reihe von Schauspielen, wie die historischen von Shakespeare seien, den Deutschen Epochen aus ihrer Geschichte, wo ihnen gleiche Gefahren gedroht hätten, aber durch Biedersinn und Heldenmut überwunden worden wären, allgemein verständlich und für die Bühne aufführbar darzustellen. Vor allem verwies er auf den Zeitraum der Hohenstaufen (a. a. O., S. 358 f.). Fr. Schlegel hatte zwar schon vordem in einzelnen Liedern einen vaterländischen Ton angeschlagen: so in den Gedichten „Am Rhein“ (1802), „An den Retter“ (1803); aber jetzt ertönten die Klänge seiner patriotisch gestimmten Leyer reicher und mächtiger (im Poetischen Taschenbuch auf 1806). Aus dem alten Habsburger Geschlechte erwartete er den Erlöser von dem unwürdigen Joch; er pries Rudolfs feste Tugend, Ferdinands II. hohen Mut, und für des habsburgischen Adlers Kraft hieß er alles wagen („Huldigung.“ Im Sommer 1806. Friedrich Schlegel, Sämtliche Werke 9, 147 f.). Zu Anfang des Jahres 1809 steigerte sich die gehobene Stimmung zu dem Gelübde: „Es sei mein Herz und Blut geweiht, dich Vaterland zu retten“ (a. a. O., S. 180 f.).

Von der Romantik kam eine neue, eine der stärksten Anregungen zur Erforschung des deutschen Mittelalters, namentlich nach der Seite der Poesie. Die immer mehr sich erschließenden Denkmale

---

und einige wenige Scenen von der Gabe, Charaktere zu zeichnen und Gefühle dramatisch auszudrücken. Übrigens hat das ganze Schauspiel nicht mehr Wert als ein mittelmäßiges Ritterstück. An die besseren Erzeugnisse dieser Art reicht es nicht. Das Studium des Shakespeare mag der Herr Verfasser nur fleißig fortsetzen: aber von der Sucht, ihn nachzuahmen, sowie von dem Streben nach dem, was man heutzutage romantisch nennt, müssen wir ihm abraten. Große phantasiereiche Gemälde des Menschenlebens zu entwerfen und auszuführen, wird ihm schwerlich gelingen.“

[1]) „Der alte Berliner Nationalismus erlag an demselben Tage, an dem die Schlacht von Jena verloren ging,“ sagt Reinhold Steig in seinem Buche: Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe. Berlin und Stuttgart 1901. S. 3.

dieses Zeitalters waren für das geschichtliche Drama des 19. Jahrhunderts sowohl nach Seite der allgemeinen als auch der Kulturgeschichte von größter Wichtigkeit. Aus ihnen nahm man nicht nur die poetisch anziehenden Stoffe, sondern schöpfte überhaupt die Kenntnis des mittelalterlichen Lebens, seiner Sitten, Anschauungen und Gebräuche. Ohne die romantischen-germanistischen Studien ist das nach getreuem Zeitkolorit strebende historische Schauspiel kaum zu denken.

In dem Leben des deutschen Mittelalters erblickte man ein vollkommen ursprüngliches, von fremdem Wesen ganz freies Dasein. Seine Poesie galt als echt volkstümlich. Das Lied, das noch in den Schichten des Volkes fortquoll und in dem allgemeinen Absterben eigentümlichen Lebens mühsam sein Dasein fristete, wurde aufgefaßt als ein schwaches Rinnsal des einst mächtig dahingleitenden Stromes ursprünglicher Dichtung. Mit der Verehrung der deutschen mittelalterlichen Poesie ging daher die Wertschätzung des Volksgesanges Hand in Hand. Sie war dem Geiste des Sturmes und Dranges entsprungen. Herder hatte einen Teil des reichen Borns bloßgelegt. Seine Volksliedersammlung feierte zur Zeit der Romantik ihr Auferstehen: etwas mehr als ein Jahr nach dem Erscheinen des ersten Bandes des „Wunderhorns" kamen in Tübingen Herders „Stimmen der Völker in Liedern", von J. von Müller neu besorgt, heraus. Hatte die Herdersche Sammlung in den Siebzigerjahren des 18. Jahrhunderts ungeheures Aufsehen erregt, so konnte sie jetzt neben dem „Wunderhorn" kaum zu einer Bedeutung kommen. Aber ihr Wiedererscheinen erinnerte doch daran, wie verwandt der Geist dieser Zeit mit dem des Sturmes und Dranges war. Für die ganze Folgezeit war das „Wunderhorn" der Hauptanstoß zu ähnlichen Volksliedersammlungen. Man suchte ihnen von nun an eine nationale Seite abzugewinnen;[1] sie galten als Spiegel der Volksindividualität. Das Lokale, das Provinzielle stand im Vordergrunde des Interesses. Besonders in Österreich mußte die letztere Betrachtungsweise der Volkspoesie Boden gewinnen. Die romantischen Anschauungen fanden hier namentlich seit dem Jahre 1808 Eingang, in dem die wichtigsten Vertreter der neuen Dichterschule in der Hauptstadt des Kaisertumes weilten. An ihrer Verbreitung nahm M. von Collin den hervorragendsten Anteil.

Schon vor dem genannten Jahre war er mit den Schriften Tiecks und der beiden Schlegel bekannt geworden. In dem Briefe

[1] Auch „Des Knaben Wunderhorn" war eine politische That; vor der Schlacht bei Jena sollte es Mut machen, nach dem Unglücke aber Trost spenden. Vgl. Reinhold Steig, a. a. O., S. 3 f.

vom 5. Juni 1806 an seinen Freund Platner in Rom gab Collin schon sein Urteil über die Tiecksche Dichtung ab (Hammer: Collins nachgelassene Schriften 1, S. XXVII ff.). Er sah ein Glück für Deutschlands dichterisches Leben darin, daß in Tieck ein Dichter erstanden sei, „der die altertümlich vaterländische Poesie in erneuter Form und wunderbarlicher Gestaltung wieder ans Licht" rufe, der die angeborene Individualität der Deutschen „im Versinken vor ihrem Untergange" bewahre, aber er tadelte das Überschwängliche, allzu Phantastische in seinen Werken. Nach der Angabe Hammers im biographischen Vorworte zu den nachgelassenen Schriften Collins (S. X) las dieser wiederholt die Schlegelschen Schriften. Bei dem regen Gedankenaustausche mit seinem älteren Bruder läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß er fast zur gleichen Zeit wie Heinrich mit jenen vertraut wurde. Als Zeitpunkt der ersten Bekanntschaft hätten wir dann das Jahr 1803 anzusehen. Die Schmähungen, welche der von Kotzebue und Merkel begründete „Freimütige" (I, 1803) auf den „Coriolan" ausgeschüttet hatte, ferner das Erscheinen der Schillerschen „Braut von Messina" (Tübingen 1803) waren für H. Collin ein Anlaß gewesen, sich mit der neueren Kunstrichtung in Deutschland bekannt zu machen (Sämtliche Werke 6, 378. 396).

So wurde er auch auf die ästhetischen Schriften der beiden Schlegel geführt. Er las die „Charakteristiken und Kritiken" (Königsberg 1801), mit besonderer Hochachtung erfüllte ihn das Werk Fr. Schlegels „Lessings Geist" (Leipzig 1804). Durch seinen Bruder wird sicherlich auch Matthäus damals auf die Schriften der Romantiker aufmerksam gemacht worden sein.

Das Jahr 1808 führte die drei bedeutendsten Vertreter der älteren romantischen Schule in die unmittelbarste Nähe Collins. Im Herbste 1807 kam A. W. Schlegel in Gesellschaft der Frau von Staël nach Wien (Caroline Pichler, Denkwürdigkeiten 2, 112), am 22. Juni 1808 traf Friedrich ein (Vaterländische Blätter 1808, S. 126), und am 1. August folgte L. Tieck nach (ebenda, S. 220). Die beiden Collin kamen jetzt mit den drei Männern, die sie bisher nur unzulänglich aus der Ferne kennen gelernt hatten, vornehmlich im Hause der Pichler persönlich zusammen. Ein vertrauterer Verkehr entspann sich zwischen A. W. Schlegel und H. Collin, während sich Matthäus mehr an Tieck angeschlossen zu haben scheint (H. von Collin, Sämtliche Werke 6, 424 ff. 432. Car. Pichler, Denkwürdigkeiten 2, 115.). Den Glanzpunkt des Wiener Aufenthaltes A. W. Schlegels bildeten seine Vorlesungen „Über dramatische Kunst und Litteratur", die er in der Fastenzeit 1808 im Janischen Saale vor einem auserlesenen Publikum hielt (Neue Annalen 1808,

S. 259; H. von Collin, Sämtliche Werke 6, 424; Car. Pichler, a. a. O. 2, 130; Minor, Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1887, S. 590 ff.). Männer, welche die bedeutendsten Stellen am Hofe, im Staatsdienste oder in der Armee bekleideten, verdienstvolle Gelehrte und Künstler, gebildete Frauen hörten ihn mit der größten Aufmerksamkeit (Reichardt, Briefe 2, 180). Auch an H. Collin und offenbar nicht minder an seinem Bruder fanden die Vorlesungen eifrige Zuhörer.[1])

Sie hatten auf die Entwicklung der ästhetischen Anschauungen des letzteren die nachhaltigste Wirkung. Theorie und Geschichte der dramatischen Kunst waren in ihnen aufs engste verbunden. Der Geist der echten Kritik war dargelegt, die nur bei der Universalität des Geistes möglich sei, bei der „Biegsamkeit, welche uns in den Stand setzt, mit Verleugnung persönlicher Vorliebe und blinder Gewöhnung uns in die Eigenheiten anderer Völker und Zeitalter zu versetzen, sie gleichsam aus ihrem Mittelpunkte herauszufühlen" (A. W. Schlegels Sämtliche Werke 5, 5). Es wurden weniger einzelne Erscheinungen der Litteratur als vielmehr ganze Zeiträume vorgeführt. Hier konnte Collin die Auffassung und Erklärung ganzer litterarischer Perioden aus den Zeitverhältnissen heraus lernen. Die großen Gegensätze zwischen antiker und romantischer Dichtung wurden hier erörtert. Es wurde gezeigt, in wie verschiedener Weise sich die Poesie der Alten und die romantische entwickelt hätten. Wesen und Entstehung einzelner Kunstgattungen, dichterische Persönlichkeiten wurden im Zusammenhange mit ihrer Zeit betrachtet. Verschiedene ästhetische Gegenstände, die Begriffe des Tragischen, Komischen, Schönen u. s. w. wurden analysiert. Am Schlusse warf Schlegel einen Blick auf die Geschmacksrichtung seiner Gegenwart, die zum Romantischen neigte. Als die würdigste Gattung des Romantischen stellte er die historische Tagödie hin, und zwar legte er den neueren Dramatikern die nationale Tragödie ans Herz, welche der Gegenwart zeige, was die Deutschen voralters waren, und was sie wieder werden sollten.

Wie er 1806 Fouqué in dem oben angeführten Briefe die dramatische Bearbeitung großer Epochen deutscher Vorzeit empfohlen hatte, so richtete er jetzt vor der Öffentlichkeit die gleiche Aufforderung an alle deutschen Dichter und bezeichnete die ritterlich glänzende Zeit des Hauses Hohenstaufen und die politisch wichtigere Periode des Habsburger Geschlechtes als die für poetische Gemälde reichsten Theile unserer Geschichte. Wie dort stellte

---

[1]) Erst in der zweiten Hälfte des Jahres kam Matth. nach Krakau als Professor der Ästhetik. H. von Collin, Sämtliche Werke 6, 432. Seine Ernennung stand erst in den Vaterländischen Blättern vom 10. Februar 1809, S. 79.

er auch hier die Shakespeareschen Historien als Muster für einen Dichter hin, der großen Begebenheiten der deutschen Vergangenheit eine poetische Seite abgewinnen wolle (Sämtliche Werke 6, 433 f.). Es war gewissermaßen eine politische Kundgebung, in der seine Vorlesungen gipfelten. Mit dem Hinweise auf die Geschichte der Habsburger suchte Schlegel nicht nur eine Annäherung an die patriotischen Gefühle seiner Zuhörer, sondern es lag darin auch eine Verherrlichung des für Deutschlands vergangene und — wie man erwartete — auch zukünftige Geschicke so wichtigen Herrscherhauses.

Hier sah sich also M. von Collin wieder auf die historischen Schauspiele Shakespeares verwiesen, wie er selbst schon früher zu jenem Vorbilde geschichtlicher Dramen mit Bewunderung emporgeblickt hatte. Der Betrachtung der Shakespeareschen Kunst selbst war in den Vorlesungen ein großer Raum gewidmet worden. Denn auf diesem Gebiete hatte Schlegel mit großen Vorurteilen zu kämpfen und ein tieferes Verständnis des Dichters anzubahnen; anderseits handelte es sich ihm darum, in dem Engländer den wichtigsten Vertreter der romantischen Poesie zu charakterisieren. Die aus der englischen Geschichte geschöpften Schauspiele würdigte er in der 31. Vorlesung einer ausführlichen Besprechung. Mit Absicht nannte er ihre Gesamtheit „eins der gehaltreichsten Werke Shakespeares" (Sämtliche Werke 6, 272). Denn er faßte sie auf als ein „einziges historisches Heldengedicht in dramatischer Form, wovon die einzelnen Schauspiele die Rhapsodien ausmachen". Er lobte an dem großen Kunstwerke die historische Treue, die so weit gehe, daß man daraus die Geschichte nach der Wahrheit erlernen könne, während die lebendige Darstellung sie der Einbildungskraft unauslöschlich einpräge. Als das weitaus Wichtigere erschien ihm die politisch-erzieherische Bedeutung des Historiencyklus. Er sah in dem großen Ganzen, zu dem der Dichter die einzelnen Teile zusammengeordnet, einen „Spiegel der Könige", ein Handbuch für junge Fürsten, denn darin könnten sie die Würde ihres angestammten Berufes, die verderblichen Folgen von Schwächen, Fehltritten und Verbrechen der Könige für ganze Nationen kennen lernen. Eine ähnliche große Dichtung wünschte Schlegel dem deutschen Volke und seinen Fürsten, worin aber die erhebenden Thaten der Vorfahren in Noth und Gefahren die Herzen der Lebenden zu gleichem Mut und zu gleicher Thatkraft anspornen sollten.

Er traf auf diese Weise ganz mit den in Österreich von Hormayr und M. von Collin bereits eingeleiteten Bestrebungen zusammen zu einer Zeit, die dem Österreichs moralische und physische Kräfte aufs höchste anspannenden Kriegsjahre 1809 unmittelbar

voranging. Collin hatte damals, soweit sich ermitteln läßt, bereits zwei Stücke vaterländischen Inhaltes fertiggestellt: „Belas Krieg mit dem Vater", das eben erst (1808) aus dem Drucke kam, und „Friedrich der Streitbare". Diese seine Anfänge fanden auch mit Rücksicht auf ihren patriotischen Zweck die Anerkennung Tiecks, mit dem Collin öfter zusammenkam. Gelegentlich solcher Besprechungen tauschten sie auch allgemeinere Gedanken über die historische Gattung des Schauspiels aus, und aus verschiedenen Äußerungen Tiecks konnte er entnehmen, daß seine eigenen Anschauungen darüber mit denen des verehrten Romantikers im wesentlichen übereinstimmten (Holtei, Briefe an L. Tieck 1, 143. 147. 155). Auch auf Shakespeare kamen sie zu sprechen, und Tieck teilte ihm hierbei den schon lange gehegten Plan mit, ein Buch über den englischen Dichter zu schreiben, das „eine erschöpfende Ansicht von dessen Wesenheit und poetischer Eigentümlichkeit" enthalten sollte (a. a. O., S. 147 f.). Aus den im Verkehre mit Tieck und in den Vorlesungen Schlegels „Über dramatische Kunst und Litteratur" gewonnenen Anschauungen, die Collin mit seinen schon früher selbst ausgebildeten Ansichten durchsetzte und in Einklang brachte, ist sein Aufsatz über Shakespeare im zweiten Bande des „Deutschen Museums" (1812) hervorgewachsen.

Berliner Patrioten.

In Wien war die Berührung der vaterländisch gesinnten Männer mit der patriotischen Richtung der älteren Romantiker eine sehr innige gewesen. Schwächer, aber nicht zu unterschätzen waren die Beziehungen zum Berliner Patriotenkreise. Hier in Berlin hatten sich mehrere Vereinigungen gebildet, in denen nationale Gesinnung gepflegt wurde. Einem älteren Bekanntenkreise, einer Tischgesellschaft, gehörten Heinrich von Kleist, Achim von Arnim, Clemens Brentano und Adam Müller an (vgl. Reinhold Steig, Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe, 1901, S. 12. 13). Die Anfänge einer anderen vaterländischen Verbindung, Zelters Liedertafel, reichen bis in das Jahr 1807 hinauf. Auch sie wollte „dem Könige, dem Vaterland, dem allgemeinen Wohl, dem deutschen Sinn, der deutschen Treue" singen (Steig a. a. O., S. 15). An dieser Liedertafel haben gleichfalls Kleist, Arnim und Brentano gesessen (Steig a. a. O., S. 18. 21). Eine neue Verbindung, die christlich-deutsche Tischgesellschaft, trat am 18. Januar 1811 zum erstenmal zusammen. Aus dem Stiftungsliede, das von Arnim herrührte, lernen wir die Ziele kennen, für welche die Mitglieder der Vereinigung sich einzusetzen entschlossen waren; es klang aus in Hochrufen auf alle Preußen und in dem Schwure: „Was der einzelne vermag, soll er dienend

allen weihn" (Steig a. a. O., S. 29). Aus diesen Kreisen gingen die Berliner Abendblätter hervor (Oktober 1810 begründet), die sich an das Volk wandten und ihm die heiligsten Güter der Menschheit: Religion, Königtum und Vaterland vorführten, um es zum Kampfe gegen das moderne Unheil aufzurufen (Steig a. a. O., S. 47. 48. 51). Steig vermutet, daß sich ihre Wirkung auch in Wien bemerkbar machte. Den Einfluß der „Elemente der Staatskunst" von Adam Müller, in deren Bahnen die Abendblätter weiter wandelten, indem sie gegen Kraus, den Vertreter der Lehre Adam Smith' in Berlin, Stellung nahmen, werden wir bei einer späteren Gelegenheit verfolgen können.

Neben Kraus bekämpften die Patrioten vor allem die bisherige Leitung der Berliner Schaubühne durch Iffland. Kleist brachte nach Berlin einige ungedruckte Dramen mit, welche eine weite Kluft von denen Ifflands trennte: die Hermannsschlacht, das Käthchen von Heilbronn und den Prinzen von Homburg. Er verlangte wie der ganze Kreis von der deutschen Bühne, daß sie sich ihrer nationalen Bedeutung neu bewußt werde (Steig a. a. O., S. 172. 173). In den Heidelberger Jahrbüchern 1810 sprach Arnim nachdrücklich den Wunsch aus, dem deutschen Schauspiel „einen tieferen, Nationalcharakter bildenden Inhalt zu geben" (a. a. O., S. 176).

Der Kampf gegen Iffland gab den Anlaß, daß die vaterländischen Schauspiele Kleists nicht auf die Berliner Bühne kamen. Aber des „Prinzen von Homburg" nahm sich der Fürst Radziwill an, und das „Käthchen" fand einen kräftigen Anwalt in Heinrich von Collin, durch dessen Vermittlung sich dem Stück im März 1811 der Zugang zum Wiener Theater öffnete (Steig a. a. O., S. 178. 179). Wenngleich die „Hermannsschlacht", die seit 1809 in der Kanzlei des Burgtheaters lag, auch in Wien nicht aufgeführt wurde, so war sie doch im Manuskript in vieler Händen (Wiener Jahrbücher 1822, 20, 118). Die Verbindung Kleists mit Collin ist uns wieder ein Beweis für die Berührung der preußischen Patrioten mit den österreichischen. Noch ein weiterer Berührungspunkt ergiebt sich für uns in der Aufführung der „Katakomben" von Wolfart, der in den Berliner Abendblättern ebenfalls Iffland angegriffen hatte. Gleich seinem Schauspiel „Hermann" (Leipzig 1810) athmeten die „Katakomben" Haß gegen Napoleon; sie wurden zwar nicht in Berlin, wohl aber in Wien zur Aufführung gebracht (Steig a. a. O., S. 198).

Zu den Berlinern können wir auch Fouqué zählen. Er trat Kleist in der preußischen Hauptstadt 1810 näher und nahm an dessen Abendblättern teil; vor allem traf er mit ihm in der Liebe zur

brandenburgischen Geschichte zusammen. 1811 im Sommer konnte er ihm seine „vaterländischen Schauspiele“[1]) übersenden (Steig a. a. O., S. 472 f.); gerade Fouqué gehörte in den folgenden Jahren zu den Lieblingsschriftstellern der Wiener Bevölkerung.

In engere Fühlung mit den österreichischen Patrioten kamen Arnim und Brentano namentlich, als der letztere im Frühjahr 1811 auf seine Güter nach Böhmen zog (Reinhold Steig, Achim von Arnim und Clemens Brentano, 1894, S. 288). Arnim hatte schon vor Ausbruch des Krieges mit Frankreich 1806 die Herausgabe einer patriotischen Zeitung „Der Preuße, ein Volksblatt“, geplant und in Göttingen an die preußischen Soldaten Kriegslieder verteilt, die nach Art fliegender Blätter gedruckt waren (Steig, Arnim und Brentano, S. 191. 196 ff.). Als Brentano nach Prag kam, war er so des Vaterlandes voll, daß er sich in einem Briefe an seinen „Bruder“ Achim in bitteren Vorwürfen gegen die gesinnungslose Bevölkerung Prags ergeht: „Nirgends Liebe zum Vaterland, noch zu der Wissenschaft, noch zu der Kunst. Hunger unter den Armen, die höchste Sittenlosigkeit unter den Reichen. Keine Gesinnung für Geschichte, keine politische Ansicht“ (Steig, Arnim und Brentano, S. 299). Dagegen spricht er sich in demselben Briefe mit Hochachtung über das Hormayrsche „Archiv“ aus und nennt es das reizendste Journal in neuerer Zeit. Der Verkehr zwischen Berlin und Prag wurde erst um die Mitte des Jahres 1813 ein äußerst lebhafter. Die Sendung Scharnhorsts, der seine durch eine Wunde erschöpften Kräfte noch zu einer Reise nach Österreich anspannte, um den Kaiserstaat zum Anschluß an Preußen zu bewegen, aber in Prag vom Tode ereilt wurde, bewirkte, daß viele Preußen zu- und abreisten. Auch Tieck weilte in Prag und kam täglich mit Brentano zusammen (Steig, Arnim und Brentano, S. 315). Als Clemens Anfang Juli 1813 nach Wien reiste, hatte er auch einen Brief von Tieck an M. von Collin und die Pichler mit und fand daher rasch Anknüpfungspunkte mit den dortigen vaterländisch gesinnten Männern (Steig a. a. O., S. 316). Vor allem suchte er mit dem Burgtheater in Fühlung zu kommen und reichte ein Festspiel ein: „Die Siegesfeier Deutschlands am Rhein“ (Steig a. a. O., S. 329).

Für diese Bühne bearbeitete er ferner die bereits in Böhmen abgeschlossene „Libussa“ und den „Ponce de Leon“ (Steig a. a. O., S. 329). Mit der „Valeria“ — diesen Titel führte die Bühnenbearbeitung des „Ponce de Leon“ — erlebte er eine arge Ent-

[1]) 1. Waldemar der Pilger, Markgraf von Brandenburg. 2. Die Ritter und die Bauern.

täuschung, das Lustspiel fiel gänzlich durch und verwickelte den Verfasser in eine Reihe von Unannehmlichkeiten, die ihm das Leben in Wien verleideten (Steig a. a. O., S. 333). Die Überarbeitung des Stückes verriet die Einwirkung der in der Hauptstadt des Kaiserstaates noch immer lebendigen Neigung für vaterländische Stoffe. In der Einleitung zum Neudrucke (in den Deutschen Litteraturdenkmalen des 18. und 19. Jahrhunderts, herausgegeben von August Sauer, Neue Folge 68—70) weist Reinhold Steig S. VII f. nach, wie der Dichter in Wien Anspielungen auf politische Gestalten und Verhältnisse der Zeit einfließen und „das Stück in den patriotischen Jubel der Freiheitskriege ausmünden“ ließ.

Nationale Politik.

Auf litterarischem Gebiete haben sich uns also mit Rücksicht auf die Pflege des nationalen Gedankens mehrere Berührungsflächen zwischen Österreich, Preußen und dem übrigen Deutschland ergeben. Diese Strömung konnte sich leicht eine Politik dienstbar machen, die auf die politische Einigung der beiden ausschlaggebenden Mächte ausging, da sie die auf dem angedeuteten Wege schon gesponnenen Fäden nur noch fester zu knüpfen brauchte. Einen großen Teil an dem politischen Unglück hatte die Zersplitterung der deutschen Volkskräfte verschuldet. Diese Einsicht mußte sich den Staatsmännern namentlich seit den Jahren 1806 und 1809 immer mehr aufdrängen; sie mußten aber, um einen Erfolg zu erzielen, ihrer Überzeugung auch in den maßgebenden Kreisen Eingang zu verschaffen suchen.

Die Vorlesungen über Geschichte, welche Johann Wilhelm Süvern 1807—1808 in Königsberg hielt, konnten ihre politische Tendenz, namentlich in den Schlußteilen, nicht verleugnen und wurden auch der von den Berliner Patrioten hochverehrten Königin Louise in einer Abschrift zugeschickt (siehe Mitteilungen aus dem Litteraturarchive in Berlin 1901, S. 1). In den zwei letzten Stunden wies Süvern an der Hand der politischen Geschichte der letzten Jahre nach, daß ein falsches Lebensprincip, die Entfernung vom Idealischen, ein kaltes Isolieren der Einzelnen, die Selbstsucht den Patriotismus erstickt und das ganze Unglück der Gegenwart verschuldet hatte (a. a. O., S. 42 f.). Hilfe und Rettung sei an einen inneren Erneuerungsproceß des Zeitalters geknüpft, an eine gänzliche Lossagung von allen eigensüchtigen Trieben. Dann erst könne der wahre Kampf anheben, wenn sich der große Akt der Aufopferung eines jeden um der Rettung aller willen vollzogen (a. a. O., S. 48). Das Streben müsse darauf gerichtet sein, „aus dem Wege zu räumen, was die Individuen trennt, sie aufs innigste miteinander

zu verschmelzen, daß sie von dem Geiste der Vaterlandsliebe erglühen, der jede Eigensucht dämpft" (a. a. O., S. 51).

Derjenige Politiker, der sich am eifrigsten für die Idee einsetzte, daß Österreich und Preußen ihre alte Gegnerschaft aufgeben und ihre Hauptaufgabe in der Abwehr des gemeinsamen Gegners erblicken sollten, war Friedrich von Gentz. Wenn er auch nicht eigentlich, wie jetzt Eugen Guglia (Friedrich von Gentz, Wien 1901) nachgewiesen hat, von nationalen Gesichtspunkten ausgegangen ist, sondern sein vornehmlichstes Glaubensbekenntnis sich „auf das europäische Gleichgewicht und die öffentliche Ruhe und Ordnung in den europäischen Staaten" bezog, so hat er doch als Publicist von 1804 bis 1809 auf Belebung des vaterländischen Geistes eingewirkt, weil er eben nur von der Selbständigkeit Deutschlands Ruhe und Freiheit für Europa erwartete (Guglia a. a. O., S. 240). Seiner Vermittlung haben wir es zunächst zu verdanken, daß sich zwischen dem Erzherzog Johann, mit dem er durch Johannes von Müller bekannt geworden war, und der Seele der national gesinnten Partei am Berliner Hofe, dem Prinzen Louis Ferdinand, ein inniger schriftlicher Verkehr entspann (Guglia a. a. O., S. 178). In mehreren Schriften ging er von dem Gedanken aus, daß Österreich nicht länger allein stehen könne und Deutschlands letzte Hoffnung eine treue Verbindung zwischen Österreich und Preußen sei. So in der Denkschrift „Über die äußere Lage Österreichs" vom Jahre 1804, die auf den Erzherzog Johann eine große Wirkung hatte (Guglia a. a. O., S. 177 f.). Lebhafte Begeisterung weckte in Berlin die Vorrede zu den im Sommer 1806 erschienenen Bruchstücken über das politische Gleichgewicht in Europa (Guglia a. a. O., S. 187 ff.). Auch als im Jahre 1808 von neuem der Ausbruch des Krieges mit Frankreich drohte, arbeitete er in einer Denkschrift, die aber erst 1809 abgeschlossen ist, auf eine enge Verbindung Österreichs mit Preußen hin (Guglia, S. 221). Das in der Wiener Staatskanzlei von ihm ausgearbeitete Kriegsmanifest wandte sich aber nicht an die Völker, sondern an die Kabinete, die Staatsmänner und Politiker (Guglia, S. 223). Schon in den beiden folgenden Jahren bereitete sich in ihm die vielberufene Wandlung vor; in der Kriegsnot 1809 mußten für Volk und Armee andere schreiben.

Das Kriegsjahr 1809 und dessen Nachwirkungen.

Von jetzt an floß die politische Dichtung in Österreich viel reicher. Zu den einheimischen, durch die Romantiker verstärkten litterarischen Anregungen traten in dem genannten Jahre als der mächtigste Faktor die politischen Ereignisse. Graf Stadion entfaltete vor dem drohenden Kriege mit Frankreich eine ungemein rührige

Thätigkeit. Auf alle Weise suchte er die Bevölkerung für den heiligen Kampf zu begeistern, das ganze Volk zum Streite wider Napoleonische Willkür aufzubieten. Die Regierung unterließ nichts, um die Geister zu entflammen (Wertheimer 2, 280). Schon das Jahr vorher (1808), als die Vorbereitungen zur Organisierung einer Landwehr in Österreich getroffen wurden, erhielt H. von Collin durch seinen Freund, den damaligen Major Catinelli, „von hohem Orte" den Auftrag, passende Lieder für die Landwehr zu dichten (Laban, S. 69). Ende des Jahres machte sich Collin an die Arbeit, 1809 erschien die erste Abteilung der „Lieder österreichischer Wehrmänner". Sie waren, wie der Verfasser in der Vorrede sagte, für einen künftigen möglichen Krieg bestimmt und sollten die Landwehrmänner in dem Kampfe Österreichs gegen irgend einen Feind zu Mut und Heldentugend entflammen. Auch Castelli dichtete 1809 — aber auf eigene Faust — mehrere Kriegs- und Wehrmannslieder, ein Unternehmen, das ihm sonderbarerweise nicht die Gunst des Kaisers erwarb (Laban a. a. O., S. 71 Anmerkung 2). Das „Kriegslied für die österreichische Armee" fand eine ungemein große Verbreitung, da es Erzherzog Karl in mehreren tausend Exemplaren drucken und unter die Soldaten verteilen ließ.[1]) Caroline Pichler fühlte sich gleichfalls bewogen, patriotische Themen zu besingen. Die „Vaterländischen Blätter" dieses Jahres veröffentlichten ihr Gedicht „Kaiser Ferdinand II." (S. 141 f.), worin die Bedrängnis des Kaisers Franz durch die Vorführung eines ähnlichen Ereignisses aus der Vorzeit greifbar genug angedeutet war. Eine große Wirkung auf die patriotische Stimmung übten der berühmte Aufruf des Kaisers an seine Völker bei Beginn des Krieges (Vaterländische Blätter 1809, S. 189) und die kräftigen Worte, mit denen sich Erzherzog Karl an die große deutsche Nation wandte (a. a. O., S. 190): „Unsere Sache ist die Sache Deutschlands. Mit Österreich war Deutschland selbständig und glücklich; nur durch Österreichs Beistand kann Deutschland wieder beides werden .... Nur der Deutsche, der sich selbst vergißt, ist unser Feind!"

Wenn es jemals das gegeben hat, was man „österreichisches Nationalgefühl" nennen könnte, so war es damals. Denn es schien in der That, als hätten damals die Völker die Vorurteile, welche sie voneinander trennten, der Sache der Monarchie zum Opfer ge-

---

[1]) Die kräftigsten Freiheitsdramen, die Österreich in der Dichtung der Befreiungskriege am würdigsten hätten vertreten können, sind nicht ans Tageslicht gekommen; es sind die Fragmente des jungen Grillparzer: „Spartacus" (Juli 1810) und „Alfred der Große" (Frühjahr 1812), welche mit unverkennbarer Beziehung auf die Verhältnisse der Gegenwart geschrieben waren. Sauer, Grillparzers Sämtliche Werke[5] 1, 30 f.; 11, 127 ff. 157 ff.

bracht, als hätten die gemeinsame Not und die Liebe zu Kaiser Franz die Gegensätze ausgesöhnt und die verschiedenen Volksstämme wie Glieder einer und derselben Familie um einen gemeinsamen Vater geschart (Vaterländische Blätter 1809, S. 84). Die politische Erregung erreichte immer höhere Grade. In den Straßen Wiens gewahrte man ganze Gruppen, die sich über die großen Fragen des Tages von einzelnen Rednern belehren ließen, in den Kaffeehäusern kommentierte man lebhaft die eingetroffenen Neuigkeiten, in den Theatern hörte man nur Gelegenheitsstücke, welche die Köpfe erhitzten, in den Zeitungen las man nur Schmähartikel gegen Frankreich oder Anzeigen patriotischer Werke über einzelne Thaten österreichischer Helden (Wertheimer 2, 281). Am 25. März wurde eine musikalische Akademie abgehalten mit einem Programme,[1] das lediglich patriotische Begeisterung zusammengesetzt hatte. Am 28. dieses Monats wurde die Aufführung wiederholt. Joh. Fr. Reichardt, welcher ihr beiwohnte, beschreibt in seinen vertrauten Briefen (2, 85 f.) den Enthusiasmus, den die Kriegslieder in dem Auditorium hervorriefen: „Die Versammlung war die glänzendste und zahlreichste, die ich hier gesehen; der ganze Saal, alle Galerien, alle Winkel und Gänge waren gepfropft voll Menschen aus allen Ständen, daß viel hundert zurückgehen mußten. Es war ein großer feierlicher Anblick, alle diese Menschen, schon im voraus voll des erwarteten Gegenstandes, mit den Liederbüchern in der Hand, in hoher Spannung zu sehen; und mit welchem Enthusiasmus die kräftigen Lieder Collins aufgenommen wurden! In dem Kriegseide schließt jede Strophe mit: ‚Wir schwören!‘, unzählige Stimmen aus dem Publikum stimmten in dieses ‚Wir schwören!‘ mit ein. Ebenso in dem Liede ‚Mein‘ überschrieben, in welchem der glückliche Österreicher alle seine reellen Besitztümer hernennt und dem Feind am Schlusse jeder Strophe zuruft: ‚Doch bleibt es mein!‘ ward das ‚doch‘ häufig mitgerufen. Und nun gar in dem Liede ‚Österreich über alles‘, dessen Strophen mit den Worten anheben: ‚Wenn es nur will‘, da stieg der Enthusiasmus aufs höchste; Klatschen, Rufen, lautes Aufschreien, Jubeln und Schluchzen ward von dem kaiserliche Sitze bis in den Saal hinab und rundum ganz allgemein. Ich habe nie eine größere Sensation erlebt.“ Die patriotische Begeisterung zeitigte erhabene Beispiele von Aufopferung und Kampfesmut. Die „Vaterländischen Blätter“ wurden nicht müde, die Namen und hochherzigen Thaten jener Männer aufzuzählen, welche auf eigene Kosten Soldaten anwarben oder sich selbst an die Spitze von Truppenabteilungen stellten, um mit gegen den gehaßten Feind zu ziehen. Männer „aus dem

[1]) Wlassack, Chronik des Burgtheaters, S. 118.

Reiche" traten in österreichische Kriegsdienste, um an dem großen Befreiungswerke teilnehmen zu können, so Seckendorff und Varnhagen. An dem Mute der Krieger, an der Willigkeit des Volkes brauchte man auch durchaus nicht zu zweifeln, aber die oberste Leitung ließ es an Kraft und Geschicklichkeit fehlen. Der Kampf, den man mit dem Aufgebot aller Kräfte ins Werk gesetzt hatte, endete unglücklich, und der unter den schwersten Bedingungen abgeschlossene Friede brachte Österreich nicht nur die empfindlichsten Verluste, sondern rief auch in der Stimmung der Bevölkerung einen ungeheuren Umschwung hervor. Die unermeßlichen Opfer, welche die langjährigen Kriege erfordert hatten, das Glück der Napoleonischen Waffen, das die heldenmütigsten Anstrengungen fruchtlos gemacht hatte, die Aussicht auf neue Opfer und eine verhängnisvolle Zukunft drohten die moralische Kraft der österreichischen Völker zu erschöpfen. Aber „das Maß des Unglücks war noch nicht voll. Neue blutige Kämpfe ahnten wenigstens die Politiker, eine furchtbare Finanzkrisis stand nahe bevor" (Wiesner, Denkwürdigkeiten österreichischer Censur, S. 221). Überall traten Sorge, Mißmut und Widerwillen hervor. Als Kaiser Franz wieder in Wien eintraf, vergaß man für einen Augenblick alle Unzufriedenheit und Klage. „Man frohlockte, den geliebten Herrscher wiederzusehen, man drängte sich ihn zu sehen, ihm auf alle Weise zu zeigen, wie er geliebt sei, wie sein treues Volk an ihm hänge .... Man gab (abends im Burgtheater) ein damals beliebtes Stück Agnes Sorel,[1]) worin der Anspielungen auf einen bedrängten, unglücklichen Fürsten genug vorkamen, die von den Zuschauern mit Leidenschaft aufgefaßt wurden und immer aufs neue einen Sturm der Begeisterung erregten ... Drei Nächte hindurch war die Stadt freiwillig beleuchtet, und neues Leben schien die Bürger zu beseelen, mit dem Kaiser war ihnen Mut und Zuversicht wiedergekehrt. Doch je mehr die Liebe und Begeisterung für den Kaiser laut wurde, desto bitterer äußerte sich zugleich der Grimm und Haß gegen die Personen, welche, wie man behauptete, seiner guten und hoffnungsvollen Sache durch Unfähigkeit oder Verrat geschadet hatten; in demselben Maße, wie der Herr gepriesen, wurden seine Diener verwünscht" (Varnhagen, Ausgewählte Schriften 2, 307).[2])

Die gefürchtete und unausbleibliche Finanzkrisis trat 1811 ein. Sie bedeutete einen furchtbaren Schlag für die moralische Kraft

---

[1]) Verfaßt von Sonnleithner, in Musik gesetzt von Gyrowetz (Wlassack, S. 101).

[2]) Herr Professor Sauer stellte mir die Abschrift einiger Blätter aus Grillparzers Nachlaß gütigst zur Verfügung, von denen das eine zwei Strophen eines undatierten Gedichtes enthält, die sich allem Anscheine nach auf die Rückkehr des Kaisers beziehen. Auf zwei anderen Blättern aus demselben Hefte, worin sich der Plan zum Lustspiele „Seelengröße" (= Werke 11, 39) befindet, steht eine Rede zum

des Volkes. Sollten in diesen Tagen der schwersten Prüfungen nicht alle sittlichen Grundlagen des Staatslebens erschüttert werden, so durfte das Volk sein Selbstgefühl nicht einbüßen. Mehr als je war es jetzt notwendig, das Vertrauen der Unterthanen auf ihre eigene Kraft zu beleben, mehr als je mußte die Erinnerung an eine bessere, herrlichere Vergangenheit geweckt werden. Die „Vaterländischen Blätter" und das Hormayrsche „Archiv" nahmen jetzt ihre eifrigste Wirksamkeit auf, um die patriotischen Gefühle der Völker nicht in einem argen sittlichen Verfalle ersterben zu lassen. Die Regierung unterstützte solche Bestrebungen so lange, bis die schwersten Prüfungen überstanden waren.

Das geheime Staats-Hof- und Hausarchiv, das einen wichtigen Schatz für die Geschichte des Kaiserstaates in sich schloß, erfuhr durch die Fürsorge seines Chefs, des Grafen von Metternich, einen bedeutenden Zuwachs (Vaterländische Blätter 1811, S. 232; vgl. S. 575). Im Anschlusse an diese Meldung brachten die „Vaterländischen Blätter" auch die Nachricht, daß derselbe Graf, der seit 1809 das Ministerium der auswärtigen Angelegenheit leitete und unter dessen Schutz damals die Akademie der bildenden Künste stand, erklärt habe, von nun an bei Ausstellungen und Preisaufgaben vorzüglich vaterländische Gegenstände wählen zu wollen, eine Mitteilung, die Hormayr in seiner Zeitschrift (1811, S. 523) freudig wiederholte. Aus patriotischen Rücksichten wurde auch in den Vaterländischen Blättern (1811, S. 575) „Die Geschichte des Hauses Österreich von der Gründung der Monarchie bis zum Tode Leopolds II." von dem Engländer Wilhelm Coxe[1]) angezeigt, zu der Hormayr Berichtigungen und Zusätze lieferte.[2]) In demselben Jahrgange (S. 391) erließ Franz Sartori an alle Schriftsteller des österreichischen Kaisertums den Aufruf, Beiträge zu einem Schriftsteller-Lexikon des Kaiserstaates einzusenden, das ein Unternehmen wie Meusels „Gelehrtes Deutschland" und zugleich ein großes Nationalwerk sein sollte. In gleicher Weise behandelte er die Frage nach der Ausarbeitung von deutsch-österreichischen Provinzial-Wörterbüchern und einem allgemein-österreichischen

---

Jahrestage der Zurückkunft des Kaisers nach Wien. Sie stellt dem Bilde des zerstörenden Eroberers das eines friedfertigen Fürsten gegenüber, „der im Wohlthun seine Lust, im Jubel beglückter Völker seine Größe findet," und preist Österreich glücklich, einen solchen Herrscher zu besitzen.

[1]) Auf seiner Reise nach England besuchte der Erzherzog Johann den Domherrn Coxe, weil er „fast das Beste über die zwei letzten Jahrhunderte der österreichischen Geschichte" geschrieben hatte [Januar 1816]. Siehe A. Schlossar a. a. O., S. 321.

[2]) Das Werk hat für uns darum einen ganz besonderen Wert, weil es Grillparzer bei seinen Vorarbeiten für den „Ottokar" verwertete (Alfred Klaar, König Ottokars Glück und Ende, S. 7, vgl. Berichtigungen).

Wörterbuch als eine wichtige nationale Angelegenheit (a. a. O., S. 348 f.).

Mehrere gelehrte Männer dachten jetzt ernstlich an die Gründung eines Institutes zur Hebung von Bildung und Wissenschaft in den österreichischen Ländern, einer österreichisch-kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Jedenfalls schwebte ihnen das rühmliche Muster der Münchener Akademie vor Augen. Ein Aufsatz „Gedanken über eine österreichisch-kaiserliche Akademie der Wissenschaften" leitete den Jahrgang 1811 der Vaterländischen Blätter ein, und in das „Archiv" ließ J. W. Riedler (vgl. über ihn Wurzbach 26, 73 ff.), der nachmalige Vorsteher der Wiener Universitätsbibliothek, die Abhandlung „Über die Notwendigkeit und Vortheile einer Akademie der Wissenschaften im österreichischen Kaiserstaate" einrücken (1811, Nr. 12. 13. 19. 20). Die Gedanken an die Gründung einer solchen Anstalt waren schon zur Zeit Karls VI. aufgetaucht, und der große Eugen von Savoyen war eifrig dafür eingetreten; aber man war wieder davon abgekommen. Jetzt griffen Männer wie Schultes, Riedler, Hormayr und besonders der Erzherzog Johann ein; der letzte führte lange und eingehende Korrespondenzen mit dem Fürsten Metternich und mit Hammer-Purgstall über die Einrichtung der Akademie.[1]) Überhaupt wandte man in dieser Zeit (1811 ff.) die größte Aufmerksamkeit der Errichtung von Nationalinstituten zu. Ungarn hatte schon früher durch die Verdienste des Grafen Franz Széchenyi (vgl. Wurzbach 41, 246 ff.) ein Nationalmuseum erhalten, die feierliche Schenkung der Sammlungen des Grafen war (nach Wurzbach a. a. O.) am 25. November 1802 erfolgt. Dieses Beispiel fand jetzt in anderen Provinzen Nachahmung. In Graz stiftete Erzherzog Johann das nach ihm benannte Joanneum, dessen Zweck, wie es in der Schenkungsurkunde vom 13. Juli 1811 hieß, sein sollte, „Geistesbildung in dem Vaterland zu verbreiten und dem Staate brauchbare Diener zu erziehen" (Vaterländische Blätter vom 16. Juli 1811, S. 602). Um den Auf-

[1]) Nach der Thronbesteigung Ferdinands I. (1835) nahm man den Gedanken an die Gründung einer Akademie der Wissenschaften wieder auf. Am 18. März 1837 überreichten 12 Gelehrte, Professoren und Beamte der Hofanstalten, eine Bittschrift an den Kaiser, worin sie „um die Abhilfe des schon seit so lange vom Auslande der österreichischen Regierung vorgeworfenen Mangels einer Akademie der Wissenschaften in Wien" ersuchten. Vgl. Alfons Huber, Geschichte der Gründung und der Wirksamkeit der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Wien 1897, S. 22. Aber erst durch das Allerhöchste Handschreiben vom 30. Mai 1846 wurde die Gründung der Akademie bewilligt. Am 12. November 1847 konnte sich die Akademie [illegible] Huber a. a. O., S. 66. [illegible] worden. Vgl. Schlossar a. a. O., S. [illegible]

schwung dieser Anstalt erwarb sich im Vereine mit dem Archivar Wartinger der schon genannte Verfasser dramatischer Gedichte vaterländischen Inhalts, der Kurator Ritter von Kalchberg, große Verdienste.[1]) Neben der Gründung des Joanneums war es die Bildung von historischen Vereinen in den Ländern Innerösterreichs, in Oberösterreich, Steiermark und Kärnten, wodurch der Erzherzog auf die Pflege der Geschichtswissenschaft einzuwirken suchte. Ferner war er bemüht, die Geschichts- und Länderkunde durch Stellung von Preisaufgaben zu befördern, welche die Geographie Innerösterreichs im Mittelalter betrafen (Deutsches Museum, herausgegeben von Fr. Schlegel 1, 1812, 360 ff., datiert vom 12. Februar; Vaterländische Blätter 1812, S. 117 f.).

Auch in Böhmen wurden bereits 1810 Stimmen und Wünsche laut wegen Errichtung einer Sammelstätte für Gegenstände, welche den Sinn für heimatliche Interessen rege zu halten geeignet wären. 1811 erhielten sie durch die Gründung des Joanneums einen neuen Antrieb. Allein die Franzosenkriege schoben die Ausführung des Unternehmens hinaus, und erst mit dem Jahre 1818 gestalteten sich die Verhältnisse günstiger. In demselben Jahre begannen auch bereits die Sammlungen für das zu errichtende Museum, und (am 11. Juni) 1820 wurden die Statuten der „Gesellschaft

---

[1]) Seinen historischen Schauspielen und seinen Arbeiten auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft, unter denen zwei Bände „Historische Skizzen“ (Wien 1800) eine bedeutende Stelle einnehmen, ist es zuzuschreiben, daß der Erzherzog Johann 1811, als es galt, eine Kuratorstelle im neugegründeten Joanneum zu besetzen, seine Aufmerksamkeit auf ihn lenkte (A. Schlossar, Erzherzog Johann, S. 47). Die Briefe des Erzherzogs an den Ritter von Kalchberg aus den Jahren 1810—1825 (bei Schlossar S. 51—192) geben uns ein Zeugnis dafür, wie innig und vertraut der Verkehr der beiden Männer gewesen ist. — Neben Kalchberg und Wartinger sind noch andere Männer zu nennen, deren Namen mit dem aufstrebenden wissenschaftlichen Leben, das sich mit der Thätigkeit des Erzherzogs in der Steiermark zu entfalten begann, innig verknüpft sind: Ignaz Kollmann, Skriptor am Joanneum, seit 1812 Redakteur des vaterländischen Volksblättchens „Der Aufmerksame“, auf dessen Leitung der Erzherzog großen Einfluß nahm; Jul. Fr. Schneller, in dessen Lebensgeschichte auch der Historiker Hormayr und Gentz eine Rolle spielen (Schlossar, S. 231 ff.); Jos. Aug. Kumar (Schlossar, S. 295); Joh. Ant. Suppantschitsch (a. a. O., S. 296); Val. Vodnik (a. a. O., S. 296); Franz Richter (a. a. O., S. 337); A. von Muchar, der mit dem Prinzen wegen seiner wertvollen Arbeiten über die Geschichte Innerösterreichs in Verbindung stand und sich 1812 an der Lösung der Preisaufgaben beteiligte (a. a. O., S. 351). — Fast zu derselben Zeit, als der Erzherzog die Preisaufgabe über Innerösterreich stellen ließ, setzte auch die königliche Akademie der Wissenschaften zu München einen Preis von 50 Dukaten aus für eine historische Arbeit über die Periode Wilhelms IV. und Albrechts V. von Bayern. Die Frage sollte beantwortet werden: Was ist unter der Regierung dieser beiden Herrscher für Kunst und Wissenschaften in Bayern geschehen? (Hormayrs „Archiv“ 1812, S. 289 f.)

des vaterländischen Museums in Böhmen" genehmigt (Österreichische Revue 1864, 4, 258 f.).[1])

In Brünn wurde 1815 das Franzens-Museum gestiftet von den Grafen Josef Auersperg, dem dortigen Appellations-Gerichts-Präsidenten, und Hugo Franz Salm (vgl. Wurzbach 28, 140 ff.), wie es scheint, nicht ohne Einflußnahme Hormayrs, mit dem Graf Salm in langjähriger Verbindung stand, und an dessen historischen Arbeiten er lebhaften Anteil nahm.[2])

Dem gleichen nationalen Geiste der Zeit verdankte das neue Theater in Pest seine Entstehung. Die Eröffnungsfeier, am Geburtsfeste (9. Februar 1812) des Kaisers begangen, gestaltete sich zu einer großartigen national-patriotischen Kundgebung. Die Theaterdirektion betraute schon im Jahre 1811 H. von Collin mit der ehrenvollen Aufgabe, zur Feier drei dramatische Gedichte vaterländischen Inhalts zu liefern (H. von Collin, Sämtliche Werke 6, 444; Vaterländische Blätter 1811, S. 331). Weil sich aber dieser nicht verbürgen konnte, ein Werk so wichtiger Art in einer festgesetzten Frist abzufassen, lehnte er den Antrag ab, und die Direktion wandte sich an Kotzebue, welcher dem an ihn gerichteten Ersuchen nachkam. Die musikalische Komposition der Chöre im Vor- und Nachspiel übernahm Beethoven. Das erste Stück führte den Titel „Ungarns erster Wohlthäter" und stellte König Stephan I. in den anziehendsten Lagen seiner Regierung und in den wichtigsten Verhältnissen zu seinem Volke dar. Am Schlusse weissagte er die glückliche Zukunft, die sich den Ungarn unter seinen Nachfolgern, besonders aber unter den Fürsten aus dem Hause Habsburg eröffnen sollte. Das eigentliche Drama, welches Kotzebue unter dem Titel „Belas Flucht" ausgearbeitet hatte, konnte aus mancherlei Rücksichten nicht gegeben werden; an dessen Stelle mußte ein anderes Stück in einem Aufzuge treten „Die Erhebung von Pest zur königlichen Freistadt, nach der Geschichte des Jahres 1244 dargestellt". Auch in diesem Teile, der die Verwüstung Ungarns durch die

[1]) Die Anregung zur Gründung des vaterländischen Museums und der Museumszeitschrift ging von dem um die Weckung des geistigen Lebens in Böhmen hochverdienten Grafen Kaspar Sternberg aus. Vgl. über ihn August Sauer, Graf Kaspar Sternberg und sein Einfluß auf das geistige Leben in Böhmen. Festvortrag, gehalten bei der zehnjährigen Stiftungsfeier der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen 1901. 39, 427 ff.

[2]) Seit seiner Freilassung 1814 hielt sich Hormayr, so lange ihm Wien zu betreten verboten war, bei Graf Salm auf (Car. Pichler, Denkwürdigkeiten 3, 115). Außer den genannten Nationalmuseen wäre noch eine Reihe ähnlicher Institute zu verzeichnen: in Troppau (1814), Teschen (1817), Hermannstadt (1817), Innsbruck (1816), Laibach (1831), Linz (1835), Klausenburg (1843). Siehe Deutschösterreichische Litteraturgeschichte von Nagl und Zeidler 2, 14.

Mongolen und das Wiederaufblühen des Landes durch die Betriebsamkeit der Bürger schilderte, war dem damaligen Bürgermeister von Pest eine passende Vorherverkündigung des künftigen Glanzes und Ruhmes in den Mund gelegt. Das Nachspiel „Die Ruinen von Athen" gipfelte in einer Kaiser Franz dargebrachten Huldigung der Kunst. Minerva bekränzte mit einem Olivenzweige das Bildnis des Monarchen, das sich auf einem Altare im Musentempel erhob und die Widmungsschrift trug „Unserem Vater" (Thalia, ein Abendblatt, herausgegeben von Seyfried 1812 Januar bis Juni, S. 63). Die Feier verlief äußerst prachtvoll, die Teilnahme des Publikums war ungeheuer. Die patriotische Gesinnung des Volkes fand hier den schönsten Ausdruck und erhielt wieder einen neuen Antrieb für die Zukunft.

Auch in anderen Provinzen lassen sich aus der Zeit vor dem Freiheitskriege Veranstaltungen mit einem wenigstens zum Teil patriotischen Gepräge, wenn auch spärlicher als im Jahre 1813 und in der unmittelbar folgenden Zeit und ohne große Prachtentfaltung, nachweisen. Erwähnenswert scheinen die Aufführungen vaterländischer Schauspiele auf der Grazer Bühne im Jahre 1811 zu sein. Die Stücke zweier einheimischer Dichter „Ulrich, Graf von Cilly" von Kalchberg (gegeben am 28. Oktober) und Fellingers (vgl. über ihn Goedeke[2] 6, 644 f.) „Grafen von Cella" (gespielt am 18. November) waren in der Stadt, die erst wenige Monate das Joanneum in ihrer Mitte sich erheben sah, gewiß nicht ohne Absicht gewählt (siehe über die Aufführungen Thalia 1812 Januar bis Juni, S. 35 f.).

In Wien waren bei deklamatorisch-musikalischen Abendunterhaltungen im Kärntnerthor-Theater fast regelmäßig H. von Collins vaterländische Gedichte vertreten: so trug Lange am 22. Dezember 1811 die Ballade „Herzog Leopold vor Solothurn" vor (Thalia a. a. O., S. 3), am 23. März 1812 „Die Schlacht Rudolfs und Ottokars" (a. a. O., S. 112 f.), am 29. März das Bruchstück „Rudolf Vater und Sohn" (a. a. O., S. 119 f.). Die beiden Totenfeiern für Collin am 15. Dezember 1811 im Universitätssaale und am 3. April 1812 im k. k. National-Hoftheater galten vor allem dem vaterländischen Dichter (Laban, S. 79; Wlassack, S. 125; Thalia a. a. O., S. 113).

M. von Collins Aufsatz „Über die nationale Wesenheit der Kunst".

Die für die folgende Kunstentwicklung in Österreich wichtigste Erscheinung gegen Ende des Jahres 1811 war M. von Collins Aufsatz „Über die nationale Wesenheit der Kunst" im

2. Jahrgange des Hormayrschen „Archivs“ (Nr. 122—224 vom 11., 14., 16. Oktober). Hier erfuhr das von Hormayr und dem Verfasser selbst zunächst durch die Praxis eingeleitete Streben nach einer vaterländischen Umwandlung der Künste eine tiefere Begründung seiner natürlichen Berechtigung durch die Theorie. Aber auch die Strömungen, die in Deutschland seit der Mitte des 18. Jahrhunderts auf Erneuerung der deutschen Kunst in nationalem Sinne hintrieben, fanden in den Ausführungen Collins einen starken Ausfluß. Eine wichtige, mehr äußere Voraussetzung haben sie in den gesamten politischen und sozialen Verhältnissen Österreichs in jener Zeit.[1])

In dem Aufsatze war zum erstenmal ein Überblick über die gesamte Kunstentwicklung des Altertums und der neueren Zeit von einem lediglich nationalen Standpunkte aus versucht. Von dem entschiedensten Einfluß auf die Betrachtungsweise waren Schlegels Vorlesungen „Über dramatische Kunst und Litteratur“. Schlegel unterschied strenge zwischen ursprünglicher, nationaler Dichtung, in der sich der Geist eines Volkes wiederspiegelt, und übernommener, von fremden Völkern verpflanzter Poesie oder Nachahmung. Nationen wie den Römern und Franzosen, deren Dichtung fast ausschließlich auf Nachahmung sich beschränkte, sprach er eine eigentliche Nationallitteratur ab. „Auf die Wurzel unseres Daseins muß alles zurückgeführt werden,“ sagte er in der ersten Vorlesung (Sämtliche Werke 5, 5), wo er von der Poesie im allgemeinen sprach; „ist es daraus entsprungen, so hat es auch unbezweifelt seinen Wert; ist es aber ohne einen lebendigen Keim nur von außen angehängt, so kann es kein Gedeihen noch wahres Wachstum haben.“ An anderer Stelle (a. a. O., S. 8): „Bloße Nachahmung ist in den schönen Künsten immer fruchtlos: auch was wir von andern entlehnen, muß in uns gleichsam wiedergeboren werden, wenn es poetisch hervorgehen soll. Was hilft alles Ankünsteln des Fremden? Die Kunst kann nicht ohne Natur bestehen, und der Mensch hat seinen menschlichen Mitbrüdern nichts anderes zu geben als sich selbst.“ Als Schlegel auf die dramatische Litteratur der Römer zu sprechen kam und diesen eine einheimische Poesie überhaupt absprechen zu müssen glaubte, that er den Ausspruch, der für M. von Collins Aufsatz den Grundgedanken abgab: „Alle wahrhaft schöpferische Poesie kann nur aus dem inneren Leben eines Volkes und aus der

[1]) In bezeichnender Weise trug das Heft, welches den Aufsatz Collins enthielt, an der Spitze die Worte Wallensteins in Schillers dramatischem Gedicht: „Der Österreicher hat ein Vaterland und liebt's und hat auch Ursach', es zu lieben.“

Wurzel dieses Lebens, der Religion, hervorgehen" (Sämtliche Werke 5, 340).

Auch Collin handelte es sich in seinem Aufsatze vor allem darum, aus der Dichtung eines jeden Volkes, aus seiner Malerei, seiner Bildhauerkunst und Architektur dessen Geistescharakter zu entwickeln. Sein Zweck war dabei nachzuweisen, daß alle wahre Kunst nur aus der innersten Eigentümlichkeit der Nationen hervorquellen könne.

Er wirft zunächst den Blick auf die älteste Geschichte der orientalischen Völker und findet, daß in ihren Kunstwerken der heilige Ernst ihres Wesens, „die erhabene Ruhe ihres großen Gemütes" zum Ausdruck komme. Jene Bergtempel, jene hochragenden Pyramiden und Felsentürme waren nur „ein frohes Denkmal ihres einfachen Gefühls, der Ausdruck ihrer ewig sich gleich bleibenden Größe, ein Nachbild der unverwüstlichen Stärke der Welt, mit welcher sie in der Tiefe ihres Herzens sich eins fühlten". Die Dichtung der Griechen erscheint ihm als das Spiegelbild der kindlichen Weltauffassung eines jungen, unverdorbenen Volkes, das in naiver Weise durch seine Mythusbildung das Geheimnis des Welträtsels sich zu lösen suchte; sie ist ihm der Ausfluß dieser „heiteren Deutung des Unbegreiflichen". Von dem Altertum lenkt Collin seinen Blick auf die Jugendzeit der romanischen und germanischen Völker. Wie Wilhelm Schlegel die Dichtung der beiden auf eine einheitliche Wurzel zurückführte und lehrte, daß aus dem ursprünglich gleichartigen Gemeinwesen der europäischen Kulturvölker sich erst später politische Sonderwesen herausgebildet und die Nationen dann auch verschiedene Wege in ihrer Kunst eingeschlagen haben, so hält auch Collin an der gemeinsamen Abkunft und ursprünglich einheitlichen Kunst der romanischen und germanischen Völker fest und zeigt, wie sie, als sie sich getrennt hatten und verschiedene Wege der Bildung gegangen waren, nur dann eine vollendete Kunst hervorbrachten, wenn sie den gemeinsamen vaterländischen Geist nicht aufgegeben hatten. Er betrachtet sodann die Dichtung eines Dante, Ariost und Tasso als Ausfluß des ursprünglichen germanischen Wesens. Er verfolgt, was in ihren Werken an den alten Geist erinnert, und was sie etwa mit dem Sänger der Nibelungen gemeinsam haben.

Vor allen Nationen Europas jedoch war Spanien, so führt Collin weiter aus, das Glück vorbehalten, seine nationale Kunst „in ununterbrochener Stufenfolge bis zur herrlichsten männlichen Reife fortzuführen."[1]) In der Dichtung der Spanier sieht er den

[1]) A. W. Schlegel verbreitete in seinen Vorlesungen über die spanische Poesie das glänzendste Licht. Die Charakteristik der Castilier hätte kein geborener Spanier begeisterter geben können. Ihren Gipfelpunkt erreichte nach seinen Auseinander-

Charakter der neueren Kunst ebenso vollständig, wie in der gothischen Baukunst ausgeprägt. „Groß in der Anlage, ist sie bis in die kleinsten Teile ihrer Gestaltungen mit zartem Sinne reichhaltig ausgeführt."

Ebenso originell, „ebenso durch Tiefe und Einheit als durch Reichtum und herrliche Ausdehnung" ausgezeichnet wie die spanische Poesie erscheint ihm die gigantische Kunst Shakespeares, und insoweit stimmt er mit A. W. Schlegel überein, der in seiner 25. Vorlesung die Spanier und Engländer in der Hinsicht zusammengestellt hatte, daß beide ganz ohne fremde Einwirkung aus eigener Kraftfülle ein Theater entwickelt hätten (6, 154 ff.). Das Gemeinsame des englischen und spanischen Dramas erkannte Schlegel in dem romantischen Geiste: das erstere war nach seiner Anschauung bis zu seinem Verfalle seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts fast durchgehends romantisch; das letztere war es nur in seinem größten Meister Shakespeare auf vollkommene Weise (6, 160). Hier weicht Collin von ihm ab. Nach seiner Ansicht hatte sich zur Zeit Shakespeares der romantische Geist des Mittelalters schon verflüchtigt, die Zeit der „jugendlichen Unschuld" der Völker war bereits vorüber gegangen. Die Einheit des Gemüthes war geschwunden, der Zwiespalt des Lebens hatte es bereits ergriffen. Die Sehnsucht, die unschuldige Lust und die gläubige Ergebung in ein höheres Wirken waren durch die schmerzlichen Erfahrungen des Lebens verscheucht worden. Um die Rätsel der Gegenwart zu lösen, mußte ein allumfassender Sinn eine höhere Einheit, eine höhere Ordnung in der Disharmonie des Lebens suchen; er mußte die einzelnen, einander widersprechenden Erscheinungen an die Gesamtheit des Weltlebens anknüpfen, um die Differenzen aufzulösen; die höchste Schönheit, die er darzustellen hatte, war daher die ewige Einheit in den unermeßlichen Umwälzungen des Menschenschicksals. Die Kunst Shakespeares wurde deshalb eine „historische", weil sie „aus den Höhen einer un-

setzungen die Nationalpoesie der Spanier in den auf die heimische Geschichte gegründeten Stücken Calderons. „Die spanische Vorzeit hat Calderon oft sehr wahr ergriffen, sonst aber hatte er eine zu entschiedene, ich möchte sagen brennende Nationalität, um sich in irgend eine andere zu versetzen; höchstens in das, was sich zur Sonne hinneigt, den Süden und den Orient; aber nicht in das klassische Altertum, noch auch in das nördliche Europa" (Sämtliche Werke 6, 386). Bei dieser Gelegenheit hielt Schlegel den deutschen Fürsten, die bis dahin meistens „durch Gleichgiltigkeit gegen das Einheimische und Parteilichkeit gegen das Fremde" alles gethan hatten, „um die deutschen Dichter mutlos zu machen", als nachahmenswertes Beispiel König Philipp IV., Calderons großen Gönner, vor Augen, der für das Nationalschauspiel so eingenommen war, daß er die Einführung der italienischen Oper nicht gestattete, welche damals schon an den europäischen Höfen das größte Glück machte (6, 388).

befriedigten Sehnsucht" auf die Erde, zur Wirklichkeit niederstieg.

So hat Collin gezeigt, daß alles Große in der Kunst aus dem eigentümlichen Leben der Völker hervorgegangen ist. Darauf sucht er aus dem Wesen der Kunst die Notwendigkeit der Forderung nach deren nationalem Charakter abzuleiten. Wenn die Kunst das Schöne darzustellen hat, das Schöne aber in dem harmonischen Beisammensein des Vortrefflichen besteht, wenn ferner ohne Zweifel bei jedem Volke keine andere Trefflichkeit vollkommener ausgebildet ist als jene, welche „aus der tiefen Eigentümlichkeit seines Gesamtlebens" hervorgeht, so wird die Kunst um so vollkommener sein, je enger sie sich an das Leben der eigenen Nation anschließt. Aus der Erscheinung, daß dort, wo der Nationalcharakter eines Volkes zugrunde geht, mit ihm zugleich die Kunst verschwindet, folgert er, daß auch dann, „wenn die Kunst von der ihr gegebenen Bedingung des Daseins abweicht und ihre Existenz vom nationalen Leben unabhängig zu begründen strebt", sie notwendig, der Nahrung der mütterlichen Erde beraubt, vergehen müsse. Collin hebt sodann die hohen Vorzüge einer Poesie hervor, die in einer gesunden Blüte vollkommen national auftrete: „Die Denk- und Sinnesweise eines Volkes, alle Gefühle, die nur demselben ehrwürdig und heilig sein mögen, drücken sich in ihr unverhohlen aus; und es tritt dem Volke das Ideal seines Lebens, in jedem Reize der Vollendung glühend, vor die Seele." Solche Werke würden nicht durch den bloßen Verstand aufgefaßt, sondern auch durch die stille Kraft des Herzens; die Nation würde sie sich für ewig aneignen, weil sie die Verwandtschaft mit ihrer Eigenart darin empfände.

Da die nationale Kunst eine große Bedeutung für das Leben, somit auch für den Staat hat, muß sie — führt Collin weiter aus — von neuem ins Leben gerufen werden. Aber aus dem Ganzen des Volkes könne gegenwärtig keine solche Kunst entstehen, weil in Wirklichkeit der Nationalcharakter schlummere. Um die Möglichkeit einer Erneuerung aufzuweisen, erörtert er die Gründe für den Untergang der ursprünglichen Volksdichtung.

Von der größten Bedeutung sei die überwältigende Macht der Antike gewesen. Unter den europäischen Kulturvölkern waren am meisten die Deutschen und Franzosen den fremden Einflüssen ausgesetzt. Die Deutschen, im Mittelpunkte Europas gelegen, wo alle „fremden Lebensstrahlen" sich wie in einem Brennpunkte vereinigen, mußten die nachteiligen Einwirkungen am stärksten erfahren. Von einer kurzen Betrachtung der französischen Litteratur wendet er sich der deutschen zu. Die schönste der germanischen Eigentüm-

lichkeiten, die Allseitigkeit des Geistes,[1] sei die Ursache gewesen, daß der deutsche Charakter dem Eindringen zu vieler fremder Individualitäten erlegen war. Dieselbe Ursache sollte nun, so setzt Collin auseinander, „die Quelle des herrlicheren Wiederauflebens werden".

Die Romantik setzte sich das Ziel, in Nachbildungen die früh vergessenen Werke der eigenen Vorzeit vor den Augen der Gegenwart wieder erstehen und die ehrwürdige Vergangenheit selbst wieder aufleben zu lassen. Der Kunst war auf diese Weise ihr wahrer Inhalt ausgefunden.

Collin erkennt an, daß die romantische Poesie erst in ihrem Beginne stehe und keineswegs noch den Gipfel der Vollendung erreicht habe. Ihre höchste Vollkommenheit werde die deutsche Kunst erreichen, wenn aus ihr nicht nur „die frühere Unschuld, sondern auch die vollendete Größe des nationalen Charakters wiederstrahlen" wird: nicht allein deutsche Treue und Biederkeit, sondern auch deutsche Tiefe und deutscher Ernst. Dann wird sie nach Collins Meinung die Eigentümlichkeiten aller Völker Europas wiederspiegeln. Er fordert Universalität der Kunst, insofern universales Streben dem deutschen Wesen eignet; aber sie soll von deutscher Gesinnung als ihrem Mittelpunkt ausgehen.

Der Zusammenhang der Kunst mit dem Leben ist ihm das Wichtigste. Sie ist ihm ein Faktor, der aus dem Leben hervorwächst, aber auch auf das Leben zurückwirkt. Wie der Staat das Zusammenwirken seiner Kräfte, sowohl der geistigen als auch der physischen, zu leiten hat, so hat er auch der Kunst die allgemeinste Richtung zu geben. Collin erörtert daher in Kürze das Verhältnis von Staat und Kunst. Er spricht dem Staate die Pflicht zu, die Kunst zu fördern; am besten könne er das erreichen, wenn er ihr das Ziel setze, sich dem Vaterlande zu weihen. Da die neuere Geistesbildung vorzugsweise auf die Geschichte gerichtet sei, und da sich in dieser die Individualität eines Volkes am treuesten offenbare, so sollte der Staat die Kunst auf die vaterländische Geschichte hinlenken.

Die erörterten Anschauungen wendet er nun auf Österreich an. Er tritt den Meinungen entgegen, als ob die Österreicher über-

[1]) Eben diese Eigenschaft hebt A. W. Schlegel am deutschen Wesen hervor (5, 29): „Die deutsche Nationalität ist bescheiden, sie macht sich nicht vorlaut geltend; mit dem edlen Bestreben, alle fremde Vortrefflichkeit zu kennen und sich anzueignen, ist nicht selten Geringschätzung des eigenen Wertes verbunden. Darum hat unsere Bühne in Form und Gehalt oft mehr als billig fremde Einflüsse erfahren."

haupt keine Nation bildeten; er kennzeichnet die Bestimmung, welche die Monarchie in den Geschicken Europas zu erfüllen hatte; er zeigt ferner, wie von jeher die Poesie in den österreichischen Ländern gepflegt wurde, wie die Musik ihre gegenwärtige Höhe Österreich verdanke und auch die bildende Kunst recht Bedeutendes geleistet habe. Um darzuthun, daß im Volke noch eine wirkliche Dichtung vorhanden sei, weist er auf die Volkslieder hin, die ringsum in Thälern und auf Höhen erschallten. Als Anfänge der neuen Kunstrichtung kann er schon die patriotischen Gedichte seines Bruders und der Caroline Pichler anführen, und Hormayr muß er das Verdienst zusprechen, die vaterländische Geschichte für die Kunst neu erschlossen zu haben.[1] Collin richtet seinen Blick auch auf die Akademie der bildenden Künste und spricht den Wunsch aus, daß Talente wie Maurer, Zauner, Fischer, Kiesling sich patriotischen Gegenständen zuwendeten. Seinen Aufsatz schließt er mit dem Satze, in dem das ganze gipfelt: „Die Kunst soll das Weltall überblicken: der Punkt aber, von wo aus sie ihre kühne Beschauung wagt, liegt im Vaterland."

Diese Ausführungen Collins haben eine unleugbare Bedeutung. Hier wurde von Seiten der Theorie für die nächste Folgezeit der Dichtung Österreichs die allgemeine Richtung angegeben. Und sie schlug wirklich die ihr vorgezeichneten Wege ein. Bis zu Grillparzers „Ottokar" hin, wo sie den Höhepunkt im vaterländisch-historischen Drama erreichte, ist die Entwicklung eine ununterbrochene. Im Anschlusse an H. v. Collin und Car. Pichler[2]) setzte jetzt eine

---

[1]) Unerwähnt geblieben ist das nationale Erstlingswerk eines Mannes, dessen Schöpfungen auf epischem Gebiete keinen schlechten Ruf genießen. 1810 war zu Wien von Ladislaus Pyrker, der zeitlebens mit ganzer Seele an seinem schönen stolzen Vaterlande gehangen hat, ein Bändchen historischer Schauspiele, drei fünfaktige Tragödien enthaltend, erschienen: 1. Die Korvinen; 2. Karl der Kleine, König von Ungarn; 3. Zrinis Tod. Die „Korvinen" behandeln das tragische Schicksal des Grafen Ladislaus Hunyadi 1457; das zweite Stück schildert den Sturz und die Ermordung Karls des Kleinen in Ofen 1385; „Zrinis Tod" versetzt uns in die neuere Zeit (1566). Dem letzten Drama hat Pyrker ausschließlich die Biographie des ungarischen Helden im „Österreichischen Plutarch" (7. Band, Wien 1807) zugrunde gelegt. Seine Hauptabsicht war, das Interesse weiterer Kreise für die ruhmvolle Vergangenheit seines Vaterlandes zu beleben. Aber die „historischen Schauspiele" fanden selbst bei den Zeitgenossen keine Beachtung. Vgl. Herold, S. 105 f.; Sauer, Allgemeine Deutsche Biographie 26, 791.

[2]) Zu nennen sind vor allem folgende Balladen (in Hormayrs „Archiv" erschienen): I. Von Heinrich von Collin: 1. Leopold von Solothurm 1810, S. 37 ff.; 2. Max auf der Martinswand 1810, S. 19 ff.; 3. Kaiser Albrechts Hund 1811, S. 85 f.; 4. Die Fragmente der „Rudolphiade" 1810, S. 236 ff. II. Von Matthäus von Collin: König Emmerich von Ungarn 1811, S. 265 ff. III. Von Caroline Pichler: 1. Maria Zell 1811, S. 557 ff.; 2. Kremsmünster 1810, S. 341 ff.; 3. Der Markgräfin Schleier 1811, S. 289 ff.; 4. Kaiser Ferdi-

reiche patriotische Balladen- und Romanzenlitteratur ein, die gleichsam den Boden für das vollendete vaterländische Schauspiel vorzubereiten hatte (vgl. Laban, S. 68). Hormayrs „Archiv" war ein wichtiger Sammelplatz für diese patriotischen Gedichte. Die bedeutendsten Männer, welche in die Spuren der beiden Collin und der Pichler traten, waren: Canaval, Castelli, Deinhardstein, Fischel (siehe Goedeke 6, 566), Gollinger, Gräff, Hammer, Hanusch (siehe Wurzbach 7, 324), Kalchberg, Kuffner (vgl. Goedeke 6, 577), Phil. Mayer (wohl identisch mit Phil. Benit. Mayr.: Goedeke 6, 674, in dessen Nachlaß sich drei historische Dramen befanden: 1. Antharis und Theodolinde. 2. Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne. 3. Andreas Hofer, der Sandwirt von Passeier), Rupprecht (Goedeke 6, 557 f.), F. C. Weidmann (Wurzbach 53, 262 f.) und Weißenbach (Goedeke 6, 661 ff.). (Vgl. über diese Zusammenstellung Laban, S. 73 f.; Hormayrs „Archiv" 1817, S. 400.)[1])

---

nand II. 1810, S. 141 f.; 5. Philippine Welserin 1814, S. 249 f.; 6. Herzog Albrechts Rache 1812, S. 249 f.; 7. Johann Huniady 1812, S. 189 f.; 8. Gamming 1813, S. 519 f.; 9. Kaiser Max I. 1814, S. 161; 10. Kaiser Maxens Zweikampf 1816, S. 9 f.; 11. Hohenfurt 1817, S. 153 f.; 12. Leopold der Erlauchte 1817, S. 17 f. — Als eine der ersten Balladen patriotischen Inhalts erschien im „Archiv" Schillers „Graf von Habsburg" 1810, S. 117 f.

[1]) Die bedeutendsten Balladen sind: I. Von Canaval: 1. Rudolf an Ottokars Leiche 1816, S. 329; 2. Kaiser Max in der Haft der Empörer zu Gent 1816, S. 113; 3. Die Frauenburg 1816, S. 233 ff. II. Von Castelli: Heinrich II. 1814, S. 137. III. Von Deinhardstein: 1. Graf Ludwig Lodron 1813, S. 599; 2. Bastian von Ribisch 1813, S. 276 f.; 3. Guido von Starhemberg 1813, S. 105; 4. Graf Breuners Tod 1815, S. 729 f. IV. Von Gollinger: 1. Ottokars Leichnam in Znaim 1278. 1817, S. 573; 2. Die böhmische Fürstin Judith 1817, S. 425. V. Von Gräff: 1. Die Friedensfürstin Wirbirge 1817, S. 189 f.; 2. Frauentod in den Flammen der Veste Joslowitz in Mähren 1306. 1817, S. 145 f.; 3. So erlischt der Heldenstamm von Reichenburg 1817, S. 476 f. VI. Von Hammer: 1. Das schwarze Kreuz zu Weidling 1813; 2. Der Jungfernsprung 1814, S. 505; 3. Klosterneuburg 1814, S. 553; 4. Admont 1816, S. 413 f.; 5. Die Riegersburg 1810, S. 595 f. VII. Von Hanusch: 1. Der treue Held 1817, S. 89 f.; 2. Kaiser Maxens Abschied von Augsburg 1817, S. 153 f.; 3. Wülfing von Stubenberg 1817, S. 541 f. VIII. Von Kalchberg: Die Ruinen von Kaisersberg 1814, S. 113. IX. Von Kuffner: 1. Österreichs Wappenschild 1813, S. 1; 2. Keller und Felbiger. (Eine Schweizer Ballade.) 1814, S. 169 f. X. Von Philipp Mayer: 1. Die deutschen Kaiser 1817, S. 413 f.; 2. Richard Löwenherz 1817, S. 465 ff. XI. Von Rupprecht: 1. Philippine Welser 1812, S. 261 ff.; 2. Jaromirs Rettung 1812, S. 105 f.; 3. Maria, Königin von Ungarn 1813, S. 559 ff. XII. Von Weidmann: 1. Johann Capistran 1815, S. 689 f.; 2. Der schwarze Mönch. Eine österreichische Volkssage (1045). 1817, S. 213 f. XIII. Von Weißenbach: 1. Das Lied von Tirol 1801. 1817, S. 245 ff.; 2. Andreas Hofers Schatten 1816, S. 421 f. XIV. Von Fischel: 1. Friedrich der Schöne 1811, S. 526 ff.; 2. Kaiser Albrechts Tod 1812, S. 217 f.; 3. Die Liebe Ernsts des Eisernen 1812, S. 1 ff. XV. Von Kollmann: Seyfried von Mähren-

Die Akademie der bildenden Künste.

Das Aufkommen dieser Balladenlitteratur war — wenn auch selbstverständlich nicht ausschließlich — ein entschiedener Erfolg von M. von Collins Ausführungen. Auch in der Akademie der bildenden Künste vollzog sich um diese Zeit eine unzweifelhafte Wendung zum Patriotischen hin. Die Regierung lenkte jetzt ihre Aufmerksamkeit der wichtigen Kunstanstalt zu. Vorbereitet hatte die Wandlung schon Erzherzog Johann, welcher viele Künstler wie Ruß, Petter, Perger, Krafft, Gauermann mit Aufträgen beschäftigte, die sich auf die Darstellung patriotischer Stoffe bezogen. Die gelieferten Gemälde bestimmte der Erzherzog zur Ausschmückung der Zimmersäle und der Schloßkapelle im Schlosse Thernberg, das er sich 1807 durch Kauf erworben hatte. Von den genannten Künstlern stellte sich Ruß ganz in den Dienst des hohen Gönners. Unter Hubert Maurer, der an der Akademie seit 1785 die Professur der historischen Zeichenschule bekleidete (Wurzbach 17, 140—149), hatte er in diesem Fache bereits tüchtige Fortschritte gemacht. Als der Erzherzog, durch Hormayr angeregt, sich 1808 nach einem Maler umsah, welcher der Aufgabe, hervorragende Momente aus der habsburgischen Geschichte in künstlerischer Weise darzustellen, voll gewachsen wäre, wurde ihm Ruß vorgeschlagen (Wurzbach 27, 280). Bald darauf zum Erzherzog in die Burg berufen, erhielt er am Schlusse der Unterredung ein Blatt Papier, das Themen zu neun Compositionen enthielt. Mit dem Maler Petter, der gleichfalls dahin beschieden worden war, teilte er die Aufträge.[1]) Als er infolge dieses Wettbewerbes 1810 zum Kammermaler des Erzherzogs ernannt worden war, malte er fast nur Entwürfe zu Darstellungen aus der vaterländischen Geschichte. Zum Geschenke erhielt er ein prächtig ausgestattetes Exemplar von „Fuggers Ehrenspiegel,[2]) der für den ganzen Kreis der patrio-

berg. Eine vaterländische Ballade. 1812, S. 579 ff. — Das „Archiv“ veröffentlichte auch im Jahrgang 1812, Nr. 37. 38. 39 (S. 144 ff.) Bruchstücke eines vaterländischen Heldengedichtes in 12 Gesängen „Die Schlacht von Aspern“ von Fräulein Therese von Artner. — Genannt zu werden verdienen noch zwei ohne Namen des Verfassers gedruckte Balladen: 1. „Rudolf von Habsburg 1278“ (Jahrgang 1816, S. 57 f.), welche die Begebenheit darstellt, wie vor der Schlacht auf dem Marchfelde zwei Verräter sich Rudolf anbieten, Ottokar im Kampfe zu töten, der Kaiser aber das schändliche Anerbieten zurückweist. 2. „Kaiser Rudolf I. und Herbort von Füllenstein 1278“ (1817, S. 237).

[1]) Ruß bearbeitete die Themen: 1. Rudolfs von Habsburg Begegnung mit dem Priester; 2. Kaiser Ferdinand II., in der Burg bedroht; 3. Die Schlacht bei Sempach; 4. Friedrich mit der leeren Tasche beim Bauernspiel in Landsberg; 5. Maria Theresia mit dem Knaben Josef auf dem Preßburger Landtage.

[2]) Den vollständigen Titel des etwa 1555 abgeschlossenen und dem habsburgischen Kaiserhause als Manuskript gewidmeten Werkes des kaiserlichen Rates

tischen Dichter und Künstler große Bedeutung gehabt zu haben scheint, ferner Johann von Müllers Geschichtswerk, das ja auch die Geschichte der Habsburger in Betracht gezogen hatte.

Eine große Reihe von Gemälden war bereits 1811 fertiggestellt; im „Archiv" zählte sie Hormayr in einer Anmerkung zu Collins Aufsatz auf (S. 523). Einzelne Arbeiten gelangten auch zur Kenntnis des Publikums: vor allem 1814 „Die Begegnung Rudolfs von Habsburg mit dem Priester". Bei der im Jahre 1822 eröffneten Kunstausstellung der k. k. Akademie schmückten die Wände 30 große historische Gemälde, die von Ruß allein herrührten. Nicht weniger als 11 davon bezogen sich auf die Person Rudolfs von Habsburg.[1]) Die Bilder erregten großes Aufsehen, und kein Fremder von Rang, der nach Wien kam, verließ die Stadt, ohne Ruß' Atelier gesehen zu haben. Auch Tieck besuchte 1825 den Künstler und staunte über die Großartigkeit des Gedankens, dem hier Ausdruck gegeben war (Wurzbach 27, 277 ff.).

Wie Ruß war auch der Maler, Zeichner und Kupferstecher Sigm. Ferd. von Perger (Wurzbach 22, 14) durch Hormayr zur Darstellung von „Scenen aus der Vaterlandsgeschichte" veranlaßt worden, die in einer Folge von 16 Blättern die Geschichte der Babenberger behandelten (erschienen in Wien 1813). Schon 1811 hatte der österreichische Historiker im „Archiv" ihr Erscheinen angekündigt und die Momente, die vorgeführt werden sollten, aufgezählt (S. 523).[2])

Fugger giebt Krones, Grundriß der österreichischen Geschichte, Wien 1882, S. 37 wieder. Das handschriftliche Werk wurde von dem Nürnberger Dichter Sigismund von Birken (Betulius) 1668 unter dem Titel „Österreichischer Ehrenspiegel" mit vielen Kupfern ausgestattet, zu Nürnberg herausgegeben. Birken hatte das Manuskript sehr willkürlich behandelt und vor allem die zeitgenössischen Ereignisse Böhmens, Ungarns, Burgunds 2c. eingeflochten. Vgl. Krones a. a. O., S. 343. Freiherr von Aretin machte über den Ehrenspiegel in seinen „Beiträgen zur Geschichte und Litteratur" I, 1805, 4. Stück, S. 49—70 ausführliche Mitteilungen (Krones, S. 37). Daß H. von Collin den Ehrenspiegel fleißig gelesen hat, ist oben schon gesagt worden. Auch Grillparzer hat ihn bei seinen Vorarbeiten zum „Ottokar" benutzt. Vgl. Klaar, S. 6. 15.

[1]) Grillparzer dürfte diese Sammlung gekannt haben, zumal der Jahrgang 1822 des Hormayrschen „Archivs" (Nr. 89) einen Artikel über Ruß brachte. Klaar hat von dieser Kunstausstellung nichts erwähnt. Beiläufig sei bemerkt, daß sich in der Sammlung auch ein Gemälde „Libussa wird zur Königin von Böhmen gewählt" als Nr. 25 befand.

[2]) Von Wichtigkeit ist die cyklische Behandlung. Der Cyklus enthielt folgende Gemälde (vgl. „Archiv" 1813, S. 36): 1. Kaiser Ottos Rettung auf der Jagd durch Leopold den Erlauchten. 2. Leopolds des Erlauchten Tod auf dem Turniere in Würzburg. 3. Albrechts des Siegreichen Belehnung mit der bis Ungarn erweiterten Ostmark durch Heinrich III. 4. Tod des Markgrafen Ernst des Tapferen in der Sachsenschlacht an der Unstrut. 5. Itha, Witwe Leopolds des Schönen, in der Gewalt der Ungläubigen. 6. Leopold

Der Historienmaler Anton Petter (Wurzbach 22, 135 ff.), der, wie schon gesagt, auf einen Auftrag des Erzherzogs Johann hin mit Ruß wetteiferte und 1814 Mitglied, 1820 Professor der Akademie wurde, widmete sich mit großer Hingabe vaterländischen Problemen. Seit 1816 waren von ihm stammende Gemälde in den Jahresausstellungen der Wiener Akademie zu sehen. Auch 1822 war er mit Bildern vertreten.[1])

Noch berühmter als Petter war Peter Krafft (Wurzbach 13, 106 ff.; R. Eitelberger, Gesammelte kunsthistorische Schriften 1, Wien 1879, S. 61 ff.), ein geborener Hanauer, der an der Wiener Akademie sich ausgebildet hatte. Auf der Rückreise von Rom nach Wien (1808) machte er die Bekanntschaft des Erzherzogs Johann und begleitete ihn auf den weiteren Wanderungen durch Steiermark. Dieses Zusammentreffen war für seine ganze Kunstrichtung von Wichtigkeit. Eins der ersten Bilder, das seine Entstehung der patriotischen Erregtheit der Freiheitskriege verdankte und einen außerordentlichen Erfolg hatte, war der „Abschied des österreichischen Landwehrmanns von seiner Familie“; es trägt die Jahreszahl 1813. In einer eigenen Holzbude war es auf der Bastei aufgestellt und hatte die beträchtliche Höhe von 9 Fuß und die Breite von 11 Fuß 4 Zoll. Man wallfahrtete förmlich, wie es bei Wurzbach (13, 107) heißt, zu dem Gemälde. Noch in demselben Jahre zum Mitgliede der Akademie ernannt, ließ er mehrere Arbeiten folgen, welche gleichfalls Momente aus den Franzosenkriegen festhielten.[2])

---

der Heilige stiftet Klosterneuburg. 7. Leopold der Heilige, die ihm angetragene Kaiserwürde unter Thränen ablehnend. 8. Heinrich Jasomirgott, der erste Herzog in Österreich. 9. Leopold der Tugendhafte, Ptolemais erstürmend. 10. Leopold der Glorreiche mit den Tempelrittern am Turm von Damiette. 11. Hadmar von Kuenring, Rebell wider Friedrich den Streitbaren, durch List gefangen. 12. Herzog Friedrich, geächtet, Sieger über alle seine Feinde. 13. Friedrich, Retter des Westens vor der großen Mongolengefahr. 14. Friedrich, den königlichen Ring vom Kaiser durch den Bischof von Bamberg empfangend. 15. Friedrich empfängt beim Siegesmahl zu Neustadt die Fehdeboten Ungarns, Böhmens, Bayerns und Kärntens. 16. Friedrichs Sieg und Tod an der Leitha.

[1]) Von den vielen historischen Gemälden sei eins genannt, das nicht ohne Interesse ist „Rudolf von Habsburg in Thränen an der Leiche des besiegten Ottokar“, eine figurenreiche Komposition, die 1823 von Höfel in Kupfer gestochen wurde.

[2]) Z. B. 1815: „Erzherzog Karl in der Schacht bei Aspern“. „Der Sieg bei Leipzig“. 1820: „Die Rückkehr des Landwehrmanns aus dem Befreiungskriege“. Von Interesse sind noch: „Graf Nikolaus Zriny vor Szigeth“ (wohl durch Körners „Zriny“ angeregt) und „Rudolf in der Marchfelder Schlacht wider Ottokar, von Herb. von Füllenstein hart bedrängt, weist die herbeieilenden Seinen ins Treffen zurück.“

Der Landschaftsmaler Jakob Gauermann (Wurzbach 5, 107 ff.) unternahm im Dienste des Erzherzogs Johann Reisen in die Alpengegenden und lieferte ihm über 100 Blätter, welche das Gebirgsleben darstellten. Der Kupferstecher und Xylograph Blasius Höfel gehörte zwar nicht mehr dem genannten Kreise an, trat aber in die von ihnen eingeschlagenen Bahnen. Er verstand es vorzüglich, die Gunst des Fürsten Metternich zu gewinnen (Wurzbach 9, 93 ff.).

Einen wichtigen Wendepunkt in der Entwicklung der Akademie der bildenden Künste bedeutet die Erhebung dieses Instituts zu einer selbständigen nationalen Kunstbehörde und die Anordnung des Kaisers, daselbst von drei zu drei Jahren Ausstellungen von Werken vaterländischer Künstler zu veranstalten. Anläßlich der Publikation der von dem Monarchen erlassenen neuen Statuten,[1]) mit welcher die öffentliche Preisverteilung verbunden war, fand am 12. Februar 1812 — drei Tage nach der Eröffnung des neuen Theaters in Pest — eine Feier statt, bei welcher Metternich als Kurator der Akademie in einer längeren Rede den patriotischen Zweck der Neuerung erörtete. „Österreich soll mit seinen Künstlern, mit seinen Mäcenaten, mit dem warmen Gefühle seiner Völker für alles Gute und Schöne dem Ausland nicht nachstehen," erklärte Metternich (Deutsches Museum 1, 257), und darum wollte er, daß die vorhandenen Talente nicht mehr im Verborgenen blieben, sondern daß durch eine Neuorganisation der Kunstschule, durch Ausstellungen der Werke einheimischer Künstler neue Impulse zu künstlerischer Thätigkeit gegeben würden.[2]) Es wäre denkbar, daß die Änderung der Statuten mit den Auseinandersetzungen Collins im Archive 1811 in irgend einem Zusammenhange steht.

Friedrich Schlegels Deutsches Museum.

Die Bedeutsamkeit der neuen Anordnung wurde noch dadurch erhöht, daß sie die Billigung eines hervorragenden deutschen Litteraten fand. Friedrich Schlegel berichtete im 1. Bande seines Museums (1812, S. 248—287) sehr ausführlich über die festliche Veranstaltung und besprach in anerkennender Weise die Wichtigkeit

[1]) Vgl. Vaterländische Blätter 1813, S. 106. 145. Friedr. Schlegel, Deutsches Museum 1812, 1, 248 ff.

[2]) Durch solche Ausstellungen wurde auch die poetische Produktion angeregt und gefördert: das beweist uns z. B. recht deutlich ein Gedicht der Caroline Pichler „Kaiser Max I., wie er seine Braut Maria von Burgund zu Gent empfängt. Vor dem Gemälde des Herrn Peter in der Kunstausstellung der Akademie in Wien" („Archiv" 1814, S. 161). Auch Kalchberg leiht seinen „Empfindungen bei der Aufstellung der Büsten Sr. Majestät des Kaisers Franz I. und Sr. des Erzherzogs Johann kaiserl. Hoheit im Joanneum zu Grätz" dichterischen Ausdruck („Archiv" 1814, S. 305).

der neuen Statuten. Zunächst legte er ähnlich wie M. von Collin die Pflicht des Staates gegenüber der Kunst dar (S. 275): „Das Geschäft des Staats ist es, die einzelnen und zerstreuten Kräfte in einen gemeinschaftlichen Brennpunkt zu sammeln, ihre Wirksamkeit durch weise Gesetze in organischen Einklang zu bringen, der Kunst einen freien und angemessenen Spielraum zu verschaffen, die Talente zu unterstützen und das Genie zu ehren.“ Außer dem Staate sah er auch im Publikum eine Macht, die in die Entwicklung der Kunst eingreife (S. 275). Er war sich der nachteiligen Folgen wohl bewußt, die eine zu große Einflußnahme des Staates und des Publikums durch Preisausschreiben und Bestellungen leicht nach sich ziehen könnte; er schärfte daher den Freunden und Beschauern der Kunst die Forderung ein, daß diese möglichst unabhängig vom Wechsel der Mode oder vorübergehender Theorien sein solle und sich nie von ihrer ursprünglichen hohen Bestimmung ganz entfernen dürfe (S. 284). Wenn er auch im allgemeinen historische Gegenstände als ungünstig, und zwar besonders für die Malerei betrachtete, weil sie nicht nur schwierig seien, sondern auch leicht der Fall eintreten könne, „daß der wohlmeinende Patriot mit seinen vaterländischen Forderungen und Vorschlägen an den Künstler in das ganz Unausführbare und Unmögliche verfiele,“ so glaubte er doch, die älteren Epochen der Babenberger und Habsburger ausnehmen zu dürfen (S. 285 f.).

Friedrich Schlegel war durchaus nicht abgeneigt, die patriotischen Bestrebungen in Österreich kräftig zu unterstützen, wenn er auch nicht mit allem einverstanden sein mochte und ihm die Rücksicht auf seine Stellung und seine Umgebung manchen Zwang auferlegte. Hatte er doch schon in seinen Vorlesungen „Über die neuere Geschichte“, welche er im Februar und März 1810 in Wien gehalten hatte, von der Zeit Maximilians I. an die Betrachtung der Geschichte Österreichs in den Vordergrund gestellt (vgl. Vaterländische Blätter 1811, S. 332).[1]

[1] Die Gestalt Rudolfs von Habsburg ließ er am Schluß der 8. und am Anfange der 9. Vorlesung in dem glänzendsten Lichte erscheinen. Er feierte ihn als den Beschützer und Pfleger des Rechts, der unermüdet bestrebt war, das darniedergetretene Gesetz wieder emporzuheben, als den Ritter, auf den sich nach der trostlosen Zeit des Interregnums die Augen der Welt richteten, ihn zur Rettung aufzufordern (Fr. von Schlegels Sämtliche Werke. Zweite Original-Ausgabe 11, S. 146). Die Gegenüberstellung der beiden Charaktere Rudolf und Ottokar in der 9. Vorlesung mußte auf einen poetisch angelegten Zuhörer äußerst anregend wirken: „In das hellste Licht tritt Rudolfs Charakter in seinem großen Kampfe mit dem mächtigen Ottokar; ein Schauspiel, wie die Geschichte nur wenige darbietet. Auf der einen Seite Tapferkeit, mit Milde und Weisheit gepaart, auf der anderen Seite Heldenmut, aber ein stürmischer, herrschsüchtiger, leidenschaftlich grausamer, von Stolz verblendeter. Glück und Sieg

Der Zweck seines „Deutschen Museums“ ging, wie es in der Ankündigung des 2. Jahrganges am Schlusse des 11. Heftes 1812 offen ausgesprochen war, dahin: „deutsche Sprache und Geschichte, deutsche Kunst und Erkenntnis nach besten Kräften zu befördern, und alles Vorzügliche, dahin Wirkende zur allgemeinen Kunde und Anerkennung zu bringen.“ Schlegel wollte mit dieser Zeitschrift einen „gemeinschaftlichen Mittelpunkt“ aufstellen, welcher „die zerstreuten geistigen Kräfte des Vaterlandes immer mehr vereinigen und eben dadurch auch den Geist und selbst die Gesinnung der Nation aufrecht erhalten und befestigen“ sollte (2, 463). Das Museum suchte der Einseitigkeit, der Beschränktheit zu begegnen, die notwendig im Gefolge engherziger Auffassungen von Nationalität auftreten mußten.

Wenn M. von Collin seinen Blick für die allgemein-deutschen Geistesinteressen stets bewahrte, wenn er niemals in einseitige Bevorzugung österreichischer Litteraturentwicklung verfiel, sondern sich immer der Zusammengehörigkeit österreichischer Bildung mit Deutschland bewußt blieb, so ist dies vor allem dem Anschlusse an den Kreis Friedrich Schlegels und die Romantiker überhaupt zu danken.

Theodor Körner in Wien.

Wie mächtig die vaterländischen Tendenzen in Wien wirkten, die Collins Abhandlung theoretisch zusammenfaßte, zeigt sich deutlich in der dichterischen Entwicklung Theodor Körners. Als dieser nach Wien kam (am 26. August 1811: Theodor Körner und die Seinen, geschildert von E. Peschel und Eug. Wildenow. Leipzig 1898. 1, 290), war jener Aufsatz noch nicht erschienen. Man wird daher annehmen dürfen, daß er ihn, zumal er in einem so bedeutsamen Organe erschien, kennen gelernt hat. Körner verspürte in der Hauptstadt des Kaiserstaates zum erstenmal etwas von wirklichem Volksenthusiasmus, hier erwachte in ihm das Bewußtsein der auf Deutschland lastenden

entschieden diesmal für die Tugend“ (a. a. O., S. 151). — Gegen Schluß der Vorlesungen berührte er auch die Frage, wie in einem Staate, der gleich Österreich aus verschiedenartigen Bestandteilen zusammengesetzt sei, die Einheit der einzelnen Teile hergestellt werden könne. Ein Vorbild für ein solches Reich erblickte er in den Einrichtungen Karls V., der eine Monarchie beherrschte, welche womöglich aus noch verschiedeneren Elementen zusammengesetzt war als Österreich im 18. Jahrhundert (a. a. O., S. 366). — Bevor er von seinen Zuhöhern Abschied nahm, rief er noch dem deutschen Adel ein Wort der Mahnung zu: „Ein Adel, der nicht national wäre, der bloß die Stütze des Throns sein wollte, ohne auch zugleich die höchste Kraft und Blüte der Nation zu sein, würde schon dadurch sich als verwerflich ankündigen und könnte nicht anders als von einem durchaus verderblichen Geiste beseelt sein“ (a. a. O., S. 368).

politischen Schmach. In der patriotischen Begeisterung, welche in dem Briefe vom 6. Januar 1812 (a. a. O., S. 308) zum ersten Mal zum Durchbruche kam, bekundete sich bereits der Einfluß seines Wiener Aufenthaltes. Vor allem war es der Kreis Friedrich Schlegels, in dem sein Sinn für Deutschtum geweckt wurde; in den Vorlesungen des von ihm geschätzten Romantikers über die Geschichte der Litteratur, welche er mit großem Interesse verfolgte, gefiel ihm besonders der Ton, in dem sich Schlegel über den Wert des Deutschen aussprach (a. a. O., S. 328 f.). Sein erster Plan zu einer historischen Tragödie verrät deutlich den Zusammenhang. Die Absicht, das traurige Schicksal Konradins von Schwaben dramatisch zu bearbeiten, erfüllte ihn lange Zeit; fast ein halbes Jahr hindurch trug er sich mit dem Entwurfe zu diesem Werke (a. a. O., S. 300. 306). Gerade im Untergange des letzten Hohenstaufen glaubte er einen Stoff gefunden zu haben, der jeden Deutschen im innersten Herzen erschüttern müsse. Wenn er den „Konradin“ endlich beiseite legte, so war hauptsächlich das Bedenken wegen der Theatercensur ausschlaggebend, da er auf der Wiener Bühne den Papst unmöglich hätte in einer kläglichen Rolle einführen können (S. 327). Noch andere historische Stoffe gingen ihm durch den Kopf, er dachte an einen „Moriz von Sachsen“, an „Die Bürger von Pforzheim“, „Die Schlacht bei Detmold“: „alles herrliche Stoffe, aber nicht für Wien“ (Brief vom 26. Februar 1812, a. a. O., S. 327). Dann glaubte er bei den Tirolern etwas zu finden und plante einen „Andreas Hofer“. Aber erst in der Geschichte Ungarns fand er einen würdigen, auch für Wien passenden Gegenstand. Auf den Stoff des „Zriny“ wurde er, wie es scheint, durch den ungarischen Dichter Kisfaludy, der damals in Wien weilte, aufmerksam gemacht (a. a. O., S. 354).[1]) Von den Quellen, die er benutzte, interessieren uns hier am meisten das dreiaktige Trauerspiel von Werthes „Niklas Zriny oder die Belagerung von Szigeth“ (1790), dann die Lebensdarstellung des Zriny von Hormayr im 7. Bändchen des „Österreichi-

[1]) In dem Briefe vom 25. April 1812 wird bereits vom „Zriny“ gesprochen. A. a. O., S. 340. Gustav Heinrich suchte in einem Aufsatze (Buda-Pest 1892) klarzulegen, daß Körner schwerlich von Kisfaludy die erste Anregung zu seinem Drama empfangen habe. Er meint, Körner sei durch Werthes' Trauerspiel auf diesen Stoff aufmerksam geworden, der ungarische Dichter habe den Freund in der Ausführung seines Planes nur bestärkt. Vgl. Theodor Herold, Werthes und die deutschen Zriny-Dramen. Münster 1898, S. 119. Die Verbindung der beiden Männer ist interessant, weil sie uns wieder ein Beispiel dafür ist, wie die patriotisch-nationalen Bestrebungen der nichtdeutschen Bevölkerung des österreichischen Kaiserstaates in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in Wien ihren Mittelpunkt fanden. Auch Kisfaludy trug sich mit dem Gedanken, für die Verbreitung der magyarischen Sprache und für die Hebung des ungarischen Nationalbewußtseins durch Wort und That mitzuwirken.

schen Plutarch" (1807) und das fünfaktige Trauerspiel „Zrinys Tod" von Joh. B. Pyrker (1810) (a. a. O., S. 354 f.). Körners Stück, zum ersten Mal am 30. Dezember 1812 in Wien aufgeführt, galt in erster Linie dem österreichischen Waffenruhm, doch brach sich schon hier die Grundstimmung des bald darauf ausgebrochenen Freiheitskrieges Bahn (S. 366). Noch ein zweites Stück „Josef Heiderich oder Deutsche Treue", das die Erzählung von einer heldenhaften That aus dem italienischen Feldzuge 1800 behandelt, läßt die Kampfesstimmung und die Absicht des Dichters, an der Volksseele zu rütteln, erkennen.

M. von Collins Abhandlung „Über das historische Schauspiel".

Vom „Zriny" erschienen die ersten zwei Auftritte des ersten Aktes und der Monolog des Helden aus dem 5. Aufzuge im 2. Bande von Schlegels Museum (im 12. Hefte), und zwar an bedeutender Stelle; daran schlossen sich Scenen aus dem Schauspiele „Rudolf von Habsburg" von Mynart.[1]) Vorausgegangen war die wichtige Abhandlung von M. von Collin „Über das historische Schauspiel". Die Bruchstücke aus dem „Zriny" traten also, wenn auch nicht von dem eben genannten Aufsatze angeregt, so doch gewissermaßen in dessen Gefolge auf. Die Tragödie hatte einen vaterländischen Inhalt und war der Geschichte entnommen; Collin hatte dies in seinen Ausführungen gefordert.

Der Museumsaufsatz enthielt im wesentlichen die Auffassung dieses Ästhetikers von der Dichtung Shakespeares in Bezug auf ihre allgemeinsten Eigenheiten und leitete aus dieser Auffassung die Theorie des historischen Schauspiels überhaupt ab. Er kam hierin den Anschauungen Tiecks in der Vorrede zum Altenglischen Theater (1811) sehr nahe, möglicherweise bereits von ihnen beeinflußt. Tieck nannte das englische Drama gegenüber dem griechischen romantisch. Doch genügte ihm diese Bezeichnung nicht im Verhältnis zum spanischen Theater. Denn es unterscheidet sich offenbar mehrfach von dem letzteren: „Gemein hat es mit diesem die Mischung des Komischen und Ernsten, die Mannigfaltigkeit der Begebenheiten und die Vorliebe für Gegenstände aus der reichen und poetischen vaterländischen Geschichte; doch sind ihm die Romanze, die religiöse Stimmung, der Enthusiasmus, der auch die einzelnen Teile durchdringt, die Mannigfaltigkeit und das Musikalische der Versmaße fremd; es bestrebt sich im Gegenteil, der Prosa

[1]) Mynarts Drama wurde am 11. Oktober 1812 im Theater an der Wien aufgeführt (Laban, S. 209).

nahe zu kommen, alle Teile deutlich und klar erscheinen zu lassen, ohne daß jener flammende Enthusiasmus sie erleuchtet, mehr in geschichtlicher Verbindung und Entwicklung als in romantisch-musikalischer. Christliche Legenden sind ganz ausgeschlossen, der Sagen der Mythologie und der Ritterzeit finden sich nur wenige und in ganz verschiedenem Kostüm gedichtet; mit einem Wort: wie der Spanier nach Enthusiasmus strebt, so der Engländer nach geschichtlicher Klarheit, die eben darum kein poetisches Element ganz ausschließt, sich aber ebenso wenig der poetischen Begeisterung unbedingt ergiebt" (L. Tieck, Kritische Schriften 1, 220 f.). Diese Eigenart des englischen Dramas in der Behandlung der Stoffe nannte er den „historisch-poetischen Sinn" im Gegensatze zum „romantisch-poetischen Sinn" des spanischen Theaters (a. a. O., S. 221). Shakespeare galt ihm als der Dichter, „der diesen historischen Sinn seines vaterländischen Drama am tiefsinnigsten und vielseitigsten faßte."

Nehmen wir an, daß Collin das „Altenglische Theater" 1812 bereits gekannt und die in der Vorrede ausgesprochenen Ansichten Tiecks wenigstens teilweise sich zu eigen gemacht hat, so begreifen wir sehr leicht das Zustandekommen seiner Anschauungen über Shakespeare und das historische Schauspiel. A. W. Schlegels Vorlesungen sind wieder als weitere Voraussetzungen anzunehmen. Dieser hatte den Engländer einen romantischen Dichter im vollkommensten Sinne genannt (Sämtliche Werke 6, 160) und die von seinem Drama abstrahierten Merkmale als Eigenschaften des romantischen Schauspiels hingestellt (1, 162 f.). Er hatte aber auch Shakespeare den vollkommensten historischen Dramatiker genannt (6, 47); das ließ sich nach seiner Anschauung ganz gut vereinigen, denn das historische Schauspiel galt ihm bloß als eine Gattung des romantischen (6, 433). Das Romantische fand er im gesamten Geiste der Dichtung; den Geist der romantischen Kunst nannte er pittoresk, den der antiken Kunst und Poesie plastisch (5, 10). Um dies zu verdeutlichen, verglich er die antike Tragödie mit einer Gruppe in der Skulptur, worin die Figuren den Charakteren, ihre Gruppierung der Handlung entsprechen. Das romantische Drama dagegen verglich er mit einem großen Gemälde, „wo außer der Gestalt und Bewegung in reicheren Gruppen auch noch die Umgebung der Personen mit abgebildet ist, nicht bloß die nächste, sondern ein bedeutender Ausblick in die Ferne, und dies alles unter einer magischen Beleuchtung, welche den Eindruck so oder anders bestimmen hilft" (6, 162). In diesem Sinne ist die romantische Kunst naturalistischer als die antike; sie giebt gewissermaßen einen Ausschnitt aus der Natur, aus dem Leben, mag es auch ein erträumtes Dasein,

eine erträumte Natur sein, während das antike Kunstwerk bloß einen Einzelgegenstand, eine einzelne Handlung aufgreift und festzuhalten sucht.

Tieck faßte offenbar, wie aus den oben angeführten Sätzen hervorgeht, den Begriff des Romantischen weit enger als Schlegel. Das spanische Drama galt ihm als Vertreter der eigentlich romantischen Poesie (vgl. die Charakteristik des spanischen Theaters: Kritische Schriften 1, 219 f.). Das Streben Shakespeares, in seinen poetischen Darstellungen ein möglichst deutliches Bild der Wirklichkeit zu geben, die Entwicklung mit größerer Klarheit und Bestimmtheit auszuarbeiten, „sich jedem neuen Gegenstande auf eine neue Weise anzuschmiegen,“[1]) das heißt für jeden neuen Gegenstand eine neue entsprechende Form zu finden, dieses Streben schien ihm kein Merkmal des eigentlichen romantischen Schauspiels zu sein. Tieck bezeichnete es mit dem Namen „historisch-poetischer Sinn“ (a. a. O., S. 221). Das erschien ihm als das Bedeutsamste in der Dichtung Shakespeares.

Der Ausdruck „historisch“ ist bei Tieck in jener Verbindung ohne Zweifel in einer sonst ungewöhnlichen Bedeutung verwendet. Ganz ähnlich faßt ihn Collin, und gerade das scheint ein starker Beweis zu sein, daß er Tiecks Ausführungen über Shakespeare bereits hatte auf sich wirken lassen. Er selbst prägt den Ausdruck „historischer Stil“, um etwas Ähnliches wie Tieck mit der Verbindung „historisch-poetischer Sinn“ zu bezeichnen. Er versteht darunter die Art und Weise des Dichters, „selbst ganz erdichtete Begebenheiten, ganz reine Erzeugungen der Einbildungskraft mit so hoher Wahrheit des Lebens auszustatten, daß sie als Wirklichkeit erscheinen“ (Deutsches Museum 2, 208). Shakespeare ist ihm ein „historischer“ Dichter im höchsten Sinne, denn jene Art der Darstellung ist ihm so eigen, daß er selbst romantischen Stoff historisch behandelt (a. a. O., S. 209). Collin stellt daher, indem er noch einen Schritt weiter geht als Tieck, Shakespeares historische Kunst als eine selbständige der antiken und romantischen gegenüber (a. a. O., S. 211 f.). Er wendet sich gegen die Auffassung Shakespeares als eines romantischen Dichters und giebt zu dem Zwecke eine Charakteristik der romantischen Poesie (a. a. O., S. 204) mit unverkennbarem Anschluß an A. W. Schlegels Begriffsbestimmungen (5, 10 ff.; 6,

---

[1]) Dasselbe meinte Schlegel offenbar mit den Worten: „Die romantische [Poesie] ist der Ausdruck des geheimen Zuges zu dem immerfort nach neuen und wundervollen Geburten ringenden Chaos, welches unter der geordneten Schöpfung, ja in ihrem Schoße sich verbirgt: der beseelende Geist der ursprünglichen Liebe schwebt hier von neuem über den Wassern“ (6, 161).

154 ff.), nur daß er viele Eigentümlichkeiten des englischen Dramas, welche Schlegel dem romantischen Schauspiel zugesprochen hatte, als Merkmale des historischen in Anspruch nimmt: so die Mischung von Scherz und Ernst, die Ironie, den Wechsel von Zeit und Ort, die Darstellung des Gesamtlebens, der gesamten Umgebung der vorgeführten Personen (a. a. O., S. 200 f.; vgl. Schlegels Sämtliche Werke 6, 162 f.). Er zeigt, daß sich der Charakter des Shakespeareschen Dramas wesentlich von dem des romantischen unterscheidet. Es strebt nicht wie dieses mit einer unbestimmten Sehnsucht von der Erde hinweg „in ein unbekanntes Land", sondern findet die Schönheit des Lebens, die Wirklichkeit seiner Begeisterung wert (S. 204). Es kommt darin auf die Darstellung der Begebenheiten selbst an (S. 207); die Charakteristik ist nicht nur „poetisch schön und erhaben, sondern zugleich historisch gründlich und durch Wahrheit ehrwürdig; das Ganze ist eine hohe Feier des wirklichen Lebens" (S. 208. Vgl. A. W. Schlegel, Sämtliche Werke 6, 184 ff.). Der alte romantische Geist — so führt Collin weiter aus — war bereits im Schwinden begriffen, der holde Traum der Jugend war zerronnen; das unermessene Reich des Lebens lag mit seiner ganzen Rauheit, den großen politischen und sozialen Umwälzungen offen vor dem Blicke des Zeitalters. „Die Gewalt des sich überall aufdrängenden Weltlebens weihte" den Dichter „für die Wahrheit der Begebenheit; die Dichtung wurde historisch" (S. 203). Auf ähnliche Weise hatte Collin das Entstehen des Shakespeareschen Theaters schon in seinem Aufsatze „Über die nationale Wesenheit der Kunst" erklärt; hier that er es in ausführlicherer Weise. Tiecksche Anschauungen mochten hier vor allem gewirkt haben; man vergleiche, wie die „Briefe über Shakespeare" (1800) das Zeitalter des großen Briten charakterisierten: „Shakespeares Zeitalter war gerade dasjenige, in welchem noch die letzten Spuren des kräftigen Ritteralters, des Geistes der Liebe, des Wunderglaubens und der Heldenthaten wie in einer neuen Herbstblüte, zwar schwach, aber doch erquicklich, da standen" . . . Es war eine Zeit, „in welcher ganz sichtbar die neuere Welt in allen ihren Keimen lag, und von der man wohl sagen mag, daß das Gebären größer und merkwürdiger war als das Geborene" (Tiecks Kritische Schriften 1, 152).[1])

Aber gleich A. W. Schlegel (5, 18; 6, 158) erklärte Collin, daß das Schauspiel Shakespeares weder Tragödie noch Komödie im Sinne der Alten sei. Es konnte nach seiner Meinung nicht wie

---

[1]) Vgl. die Vorrede zu den „Altdeutschen Minneliedern" (1803): Kritische Schriften 1, 208.

die Tragödie der Griechen bloß eine Seite des Lebens, den Gegensatz der menschlichen Freiheit zur Naturnotwendigkeit, herausgreifen. Weil kein Epos vorhanden war wie bei den Griechen, mußte es zugleich eine Aufgabe erfüllen, welche bei den Alten das Epos geleistet hatte, es mußte „das volle ganze Sein" umfassen; es konnte nicht beim Schicksal des Einzelnen verweilen, sondern hatte das „Gesamtleben der Menschheit" zu überblicken (S. 201). Es galt Zweifel aufzulösen; darum ging das historische Drama von der gestörten Harmonie aus (S. 203), um die ewige Harmonie der Welt und alles Lebens im Wechsel der Einzelereignisse nur umso stärker ins Bewußtsein treten zu lassen.[1] Und weil es diese Bestimmung hatte, war es gleichsam unendlich ausgedehnt und nirgends strenge abgeschlossen und geendet (S. 212).

Collin hatte bei seinen Ausführungen die reifen Werke des englischen Dichters im Auge, bezüglich der Jugendwerke vertröstete er am Schlusse seiner Abhandlung die Leser auf die allgemein erwarteten Untersuchungen von Tieck. Im Zusammenhange hat er sich erst 10 Jahre später wieder über das historische Schauspiel ausgesprochen. Die nächstfolgenden Jahre füllte vornehmlich seine dichterische Thätigkeit aus ungefähr bis 1818, wo er die Redaktion der „Jahrbücher" übernahm. Die erste Sammlung seiner dramatischen Dichtungen erschien 1813 bei Hartleben in Pest. Den Schluß des 2. Bändchens bildete die Frucht seiner jugendlichen Begeisterung für die Ossianische Nebelwelt, das lyrische Schauspiel „Calthon und Colmal". Collin hatte es mit aufgenommen, weil es an deutschen Operngedichten fehlte (Vorrede VI).

Die deutsche Musik.

Auch auf dem Gebiete der Musik war ein nationaler Gegensatz hervorgetreten. Um dem Mangel an deutschen Opern abzuhelfen, setzte das k. k. Hoftheater in Wien am 16. März 1812 je einen

[1] Tieck hatte im „Altenglischen Theater" Shakespeare einen Dichter genannt, „der spielend alle Töne der Welt verwirrt, um die Harmonie desto schöner wiederherzustellen." Kritische Schriften 1, 222. Friedrich Schlegels „Gespräch über die Poesie" (1800) mag teilweise zur Auffassung Shakespeares als eines historischen Dichters im Sinne Collins beigetragen haben. Dort stellte nämlich Schlegel die romantische Poesie in Gegensatz zur antiken mit Rücksicht auf den Stoff: „Die alte Poesie schließt sich durchgängig an die Mythologie an und vermeidet sogar den eigentlich historischen Stoff ... Die romantische Poesie hingegen ruht ganz auf historischem Grunde, weit mehr als man es weiß und glaubt" (Minor 2, 372). Doch faßt Schlegel das Romantische bloß als ein Element der Poesie auf, das mehr oder minder herrscht oder zurücktritt (a. a. O., S. 372), während es Collin als selbständige Gattung neben die historische und antike Dichtung stellt.

Preis von 100 Dukaten in Gold aus für das beste deutsche tragische und komische Operngedicht. Schon seit der Begründung des Nationaltheaters in Wien hatten italienische und deutsche Oper einander bekämpft. Gluck brach zuerst in der „Alceste“ mit der italienischen Musik. Die deutschen Bestrebungen nach Veredlung und Vertiefung der Poesie waren nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben; der Geschmack der Engländer, der einfache, schlichte musikalische Stil, wie er von Händel ausgebildet wurde, hatte auf ihn während des Londoner Aufenthaltes, wenn auch vielleicht bloß mittelbar, Einfluß geübt (Arrey von Dommer, Handbuch der Musikgeschichte.[2] Leipzig 1878. S. 540 ff.). Er strebte nach Lebenswahrheit im Kunstwerke, nach inniger Verbindung von Wort und Ton. Dichtung und Musik sollten sich in der Oper so zueinander verhalten wie in einem Gemälde das Kolorit zur Zeichnung. Gluck und Händel waren es, welche im Anfange des 19. Jahrhunderts der deutschen Oper in Wien — wenn auch bloß auf mehrere Jahre hinaus — zum Siege verhalfen. Von Wichtigkeit ist in dieser Hinsicht die Aufführung von Glucks „Iphigenie auf Tauris“ am 1. Januar 1807 im Theater nächst dem Kärntnerthore (H. von Collins Sämtliche Werke 6, 420). Seitdem war die Vorliebe des Wiener Publikums für die deutsche Musik auf längere Zeit geradezu entschieden. In seiner „Übersicht des gegenwärtigen Zustandes der Tonkunst in Wien“ (Vaterländische Blätter 1808, S. 39—44. 47—54) konnte Mosel zum Lobe des Geschmackes der Wiener sagen, daß sie nunmehr dem deutschen Singspiele, dessen Musik nach Wahrheit der Gefühle, nach Richtigkeit des Ausdrucks, nach Kraft der Darstellung strebe, vor dem italienischen den Vorzug geben (S. 41). Die Begeisterung, welche Glucks „Iphigenie“ in Wien hervorrief, war so groß, daß man befürchtete, „das deutsche Schauspiel dürfte verlieren, was die Oper an Vollkommenheit gewinnt“ (H. von Collins Sämtliche Werke 5, 85; Laban, S. 62 f.).

Die Aufführung der „Iphigenie“ regte auch in H. von Collin Ideen über die Bestimmung der Musik an (6, 421). Die Frucht seiner Beschäftigung mit Gluck war ein „Brief über das gesungene Drama“ im Morgenblatt 1807 (Nr. 121 vom 21. Mai 5, 83 ff.; Laban, S. 63). Dieser kleine Aufsatz gipfelte in dem Gedanken, daß das Drama seine höchste Vollendung nur in der gänzlichen Vereinigung und innigsten Verschmelzung mit der Musik erreichen werde, daß die vollkommene Oper der höchste Punkt sei, zu dem die dramatische Kunst, „falls sie in ihren Fortschritten nicht gehemmt wird,“ notwendig gelangen müsse.

Diese Gedanken sprach M. von Collin in der Vorrede zu den dramatischen Werken (1813) fast mit den gleichen Worten nach. Er

hatte aber in der Zwischenzeit neue Anregungen und Einflüsse erfahren. Am 29. November 1812[1]) wurde Händels Oratorium „Timotheus oder die Gewalt der Musik“ auf Veranstaltung der „Gesellschaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen“ von nicht weniger als 630—640 Musikfreunden aufgeführt. Diese musikalische Darstellung war eine äußerst glänzende; die k. k. Reitbahn war zum Zwecke der Aufführung zum Konzertsaal umgestaltet worden. Die Oberleitung führte der Hofkonzipist Mosel. Am 3. Dezember fand die zweite Aufführung wieder in Gegenwart des allerhöchsten Hofes statt. Die Gewalt der Darstellung riß alles mit sich fort und hinterließ bei den Zuhörern die mächtigsten Eindrücke. Fast noch unter diesen Eindrücken sind jene Worte M. von Collins in dem Vorworte zu den dramatischen Dichtungen geschrieben, worin die Oper — er erwartete noch von der Zukunft eine Umgestaltung des Tondramas — als der Gipfelpunkt aller Kunst bezeichnet war. Dazu war noch eine Einwirkung von Seite des Wortführers der deutschen Partei im Kampfe gegen die italienische Oper getreten. Collin war mit Ignaz Fr. Edlen von Mosel im Hause des Grafen Moriz von Dietrichstein, das gleich dem Salon der Pichler viele Kunstfreunde zu vereinigen pflegte, um das Jahr 1808 bekannt geworden und unterhielt mit ihm einen vertrauten Verkehr (Wurzbach 19, 130 ff.; Hammer, M. von Collins Nachgelassene Schriften 1, S. XXXIII f.; Brief M. von Collins an den Grafen von Dietrichstein vom 20. August 1809: Laban, S. 212 f.), der jedenfalls auch zu Besprechungen über musikalische Gegenstände führte. Ende des Jahres 1812 erschien Mosels „Versuch einer Ästhetik des dramatischen Tonsatzes“ mit der Jahreszahl 1813.[2])

Die Grundsätze seiner Ästhetik sind aus Glucks Einleitung zur „Alceste“ und seinen unsterblichen Werken selbst geschöpft. Er beruft sich ausdrücklich auf die Lettera dedicatoria dell' opera Alceste (S. 39) und erklärt, daß nicht er selbst, sondern Gluck aus dem Ganzen spreche (S. 5 f.). Drei Punkte sind hauptsächlich für Collins Anschauungen von Bedeutung: 1. Die Frage nach dem Stoffe der Oper, 2. die Bestimmung der Musik im Tondrama und 3. das Verhältnis von Musik und Dichtung. Historische Stoffe hält Mosel für ebenso geeignet als mythologische, wofern sie nur eine einfache tragische oder heroische Handlung in sich schließen und Gelegenheit zum Ausdruck von Gefühlen und

---

[1]) Vgl. Vaterländische Blätter 1812, S. 597 ff.; Schlegels Deutsches Museum 2, 546 ff.; Thalia 1812: hier ein Plan des Orchesters; Batka, Jahrbuch der Grillparzer Gesellschaft 4, 125; Grillparzers Werke[5] 2, 7 ff.

[2]) Die Anzeige von Mosels Ästhetik stand in den Vaterländischen Blättern Nr. 99 vom 9. Dezember 1812, S. 589 f.

Leidenschaften bieten (S. 12 f.). Er bevorzugt sogar Stoffe, welche in einem höheren Grade ein nationales Interesse zu erwecken im stande sind; von einer solchen Oper erhofft er eine gleiche Wirkung auf das ganze Volk, wie sie die Tragödie zu Athen geübt habe. Mit der Politik freilich solle die Musik nichts zu schaffen haben (S. 13). Die dramatische Musik hat nach seiner Überzeugung die Bestimmung, „jene Eindrücke zu verstärken, welche der Dichter auf das Gemüt des Zuhörers zu machen sich vorgesetzt hat. Sie soll daher — dieser ihrer wahren und ursprünglichen Bestimmung nach — bloß eine erhöhte Deklamation, ein kräftiger, lebhafter, warmer Ausdruck der Gefühle sein, welche in dem Gedichte vorkommen“ (S. 30 f.). Darum soll die Musik stets „die getreue Gefährtin der Poesie“ sein (S. 31), sie soll sich zur Dichtung so verhalten, „wie zu einer richtigen wohlgeordneten Zeichnung die Lebhaftigkeit der Farben und der verständig angebrachte Kontrast der Lichter und Schatten sich verhalten, wodurch die Figuren belebt werden, ohne ihre Konturen zu verändern“ (S. 39). Dieser Vergleich ist aus Gluck herübergenommen und kehrt gelegentlich bei M. von Collin in ähnlicher Form wieder. Von einem Kunstwerke, in dem sich die beiden Schwesterkünste zu einem einheitlichen Ganzen verbinden, verspricht sich Mosel eine stärkere Wirkung als von jeder anderen theatralischen Vorstellung (S. 39 f.); es scheint, daß er damit dem Singspiel den Vorrang vor dem Lustspiele, der Oper vor der Tragödie einzuräumen gewillt war.

Die Bevorzugung national-historischer Stoffe in der Oper, wie sie Mosel in seiner Ästhetik aussprach, ist aus den Tendenzen des Kreises zu erklären, dem er gleich Collin angehörte. Seine Ansicht über die Bestimmung der Musik in der Oper und ihre Stellung zur Dichtung scheint auf letzteren einigen Einfluß genommen zu haben. Ausführlicher als in der Vorrede zu den dramatischen Werken sprach sich Collin später in der Biographie seines Bruders (1814) und in den „Jahrbüchern der Litteratur“ darüber aus. Die Musik hat nach seiner Meinung den Zweck, „dieselbe Grundidee, dieselbe Empfindung, welche der Dichter durch die Sprache ausdrückte, auf ihre eigene Weise, nach den heiligen Gesetzen der durch die ganze Natur verbreiteten Harmonie der Töne wieder neu zu erschaffen“ (H. von Collin, Sämtliche Werke 6, 382). Der Ausdruck des Gefühles soll durch die Macht der Töne „die höchste Veredlung und Vergeistigung“ gewinnen (Vorrede zu den dramatischen Dichtungen S. VI). Die Stellung der Musik zum Gedichte ergiebt sich ihm daraus von selbst: sie wird, „wenn sie sich im Gesange mit der Dichtkunst verbindet, nicht Dienerin derselben, sondern diese wird

vielmehr ihre Erklärerin, Erläuterin" (6, 382). Hatte aber Gluck und nach ihm Mosel die Musik zu stark zurückdrängen wollen, so nahm sie Collin insoweit in Schutz, als er ihr wenigstens keinen untergeordneten Rang eingeräumt wissen wollte. Er stand also den Anschauungen eines Grillparzer näher als Mosel. Denn auch Grillparzer erklärte es als unsinnig, „die Musik bei der Oper zur bloßen Sklavin der Poesie zu machen" (15, 115). Aber während er das Operngedicht nur als erklärenden Text zum musikalischen Bilde ansah, beklagte Collin, daß in Opern, in denen die Musik das vollständige Übergewicht errungen habe, die Poesie, „weil sie nur dienende Sklavin, nicht aber freie Bildnerin ist," nur höchst unvollkommen und „kaum anders zu betrachten sei, als die prometheische Lehmgestalt, die erst durch das nachträglich hinzukommende belebende Feuer in ein eigentlich Dasein tritt" (Jahrbücher 2, 1818, S. 220). Die damalige Oper befriedigte ihn keineswegs vollständig, sondern er erwartete von der Zukunft die Ausbildung eines lyrischen Schauspiels, das neben dem historischen einen würdevollen Platz einnehmen würde (Jahrbücher 26, 276, Jahrgang 1824).

Der Kampf gegen die italienische Oper in Wien hatte also zum Teil einen nationalen Charakter (vgl. Batka, Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 1894, S. 129); auch die Musik sollte im innigsten Verein mit der ihr verschwisterten Dichtung zu einer Sache der ganzen Nation werden; in dieser Verbindung sollte sie deutsches Leben und Wesen mit seiner Einfachheit, Tiefe und Vielseitigkeit widerspiegeln. Es zeigten sich einige Ansätze, die Oper in nationalem Sinne umzugestalten, aber im Wiener Boden erstickten die schönen Keime unter den neuerdings üppig treibenden Ranken der italienischen Musik (Batka a. a. O., S. 138 ff.).

Der deutsche Freiheitskampf.

In seinem Versuch einer Ästhetik hatte Mosel ausdrücklich hervorgehoben, daß die Musik mit der Politik nichts zu thun habe. Daß die Oper in Österreich zu Anfang des 19. Jahrhunderts einen so hohen Aufschwung nahm, war zum Teil dadurch bedingt, daß sie in ihrer freien Entwicklung nicht behindert wurde. Auf dem Gebiete der Poesie und der bildenden Künste dagegen wurde die patriotische Entwicklung einigermaßen künstlich großgezogen. Ganz anders in Deutschland. Hier brach sich die Lyrik, welche den großen Völkerkampf begleitete, selbst ihre Bahn. Der kühne Freiheitsjang strömte aus der tiefsten Brust der kampfesmutigen Jünglinge, welche freiwillig zu den Waffen eilten, um bei dem herrlichen Befreiungswerke mitzuhelfen. Eines jeden Deutschen Brust erfüllte der erbittertste

Franzosenhaß und der heißeste Wunsch, das fremde Zwingjoch abzuschütteln. Die hochgehende Begeisterung entflammte Dichter wie Arndt, Körner, Rückert, Schenkendorf, Wetzel zu stürmischen Kriegsliedern. Die beiden Stolberg, die in ihrer Jugend nach der Tyrannen Blut gedürstet hatten, stimmten mit ein in den vaterländischen Sang, und selbst der greise Goethe feierte in seinem Festspiele „Des Epimenides Erwachen" Deutschlands siegreiches Erheben gegen den französischen Bedrücker. Wenn auch Österreich an dem gewaltigen Freiheitskampfe mitbeteiligt war, so kehrte hier doch die Begeisterung, wie sie das Jahr 1809 geweckt hatte, nicht mehr zurück (vgl. Car. Pichler, Denkwürdigkeiten 3, 24 f.). Fiel doch auch die Entscheidung nicht wie damals im Herzen des Reiches, sondern in einem Nachbarlande, das vielen geradezu als Ausland galt.

Doch zeigten einzelne Regungen der Muse, daß sich auch in Wien mancher als Angehöriger des großen deutschen Volkes fühlte. Die Siegesfeiern der Leipziger Schlacht verrieten Teilnahme an den Geschicken des befreundeten Deutschland. Mit Begeisterung erklangen die schönen Worte Schenkendorfs: „Ein Lied, ein Herz, ein Gott, ein Orden, Ein Deutschland hoch und frei!" und Körners: „Denn Brüder sind wir allzumal!" auch in den Herzen der Wiener (vgl. Car. Pichler a. a. O. 2, 256). Am 28. Oktober 1813 wurde das Trauerspiel „Heinrich von Hohenstaufen" von Caroline Pichler zum Besten der verwundeten Krieger in prächtiger Ausstattung im Hoftheater zur Aufführung gebracht. Am 27. November kam das historische Schauspiel „Hermann" von Madame Weißenthurn auf die Bühne, einer Frau, die schon sehr früh mit historischen Stücken aufgetreten war (Wlassack, S. 95. 127. 128. Vgl. Wurzbach 4, 341 f.).

Die Pichler hatte in ihrer Tragödie manches niedergelegt, was sie und viele andere in der Zeit bewegte: „Es war Deutschland, welches von einem kräftigen, aber nicht wohlgesinnten Fürsten und Kriegshelden seinen anderweitigen Plänen für Größe und Ehre aufgeopfert werden soll; es waren deutsche Fürsten, die, uneins unter sich, nur ihren eigenen Vorteil, nicht den des gesamten Vaterlandes im Auge hatten; es war endlich Österreich, welches in der Person seines letzten (Babenbergischen) Herzogs Friedrich und dessen Schwester Margaretha, Gemahlin des unglücklichen Kaisersohnes Heinrich, vermittelnd und schützend in der gewaltigen Zerwürfnis zwischen Vater und Sohn auftritt" (a. a. O. 2, 250 f.). Den ganzen Sommer 1813 hatte die Dichterin „unter schweren Sorgen für das Gelingen des großen Kampfes" und oft unter Thränen an dem Stücke gearbeitet, und die Anspielungen auf die Zeitverhältnisse waren so zahlreich eingeflossen, daß es, als es aufgeführt wurde, den Eindruck eines zur

Feier des 18. Oktobers geschriebenen Gelegenheitsstückes machte (a. a. O. 2, 251). Es wurde daher der Verfasserin auch der Antrag gemacht, eine Kantate „Das befreite Deutschland" zu schreiben, welche Spohr in Musik setzen sollte. Sie kam der Aufforderung nach und hatte auch einen Erfolg, da Spohr den Text annahm (a. a. O. 3, 7). Rudolf von Habsburg war im „Heinrich von Hohenstaufen" als Page Friedrichs II. erschienen. Zu dieser Gestalt kehrte die Pichler bald zurück, um sie in einem Operngedichte in den Mittelpunkt zu stellen. Hofrat von Mosel wünschte einen Operntext über den Ahnherrn des Habsburger Geschlechtes, und die Dichterin behandelte das ihr willkommene Thema mit vieler Sorgfalt, jener aber lehnte die Arbeit ab. Daher erschien die Oper erst mehrere Jahre später in der Sammlung ihrer dramatischen Werke (1818). Die Ankunft des Kaisers 1814 veranlaßte sie, ein kleines Gelegenheitsstück unter dem Titel „Wiedersehen" abzufassen, das — wie sie selbst sagt — „warme Vaterlandsliebe für Deutschland und Österreich und Widerwillen gegen Frankreich athmete" (3, 37).[1]) Endlich wagte sie sich in dieser fruchtbaren Zeit noch einmal an ein größeres Schauspiel aus der vaterländischen Geschichte „Ferdinand II." (a. a. O. 3, 38). Dem „Ferdinand" ging es ähnlich wie Grillparzers „König Ottokar". Er war schon beim Hofburgtheater eingereicht, aber zarte Rücksichten auf das Nationalgefühl der Cechen verhinderten die Aufführung. Später kam das Stück unter dem Titel „Christian von Dänemark" — natürlich mit geänderten Orts- und Personennamen — im Theater an der Wien auf die Bühne (a. a. O. 3, 59 f.; 4, 24). Die Pichler war durch und durch eine deutsche Frau, in ihrer Gesinnung und ihrem Charakter. Ihre Liebe zu deutschem Wesen ging so weit, daß sie sogar an die Einführung einer deutschen Nationaltracht dachte und einen Aufsatz über „Deutsche Frauentracht" schrieb, dem Bertuch einen Platz in seinem Modejournal einräumte (a. a. O. 3, 51). Man machte in Wien auch mit ihrer Einführung Ernst.[2]) Die Pichler erzählt selbst von einem Karoussel, das in der Fastnacht 1815 im Reitschulsaale abgehalten wurde, und bei den Herren

[1]) Andere Gelegenheitsstücke, die 1814 aufgeführt wurden, verzeichnet Carl Glossy: Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 9, 224. Wenn auch der betagte Kalchberg in den Vaterländischen Blättern 1814 (S. 545 ff.) an alle Patrioten den Aufruf ergehen ließ, zu einem Preise von 1000 Dukaten für das beste Heldengedicht mit der Überschrift „Das befreite Deutschland" Beiträge zusammenzusteuern, so beweist uns das, wie warm sein Herz noch für das Heil und Wohl des deutschen Volkes schlug.

[2]) Nach dem Muster im Reiche war es eine Art Gretchentracht, aber nicht schwarz, wie dort, sondern himmelblau. Vgl. Hottenroth, Handbuch der deutschen Tracht, S. 873 f.

und Frauen in prächtigen mittelalterlichen Trachten erschienen (a. a. O. 3, 50).[1])

Das Kriegs- und Siegesjahr 1813 war für die dichterische Entwicklung der Pichler von der größten Bedeutung gewesen. In ihren dramatischen Werken hatte sie ihre Sympathien für Deutschlands Schicksale bekundet, und sie hatte viele auf ihrer Seite. Auch M. von Collin stand den freudigen Ereignissen nicht teilnahmslos gegenüber. Wenn er auch nicht selbst in den Freiheitsgesang mit einstimmte, so begrüßte er doch mit Entzücken die mächtig auflodernde Flamme patriotischer Begeisterung, die sich in Deutschlands Dramatik und Lyrik einen Weg bahnte, und war bemüht, der Aufnahme jener Dichtungen, welche dem durch den Freiheitskampf entfachten Enthusiasmus Ausdruck liehen, in Österreich einen günstigen Boden zu bereiten. Den drei Dramen „Die Teutoburger Schlacht" von F. E. R., „Hermann der Cherusker" und „Cäsar in Deutschland" von Eckschlager wünschte er (in der Anzeige der drei Werke: Wiener allgemeine Litteraturzeitung 1815, S. 108 ff.) den besten Erfolg und knüpfte an sie die Hoffnung, daß sie Zuschauer finden würden, die nicht „mit dem Blicke kalter oder poetischer Kritik", sondern mit einem deutschen Herzen und regen Vaterlandssinne vor der Bühne stehen werden. An Rückerts, Schenkendorfs, Stolbergs und Wetzels patriotischen Gedichten rühmte er die männliche Kraft und ernste deutsche Gesinnung; er sah in ihnen die schönste und würdigste Feier der „Neubegründung des vaterländischen Lebens"; sie bewogen ihn zu dem bedeutsamen Ausspruch, daß der deutsche Gesang nur dann sein Bestes werde leisten können, „wenn er sich nicht scheut, ganz deutsch sein zu wollen" (Wiener allgemeine Litteraturzeitung 1815, S. 1585 ff.). Wie stark und lebhaft damals sein Nationalgefühl war, läßt sich am besten aus dem Spott und Hohn ermessen, mit dem er die Schrift „De l'Allemagne" der Madame von Staël überschüttete, welche den Übermut der Französin und ihre Verachtung der deutschen Kunst stark hatte hervortreten lassen (a. a. O. 1815, S. 776 ff.).

Collin sprach hier als ein Deutscher, der die Ehre seines Volkes verletzt fühlte, zu einer Zeit, wo die deutschen Waffen den französischen Machthaber, der Deutschlands freie Söhne in Ketten gelegt hatte, unter dem lauten Schalle begeisterter Kriegsgesänge mutvoll

[1]) Grillparzers Jugendlustspiel „Wer ist schuldig?" aus dem Jahre 1811 (14. Oktober bis 16. November) macht sich über die deutschtümelnde Tracht lustig. Sämtliche Werke 10, 235. Um die Eingenommenheit für eine neue Nationaltracht zu verspotten, kündigte er in einer ungedruckten Satire auch Vorlesungen „über Teutschheit und Volkstümlichkeit" an und legte hier einen Plan zu einer neuen deutschen Volkskleidung vor, der große Heiterkeit erregte.

niedergerungen hatten. Es kam ihm darauf an, die deutsche Kunst von dem Vorwurfe bloßer Nachahmung zu befreien. Ihre Neigung, die Kunsteigentümlichkeiten anderer europäischer Nationen in Nachbildungen sich selbst anzueignen, glaubte er aus dem deutschen Charakter erklären zu können. Um diesen Punkt ausführlich zu erörtern, plante Collin eine Reihe von Vorlesungen „Über den Charakter der deutschen Kunst und ihr Verhältnis zum Staate". Die Vaterländischen Blätter 1814 (Nr. 69 vom 27. August) meldeten, daß er bereits vom Kaiser die Erlaubnis hiezu erhalten habe; im Nachlaß findet sich eine Skizze zu Vorlesungen mit der genannten Überschrift (Hammer, Collins Nachgelassene Schriften 1, XXIII). Ob die Vorlesungen wirklich gehalten worden sind, weiß ich nicht; jedenfalls aber sind die Gedanken dazu in dem gleich betitelten Aufsatze niedergelegt, der erst 1819 in Gräffers „Konversationsblatt" (Zeitschrift für wissenschaftliche Unterhaltung I, 1. Teil, Nr. 10. 11) erschien.

Collins Aufsatz „Über den Charakter der deutschen Kunst und ihr Verhältnis zum Staate".

Wie schon der Titel besagt, handelt es sich darin vorzugsweise um zwei Dinge. Collin geht von der Idee des Staates aus. Dabei hält er sich, wie er selbst erklärt, an die Ausführungen Adam Müllers (a. a. O., S. 111). Dieser hatte im Winter 1808/9 zu Dresden vor einer Versammlung von Staatsmännern und Diplomaten öffentliche Vorlesungen über „Die Elemente der Staatskunst" gehalten und in den ersten fünf (vom 19. November bis 3. Dezember) seine Ansichten über den Staat entwickelt. Wenn Collin in ähnlicher Weise schon in seinem Aufsatze „Über die nationale Wesenheit der Kunst" das Verhältnis von Staat und Kunst kurz erörtert hatte, so war er bereits damals von Müllerschen Anschauungen durchdrungen gewesen, und das beweist uns, welch großen Einfluß seine Theorie von Seite der Staatsgelehrsamkeit erfahren hat.

Adam Müller schloß nicht etwa wie Adam Smith die geistigen Bedürfnisse der Menschen und ihr inneres Handeln von der Staatsidee aus, er sah im Staate „nicht eine bloße Manufaktur, Meierei, Assekuranzanstalt oder merkantilische Societät". Der Staat repräsentierte ihm vielmehr „die innige Verbindung der gesamten physischen und geistigen Bedürfnisse, des gesamten physischen und geistigen Reichtums, des gesamten inneren und äußeren Lebens einer Nation zu einem großen energischen, unendlich bewegten und lebendigen Ganzen" (Die Elemente der Staatskunst 1, 51). Nach seiner Anschauung dient der Staat nicht

einem bestimmten Zwecke, er dient nicht etwa der Ordnung allein oder der Freiheit, der Sicherheit, dem Rechte, der Glückseligkeit aller, sondern dient ihnen allen; „er dient allen gedenkbaren Zwecken, weil er sich selbst dient“ (a. a. O., S. 68). Der Staatsmann vertritt ihm „weder den bloßen augenblicklichen Nutzen noch die bloße prophetische Vorsorge, sondern die Idee des Nationalvorteils, des Nationalreichtums“ (a. a. O., S. 92). Der Reichtum einer Nation muß eins mit ihr werden, er muß in ihre Verfassung verwachsen, jeder einzelne muß das Ganze, das Ganze jeden einzelnen verbürgen, kurz er muß etwas Persönliches, Nationales, Innerlich-Moralisches werden (a. a. O., S. 104). Weil jeder wirkliche einzelne Staat die allen Staaten gemeinschaftliche Idee des Rechtes in seiner eigentümlichen Sprache, in eigentümlichen Formen, Gesetzen und Sitten ausdrückt, so liegt in ihm ein doppeltes Streben: „1. Diesen seinen eigentümlichen Ausdruck der Rechtsidee gegen allen Angriff und alle Korruption zu verteidigen, ... 2. diesen eigentümlichen Ausdruck der Rechtsidee allen anderen Staaten kenntlich, fühlbar und wichtig zu machen“ (a. a. O., S. 115 f.).

Das ganze Reich der Gedanken, „alles Unsichtbare, Geist, Sitte, Herz, das ganze idealische Treiben des Menschen,“ also auch Wissenschaft und Kunst weist er der Idee des Staates zu. Alle Wissenschaften, worunter er offenbar auch die Kunst mit einbegreift, verblassen, alles Leben, dessen sie bedürfen, aller Kern, alle Kraft geht ihnen ab, „sobald sie aus dem Verein mit dem Staate heraustreten und für sich selbst herrschen und bedeuten wollen“ (a. a. O., S. 63). „Wissenschaft und Staat sind, was sie sein sollen, wenn sie beide eins sind — wie die Seele und der Körper eins sind in demselben Leben“ (S. 64). „Keine einzelne Wissenschaft kann bestehen, wenn sie nicht in das gesellschaftliche Leben eingreift“ (S. 65).

Die Art, wie M. von Collin das Wesen des Staates bestimmt und das Verhältnis der Kunst zu ihm betrachtet, erinnert sehr an diese Anschauungen Müllers. Er sieht in der bürgerlichen Staatseinrichtung eine Folge der gesamten individuellen Ansichten aller, welche sich zu einem Ganzen zusammenschließen, um in der Gesetzgebung eine Garantie für die Erhaltung ihrer Existenz zu erhalten (Konversationsblatt, S. 111). Jene individuellen Anschauungen über Gott und die Welt geben jedem Staate ein von den übrigen gesondertes, charakteristisch verschiedenes Leben; deshalb wird der Staat die Art seines Daseins fest und dauerhaft zu bewahren bestrebt sein (S. 111). Wie Adam Müller den Staatsmann als Vertreter der Idee des

Nationalreichtums hinstellt, so nimmt Collin als obersten Grundsatz der Staatsleitung an: sorgfältige Beachtung und Erhaltung der die Existenz des Staatskörpers wesentlich bedingenden Volksindividualität. Daraus ergiebt sich von selbst die Stellung, welche der Staat einer wirklich nationalen Kunst gegenüber einzunehmen hat, und auf der anderen Seite die Notwendigkeit, daß diese ein wahrer Spiegel der Nationalgesinnung sei. Bietet sie in der That „ein reines Bild des heimatlichen Daseins“, drückt sie klar und getreu alle Gefühle, Meinungen und Gesinnungen, welche dem Volke eigen sein mögen, aus, so muß in ihr der Staat eine mächtige Stütze finden, wenn er es mit seiner Bestimmung ernst meint (S. 111—113).

Von der Betrachtung der Kunst im allgemeinen als „Spiegel der Nationalgesinnung“ wendet sich Collin der deutschen im besonderen zu. In der Poesie der Deutschen prägt sich ihm auch deren Charakter aus. Wenn sie eine Zeitlang ganz charakterlos gewesen ist, wenn sie sich eine Zeitlang ganz der Nachahmung des Fremden in die Arme warf, so war die Ursache in der That eine „vorübergehend eingetretene Erschlaffung des Volkscharakters“ (S. 113). Aber die Zeit der bloßen Hingabe an die fremde Kunstübung und Kunstansicht, die Epoche des Lernens scheint Collin vorüber zu sein: er hofft, daß der Deutsche, nachdem er seine Selbständigkeit durch die Romantik errungen habe, für alle Zukunft ohne Gefahr das fremde Schöne auf das innigste mit dem von ihm selbst als schön Erkannten werde verschmelzen können. „So wird endlich die Eigentümlichkeit aller Völker Europas in deutscher Kunst vereinigt und diese dennoch im engsten Verstande eine nationale Kunst sein, auf die tiefe Kraft des deutschen Charakters begründet, der alles Leben parteilos würdigt und mit Liebe in sein reiches Gefühl aufnimmt“ (S. 115).

Collins Geschichtsauffassung.

Hat sich die Einwirkung romantischer Anschauungen über Staat und Kunst auf Collins Theorie als bedeutend erwiesen, so läßt sich auch in seiner Auffassung der Geschichte und ihres Verhältnisses zur Poesie, wie er sie in den „Aphorismen über Philosophie und Kunst und die Geschichte beider“ (Wiener allgemeine Litteraturzeitung 1815, Intelligenzblatt, S. 116 ff.) und dann an zerstreuten Stellen in seinem umfangreichen Aufsatze „Über neuere dramatische Litteratur“ (Wiener Jahrbücher der Litteratur 1822, Band 20) darlegte, ein starker Einschlag Schellingischer Ansichten nicht verkennen. Nach Schelling ist die Geschichte „eine fortgehende, allmählich sich enthüllende Offenbarung des Absoluten“

(Sämtliche Werke 3, 603); sie ist der Spiegel des Weltgeistes, das ewige Gedicht des göttlichen Verstandes.[1]) Er denkt sich die Geschichte als ein großes Schauspiel, in welchem zwar jeder, der daran teil hat, ganz frei und nach Gutdünken seine Rolle spielt, aber eine vernünftige Entwicklung doch dadurch erreicht wird, „daß es ein Geist ist, der in allen dichtet, und daß der Dichter, dessen bloße Bruchstücke (disiecta membra poëtae) die einzelnen Schauspieler sind, den objektiven Erfolg des Ganzen mit dem freien Spiel aller einzelnen schon zum voraus so in Harmonie gesetzt hat, daß am Ende wirklich etwas Vernünftiges herauskommen muß" (S. 602). Da jener ewige Dichter nicht unabhängig von uns ist, sondern sich successive durch das Spiel unserer Freiheit selbst offenbart und enthüllt, „so sind wir Mitdichter des Ganzen und Selbsterfinder der besonderen Rolle, die wir spielen."

Das Absolute, welches sich in der Geschichte offenbart, trennt sich zum Behufe der Erscheinung und des Bewußtseins in das Bewußte und Bewußtlose, ist aber selbst der ewige Grund der Harmonie zwischen beiden (S. 603). Die Kunst beruht auf der notwendigen Harmonie der bewußtlosen und bewußten Thätigkeit. „Jede ästhetische Produktion geht aus von einer an sich unendlichen Trennung der beiden Thätigkeiten." Da diese beiden im Produkte vereinigt dargestellt erscheinen, so wird durch dasselbe ein Unendliches endlich dargestellt; das Unendliche, endlich dargestellt, ist Schönheit. Wo Schönheit ist, ist der unendliche Widerspruch im Objekt selbst aufgehoben (3, 620 f.). Das Kunstwerk ist vollkommene Ineinsbildung des Realen und Idealen, es „reflektiert uns die Identität der bewußten und der bewußtlosen Thätigkeit. Aber der Gegensatz dieser beiden ist ein unendlicher, und er wird aufgehoben ohne alles Zuthun der Freiheit. Der Grundcharakter des Kunstwerkes ist also eine bewußtlose Unendlichkeit" (S. 619).

Collin war ein großer Verehrer der Schellingschen Philosophie (vgl. Wiener allgemeine Litteraturzeitung 1815, Intelligenzblatt S. 290). Seine Auffassung der Geschichte und Kunst stimmt sehr nahe zu jener Schellings. Auch ihm erscheint die Geschichte als Offenbarung des höchsten Seins (Jahrbücher 20, 158). Die Erscheinungen des Daseins sind ihm Gottes erhabene Schöpfungen (a. a. O., S. 190). Jedem Ereignisse des Lebens und den Charakteren der Menschen, durch welche

---

[1]) Ähnlich nennt Tieck im ersten „Briefe über Shakespeare" (1800) die durch das Schicksal zu einer großen Einheit verbundene Geschichte „Poesie der Natur" (Kritische Schriften 1, 151). Vgl. ebenda 1, 180: „Wer die Geschichte nicht als ein Gedicht lesen kann und sich den Zusammenhang ergänzen, der erfährt auch dort nichts, und der ist überall nicht zum Lesen geboren."

dieses Ereignis erst verwirklicht wird, liegt eine Idee als Offenbarung Gottes zugrunde (a. a. O., S. 170). Die Mannigfaltigkeit alles Daseins ist auf eine letzte Einheit, die Gottheit, zurückzuführen (Wiener Litteraturzeitung 1815, Intelligenzblatt S. 116). Die Dichtung strebt das beruhigende Gefühl der Einheit der unendlichen Erscheinungswelt auch durch eigene Produkte hervorzubringen, indem sie Schöpfungen erzeugt, welche in sich jene Einheit des Lebens zeigen, die der Mensch in der Natur beobachtet hat (1815, S. 121).[1] Collin unterscheidet — wie Schelling die bewußtlose und bewußte Thätigkeit — ein äußeres Leben der Natur, das in die Sinne fallende, und ein geistiges, welches sich vorzüglich im Menschen als dem Gipfel der Schöpfung am deutlichsten zeigt. Diese äußere und innere Natur, welche oft einander zu widersprechen scheinen, stehen bei näherer Betrachtung im vollständigen Gleichgewichte (a. a. O., S. 124). Die äußere Natur ist eine aus trennbaren Teilen bestehende Welt. Die Vergänglichkeit ist daher schon in ihrem innersten Wesen begründet. Aber aus der Vernichtung entspringt immer neues Leben. Aller Tod auf Erden ist nichts als eine Modifikation des allgemeinen Lebens (S. 125). Was der harmonischen Einheit entgegengesetzt erscheint, der Kampf widerstreitender Kräfte dient nur dazu, jener Einheit den Sieg über die ihr scheinbar entgegengesetzten Bestrebungen zu verschaffen. Das Kunstwerk hat jene Ganzheit zum Ausdrucke zu bringen: es hat daher die tiefe Wahrheit des Lebens, in welchem stets Haß und Laster neben Liebe und Tugend stehen, darzustellen, aber auch alle Dissonanzen widerstreitender Kräfte und Leidenschaften in der Harmonie des allgemeinen Weltlebens wieder aufzulösen (S. 123 f.). „Der Ausdruck der inneren Vollkommenheit im Äußern der Welt“ ist Schönheit (S. 126), und die Kunst hat den Zweck, „die unendliche Schönheit im Endlichen des irdischen Lebens in ihren Schöpfungen nachzuweisen“ (Jahrbücher 20, 133, Jahrgang 1822).

Diese Ansichten lassen es uns begreiflich erscheinen, wenn Collin vom Künstler fordert, daß er in seinem Werke, um das Gefühl der Einheit in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen auszudrücken, das ganze Spiel der einander widerstreitenden Kräfte darstelle, das Handeln des einzelnen Menschen nicht unverhältnismäßig stärker hervorhebe als die ihm entgegenwirkenden Bestrebungen, sondern gewissermaßen bloß als Teil des allgemeinen Geschehens erscheinen lasse; wir finden es ferner

[1] Vgl. Grillparzer 15, 16 f.: Unendlichkeit des Schönheitsgefühls: Was uns beim Genuß eines Kunstwerkes erhebt, ist „das Gefühl der Ganzheit“, „das Gefühl der Einheit alles Endlichen in einem Unendlichen“.

begreiflich, daß er es für unzulässig erklärt, die Thatsachen der Geschichte wissentlich abzuändern, um ihnen eine fremde Idee unterzulegen, „die eigene Weisheit höher zu halten als die Offenbarung Gottes in seinen Werken und der einzig echten Deutung des Lebens wissentlich eine falsche einzubilden“ (Jahrbücher 20, 170).

Der Forderung strenger historischer Treue redete aber Collin erst in seinen Ausführungen „Über die neuere dramatische Litteratur“ das Wort. Er selbst hatte seine Dramen nicht in genauem Anschluß an die Geschichte geschrieben, sondern war bloß bemüht gewesen, das in den Ereignissen „realisierte Ideal des Lebens“ getreu aufzufassen und wiederzugeben (Briefe an Tieck 1, 148: Brief vom 11. Juli 1818).

Collins Babenberger-Cyklus.

Im Jahre 1817 kamen das 3. und 4. Bändchen seiner dramatischen Werke heraus. Bis zur Ostermesse hatten auch das 5. und 6. Bändchen folgen sollen, aber die Krankheit seiner Frau verhinderte die Ausführung dieses Planes (Briefe an Fouqué, S. 64 f.; Vaterländische Blätter 1816, S. 571); 1818 übernahm Collin die Redaktion der „Wiener Jahrbücher“, die ihn ganz der dichterischen Thätigkeit entzog, so daß die beiden letzten geplanten Teile überhaupt nicht erschienen. Er hatte mit seinen geschichtlichen Dramen große Absichten. Shakespeares Historien waren sein Vorbild. Er wollte einen wichtigen Abschnitt der vaterländischen Geschichte in ihren bedeutsamsten Momenten dramatisch bearbeiten und auf diese Weise ein Bild deutscher Vergangenheit in einem großen zusammenhängenden Ganzen entwerfen. In einem Briefe an Fouqué, der in der ersten Hälfte des Jahres 1815 geschrieben sein muß (vgl. Briefe an Fouqué, S. 57 ff.), teilte er diesem mit, daß er schon mehrere Jahre lang den Plan hege, ein umfangreiches Werk zu schaffen, das „in mehreren Trauerspielen und Lustspielen höherer Art die österreichische Geschichte von der Zeit des Todes Leopold des Glorreichen (Friedrichs Vater) bis zur Ankunft Rudolfs von Habsburg“ umfassen sollte (vgl. Briefe an Tieck 1, 143. 148). Bereits 1811 wußten die „Vaterländischen Blätter“ von einem dramatischen Cyklus Collins zu berichten, „dessen erster Teil die Empörung der mächtigen mit den Königen Ungarns und Böhmens meuterisch einverstandenen Kunringer, der zweite die Reichsacht, der dritte den Tod dieses großen Fürsten enthält, der die Heldenreihe der alten Babenberger so echt tragisch beschloß“ (S. 331). Jener Plan reicht also mindestens bis in das Jahr 1811 zurück.

1816 äußerte er in einem Briefe an Fouqué (vom 7. August, S. 64) auch die Absicht, einige Trauerspiele aus der größeren deutschen Geschichte zu dichten, um zu zeigen, daß ihm die Gegenstände des allgemeinen Vaterlands nicht fremd seien. Allein dazu ist er niemals gekommen; selbst die Aufgabe, die er sich hinsichtlich der Zeit von 1246 bis zum Beginne der Habsburger Herrschaft gestellt hatte, blieb ungelöst.

Wir können uns von der Anlage des auf 10 bis 12 Stücke berechneten Ganzen eine ziemlich deutliche Vorstellung machen. Es sollte sich in drei Hauptteile gliedern: 1. Leopold der Glorreiche, 2. Friedrich der Streitbare, 3. Ottokar.[1] Die erste Abteilung sollte mehr den Charakter des Lustspiels haben, daher sollte ihr ein Vertreter des komischen Elements, Kaspar von Rastenberg, eine Gestalt wie Shakespeares Falstaff,[2]) einverleibt werden. Mit den „Kunringern" wollte der Dichter den Übergang aus der heiteren, guten Zeit Leopolds zu der ernsten und arbeitsvollen Friedrichs

[1]) Die früheren dramatischen Bearbeitungen des welterschütternden Kampfes zwischen Rudolf und Ottokar sind bei Herold, S. 55—57 und Glossy (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 9, 213 ff.) zusammengestellt. Um die Reihenfolge ziemlich vollständig zu erhalten, müssen wir beide einander ergänzen lassen: 1. Georgius Calaminus, Rudolf Ottocarus, austriaca tragoedia. Linz 1594. 2. Nicolaus Vernulaeus, Ottocarus, Bohemiae rex. 1656. 3. Lope de Vega, La imperial de Oton 4. Fr. Cl. Werthes, Rudolph von Habsburg. Wien 1785. 5. Anton von Klein, Kaiser Rudolph von Habsburg. Mannheim 1787. 6. Karl Herm. Hemmerde, Ottokar, König von Böhmen. Augsburg 1790. 7. Fr. Ochs, Ottokar von Böhmen. Straßburg 1791. 8. Anton Popper, Rudolf von Habsburg. 1804. Das Stück scheint nicht gedruckt zu sein. 9. Friedr. Wilh. Ziegler, Thekla, die Wienerin. Wien 1806 (aufgeführt 1802). 10. M. H. Mynart, Rudolf von Habsburg. (10. Oktober 1812 im Theater an der Wien aufgeführt, vollständig nicht im Drucke erschienen.) 11. Aug. von Kotzebue, Rudolf von Habsburg und König Ottokar von Böhmen. Leipzig 1816. (14. August 1815 im Theater an der Wien aufgeführt.) 12. Karl Chr. Ludwig Schöne, Rudolf von Habsburg. (1816 zur Vermählung des Kaisers nach Wien geschickt, aber nicht aufgeführt.) Außerdem verdient erwähnt zu werden, daß sich auch Gottsched mit dem Stoff beschäftigte und ein Heldengedicht begann, welches die Heerfahrt des Böhmenkönigs Ottokar nach dem Preußenlande zum Inhalt haben sollte. Das Anfangsstück, das mit der Schilderung der Rüstungen zum Kriegszuge schließt, ist in die erste Sammlung der „Eigenen Schriften" der deutschen Gesellschaft in Königsberg aufgenommen. Gottsched vertiefte sich mit Vorliebe in die Geschichte und Altertümer Ostpreußens. Er versicherte seinen Freund Flottwell, daß ihn das Lesen dieser alten Geschichten mit großer Liebe des Vaterlands erfülle, und forderte die Mitglieder der Königsberger Gesellschaft zur Lektüre solcher Werke auf, damit „sie alle mit Eifer auf die Ehre ihrer Nation erhitzet werden". Gottlieb Krause, Gottsched und Flottwell, die Begründer der deutschen Gesellschaft in Königsberg. Leipzig 1893. S. 71. Erwähnt sei auch eine dramatisch angelegte Prosa-Biographie Rudolfs von F. C. Schlenkert, ein historisch-romantisches Gemälde. Leipzig 1792—1794.

[2]) Diese Gestalt dürfte Collin durch die Charakteristik A. W. Schlegels in den Wiener Vorlesungen liebgewonnen haben. Sämtliche Werke 6, 281 ff.

herstellen, und weil in dieser das heitere Heldentum unterging, auch den „lustigen Auswuchs jener Zeit", den Kaspar samt seinem Gefolge, in einer das Trauerspiel parodisierenden Weise zu Ende führen (Hammer, Collins Nachgelassene Schriften 1, XXXIII; Briefe an Tieck 1, 149). Mit der Gesamtheit dieser Lust-, Schau- und Trauerspiele wollte er den Untergang der edleren deutschen Heldenzeit in der prosaischen Verstandesepoche des angrenzenden Jahrhunderts darstellen, mit „Rudolf von Habsburg" jedoch die Aussicht auf deren Wiedererneuerung offen lassen (Briefe an Tieck 1, 150).

Für den Druck traf er noch nicht die Anordnung der Stücke, welche sie im vollendeten Ganzen einnehmen sollten. In den Werken sollte jedes zunächst als ein in sich abgeschlossenes Ganze dastehen. In einer Skizze, die in den nachgelassenen Schriften (1, XVI) abgedruckt ist und wahrscheinlich aus der Zeit stammt, da er die Herausgabe des 3. bis 6. Bändchens plante (1816),[1] sind seine sämtlichen dramatischen Dichtungen in folgender Weise gruppiert:

1. a) Der Tod Friedrichs des Streitbaren;
   b) Calthon und Colmal.
2. a) Marius;
   b) Der Cid.
3. a) Die Liebeswerbung;
   b) Heinrich der Grausame.
4. a) Belas Krieg mit dem Vater;
   b) Der Geist des Hochgerichts.
5. a) Die Kunringer;
   b) Friedrichs Reichsacht.
6. a) Ottokar;
   b) Mehr gehalten als versprochen.

Der Dichter hatte aber noch mehr vor, als in dieser Skizze angedeutet ist.[2] Doch hat er selbst von den hier genannten Themen nicht alle ausgeführt, so „Friedrichs Reichsacht". Vom „Ottokar" fand sich nach Hammers Angabe (a. a. O. 1, XVI) ein Anfang im Nachlasse. Von der „Liebeswerbung" scheint nur das Bruchstück fertig geworden zu sein, das in Erichsons „Neuer Thalia" (1812, Heft I) erschien (in den nachgelassenen Schriften 2, 69—82). Das romantische Lustspiel „Der Geist des Hochgerichts" hatte Collin in österreichischer Mundart abgefaßt; er wollte es später überarbeiten und dem ersten Teile seines Cyklus einverleiben, kam aber nicht

[1] Vgl. Briefe an Fouqué, S. 64.

[2] Das „Archiv" (1825, S. 181) weiß noch von anderen Plänen zu berichten. An die „Liebeswerbung" (Gründung Lilienfelds durch Leopold den Glorreichen) sollten sich anschließen: „Die Nacht im Gebirge" (in den Pyrenäen auf Leopolds Heerfahrt wider die Mauren in Spanien) und „Der Kampf am Tabor" (Leopolds Heldenthaten im gelobten Lande).

dazu.[1]) Es ist sonderbarerweise in den nachgelassenen Schriften nicht abgedruckt. Statt des Trauerspiels „Heinrich der Grausame“ finden wir im 3. Bande der dramatischen Dichtungen zwei Stücke: „Die feindlichen Söhne“, Schauspiel in drei Aufzügen, und das einaktige Trauerspiel „Der Tod Heinrichs des Grausamen“.

Wenn wir uns fragen, was davon zur Kenntnis des Publikums gelangt ist, so erhalten wir, die Stücke nach der zeitlichen Aufeinanderfolge der dargestellten Ereignisse angeordnet, nachstehende Reihe:

1. Die Liebeswerbung [1206].
2. Belas Krieg mit dem Vater [1223].
3. Die feindlichen Söhne [etwa 1224].
4. Der Tod Heinrichs des Grausamen [1228].
5. Die Kunringer. Vorspiel: Der Streit an dem Grabe [1231].
6. Der Tod Friedrichs des Streitbaren [1246].

Das Gemälde der glänzenden, heiteren Zeit Leopolds VI. hat Collin nicht vollständig ausgeführt; die Bruchstücke der „Liebeswerbung“ gewähren uns jedoch Aufschluß über den Geist, den der Dichter dieser Epoche leihen wollte: Wohlstand und Reichtum herrschen im Lande; stattliche Burgen ragen auf blinkenden Höhen. Ritterspiel und Dichtung finden sorgfältige Pflege; Gesang und Tanz wechseln wie die schön dahingleitenden Stunden; die süßtönende Musik buhlt verstohlen mit dem Liede der Vögel. Zu frohem Spiele bekränzen sich Mädchen, wonnig zu schauen, Schläfe und Locken. Frauenschöne wetteifert stille mit dem milden Schimmer der Mondnacht. Der rüstige Recke wirbt um die minnigliche Jungfrau und entbietet ihr seinen Liebesgruß. Liebesflüstern erfüllt die lauen Lüfte der dämmerigen Frühlingsnacht. Aus des Ritters feurigen Blicken strahlt Kraft des Lebens und kühner Schlachtenmut. Er folgt seiner Herrin, der Gebieterin, und übt den edelsten Minnedienst.

Der Dichter kam nicht mehr dazu, das mächtige Aufblühen des Bürgertums und Städtewesens, des Handels und Verkehrs, den reichen Ländererwerb, die Pflege der Wissenschaften und Künste, besonders der Poesie und der Baukunst, die ritterlichen Waffenthaten, die Kreuzzüge nach Spanien und Palästina, das Verhältnis Leopolds VI zu den deutschen Kaisern zu schildern: das alles hätte ein herrliches Bild deutschen Lebens im Mittelalter gegeben. Der Abschluß der Regierungszeit Leopolds VI., welchen die drei Stücke: „Bela“, „Die feindlichen Söhne“, „Der Tod Heinrichs des Grausamen“ behandeln, hat schon einen ernsteren Charakter. Allerdings

---

[1]) Briefe an Tieck 1, 149. Das Stück ist identisch mit dem ebenda genannten „Kaspar von Rastenberg“. Vgl. Nachgelassene Schriften 1, XVII.

bleibt die Macht und der Glanz Österreichs im Innern und nach außen hin ungeschwächt; das Herzogtum besitzt sogar die Kraft, in die Wirren, welche im benachbarten Ungarn infolge des Streites Belas mit seinem Vater Andreas II. eingerissen sind, schlichtend einzugreifen; auch jetzt noch ist Österreich der Garten deutscher Lande, wo die Gesänge eines frohen Volkes erklingen: aber in des Herzogs eigener Familie erwächst bereits der böse Keim der Uneinigkeit. Ungarn ist der Schauplatz blutigen Haders zwischen Vater und Sohn. Andreas II. hat den bösen Einflüsterungen Bankos, obwohl dieser der Mörder seiner königlichen Gemahlin ist, das größte Vertrauen geschenkt, weil er ihm in mehreren Schlachten das Leben gerettet hat. Er hat den Anschuldigungen Bankos, daß Maria, Belas Gattin, mit dem byzantinischen Kaiser geheime Verbindungen unterhalte, geglaubt und hält deshalb seine Schwiegertochter gefangen. Bela, welcher anfangs, durch den Willen des Vaters verleitet, in die Ehescheidung eingewilligt hat, fordert Maria, von ihrer Unschuld überzeugt, von seinem Vater zurück; weil dieser die Auslieferung verweigert, entbrennt der Kampf, durch Banko immer wieder von neuem geschürt. Erst als der Erzbischof von Gran dem König mit dem Banne droht, wenn er die Ehe seines Sohnes nicht anerkenne, verspricht Andreas, sich mit ihm auszusöhnen. Aber infolge einer Unvorsichtigkeit der Kumanen setzt sich der Kampf fort, und Bela sieht sich in seiner Bedrängnis gezwungen, in Österreich Hilfe zu suchen. [Belas Krieg mit dem Vater.] Der Kampf wird also in den „feindlichen Söhnen" noch fortgeführt; nicht mehr als acht Tage sind inzwischen verstrichen. Herzog Leopold VI. ist mit großem Gefolge an die Landesgrenze gezogen, um Bela gastfreundlich aufzunehmen. Unterdessen aber plant sein ältester Sohn Heinrich Verrat. Der Versuch scheitert jedoch an dem Edelsinne des Ungarnkönigs und dem mannhaften Auftreten Friedrichs, des zweiten Sohnes Leopolds, der mit dem Münzmeister ausgezogen ist, um die Schande an dem Bruder zu rächen. Bela sammelt bei Neustadt seine Streitkräfte; in der waldigen Gebirgsgegend verirrt, trifft er mit seinem Vater zusammen und lernt dessen edelmütige und versöhnliche Gesinnung kennen. Seit dieser Begegnung ist sein Sinn ganz verändert; er befiehlt Boritz, dem Fürsten der Kumanen, sich Andreas zu ergeben, und verzichtet auf die Hilfe des Böhmenkönigs Ottokar. Auch Andreas will das Schwert nicht mehr aus der Scheide ziehen, bis er den Frieden darauf beschwören kann. Der Kunringer Hadmar vermittelt endlich die lang ersehnte Aussöhnung zwischen Vater und Sohn, und auch Herzog Leopold verzeiht Heinrich den versuchten Landesverrat. [Die feindlichen Söhne.] Aber trotz des gegebenen Versprechens, sein Wesen zu ändern, frevelt Heinrich wieder an Vater und Mutter. Dreimal

trachtet er Leopold nach dem Leben, und in Abwesenheit des Vaters jagt er seine Mutter samt ihren Frauen mit Hohn und Spott von der Burg. Vertrieben und von Verzweiflung erfaßt, irrt er unstet umher, bis er todesmüde in der Hütte eines armen Mannes zusammenbricht. Als ihn sein Vater reumütig auf dem Sterbebette liegen sieht, gewährt er ihm noch in den letzten Augenblicken Verzeihung. [Der Tod Heinrichs des Grausamen.] So schließt die Regierungszeit Leopolds trotz mancher Zerwürfnisse in der eigenen Familie und manchen ernsten Kampfes doch glanzvoll und friedlich. Aber mit ihm sinkt die goldene Zeit Österreichs ins Grab, der Wohllaut des schönen Lebens verklingt, und „wüste Sitte wird im Lande frei". Gleich über seinem Grabe erhebt sich grimmiger Streit: Die Böhmen fallen ins friedliche Land, und im Innern regt sich schon, wenn auch noch nicht offen, die Empörung. Die Kunringer erheben mächtig ihr Haupt; sie sind Friedrich zu stolz, darum will er sie unterkriegen. Ihnen kommen die Böhmen gerade erwünscht, doch machen sie mit ihnen keine gemeinsame Sache. [Der Streit an dem Grabe.] Friedrich wirft die frechen Eindringlinge aus dem Lande, aber inzwischen kommt die Empörung des übermütigen Adelsgeschlechtes der Kunringer zum offenen Ausbruch; sie lassen den Schatz des Herzogs nach ihrer Burg Rapottenstein schleppen, um ihn seiner wichtigsten Mittel zu berauben. Cholo von Frauenhofen jedoch nimmt mit herzoglichen Truppen Rapottenstein und legt es in Schutt und Asche; Hartneid von Ort erstürmt Rastenberg und steckt es in Brand; Friedrich selbst überwältigt Zwettel und zwingt Heinrich von Kunring zum Abzug. Hadmar von Kunring aber plündert indessen unbarmherzig an der Donau, wirft Städte nieder, zündet Dörfer und Klöster an und raubt von Aggstein aus alle auf der Donau vorüberfahrenden Schiffe aus. Mit dem Falle Dürrensteins ist die Macht der Empörer endgiltig gebrochen. Auf Fürbitte Adelgundens, der Gattin des älteren Kunringers, verzeiht Friedrich denen, die Gottes Hand selbst so schwer geschlagen hat. [Die Kunringer.] Ebenso ernst und kampfvoll, als Friedrichs Regierung begonnen, ist die letzte Zeit seines Lebens. Von seinem Ehrgeize getrieben, stößt er sein höchstes und wahrstes Glück, seine getreue Gattin, von sich; kaum hat er aber seinem eitlen Begehren nachgegeben, da zieht sich schon das Unheil über ihm und seinem Lande zusammen: Ungarn, Böhmen und Kärnten bedrohen ihn mit Krieg, und auch der greise Otto von Meran zieht heran, um die Schmach seiner Tochter zu rächen. Trotz der glänzendsten Waffenerfolge seiner Kriegerscharen fühlt sich Friedrich nicht glücklich; denn er erkennt, welches Kleinod er von sich gewiesen hat. Todessehnsucht treibt ihn in die Schlacht mit dem Ungarnkönig; seine Todesahnung geht in

Erfüllung, und sein Tod ist ein Denkmal jener schweren, thatenvollen Zeit. [Der Tod Friedrichs des Streitbaren.][1])

Daß Collins Dramencyklus gar nicht auf die Bühne kam, ist dem Mangel des Dichters an dramatischer Gestaltungskraft zuzuschreiben. Er versteht es wohl, eine Handlung folgerichtig fortzuführen, ihm gelingt es auch, zeitlich weiter auseinander liegende Begebenheiten zusammenzurücken, um ein dramatisches Ganze daraus zu machen, gelegentlich geraten ihm auch einzelne wirkungsvolle Scenen; aber das eigentliche dramatische Leben fehlt doch seinen Gebilden. Seine historischen Schauspiele führen uns eben nur einen Ausschnitt aus der Geschichte in Wechselreden und Handlungen gegenwärtig vor Augen, aber die mächtigen Triebfedern der Handlungen werden dem Zuschauer nicht sichtbar; große Gestalten, Charaktere gehen ihnen überhaupt ab. Die Begebenheiten werden fast nur ihrer historischen Wahrheit gemäß dargestellt, ohne daß ein strengerer Konflikt der aneinander geratenden Gewalten auch nur beabsichtigt wäre. Keine seiner Personen darf sich zu stark in den Vordergrund drängen, um nicht den übrigen die Teilnahme zu entziehen. Der Zuschauer kann sich daher für keine seiner Gestalten auch nur einigermaßen erwärmen; keine scharf umrissenen Charaktere, keine großen Leidenschaften, kein mächtiges Wollen, kein straffer Aufbau der Handlung, kein spannender Dialog, die Sprache nicht die des unmittelbaren Empfindens und meist die Höhe außergewöhnlicher Lagen nicht erreichend. Wir vermissen die rechte Frische, die wahre Lebenswärme.

Neue Hinweise auf die Geschichte Österreichs.

Collin wollte ein Volksdichter seines Vaterlandes werden, wie es Shakespeare in England geworden, wie es Tieck für Deutschland werden wollte (Briefe an Tieck 1, 150 f.).[2]) Als seine dramatischen Dichtungen in den „Vaterländischen Blättern" 1817 (Nr. 57, S. 227)

---

[1]) Heinrich von Collin hatte 1811 in einer Trilogie „Ladislaus Postumus" ein Zeitalter ähnlichen Charakters darzustellen beabsichtigt. Wie etwa im „Ottokar" hätten die Gegensätze und wechselseitigen Beziehungen zwischen Deutschen, Slaven und Magyaren zur Darstellung gebracht werden sollen. Die ersten beiden Stücke sollten den Untergang zweier mächtiger Geschlechter, das dritte Trauerspiel den Tod des jungen Königs und die in Georg Podiebrad und Matthias Corvinus „auf keimende neue Welt" vorführen. Archiv 1825, S. 180. H. von Collins Sämtliche Werke 6, 442 ff.

[2]) Tieck suchte es auf andere Weise zu werden. Doch trug auch er sich bereits vor dem Jahre 1806 mit dem Gedanken, die Zeit des dreißigjährigen Krieges dem deutschen Volke in einer Reihe von Schauspielen vorzuführen (Briefe an Fouqué, S. 358). Auch 1813 entwarf er Pläne zu Schauspielen aus der deutschen Geschichte, um seinen Landsleuten zu zeigen, daß er sich zu ihnen rechne (Solgers Nachgelassene Schriften 1, 269).

angezeigt wurden, ward ihm die Anerkennung zuteil, ein vaterländischer Dichter im eigentlichsten Sinne des Wortes genannt zu werden. Am Schlusse der Anzeige wurde der Wunsch ausgesprochen, der Dichter möchte sich an der Darstellung Rudolfs von Habsburg versuchen, der noch von keinem Dichter Deutschlands im Drama genügend behandelt worden sei. Collin, der den „Ottokar" schon vordem in seinen Plan aufgenommen hatte, kam nicht mehr zur Ausführung desselben; aber neben ihm war bereits der Dichter erstanden, welcher diesen Stoff aufgreifen und in der würdigsten Weise behandeln sollte. Grillparzers „Ahnfrau" hatte bereits in demselben Jahrgange der „Vaterländischen Blätter" eine Würdigung gefunden (im Intelligenzblatt Nr. 35 vom 30. April und in der Chronik Nr. 36 vom 3. Mai), nicht ganz drei Monate vor der erwähnten Besprechung der Collinschen Dramen (Nr. 57 vom 16. Juli), welche die an den Verfasser gerichtete Aufforderung enthielt, die Geschichte Rudolfs und Ottokars dichterisch zu bearbeiten. Diese Zeit brachte überhaupt viele Hinweise auf Böhmens historische und sagenhafte Vergangenheit und die Geschichte Österreichs im allgemeinen. Im Jahrgange 1816 der „Vaterländischen Blätter" wurde Schnellers[1]) „Geschichte des österreichischen Kaiserstaates" angekündigt (Nr. 91 vom 13. November, S. 533 f.), ebenda wurden angezeigt: der letzte (achte) Band von Genersichs „Geschichte des österreichischen Kaisertums", Woltmanns „Inbegriff der Geschichte Böhmens" (erschienen in Prag 1815, dann in den Sämtlichen Werken, 4. Lieferung, 2. Band 1819), endlich das Werk von Franz Kurz „Österreich unter Ottokar und Kaiser Albrecht I." (erschienen in Linz 1816). Nr. 97 desgleichen Jahrganges (vom 4. Dezember, S. 572) enthielt eine kurze Besprechung von Brentanos „Gründung Prags".

Außer Collins Dramencyklus brachte das Jahr 1817 noch von anderer Seite her Anregungen zum geschichtlichen Drama. Bei Gerold in Wien erschienen die gesamten Werke Kaldbergs. Wie vielfach auf diesen durch seine vaterländischen Verdienste ausgezeichneten Mann die Aufmerksamkeit gelenkt wurde, ist bereits gezeigt worden. An bedeutsamer Stelle wurden im Hormayrschen „Archive" unter der Überschrift „Ist denn des österreichischen Kaiserstaats Geschichte ärmer an herzerhebenden oder hoch-

[1]) Schneller war damals Professor der Weltgeschichte am Lyceum in Graz, Genersich Professor am Gymnasium zu Käsmark in Ungarn, Woltmann hatte sich 1812 nach Prag geflüchtet (Goedeke[2] 6, 318); von seinem Werke wurde in den „Vaterländischen Blättern" a. a. O., S. 533 gesagt: „Nie noch ist Ottokar und Rudolf in dieser Wechselwirkung und Lebendigkeit — gemalt worden." Franz Kurz war Chorherr und Pfarrer im Stifte St. Florian in Oberösterreich (Goedeke 6, 323).

tragischen Stoffen für Dramaturgie, Ballade, Legende, Romane und bildende Kunst als die des Altertums oder eines fremden Mittelalters?" die Namen der österreichisch-patriotischen Dichter, sowie ihrer Beiträge an Balladen und Romanzen für das „Archiv" zusammengestellt (Jahrgang 1817, Nr. 98 ff., S. 400).[1]) Am 18. Oktober wurde aus Anlaß der Erinnerung an die siegreiche Völkerschlacht bei Leipzig das kunstvolle Gemälde Kraffts, diese Schlacht vorstellend, auf feierliche Weise enthüllt (Wlassack, S. 139). Das nächste Jahr (1818) brachte aus dem nächsten Bekanntschaftskreise Grillparzers drei historische Dichtungen von Caroline Pichler ans Tageslicht: 1. Ferdinand II.; 2. Amalie von Mansfeld; 3. Die Oper Rudolf von Habsburg. Auch von Seite der Geschichte geschah ein neuer Hinweis auf Böhmens Geschicke durch Pelzels „Geschichte der Böhmen" (besprochen in den „Vaterländischen Blättern" 1818, S. 241).

Bei den vielfachen Anregungen konnte es nicht fehlen, daß den jungen Grillparzer immer mehr historische Gestalten und Stoffe anzuziehen begannen. Aus einem Briefe von Fr. von Gretzmiller an Grillparzer, vom 17. Mai 1817 datiert, können wir ersehen, daß sich dieser schon 1817 für die Geschichte Böhmens interessierte. Dem Briefe war nämlich — offenbar auf Verlangen des Dichters — ein Blatt beigelegt, auf welchem Quellenwerke zur böhmischen Geschichte verzeichnet waren (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 1, S. 169; vgl. auch S. 372). In den Tagen des Juni 1818 saß er auf den Ruinen von Rauhenstein und Rauheneck; da stieg ihm in seiner Begeisterung der Geist des schon 1809 geplanten „Friedrich des Streitbaren"[2]) wieder empor (Brief an Schreyvogel vom 18. Juni 1818, Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 1, 174). Wenn wir im 7. Tagebuchheftchen (vom Jahre 1819) bereits die ersten Studien zum „Ottokar" verzeichnet finden (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 3, 233 f.), so ist damit dargethan, daß damals seine Neigung für historische Gestalten, für das historische Drama schon entschieden war.[3])

---

[1]) Vgl. Klaar, S. 14.

[2]) Auf einem Blatte des Drahomiraheftes (vom Herbst 1809 datiert) stehen mehrere Strophen einer Ballade „Friedrich der Streitbare". Sämtliche Werke 2, 231. In dieses Jahr fällt auch der Plan, ein historisches Schauspiel „Friedrich der Streitbare, Herzog von Österreich" zu schreiben. 11, 261. Die dramatischen Fragmente aus den Jahren 1818 und 1821 sind gedruckt: 12, 9 ff. Eine Mappe mit Jugendgedichten enthält auch eine Rede zum Lobe Rudolfs von Habsburg, welche ungefähr dieselben Charakterzüge an dem Habsburger Fürsten rühmend hervorhebt, wie sie in der Tragödie die große Unterredungsscene zwischen Rudolf und Ottokar hervortreten läßt.

[3]) Aus dem Jahre 1819 stammt auch ein episches Fragment „Rudolf und Ottokar". 2, 232—239. Auf seiner Reise nach Italien fühlt er sich beim Anblick

Vergegenwärtigen wir uns, wie mächtige Faktoren auch in diesem Jahre zusammenwirkten, die vaterländische Geschichte für die Künste flüssig zu machen und mit ihnen aufs engste zu verbinden. Gleich zu Beginn des Jahres kündigte Hormayr in seinem „Archiv" und in den „Vaterländischen Blättern" die Ausgabe seiner sämtlichen Werke an. Diese Ankündigung, welche sich „an die Freunde vaterländischer Wissenschaften und Kunst" wandte, kennzeichnete das geschichtswissenschaftliche Streben Hormayrs, indem sie „die beständige Verbindung redender und bildender Kunst mit der geschichtlichen Komposition" und die Anwendung der Kunst auf nationale Gegenstände als dessen höchste Ziele hervorhob. Dadurch würde erst, hieß es darin, die Historie recht populär, dadurch trete sie erst recht ins Leben und in den Staat und erwachse zur bewegenden Triebfeder, zur patriotischen Handlung (Vaterländische Blätter, S. 15). Ein wie inniges Verhältnis zwischen Kunst und Staat bestehe, erörterte der bald darauf erschienene, oben bereits besprochene Aufsatz M. von Collins im Gräfferschen Konversationsblatte (Nr. 10 vom 2. Februar). Über die Geschichte Innerösterreichs verbreiteten neues Licht die „Beiträge zur Lösung der Preisfrage des durchlauchtigsten Erzherzogs Johann", die in den „Vaterländischen Blättern" zur Besprechung kamen (Chronik vom 28. April und 21. August). Angezeigt wurden in denselben Blättern ferner geschichtliche Werke wie die Arbeit von Franz Kurz „Österreich unter Friedrich dem Schönen", Sartoris „Romantischer Bildersaal großer Erinnerungen aus der Geschichte des österreichischen Kaiserstaates" (Chronik vom 12. Mai). Auch fehlte es in diesem Jahre nicht an größeren Dichtungen geschichtlichen Inhalts: „Ladislaus Postumus", historisch-romantisches Gemälde von Wilhelmine von Gersdorf; das Trauerspiel „Maximilian" (der Märtyrertod des Bischofs von Laureacum) von Ignaz Kollmann und das Trauerspiel „Huniady" des Benedict Freiherrn von Püchler sind die wichtigsten dichterischen Erscheinungen, welche in den „Vaterländischen Blättern" eine Würdigung fanden. Dazu traten weiters Aufführungen wie die des „Matthias Corvinus" von F. C. Weidmann (Vaterländische Blätter, Intelligenzblatt Nr. 11 vom 6. Februar); ein „Swatopluk" und eine „Drahomira" wurden wiederholt gegeben (ebenda, Nr. 12 vom 10. Februar).

Außerdem kamen noch Anregungen von dem Auslande her, von Bayern. In München waren am 4. Dezember 1817 zwei Preise

von Wiener-Neustadt an „Friedrich den Streitbaren" erinnert und denkt an einen „Andreas Baumkircher". 19, 195. Über die Exposition des letzteren Stückes vgl. jetzt: Wilhelm von Wartenegg, Erinnerungen an Franz Grillparzer, S. 62.

für Schauspiele mit Stoffen aus der bayerischen Geschichte und einer für ein Festspiel zur Eröffnung des neuen Theaters am 12. Oktober 1818 ausgeschrieben worden; König Max Josef hatte die Preise ausgesetzt.[1]) Dieses Ausschreiben hatte den Erfolg gehabt, daß eine große Reihe von Stücken (37 Schauspiele und 17 Festspiele) eingesandt wurde. Den ersten Preis erhielt Erhardts „Heimeran", der zweite wurde einem Österreicher Joh. Wilh. Ritter von Mannagetta für sein Schauspiel „Hiltrude" zuerkannt.[2]) Von den übrigen eingelieferten Stücken sind nennenswert: je ein „Arnulf" von Destouches und Grötsch, je ein „Ludwig der Bayer" von Uhland und Jos. Freiherrn von Aretin, ein „Thassilo" von Zahlhas und ein „Maximilian I." von Franz von Caspar. (Vgl. über die letzteren mit Ausnahme Uhlands: Kehrein „Dramatische Poesie der Deutschen" 2, 66. 273. 274. 275; über Erhardt, ebenda 2, 256.)

Seit dem patriotischen Ritterdrama, das in Bayern eifrige Pflege gefunden hatte, war hier die Tradition eine fast ununterbrochene gewesen. In der zur Beurteilung der eingesandten Stücke gebildeten Kommission saß der Verfasser des „Otto von Wittelsbach", J. M. Babo; seinem vaterländischen Drama war 1811 in Regensburg ein zweiter „Otto von Wittelsbach" von Jos. Aug. Eckschlager gefolgt (Goedeke 6, 480 f.). Von den Dichtern, welche sich um einen Preis bewarben, bildete Destouches die Verbindung zwischen der älteren und jüngeren Generation (Allgemeine deutsche Biographie 5, 77). Auch der Freiheitssänger R. F. G. Wetzel gab in dieser Zeit (1818) seinen „Hermannfried" heraus. Die größte Teilnahme fand in Österreich entschieden Uhlands „Ludwig der Bayer". Hormayr nahm zwei Stellen daraus in sein „Taschenbuch für vaterländische Geschichte auf das Jahr 1820" auf. Schreyvogel machte bald, nachdem das Stück vor die Öffentlichkeit getreten war, in einem Briefe vom 7. Mai 1819 Grillparzer auf die bedeutsame Erscheinung aufmerksam:[3]) „Die interessanteste neue Erscheinung im Gebiete der dramatischen Litteratur ist Uhlands ‚Ludwig der Bayer', abermals keine vollendete dramatische Komposition, aber voll von einfachen Schönheiten und besonders anziehend durch den liebenswürdigen Charakter des Dichters, der überall hervorleuchtet" (Jahrbuch der

---

[1]) Das „Archiv" berichtete in der Nummer vom 31. Dezember (1817) über das Münchener Preisausschreiben und sprach den Wunsch aus, daß ein solches Unternehmen in Österreich Nachahmung finde.

[2]) J. W. von Mannagetta, 1785 geboren, 1843 gestorben, war Generalsekretär der Nationalbank. Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 1, 333. Über das Preisausschreiben siehe Blätter für das Gymnasialwesen 33 (1897), 529—556.

[3]) Grillparzer weilte damals in Italien. Fäulhammer, S. 52 ff.

Grillparzer-Gesellschaft 1, 179). Mit großer Liebe besprach M. von Collin das Drama in seiner Übersicht „Über neuere dramatische Litteratur“ (Jahrbücher 1822, Band 20).

Grillparzers Berührungen mit dem Kreise Hormayrs.

Zum „Ottokar“ wurde Grillparzer erst auf einem Umwege geführt. Napoleons gigantische Gestalt war es, die ihn anzog; die Ähnlichkeit zwischen dessen und Ottokars Geschick gewann ihn zuletzt für den Böhmenkönig, weil sich ihm gegen jenen Bedenken erhoben (Fäulhammer, S. 88; Klaar, S. 3 f.; Grillparzer, Selbstbiographie. Sämtliche Werke 19, 107). Die äußerst umfangreichen Vorarbeiten aber drohten in dem Dichter die poetische Auffassung seines Helden ganz zu unterdrücken. Es bedurfte offenbar neuer äußerer Anregungen, welche das dichterische Interesse an dem Stoffe zu nähren vermochten. Heinrich von Kleists patriotisches Drama „Der Prinz von Homburg“ wurde im Wiener Burgtheater zum erstenmal am 3. Oktober 1821, wenn auch mit einem entschiedenen Mißerfolge, aufgeführt,[1]) und am 22. November folgte „Das Käthchen von Heilbronn“ nach (Costenoble 1, 144. 154). Das Jahr 1822 scheint noch von größerer Bedeutung gewesen zu sein. Über die großartige Jahresausstellung in der Akademie der bildenden Künste, bei welcher elf große, Rudolf von Habsburg betreffende Gemälde des Malers Ruß vertreten waren, ist bereits gesprochen worden; vielleicht haben diese Bilder die Einbildungskraft Grillparzers neu belebt und angeregt. Es ist bekannt, daß ihm für die Zeichnung der Gestalt Ottokars ein mit einem Titelbild versehener Folioband des „Mars Moravicus“ von Pessina von Čechorod wichtige Dienste leistete (Fäulhammer, S. 91). In demselben Jahre erschien neuerdings die heroische Oper „Rudolf von Habsburg“ von Caroline Pichler im zweiten Bande der dramatischen Dichtungen (Goedeke[2] 5, 484).[2]) Am wichtigsten scheint der Aufsatz M. von

[1]) Grillparzer wohnte der Aufführung bei und nannte es ein ausgezeichnetes Stück, wenn er es auch nicht durchaus billigen konnte. Wartenegg a. a. O., S. 35. 37.

[2]) Möglicherweise hat Grillparzer damals auch um Pyrkers Plan eines größeren Heldengedichtes „Kaiser Rudolf I.“, von dem bereits ein Bruchstück 1823 im „Archiv“ erscheinen sollte, gewußt. Die Pichler hatte Kenntnis davon (Brief an Therese Huber vom 29. Oktober 1822: Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 3, 324). Bevor noch Grillparzer an die Ausführung des „Goldenen Vließes“ ging, war er mit dem damaligen Prälaten von Lilienfeld gemeinsam nach Gastein gereist. Sämtliche Werke 19, 79. Über die Bekanntschaft unseres Dichters mit Pyrker vgl. die Briefe seiner Mutter (vom 22. Juli 1818) und der Josephine Verhovitz (vom 2. August und 11. Oktober 1820). Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 1, 12. 68 f. 71; ferner A. Sauer, ebenda 7, 5.

Collins „Über neuere dramatische Litteratur“ gewesen zu sein, über den noch ausführlicher gehandelt werden soll.

Gerade um diese Zeit waren die Berührungen Grillparzers mit Hormayr und seinem Anhange innigere als sonst. Das zeigen die Tagebuchstellen des Jahres 1822. An ein umfangreiches Citat aus Rousseaus Héloïse (L. 12), den Wert der heimatlichen Geschichte betreffend, knüpfte er die Bemerkung: „Ehe ich das gelesen, habe ich das nämliche mit den nämlichen Worten fast dem Hormayr und anderen Eiferern für die österreichische Geschichte gesagt, sie wollen es aber nicht glauben“ (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 3, 149 f.). Andere Tagebuchstellen verrathen, daß ihn damals Hormayrs schriftstellerische Thätigkeit sehr interessierte (a. a. O., S. 158) und vor allem Joh. von Müller eifrig beschäftigte (a. a. O., S. 146. 150). Die Gestalt Napoleons zog ihn von neuem an; das bezeugt die in äußerst feinen und scharfen Zügen ausgeführte Charakterschilderung des französischen Machthabers in seinen historischen Studien.[1]) Manches dürfte von Napoleons Wesen auf den Böhmenfürsten übergeflossen sein, und mit Recht wird man den Charakter Ottokars mit jener Schilderung Napoleons in Vergleich zu ziehen haben.

Unter Grillparzers Notizen ästhetischen Inhalts[2]) findet sich aus demselben Jahre eine Bemerkung, worin er gegen jene Ästhetiker Stellung nimmt, die der tragischen Kunst das Feld der Geschichte allein zuweisen. Er wendet sich hier auch gegen die Auffassung der Geschichte als eines unmittelbaren Ausflusses des Weltgeistes und stellt ihr seine Ansicht der Geschichte gegenüber; sie sei nichts anderes „als die Art, wie der Geist des Menschen diese ihm undurchdringlichen Begebenheiten aufnimmt; das, weiß Gott ob, Zusammengehörige verbindet; das Unverständliche durch etwas Verständliches ersetzt; seine Begriffe von Zweckmäßigkeit nach außen einem Ganzen unterschiebt, das wohl nur eine nach innen kennt; Absicht findet, wo keine war; Plan, wo an kein Voraussehen zu denken, und wieder Zufall, wo tausend kleine Ursachen wirkten.“ Die Geschichte ist ihm nur „Werk des Menschen“. Darum darf nach seiner Anschauung der Dichter „auch seine Begebenheiten selbst erfinden, wenn er anders dazu Lust hat“. Schon 1819—1820 hatte sich der Dichter die Aufgabe der dramatischen und epischen Poesie gegenüber der Geschichte klar zu machen gesucht[3]) und sie darin ge-

[1]) Sämtliche Werke 14, 93 f.
[2]) Sämtliche Werke 15, 91 f.
[3]) Sämtliche Werke 15, 92.

funden, „daß sie die Planmäßigkeit und Ganzheit, welche die Geschichte nur in großen Partien und Zeiträumen erblicken läßt, auch in dem Raum der kleinen gewählten Begebenheit anschaulich macht."

Grillparzers Verhältnis zur Geschichte hat neuerdings Oswald Redlich in einem Vortrage, gehalten in der feierlichen Sitzung der kaiserl. Akademie der Wissenschaften am 1. Juni 1901, besprochen. S. 10—12 zeigt er, wie ablehnend sich der Dichter gegen die Hegelsche Geschichtsphilosophie verhielt, und findet den Grund darin, daß der Geschichtskenner Grillparzer durch und durch Individualist war und „in der geheimnisvollen Macht des Individuums ... einen unerschöpflichen Quell wechselnden geschichtlichen Lebens" erblickte. Bereits die oben angezogene Notiz scheint Ansätze zu jener individualisierenden Auffassung der Geschichte zu enthalten, wie sie sich vor allem in späteren Äußerungen des Dichters offenbart.

Die Spitze jener Vorwürfe, welche Grillparzer 1822 gegen die neueren Ästhetiker erhob, kehrte sich in erster Linie gegen M. von Collin und wahrscheinlich auch gegen Solger. Diese beiden kamen in ihren Anschauungen über Geschichte und das historische Schauspiel einander sehr nahe. Die Aufsätze der beiden Ästhetiker konnten Grillparzer kaum entgangen sein, da sie in den „Wiener Jahrbüchern der Litteratur" erschienen waren, einer Vierteljahrschrift, welche großes Ansehen genoß und einen bedeutenden Einfluß auf Sinn und Geist der Gebildeten übte. Sie waren 1818 von Metternich begründet und nach dem Muster der englischen Quarterly Review eingerichtet worden; der geistige Urheber aber war Gentz; dieser gab auch mehrere Jahre hindurch dem Unternehmen die allgemeine Richtung, Friedrich Schlegel trug nach Kräften bei (Fäulhammer: Franz Grillparzer, S. 49; Schmidt-Weißenfels: Fürst Metternich, S. 240. 244; Zenker: Geschichte der Wiener Journalistik, S. 102; Bailleu: Allgemeine deutsche Biographie 23, 786). Die Redaktion leitete bis 1821 unser Collin. Das Organ der Metternichschen Politik, das ein Gegengewicht gegen die Oppositionspresse bieten sollte, wurde in demselben Sinne geleitet wie der „Österreichische Beobachter". Die Erzeugnisse des Auslandes wurden sehr genau verfolgt, das Inland aber fast ganz übersehen. Es darf daher nicht wundernehmen, wenn die Werke eines Grillparzer, des politischen, religiösen und litterarischen Gegners der Leiter dieser Zeitschrift, erst gegen Ende der zwanziger Jahre hier Beachtung fanden.[1]) Die Schuld trifft aber sicher

[1]) Eine Recension der „Sappho" von M. von Collin sollte in den „Jahrbüchern" eine Stelle finden; was aber der Aufnahme im Wege stand, können wir nicht genau beurteilen. Eine Abschrift der Recension nach Nr. 7089 der von

nicht Collin, sondern Gentz und Fr. Schlegel (Fäulhammer a. a. O., S. 49). Bevor wir auf die Beziehungen Collins zu Grillparzer eingehen, müssen wir auf seine bedeutsame Thätigkeit für die von ihm redigierte Zeitschrift einige Blicke werfen.

Collins Beiträge für die „Wiener Jahrbücher".

Die Redaktion nahm Collins ganze Kraft und Zeit in Anspruch; seine dichterische Thätigkeit war mit dem Jahre 1817 so gut wie beendet (Briefe an Fouqué, S. 70; Briefe an Tieck 1, 154). Seine Beiträge für die „Jahrbücher" waren ausschließlich Recensionen, welche sich in derselben Richtung bewegten, die er bereits in der „Wiener allgemeinen Litteraturzeitung" eingeschlagen hatte. Einmal unterstützte er die Bestrebungen eines Hammer, Rückert und Platen, die Schöpfungen orientalischer Poesie in Übersetzungen, Bearbeitungen und Nachahmungen dem Verständnisse der deutschen Lesewelt näher zu bringen und ihren berauschenden Duft auch in Deutschland zu verbreiten.[1]) Dann war er bemüht, der von Gustav Büsching veranstalteten Neuausgabe Hans Sachsischer Dichtungen (I. 1816, II. 1819) durch eine Anzeige (im 9. Bande) Eingang in weiteren Volkskreisen zu verschaffen und einen Beitrag zur Ehrenrettung eines deutschen Dichters zu liefern, auf den bereits Goethe, A. W. Schlegel (Vorlesungen 2, 401 f.) und Tieck (Die Anfänge des deutschen Theaters 1817: Kritische Schriften 1, 333 ff.) die Aufmerksamkeit gelenkt hatten. Aber auch dichterische oder sonstige schriftstellerische Persönlichkeiten, deren Bedeutung in die seiner Zeit geistesverwandte Sturm- und Drangperiode fällt, wollte er zu neuem Ansehen bringen: so recensierte er die „Sibyllinischen Blätter des Magus im Norden" (Neuausgabe von Cramer 1819) und kennzeichnete die Stellung der philosophischen Ansichten Hamanns zur gleichzeitigen Philosophie in Deutschland (Band 8); ferner würdigte er die gesammelten Werke der Brüder Christian und Leopold von Stolberg (Band 26).

Seinem Interesse lagen jedoch Unternehmungen am nächsten, welche auf Hebung des Nationalbewußtseins und Verbreitung der Kenntnis vaterländischer Geschichte hinausliefen. Das Sammeln alter Volkslieder, wie es in Deutschland Arnim und Brentano von neuem

---

Radowitzschen Sammlung der königl. Bibliothek zu Berlin überließ mir Herr Professor Sauer freundlichst zur Einsicht.

[1]) Er besprach Hammers „Geschichte der schönen Redekunst Persiens" (Band 1), dessen „Morgenländisches Kleeblatt" (Band 4), ferner die Übersetzung der „Juwelenschnüre Abul-Maanis", Rückerts „Östliche Rosen" und Platens „Ghaselen", „Lyrische Blätter" und „Vermischte Schriften" (Band 19).

eingeleitet hatten, hatte in Österreich Nachahmung gefunden. J. G. Meinert ließ 1817 den ersten Band seiner Sammlung deutscher Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens erscheinen, nachdem er schon seit 1813 durch Mitteilungen in Zeitschriften darauf vorbereitet hatte, und 1819 kamen in Pest die von Ziska und Schottky gesammelten „Österreichischen Volkslieder" ans Tageslicht. Durch diese That sah M. von Collin erfüllt, was er schon längst sehnlichst gewünscht hatte: eine Sammlung alter echter Volksdichtungen, in der sich die Eigentümlichkeiten des österreichischen Volkslebens schön und rein widerspiegelten. In der Anzeige des Werkes (Band 12) versuchte er eine Charakteristik des österreichischen Volksliedes gegenüber dem allgemein deutschen. Das Unterscheidende fand er darin, daß das erstere, „ein Kind des Augenblicks, meist nur die nächste umgebende Gegenwart feiert, um Vergangenheit wie um die Zukunft wenig bekümmert," im Gegensatze zu dem tiefen Ernste, der so viele deutsche Volkslieder durchziehe (S. 172). Die heitere, etwas leichte Lebensanschauung und das individuelle Gefühl sind ihm die entscheidenden Merkmale des österreichischen Volksgesanges. Doch ist er weit davon entfernt, diesen als ganz abgeschlossen von der großen deutschen Volkspoesie zu betrachten, er sieht darin vielmehr einen wesentlichen Teil der deutschen Dichtung überhaupt und eine jener Grundlagen, auf denen eine nationale Umbildung der Kunst möglich sei (S. 185).

Auf der anderen Seite waren es die Arbeiten Hormayrs, die er mit seinen Besprechungen in den „Jahrbüchern" auf das kräftigste zu unterstützen sich bemühte. Mit dem Jahre 1820 begann eine neue Folge des „Taschenbuchs für die vaterländische Geschichte" unter Mitwirkung des Freiherrn von Mednyansky, und schon im Jahrgange 1819 (Band 8) der „Jahrbücher" arbeitete Collin einer günstigen Aufnahme des patriotischen Werkes vor.

Collins Redaktionsthätigkeit ist es zu danken, daß die Ergebnisse der aufblühenden germanistischen Studien auch in Österreich bekannt wurden. Er setzte sich mit den Vertretern der neu erstandenen Wissenschaft wie Büsching, Docen, von der Hagen und Primisser in Verbindung; ihre Beiträge, die fast insgesamt auf deutsche Dichtung und deutsches Leben des Mittelalters Bezug hatten, trugen viel zur Kenntnis dieser Zeit in Österreich bei.

Collins Aufsatz „Über neuere dramatische Litteratur".

Diese Thätigkeit bildete mit eine der vielen Voraussetzungen zum letzten wichtigen Aufsatze Collins „Über neuere dramatische Litteratur" (im 20. Bande der Jahrbücher 1822), der eine Zusammenfassung seiner Ansichten über die Entwicklung der dramatischen

Kunst, vor allem der neueren deutschen Litteratur enthielt und den Abschluß seiner Bemühungen, der Zukunftspoesie ganz die Richtung auf das Historisch=Nationale zu geben, bedeutete. Er kann als eine Fortsetzung der Wiener Vorlesungen A. W. Schlegels aufgefaßt werden, welche mit der allgemeinen Beurteilung der Werke Ifflands und Kotzebues geschlossen und dann nur noch die Frage erörtert hatten, welche Aussichten die dramatische Kunst der Deutschen für die Zukunft habe. Der damalige Geschmack schien sich dem romantischen zuzuneigen; als die würdigste Gattung des romantischen Schauspiels hatte ihm die historische gegolten, wofern sie wirklich national sei. Diese Aussichten schienen 1822 zum Teil erfüllt.

Schlegels Vorlesungen waren Collin von neuem nahe getreten. Durch Vermittlung Tiecks hatte er Solger zur Mitarbeit an den „Jahrbüchern" gewonnen (Brief Collins an Tieck vom 18. November 1818: Briefe an Tieck 1, 154; Brief Tiecks an Solger vom 17. Dezember 1818; Brief Solgers an Tieck vom 1. Januar 1819: Solgers Nachgelassene Schriften 1, 692. 707) und von diesem bereits für den 7. Band (1819) die Recension über Schlegels Vorlesungen zugeschickt bekommen. Von besonderem Interesse mußten für ihn die Auseinandersetzungen Solgers über die historische Tragödie bei der Betrachtung des Shakespeareschen Dramas sein, und sie sind gewiß nicht ohne Einwirkung auf ihn geblieben.

Shakespeares Genie erschien Solger als „eine jener wunderbaren Offenbarungen des Weltgeistes, worin die Weltgeschichte sich gleichsam selbst zusammenfaßt und bespiegelt" (Wiener Jahrbücher 7, 118).[1]) Er wandte sich gegen die Bezeichnung Shakespeares als eines romantischen Dichters ähnlich wie Tieck und Collin: zwar bildeten sich Rittertum, romantische Religiosität und Liebe auch in seinen Werken ab, aber sie seien bloß Bilder auf dem allgemeinen Grunde des menschlichen Daseins und seiner Geschichte. Diese Erscheinung erklärte er aus dem Zeitalter Shakespeares, das den Übergang von der alten romantischen Zeit großartiger Kraft, kriegerischer Kühnheit und schwärmerischer Liebe zur neueren Zeit „philosophierender Selbstbetrachtung, der Herrschaft der Gedanken und des individuellen Gefühls" vermittelt habe. Er charakterisierte aber das Shakespearesche Drama gegenüber dem griechischen ähnlich, wie A. W. Schlegel das romantische dem antiken gegenübergestellt hatte: während die griechische Tragödie immer einen Moment des Lebens, „in welchem die einander bekämpfenden Elemente des Bewußtseins zu-

[1]) Vgl. Schellings und Collins Auffassung der Geschichte.

sammentreffen," herausgreife, „um es in diesem Widerspruche als ein bloß erscheinendes und wirkliches zu vernichten," und darum die ursprüngliche Einheit, welche alles trägt und erhält, als Schicksal voraussetze, dringe Shakespeares Kunst ein in die Entfaltung dieser entgegengesetzten Beziehungen aus ihrem gemeinsamen Ursprunge (S. 119); sie lasse den Grund, auf welchem sie alle menschlichen Begebenheiten auftrage, nicht als einen Hintergrund zurücktreten, sondern sich mit in die wirklichen Beziehungen auflösen (S. 123). Aber während Collin alle Dramen Shakespeares in gleicher Weise betrachtet wissen wollte, schied Solger zwischen den historischen und den sogenannten Gedankendramen. Shakespeare hat nach seiner Ansicht „das wahre historische Drama in der Welt zuerst geschaffen, und ihm allein ist es bis jetzt vollkommen gelungen" (S. 129). Aus dem Umstande, daß die neuere Tragödie, soweit sie historischen Stoff behandelt, die Begebenheiten immer im Zusammenhange ihrer geschichtlichen Entwicklung betrachtet, in der Weise, daß sie zeigt, wie sich in ihnen die weltbewegenden Kräfte entladen, und wie sie sich selbst wieder in eine Wechselwirkung der ewigen Kräfte und allgemeinen Beziehungen auflösen, zog der Ästhetiker die Folgerung, daß der dramatische Dichter die historischen Begebenheiten nicht nach angeblich höheren künstlerischen Absichten willkürlich verändern dürfe, sondern daß er seine Aufgabe, historische Erscheinungen darzustellen, dann am vollkommensten lösen könne, wenn er sich ganz der wirklichen Geschichte hingebe (S. 129).

Von diesem Standpunkte aus beurteilte Solger die historischen Stücke Schillers. Am „Wallenstein", den er am höchsten stellte, rügte er, daß der historische Stoff dem Dichter nicht genügt habe, „daß er immer noch etwas Idealisches dabei haben wollte." Den gleichen Vorwurf glaubte er dem „Tell" machen zu müssen. „Die Jungfrau von Orleans" erklärte er aus der Neigung des Dichters zu ganz undramatischem Idealisieren der Geschichte und aus dem Bestreben entstanden, das Historisch-Wahre in einen romantischen Zauber zu kleiden; daher schien ihm das ganze Stück in der Luft zu schweben (S. 152). Am Schlusse der Recension billigte er Schlegels Hinweis auf die deutsche Geschichte als das Feld, auf welchem die wahren Lorbeern für die deutsche Dichtung noch zu brechen seien (S. 155).

Solger sprach also in seinen Ausführungen die Forderung strenger historischer Treue für das geschichtliche Drama aus. Mit der gleichen Entschiedenheit war Collin vordem noch nicht für die genaue Beobachtung der Geschichte von Seite des Dramatikers ein-

getreten. Wenn er es aber jetzt als einen Frevel bezeichnete, die historischen Thatsachen nach einer willkürlich gefaßten Idee umzumodeln, wenn er erklärte, daß den Begebenheiten selbst Gedanken des Weltgeistes zugrunde liegen, wenn er ferner Schillers historische Stücke in ähnlichem Sinne beurteilte wie Solger, so ist er ganz offenbar von dessen Untersuchungen beeinflußt gewesen. Der Zweck, zu dem er in seiner Darstellung „Über neuere dramatische Litteratur" eine Reihe von Schauspielen nebeneinander betrachtete, die in den Jahren 1817—1822 erschienen waren, war offenbar der: darzuthun, daß der Weg, welchen A. W. Schlegel am Schlusse seiner Vorlesungen dem deutschen Drama gewiesen hatte, wirklich bereits eingeschlagen sei. Es waren fast durchwegs geschichtliche Dramen, die hier zusammengestellt waren, und unter ihnen befanden sich zwei, welche die Verfasser auf das Preisausschreiben vom Jahre 1817 hin an die Münchener Hoftheater-Intendanz eingesandt hatten, ohne jedoch einen Preis zu erringen: „Ludwig der Bayer" von Uhland und „Maximilian I." von Franz von Caspar. Neben Solgers Recension über die Wiener Vorlesungen Schlegels gaben Collin noch die Einleitung Tiecks zu Heinrich von Kleists Nachgelassenen Schriften (1821) und die Abhandlung über das vaterländisch-historische Drama von Wilhelm von Schütz, welche dieser seinem fünfaktigen Drama „Karl der Kühne" vorausgeschickt hatte (1821), Anlaß zur Abfassung seines Aufsatzes. Außer den eben genannten Werken bezog er noch Uhlands „Herzog Ernst von Schwaben", F. G. Wetzels Dramen „Jeanne d'Arc" (1817) und „Hermannfried, letzter König von Thüringen" (1818), ferner Auffenbergs Schauspiele (1819, 1820) und endlich das romantische Lustspiel „Die Prinzen von Syrakus" (1821) und die Trauerspiele „Das Thal von Ronceval", „Edwin", „Petrarca" (1822) von Karl Immermann in seine Besprechung ein.

Schon Tieck rühmte a. a. O. an Kleists „Hermannsschlacht" die edle Begeisterung, den heiligen Zorn und das rege Gefühl für die Not und das Unglück des Vaterlands, mit dem der Dichter das großartige Gemälde entworfen hatte. Er verglich es mit Klopstocks Bardiet und hob die verschiedene Behandlung des geschichtlichen Stoffes hervor: hatte Klopstock jene alte Zeit, ihre Charaktere und Verhältnisse ausmalen wollen, so nahm Kleist die Vergangenheit bloß als Bild der eigenen Zeit und ihrer Zustände, knüpfte seinen Haß und seine Liebe an alte Namen und „hielt seinen Zeitgenossen das Konterfei ihrer selbst und ihrer Schicksale vor" (Kritische Schriften 2, 41). An dieser Art, mit der Geschichte umzugehen, nahm Tieck damals keinen Anstoß: es komme nur

darauf an, daß der Dichter „von seinem Gegenstande auf eine große Weise ergriffen und von ihm ganz durchdrungen“ sei (S. 41 f.); Kleist sei es vortrefflich gelungen, seine Zeit mit der Vorwelt so kühn und schöpferisch zu verknüpfen, daß sich seine Porträtmalerei zur Würde eines historischen Schauspiels erhebe (S. 42). Den „Prinzen von Homburg“ nannte Tieck ein echt vaterländisches Gedicht, und zwar ein vorzüglich brandenburgisches, das sich jedoch nicht in das Abgeschlossene und Provinzielle verliere, sondern allen Deutschen angehöre (S. 49). Er wies darauf hin, daß dieses Schauspiel dem Verlangen nach echt vaterländischen Geschichten und Darstellungen entspreche. Er stellte es in eine Reihe mit dem „Otto von Wittelsbach“, dem „Kaspar Thorringer“ und der „Agnes Bernauer“: es spreche sich darin ein edles Feuer und starke Liebe zum Vaterlande aus. Er wünschte, daß das neue Theater in Berlin mit dem Schauspiele, welches das Land, die Stadt und das Glück des geliebten Fürstenhauses auf so einfache Weise verherrliche, eröffnet werde (S. 51).

Was Tieck an der „Hermannsschlacht“ gelobt hatte, fand auch Collin an dem Stücke rühmenswert. Den höchsten Vorzug des Stückes erblickte er darin, „daß in demselben Gegenwart und Vergangenheit so sehr ineinander verschmolzen sich darstellen, daß der Geist des Beschauers beide ineinander ausgeglichen“ fühlt (Wiener Jahrbücher 20, 119). Doch sah er wie Tieck darin einen Fehler, daß die Entscheidungsschlacht selbst ganz in den Hintergrund gedrängt sei, und daß nicht Hermann, sondern Marbod die Entscheidung herbeiführe. Hatte aber Tieck im „Prinzen von Homburg“ des Dichters reifstes Werk erkannt, schien Collin dieses Stück an die „Hermannsschlacht“ überhaupt nicht heranzureichen. Schon die erste Scene war ihm als Grundlage eines historischen Schauspiels zu träumerisch und willkürlich (S. 121), während Tieck die träumerische Stimmung sehr künstlich und weise benutzt fand, so daß das Schauspiel, das ganz im historischen Stile gezeichnet sei, durch seinen Anfang und sein Ende zugleich den Charakter eines wundersamen Märchens gewonnen habe, ohne in seiner Würde und Einheit zu verlieren (a. a. O., S. 52). In der feigen Todesfurcht des Helden erblickte Collin die größte Schwäche des Dramas, die sich nicht beheben lasse, ohne daß das innerste Leben des Stückes vernichtet werde (S. 123). Wie weit tiefer war die Auffassung des großen Romantikers, wenn er diese Scene als wahrhaft erschütternd bezeichnete, weil wir in ihr das Los der Menschheit selbst beweinen müßten! (S. 54). Und erst den Schluß erklärte Collin geradezu als lächerlich: das sei das Ende einer Komödie, die mit den heiligsten Gefühlen Scherz treibe. „Eine sehr interessante Begebenheit“ — so lautet sein Schlußurteil —

„ebenso interessant dargestellt, aber in ihrer Mitte verunstaltet und in ihrem Ende wie eine leere Seifenblase (!) durch die Luft gejagt, daß sie nur schnell verschwinde" (S. 123).

Was Collin an der Dichtung Kleists im ganzen auszusetzen hat, ist der Hang zum „willkürlichen" Mysticismus (S. 125). Diesen führt er auf eine allgemeine Neigung der Zeit zurück. Er unterscheidet zwischen echtem und falschem Mysticismus. Dem Mystiker im wahren Sinne des Wortes ist die Welt ein Unbegriffenes, „über welchem ihm das ewige Licht in ahnungsvollen Dämmerungen leuchtet," er strebt „aus diesen Dunkelheiten des Seins durch stufenweise Aufhellungen" empor (S. 128). In diesem Sinne soll alle Dichtung mystisch sein: denn erst das Aufsteigen von der Realität zur Idee macht den Dichter (S. 128). Echten Mysticismus findet Collin nur in Tiecks romantischen Dichtungen und in Brentanos „Gründung Prags". Kleist dagegen teilt nach seinem Urteile mit einem Werner, Müllner, Fouqué das Streben, „der Wirklichkeit zu entfliehen, um ein höheres Leben außer den Grenzen ihrer Umgebung in einer eigenen Schöpfung zu suchen." Alle vier Dichter suchen die Dunkelheit auf, „um in ihr mit Lust unterzutauchen". Aber ihre Werke repräsentieren ihm doch insofern echte Dichtung, als sie das Leben immer mit Beziehung auf das Dasein im ganzen zu schildern bemüht sind, als sie sich nicht der kleinlichen Liebe zu irgend einem Günstling der Phantasie hingeben, sondern von der Schönheit des menschlichen Daseins überhaupt begeistert sind.

Diese letzteren Merkmale findet der Recensent in den historischen Schauspielen Uhlands wieder. Im „Herzog Ernst" allerdings gewahrt er noch einen Widerspruch in der Behandlungsweise: der Dichter scheint ihm darauf ausgegangen zu sein, einen geschichtlichen Stoff auch in historischem Sinne zu behandeln; ihm habe aber zugleich das Muster der griechischen Tragödie vorgeschwebt (S. 150). Die reichhaltige Handlung erscheint dem Kritiker zu eng zusammengedrängt; das Dargestellte hat nach seiner Ansicht nicht die nötige Ausbreitung, die gewünschte Fülle des Lebens. Die beiden Haupthelden, Ernst und Werner, treten ihm zu stark hervor, weil sie zu sehr das Interesse der Zuschauer fesseln und in anderen ihnen entgegengesetzten Charakteren nicht ein entsprechendes Gegengewicht haben. Der Kaiser Konrad scheint ihm, zur geschichtlichen Gestalt gehalten, viel zu sehr in den Hintergrund gestellt (S. 150).

Mehr als „Herzog Ernst" entspricht seinen Anforderungen an das historische Schauspiel „Ludwig der Bayer", weil er „nicht bloß die Zeit in den dargestellten Helden, sondern diese in der Zeit, in der sie sich bewegen, zur Anschauung zu bringen sucht" (S. 151). Der Stoff ist von der erhabensten Art, den deutsche Geschichte auf-

zuweisen hat. Es ist ein Werk „von so schöner Vollendung, daß es vorzüglich dazu geeignet wäre, der Bühnendichtung einen neuen Aufschwung zu geben und sie auf den richtigen Weg in weiterer Fortbildung zu leiten“ (S. 152). Aber Collin wünscht eine noch größere Ausführlichkeit in der Darstellung von Einzelheiten: jetzt stünden in dem Werke einzelne Scenen gleichsam skizzenartig nebeneinander; die kleinen komischen Scenen überraschten als fremdartige Erscheinungen, weil ihre Verbindung mit der Haupthandlung fehle (S. 155 f.). Gleichwohl hält der Recensent den Verfasser wegen seines Vermögens, ganze Zeiträume zu überschauen, für vorzüglich berufen, ein historischer Dichter im wahrsten Sinne des Wortes zu werden (S. 156).

Collin nimmt hier Anlaß, das Wesen des historischen Schauspieles in Kürze zu erörtern, wie er es bereits in Schlegels „Deutschem Museum“ gethan hatte. Indem er die damals gewonnenen Resultate mit den Ergebnissen Solgers (im 7. Bande der Jahrbücher) vergleicht, erkennt er, daß ihre Ansichten in wesentlichen Punkten übereinstimmen. An die Betrachtung Shakespeares schließt er eine Beurteilung der Werke Goethes und Schillers. Der erstere scheint ihm wie schon in seiner Jugend so noch jetzt im Mittelpunkte deutscher Kunst zu stehen; es ist die Universalität des Genies, die er an dem deutschen Dichterheros bewundert (S. 163—165). In der Auffassung von Schillers Dramatik folgt er mit größerer oder geringerer Selbständigkeit den Urteilen Solgers.

„Die Jungfrau von Orleans“ bietet ihm Gelegenheit, einen Vergleich mit dem Stücke „Jeanne d'Arc“ von Wetzel anzustellen (S. 168—175). Es handelt sich ihm hauptsächlich um den geschichtlichen Charakter der Jungfrau. Collin macht Schiller den Vorwurf einer wissentlichen Änderung der Geschichte. Es empört (!) geradezu sein Gewissen, die demütige Jungfrau mit einem zarten gottergebenen Gemüte bei Schiller in eine dämonische Gestalt verwandelt zu sehen, der selbst der Zug harter Grausamkeit nicht fehle (S. 171 f.). Dem gegenüber vermeidet Wetzel, allerdings „mit gesuchter Strenge“, allen romantischen Schmuck, um „einer durch sich selbst großen Begebenheit die schlichteste Darstellung zu geben“ und dem geschichtlichen Stoff sein Recht widerfahren zu lassen. Wenn auch Collin die Rauheit der Sprache tadeln muß, steht er doch nicht an, dem Werke einige Ähnlichkeit mit Shakespeares „König Lear“ zuzusprechen (S. 175). An dem „Hermannfried“ desselben Verfassers rühmt er den großen Sinn, in dem das Stück gedichtet sei, und die ungemeine Kraft in der Führung der Handlung (S. 181). Von Dichtern zweiten Ranges wie Wetzel verspricht er sich ein sicheres Fortbestehen des deutschen Schauspiels.

Nicht so anerkennend urteilt er über Caspars „Maximilian I.“ und Auffenbergs Dramen. Dem ersteren wirft er vor, er habe seinem Drama überhaupt nicht die Anlage eines historischen Schauspiels gegeben, sondern den Stoff in die enge Form eines bürgerlichen Schauspiels gezwängt. Auffenberg hat nach seiner Ansicht zwar der Handlung ihr volles Gewicht gelassen, aber im Streben nach Idealität dem geschichtlichen Stoff Gewalt angetan.

Immermann thut Collin ziemlich kurz ab; er erkennt in ihm ein unleugbares Talent, aber seine Stücke gelten ihm bloß als „Nachklänge gewisser poetischer Übertreibungen, die ihr Verdienst inner den Grenzen des Ganzen, in dem sie zum Vorschein kamen, hatten und haben“ (S. 206).

Dagegen erntet „Karl der Kühne“ von Schütz das höchste Lob. Der Kritiker nennt das Drama „in deutscher Sprache das erste Beispiel eines durchaus im großen Sinne nach welthistorischen Ansichten aufgefaßten Stoffs“ (S. 192). Es erfüllt seine Forderungen an ein echtes geschichtliches Schauspiel; während es den bedeutsamen Lebenslauf eines der merkwürdigsten Fürsten aus der neueren Zeit und zugleich diese Zeit selbst darstellt, ist es doch ein dramatisch gegliedertes Ganze (S. 195).

Der Verfasser hatte selbst eine Abhandlung über das vaterländisch-historische Drama seinem Stücke vorangehen lassen. Als unbedingte Voraussetzungen derselben haben wir A. W. Schlegels Wiener Vorlesungen und Solgers Recension in den „Jahrbüchern“ zu betrachten. Schütz selbst beruft sich ausdrücklich an zwei Stellen auf Solger (S. 22. 32). Auf die Ausführungen Collins im „Deutschen Museum“ scheint er nicht Bezug genommen zu haben.

Auch in Schützens Auseinandersetzungen erkennen wir wie bei Solger und Collin den Schellingschen Begriff der Geschichte wieder. Allen historischen Erscheinungen liegt nach seiner Anschauung ein ewiges Leben, ein einheitlicher Geist zugrunde (S. 9). Die Gewalt eines ewig in Gestalt der Einheit zurückkehrenden Gesetzes über die menschlichen Handlungen und Schicksale, das an Treue den ewigen Naturkräften gleicht, giebt dem Geschichtlichen den typischen Ausdruck (S. 20). Die Tragödie, welche „der mit einer gewissen Willkür, Virtuosität und Kraft zu Werke gehende, Harmonie schaffende Dichter“ hervorbringt, hat „das in der Naturgeschichte sich offenbarende Ewige[1]) in weit höherer Einheit sozusagen schon vor ihm gesungen“, schon vor ihm gedichtet

[1]) Schelling nennt es das „Absolute“; er spricht auch von einer „Weltseele“ als einem organisierenden, die Welt zum System bildenden Princip (Überweg, Grundriß der Geschichte der Philosophie 3, 322); Solger gebraucht den Ausdruck „Weltgeist“ (Wiener Jahrbücher 7, 118); ebenso Grillparzer 15, 91 f.

(S. 18). Es ist ganz dasselbe, wie wenn Schelling und Tieck die Geschichte Dichtung des Einen, Absoluten oder Poesie der Natur nennen.

Der historische Stoff kann — so führt Schütz aus — auf zweifache Weise zur Tragödie gestaltet werden: einmal metamorphosiert er sich in der tragisch gestimmten Seele des Dichters zur Tragödie; das anderemal erkennt der Dichter das tragische Material als schon tragisch organisierten Stoff wieder. Im letzteren Falle wird dem Stoff nicht erst der dramatische Zusammenhang gegeben, sondern dieser wird „als ein ursprüngliches unserem Geist nur verhüllt gewesenes Geheimnis wieder aufgefaßt. Der Dichter erkennt nur ein schon vorhandenes Drama wieder, will es nur so unverändert wie möglich nachsingen" (S. 19). Die erste Art ist der griechischen Tragödie und ihren modernen Nachahmungen eigen, die letzte Art macht das Wesen des historischen Dramas aus. Dort muß „das Menschliche und das Schicksal der tragischen Person vorwalten; es darf nicht einer Entwicklung der Verhältnisse, denen der Held erliegt, untergeordnet sein" (S. 5). Das Drama dagegen — darunter versteht er dasselbe wie A. W. Schlegel unter romantischem Schauspiel mit Inbegriff des historischen — will nicht das Verhältnis des tragischen Individuums zur Außenwelt von diesem als dem Licht- und Brennpunkte aus betrachten, sondern vielmehr die unter der Gestalt der äußeren Bedingungen den Menschen ergreifenden Gegenkräfte in einer „kräftigeren Begründung" durchschauen (S. 6). Es will den Angriff des einzelnen Menschen auf die höheren Potenzen und den ihm folgenden Kampf in seiner geschichtlichen Vollständigkeit erblicken. Eine solche Komposition darf „das Licht nicht von den entgegenwirkenden Individuen auf die Potenzen ausstrahlen" lassen, sondern muß letztere selbst durch größere Objektivität der Darstellung durchsichtig machen" (S. 10). Schütz erkennt an, daß auf diese Weise „der Rahmen gleichsam über das Gemälde oder doch die Landschaft und der Hintergrund über die Figur gesetzt" wird. Ebenso wie A. W. Schlegel erklärt: „Das Pantheon ist nicht verschiedener von der Westminster-Abtei oder der St. Stephanskirche in Wien als der Bau einer Tragödie von Sophokles von dem eines Schauspiels von Shakespeare" (Sämtliche Werke 5, 11), bringt Schütz die Tragödie und das historische Drama in ein ähnliches Verhältnis wie Raphaels Sixtinische Madonna und dessen Cäcilie (S. 6). Kurz gefaßt, ist nach seiner Begriffsbestimmung dasjenige Kunstwerk, worin der Hintergrund zurücktritt, tragisch, dramatisch dagegen dasjenige, worin er hervortritt (S. 8). Dem deutschen Wesen entspricht nach seiner Meinung mehr die letztere

Art. Er findet den tieferen Grund in dem Streben des Deutschen nach allumfassender Vielseitigkeit. Auch Schütz legt sich die Frage vor, wie ein wahres Nationaltheater begründet werden könne. Die Hauptschwierigkeit, welche sich dem Entstehen eines solchen entgegenstellt, der Mangel einer Mythologie, müßte sich, wie er meint, überwinden lassen, wenn das Volk Klarheit gewänne „über die Totalität der vaterländischen Beziehungen, Schicksale und Geheimnisse“ (S. 30). Denn ohne einen gemeinsamen Glauben an den Geist seiner Vorzeit könne kein Volk ein Nationaltheater besitzen. Es müßte vor allem eine richtige und gemeinsame Anschauung der alten Heroenwelt vorangehen; dann müßte sich das Volk den Geist verschiedener Perioden der deutschen Vorzeit, die verschiedenartigen jene Epochen leitenden Principien nahebringen (S. 23). Dazu sei eine Vorarbeit notwendig, die eine Sonderung und Entwicklung der mannigfachen Elemente vorbereitet, welche als die Seele des gewisse Zeiträume und Geschlechter lenkenden Schicksals zu betrachten wären (S. 23). Eine solche Vorarbeit würde ein Mittelding sein müssen zwischen eigentlichem Drama und Epos; es würde zugleich die Keime zu mehreren Einzeldramen in sich enthalten.

Auch sein „Karl der Kühne“ soll ein derartiger Versuch sein (S. 24). Schütz wollte kein tragisches Schicksal darstellen, keine eigentliche Tragödie schaffen, sondern die Darstellung eines geschichtlichen Ereignisses in einem solchen dramatischen Zusammenhange liefern, daß der Geist des ganzen Zeitraumes und der Zusammenhang aller seiner Begebenheiten dem Leser oder Zuschauer vor die Seele geführt würde, damit dadurch in anderen die Begeisterung zu streng-dramatischen Kompositionen geweckt werde (S. 28).

Collin mag hier zu ähnlichen Gedanken über ein Werk, das die Keime zu einer Reihe von selbständigen Dichtungen in sich schlösse, von neuem eine starke Anregung empfangen haben. Denn etwas Ähnliches hatte ihm schon früher vorgeschwebt (Wiener Jahrbücher 20, 204 f.). Ja, dieser Gedanke läßt sich noch weiter zurückverfolgen. Bereits Friedrich Schlegel ließ im „Gespräch über die Poesie“ (1800) Ludoviko von einem mystischen Gedichte sprechen, von einem unendlichen Gedichte, welches, „ein neues Bette und Gefäß für den alten ewigen Urquell der Poesie, die Keime aller anderen Gedichte verhüllt“ (Minor 2, 358). Schlegel dachte sich etwa ein allumfassendes Epos, ein Werk, wie es Dante allein durch eigene Riesenkraft geschaffen hätte (Minor 2, 366), und wies auf die Geschichte als die Quelle für die neu zu schaffende Mythologie hin (Minor 2, 363 Zeile 41 ff.).

Collin stimmt mit Schütz in dem Streben, der deutschen Kunst einen Ersatz für die fehlende Mythologie zu schaffen, insofern überein, als er dies gleich jenem auf dem Gebiete des historischen Dramas zu erreichen hofft. Ein Epos in jenem großen Sinne Schlegels, ein Hyperepos, wie er es mit deutlicher Beziehung auf Schlegels Erörterungen nennt, scheint ihm noch zu fern zu liegen; vielmehr dünkt ihm der Zeitcharakter für das Drama angemessener. Er wünscht daher der deutschen Poesie ein großes, umfassendes dramatisches Werk, welches deutsche Sinnesweise widerspiegelt, ein Bild des gesamten deutschen Lebens entwirft und für alle Zukunft den Mittelpunkt der deutschen Dichtung bilden soll (Wiener Jahrbücher 20, 179 f.). Auch darin trifft er mit Schütz zusammen, daß er ein Drama fordert, das nicht einzelne vaterländische Ereignisse oder das Lebend irgend eines durch hervorragende Tugend ausgezeichneten Mannes darstellt, sondern einen Stoff behandelt, aus welchem „die tiefe Eigentümlichkeit des universalhistorischen Strebens" der Deutschen in jenen mächtigen Verhältnissen sichtbar würde, welche unser Mittelalter charakterisieren (S. 197). Die Epoche der Hohenstaufen bezeichnet er — wie A. W. Schlegel — weil im wahren Mittelpunkt deutscher Kraftentfaltung gelegen, als den geeignetsten Stoff für ein so erhabenes Werk (S. 197). Er denkt sich eine Reihenfolge sich wechselseitig stützender Werke, welche das Kaisertum selbst als das Centrum ihrer Darstellung festhalten sollten (S. 203). Um das großartige Gebilde würde sich — so meint er — bald eine Reihe anderer Dichtungen sammeln, welche die Eigentümlichkeit des Lebens der verschiedenen deutschen Stämme feiern würden. Als Vorläufer dieses „allgemeinen deutschen Schauspiels" sieht er alle jene Dramen, welche er in der Abhandlung „Über neuere dramatische Litteratur" zusammengestellt hat, sowie auch seine eigenen dramatischen Versuche an (S. 204).

An Collins, Solgers und Schützens Auseinandersetzungen über das historische Schauspiel schließen sich die wegen ihrer Kürze, Prägnanz und Durchsichtigkeit ausgezeichneten Ausführungen Tiecks über das geschichtliche Drama in der Dresdener Abendzeitung 1823 an (in der Besprechung von Schillers „Piccolomini" und „Wallenstein"). Die wichtigsten Stellen seien hier wegen ihrer Bedeutsamkeit wörtlich angeführt: „Die historische Tragödie kann keinen edlern und poetischern Anhalt finden als das eigene Vaterland. Die Liebe zu ihm, die Begeisterung für dieses, die großen Männer, die es erzeugt, die Noth, die es erlebt hat, die glänzenden Perioden, durch welche es verklärt ist, alle diese Töne

werden in jeder Brust umso voller widerklingen. Das poetische Auge des Dichters, dem sich die Geschichte seines Landes eröffnet, sieht und errät auch, wie alte Zeiten in der seinigen sich abspiegeln, wie das Beste seiner Tage nur durch edeln Kampf oder Drangsal der Vorzeit möglich wurde, und indem der Sänger alles mit dem echten Sinn des Menschlichen umfaßt, wird er zugleich ein Prophet für die Zukunft, er wird Geschichtschreiber, und das gelungene Werk ist nun eine That der Geschichte selber, an welcher noch der späte Enkel sich begeistert, seine Gegenwart aus diesem klaren Bilde erkennen und sich und sein Vaterland an ihm lieben lernt" (Kritische Schriften 3, 41). „Ein großer Moment in der Geschichte ist eine Erscheinung, die sich nur dem Seherblicke erschließt. Hingerissen, befeuert wird auch das schwächere Gemüth von einer großen Begebenheit: um sich diese anzueignen, wird es aber bald eine einseitige Vorliebe, einen unbilligen Haß müssen wirken lassen. Ganz von dieser Hitze ist jener Enthusiasmus verschieden, der im Kleinen wie im Großen das ewige Gesetz wahrnimmt, sieht, wie eins das andere erzeugt, wie die Klugheit scheitert, und eine höhere Weisheit die mannigfaltigen Fäden verbindet, und selbst Zufälligkeiten noch einflechten kann, um die Erscheinung, das Wesen möglich zu machen, das nun ebenso wunderbar als gewöhnlich, ebenso verständlich als geheimnisreich wird, und an dem diese scheinbaren Widersprüche sich zu einem nothwendigen Ganzen verbinden. Geht in einem Dichter die Gesammtheit einer großen Geschichtsbegebenheit auf, so wird er umso poetischer und umso größer sein, je näher er sich der Wahrheit hält, sein Werk ist so vollendeter, je weniger er störende, spröde Bestandtheile wegzuwerfen braucht: er fühlt sich selbst als der Genius der Geschichte, und die Dichtkunst kann schwerlich glänzender auftreten, als wenn sie auf diese Weise eins mit der wahren Wirklichkeit wird" (Kritische Schriften 3, 42).

Collin lieferte aber nicht nur einen wichtigen Beitrag zur Theorie des historischen Schauspiels, sondern eiferte auch die deutschen Dichter zur dramatischen Bearbeitung der Hohenstaufenepoche an. Die zahlreichen Hohenstaufendramen und -Cyklen zu Ende der zwanziger und Beginn der dreißiger Jahre verdanken ihre Entstehung in weiterer Linie romantischen Anregungen.[1]) Von besonderer

[1]) Uhland faßte bereits 1817 (4. August) den Plan, die Hohenstaufengeschichte in sechs Schauspielen zu behandeln (Tagbuch 1810—1820 herausgegeben von Hartmann 1898, S. 217). 1826 erschien bereits das cyklische Drama in sieben Abteilungen „Die Hohenstaufen" von Wilhelm Nienstädt (Kehrein, Die dramatische Poesie der Deutschen 2, 281). Am bekanntesten ist Raupachs Cyklus von acht Stücken (Berlin 1837 f.). Vgl. jetzt: Alexis Gabriel,

Wichtigkeit war in den zwanziger Jahren noch das Erscheinen der „Geschichte der Hohenstaufen" von dem mit Tieck innig verbündeten Fr. von Raumer (Leipzig 1823 ff.). Schon am Schlusse des 18. Jahrhunderts und zu Anfang des neuen hatte die Geschichte der poetischen Auffassung jener Periode tüchtig vorgearbeitet[1]) und der historische Roman den Übergang zur dramatischen Bearbeitung vermittelt.

Collin und Grillparzer.

Wenn Grillparzer den Deutsch-Österreichern einen Dramencyklus aus der vaterländischen Geschichte bieten wollte, so dürfen wir mit Recht dieses Vorhaben unter anderem auch auf das dichterische und theoretische Wirken M. von Collins zurückführen, zumal der Plan zum „Kaiser Albrecht" in das Jahr 1822 fällt.[2])

Der „Ottokar" allerdings bedeutet die Rückkehr zu Schillers dramatischer Technik und Shakespeares Individualisierung (Sauer, Einleitung zur 5. Auflage der Werke, S. 49; Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 3, 23), der Dichter wandelte also hier nicht die von Collin vorgezeichneten Bahnen; aber für die Entstehungsgeschichte des Werkes kommt doch Collins Thätigkeit wenigstens insoweit in Betracht, als er neben Hormayr, dem Historiker, als Ästhetiker jahrelang den Mittelpunkt eines Kreises bildete, dem es darum zu thun war, in Österreich eine von vaterländischem Geiste und Leben durchdrungene Kunst großzuziehen. Er erwarb sich auch noch einiges Verdienst um die Aufführung des patriotischen Stückes,[3]) die schöne Stunde jedoch, wo

---

Friedrich von Heyden, mit besonderer Berücksichtigung der Hohenstaufendichtungen, 1901, S. 22 f. 76 ff.

[1]) Ammermüller, Heinrich, Pfister, Schmidt, Woltmann. Bereits 1787 gab Benedicte Naubert einen historischen Roman „Konradin von Schwaben" heraus.

[2]) In einem Verzeichnis von Stoffen findet sich die Notiz: „Die ersten Habsburger (Kaiser Albrechts Tod)" 12, 211. Vgl. A. Klaar, S. 6. Über den Plan zum „Kaiser Albrecht" aus dem Jahre 1822 siehe 12, 91 ff., jetzt auch Oswald Redlich a. a. O., S. 21 f. Nach der Aufführung des „Ottokar" kam Grillparzer von dem Plane ab 1, 24. In der Zeit 1819—1822 trug er sich auch mit dem Gedanken, ein großes dramatisches Gedicht zu schreiben, aus 5—6 Tragödien bestehend, „Die letzten Römer" betitelt. Die einzelnen Teile sollten sein: 1. Marius und Sulla. 2. Crassus und der Fechterkrieg. 3. Pompejus und Cäsar. 4. Brutus. 5. Die Triumvirn. 6. Nachspiel: Octavianus Augustus 12, 37 ff.

[3]) Sämtliche Werke 19, 115 f. C. Glossy legt (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 9, S. 232) dar, daß der Verwendung seitens der Kaiserin wichtige Verhandlungen vorausgegangen waren, die kein Geringerer eingeleitet hatte als der Kaiser selbst. Vgl. Sauer, Aus dem alten Österreich, S. 8—23. Aus Anlaß der Aufführung des „Ottokar" sprach der Dichter seine Ansicht über die Aufgabe der historischen Tragödie aus; 18, 188 f.

es unter großer Teilnahme des Volkes über die Bretter ging, erlebte er nicht mehr.[1])

Wenn wir aber seine Dichtung, als deren Fortsetzung Grillparzers „Ottokar“ von den Zeitgenossen angesehen wurde, den „Tod Friedrichs des Streitbaren“ mit diesem Werke vergleichen, so scheint es, daß wir dem Einfluß Collins auf Grillparzers historische Tragödie noch weitere Grenzen ziehen dürfen, vor allem was die dramatische Verwertung des Ehescheidungsmotives anlangt. Die Untersuchungen Klaars haben erwiesen, daß die Auffassung des Margarethenmotives bei Grillparzer in den geschichtlichen und sagenhaften Berichten, welche dem Dichter zu Gebote standen, nicht vorbereitet war. Wenn auch die Hauptquelle, Ottokar von Horneck, mit unserem Dramatiker darin übereinstimmt, daß er das Verhältnis des Helden zu den Frauen in den Vordergrund stellt, seine ethische Schuld in die Verstoßung der Margaretha verlegt und in den beiden Frauen das gute und böse Prinzip verkörpert (Klaar, S. 117), so hat doch das Motiv in seiner Dichtung nicht die Bedeutung wie in der modernen Tragödie. Vielleicht bot „Friedrich der Streitbare“ für diese Art der Verwendung jenes Motives einige Anhaltspunkte.

Friedrich ist gleich Ottokar eine von Herrsch- und Ruhmsucht erfüllte Natur, die ihrem Streben nach dem höchsten Glanze selbst das häusliche Glück zum Opfer bringt. Der Kaiser will Österreich, verbunden mit Steiermark und Krain, zum Königtum erheben: um nicht als erster König der letzte Sprößling des Stammes der Babenberger zu sein, scheidet sich Friedrich von seiner Gattin Agnes, da sie ihm keine Hoffnung auf einen Erben gewähren kann (Dramatische Dichtungen von M. von Collin 1, 13). Die Ehe wird unter dem Vorwande gelöst, daß Agnes dem Herzog durch Geburt verwandt sei und dem Ehebunde die Dispens der Kirche fehle. Gleich im ersten Auftritte wird der Herzogin der von der Versammlung der Bischöfe und Prälaten gefaßte Beschluß mitgeteilt, wie auch in der Eingangsscene des „Ottokar“ die Verstoßung der Königin bereits beschlossene Sache ist. Es fällt auf, daß auch Grillparzer, im Gegensatze zu den Historikern, die er zu Rate zog, als Grund für die Scheidung einen unerlaubten Grad der Blutsverwandtschaft heranzieht (Klaar, S. 32). Ähnlich wie Margarethens Einwand:

[1]) Der „Ottokar“ sollte jedoch nicht die einzige Gestalt der vaterländischen Geschichte sein, die Grillparzer auf die Bühne brachte. „Der treue Diener seines Herrn“ (Ende 1826 abgeschlossen) hat mit jenem Stücke in Entstehung wie in seinen Schicksalen viel Gemeinsames (1, 24. 51; 19, 141 ff.). Die Gedanken an den „Bruderzwist in Habsburg“ reichen bis in das Jahr 1824 zurück (1, 92; über den Plan vom Jahre 1826 vgl. 20, 18), und in der „Libussa“ ergriff der Dichter wiederum einen patriotischen Stoff, der sich mit dem der „Drahomira“ (1809—1810. 1817) aufs innigste berührte (11, 109 ff.; 12, 169).

Solchen Grads Erlassung fällt nicht schwer.
Auch hat man anfangs dessen nicht erwähnt!

mutet uns die Entgegnung der Herzogin an:

Wenn dieses Herzogs Ehe nichtig ist,
Wie kommt's, daß ihr erst jetzt so weise seid?

Friedrich trennt sich durch eine Gewaltthat von seinem guten Engel und seinem Glück, wie Ottokar in Margaretha seinen guten Genius von sich stößt. Das Mißgeschick und der Untergang der beiden Helden erscheint zum Teil als Strafe für das an den Gattinnen begangene Unrecht. Die Verstoßenen kreuzen noch zweimal den Weg ihrer Herren, einmal vor einer entscheidenden Wendung der Handlung, zum zweitenmale, bevor der Tod der Helden als Sühne für ihre ethische Schuld eintritt. Agnes lebt seit ihrer Scheidung an dem See bei Lunz in der Hütte eines armen Fischers, „der Seele Wehmuth einsam zu verhauchen in geheimer Klage" (S. 21), wie sich Margaretha gebrochen auf ihren einsamen Sitz nach Krems zurückzieht. Bei Lunz trifft der Herzog mit seiner geschiedenen Gattin zusammen, als er das Thal besetzen will, um die Vereinigung Ottos von Meran mit Bela zu verhindern (S. 94 ff.). Hier tritt Agnes als Vermittlerin zwischen ihm und ihrem Vater auf, denn um ihretwillen giebt Friedrich den von allen Seiten eingeschlossenen Otto frei. Ohne einen Anhaltspunkt in seinen Quellen zu haben, hat auch Grillparzer zu den historischen Momenten, welche Ottokar in der Unterredung mit Rudolf zur Nachgiebigkeit bewegen, die Fürbitte Margarethas gefügt (Klaar, S. 80). Wenn auch nicht durch eigenes Auftreten, so wirkt sie doch durch ihre Anwesenheit im Lager des Kaisers und dessen schonende Erinnerung an sie auf die Umstimmung Ottokars mit ein. Und jene Zusammenkunft hat für Friedrich eine ähnliche Bedeutung wie für den Böhmenfürsten die Unterredung mit Rudolf. Die Thatkraft des Herzogs, sein kühner, vorwärts stürmender Geist ist seit seiner Begegnung mit Agnes, wenn er sich auch schon früher als freudelosen, armen Mann fühlte, völlig gebrochen:

Drusinger.

Weiß ich es, was er sinnt in düstrer Seele? —
Seit er die Frau im Thal bei Lunz erblickte,
Den unglücksvollen Greis dort jammern sah,
Ist er ein andrer ganz, wie sonst, geworden,
Und sein Gesicht umzog die Nacht des Wehs.

Bernhard.

Ihn reut die Scheidung.

Drusinger.

Lautlos ward er ganz.
Vorreitend unsern Scharen, sucht sein Blick
Die Wolken dunkeln Staubes, aufgewühlt
Vom nachbarlichen Feindesheer Merans,
Dem er sich unverwandt zur Seite hält.
Dort drüben einzig scheint sein Geist zu weilen,
Wo er die theure Gattin wohl vermuthet:
. . . . Einsam stets
Erblickt ihr ihn, des Heerzugs Lärm vermeidend (S. 115).

Seitdem empfindet er die selbst herbeigeführte Trennung als eine schwere Schuld, die Gottes Rache herausfordern müsse und schon reif zur Strafe sei (S. 106). In gleicher Weise ist auch Ottokars thatkräftiger Wille gelähmt, seit die Erinnerung an Margaretha ihn zur demütigen Weichheit gestimmt hat, und sein letztes Aufraffen zu entschiedenem Handeln trägt nur mehr den Charakter verzweifelter Gegenwehr (Klaar, S. 91. 96).

In beiden Tragödien bringt der 5. Akt die Entscheidungsschlacht und die Katastrophe, und in beiden geht eine zweite Begegnung der unglücklichen Fürsten mit ihren geschiedenen Gattinnen voran. Agnes ist dem Herzog in Verkleidung bis vor die Thore von Neustadt gefolgt, um ihn zu schützen und zwischen ihm und ihrem noch unversöhnten Vater zu vermitteln (S. 133. 138). Auch Ottokar begegnet im Augenblicke der letzten Schicksalswendung noch einmal Margaretha, allerdings schon als Leichnam, nachdem sie als Friedensvermittlerin zum Kaiser gewollt hatte; aber sie flößt ihm auch jetzt noch gute Gedanken ein und stimmt ihn zur Reue und Buße. Hier weicht Grillparzer nicht nur in der Auffassung, sondern auch in den Thatsachen von Ottokar von Horneck ab, der zu berichten weiß, daß Ottokar die nach Krems verbannte Königin vergiften ließ (Klaar, S. 100). An ihrem Sarge im Hause des Küsters kniend, gesteht er gleich Friedrich seine Schuld, söhnt sich mit ihrem Geiste aus und bittet sie um Trost und Segen. Von Todesahnung erfüllt, eilt er zur Schlacht:

Denn eines fühl' ich wohl: es kommt zu sterben;
Der heut'ge Tag kann Ottokar verderben;
Drum segne mich, wie du gesegnet bist!

Auch die große Beichtscene: „Ich hab' nicht gut in deiner Welt gehaust, du großer Gott!" u. s. w. bezeichnet Klaar als des Dichters ureigenstes Gedankenwerk (S. 106) und meint, hier auf dem letzten Höhepunkte der Handlung breche die unmittelbare Erinnerung an Napoléon mächtig hervor, doch sprächen Reue und Sühne das entscheidende Wort (S. 107). Wenn auch das Letztere nicht

geleugnet werden kann, so läßt sich doch aus „Friedrich dem Streitbaren“ eine ähnlich angelegte Beichtscene gegenüberstellen (S. 124 ff.). Ohne die Nähe seiner verstoßenen Gattin zu ahnen, legt der Herzog vor der Hütte, in der sich diese verborgen hält, ein Bekenntnis seines Thuns und Treibens ab:

> So hat in mir unlautrer Stolz der Hoheit,
> Wild strebend, in sich selber sich verwirrt,
> Daß ihm sein Aufflug Sturz des Todes wurde (S. 125).

Ein unseliges Irren nennt er sein stolzes Streben, und auch Ottokar schreibt einen Teil seines Unrechts seiner Verblendung zu:

> Geblendet war ich, so hab' ich gefehlt!
> Mit Willen hab' ich Unrecht nicht gethan!

aber gleich muß er hinzufügen:

> Doch, einmal, ja! — und noch einmal! O Gott,
> Ich hab' mit Willen Unrecht auch gethan!

Wie Friedrich bekennt, daß alle seine Sorge seinem geliebten Österreich gewidmet war:

> Und du, mein Österreich! geliebtes Land,
> Um das all meiner Sorge süßes Treiben
> Mit ewig regem Eifer sich bemühte, ...
> ... decke du mit dunkler Hülle sanft
> Den Letzten des gewalt'gen Fürstenstamms,
> Der nur für dich seit grauer Zeit gewirkt! (S. 126)

so fleht Ottokar für das Wohl seines Volkes:

> .... Hast du beschlossen,
> Zu gehen ins Gericht mit Ottokar,
> So triff mich, aber schone meines Volkes!

Reumütig weiht er sich dem verschuldeten Tode, nachdem er durch seine Buße die innere Einheit wiedergewonnen hat, die durch den Zwiespalt seiner heftigen Triebe zerstört worden war. In Friedrich steigert sich sogar die Todesahnung bis zum heftigen Verlangen, daß ihn die düsteren Pforten seiner heimatlichen Erde aufnehmen:

> Du, dunkle Todesnacht, sei meine Braut!

Er will im Tode Ruhe finden für sein Herz, das ein Zwist „im Innersten verheerend theilt“ (S. 125). Der Tod, der beide in der Schlacht ereilt, erscheint allen als Sühne und Strafgericht des Himmels:

Ulrich.

> Ach, ich besorg', es hat die Hand des Höchsten
> Dich Hochverwegnen strafend übereilt (S. 147).

Ähnlich spricht Rudolf es von Ottokar aus, daß er „in Gottes strenge Hände" fiel.

Gemäß den Hauptabsichten der beiden Dichtungen muß der Schluß des „Ottokar" ein Gegenstück zu Collins Tragödie bilden. Mit Friedrich sinkt der letzte Babenberger in die Erde, mit ihm geht ein herrliches Geschlecht zugrunde; kein freudiger Ausblick eröffnet sich auf die Zukunft, daher liegt über der Schlußscene eine drückende Schwere. Über der Leiche Ottokars dagegen sehen wir ein neues kräftiges Herrschergeschlecht sich erheben: angesichts des großen Toten belehnt Rudolf seinen Sohn mit Österreichs weitem Erbe und verkündet in fast prophetischem Tone den künftigen Ruhm des Hauses Habsburg.

Bei der Betrachtung der weitgehenden Übereinstimmungen zwischen den beiden ins Auge gefaßten Tragödien scheint die Vermutung fast unabweislich, daß der große österreichische Dramatiker mit seinem Vorgänger habe wetteifern wollen. Ließen sich für diese Annahme noch von anderer Seite Stützen heranziehen, so könnte ein auf Grund dieser Voraussetzung durchgeführter Vergleich der beiden Werke in höchst anziehender Weise darthun, worin und wie weit Grillparzer die Dichtung Collins hinter sich gelassen hat.

Findlinge.

I.

Ein Brief aus Herders Nachlaß.

Mitgeteilt von Otto Hoffmann in Steglitz.

Der anonyme Schreiber des Briefes ist Hartmann, über den das Goethe-Jahrbuch 9, 128 handelt. Herder hat ihm nicht geantwortet, wie wir aus seinem Briefe an Hamann (S. 85, 11) wissen. Vierzehn Tage später schrieb der Tübinger Stiftszögling nach Berlin an Nicolai einen Brief, den ich in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung 1888, Nr. 32, publiziert habe.

Verehrungswürdigster Herr Consistorialrath!

Ich habe Ihre Schrift über den Ursprung der Sprache gelesen. Nur ein Mann wie Sie war berechtigt, mit philosophischem Scharfsinn diese Streitfrage zu entscheiden. Sie haben diese Sache erst jetzt für mich interessant gemacht. Keine trockenen Sätze und leere Hypothesen, die mit der Frage, ob Turnus Aug schwarz oder blau gewesen, Ähnlichkeit hätten, aber allgemeine Sprachbemerkungen mit philosophischen Auge geprüft, habe ich darinn gefunden. Von da aus kann man auf die Untersuchungen einzeler Sprachen kommen, und ihre Geschichte, Wachsthum und Vollkommenheit richtig bestimmen. Was ich hierinn weiß, habe ich den

Fragmenten und dieser Schrift zu danken. Ich bin dadurch aufmerksamer auf unsere Sprache worden, und fand, daß dem Schriftsteller, er seye Prosaist oder Dichter, nichts nöthiger sey, als daß er vor allem seine Sprache untersuche, Vergleichungen anstelle, und richtig davon urtheile. Den Dank, den ich Ihnen allein deswegen schuldig bin, statte ich mit dem entzückten Vergnügen der Hochachtung ab. Ich fing an, meine Sprache eyfrig zu studieren, ich fand große Schönheiten, ich verglich sie mit neuern Sprachen; meine Eigenliebe, ich würde sie Patriotismus nennen, wenn es nicht zu kühn wäre, gab ihr den Vorzug fast vor allen neuern, die ich kenne. Ich lernte das Vorurtheil ihrer Härte verachten, und jetzt, ich besorge nur zusehr, daß unsere Sprache durch das angenommene tändlende Wesen zu weich werden möchte, und dieß muß immer auf Kosten ihrer Stärke, ihres Adels geschehen. Sie ist, so wie sie jetzt ist, biegsam genug, noch mehr biegsam sie machen wollen, würde ihr das Originelle rauben heißen. Ich fürchte jetzt immer, sie würde noch ausarten. Nur Männer wie Abbt waren, wie Sie und wenige Andere sind, können unsere Sprache vor dem Verderben bewahren. Auffordern würde ich Sie, wann ich eine Stimme im Publikum hätte, öffentlich, und jetzt wünsche ich, von Ihnen gehört zu werden. Ich denke immer, durch bloße Syllogistik richtet man wenig aus, Erfahrungen thun das Meiste. Ich setze den Punkt, von dem ich ausgehe, in unserer Zeit fest, ich steige hinauf bis zu den Minnesingern, und dann wieder herunter. Wo ein Mann hervorragt, der seine Sprache gründlich verstand, verweile ich, betrachte ihn, seine Denkart, seine Sprache, sammle nur einzelne Bemerkungen, und komme doch endlich zu einem Ganzen. Und nun werde ich den Character meiner Sprache angeben können. Vergleiche ich sie noch mit der griechischen Sprache, so habe ich noch hie und da etwas zu wünschen übrig, worinn meine Sprache mehrere Vollkommenheit erhalten könnte; mit der lateinischen verglichen, finde ich weniger, mit den neuern garnichts. Ein schöner Beytrag zur Verfeinerung oder vielmehr Veredlung unserer Sprache ist, wann man die Werke unserer größten Schriftsteller mit einem kritischen Aug durchgeht, ihren Charakter, Denkart, Verfassung dazu nimmt, und ihren Werth mit philosophischem Gefühl bestimmt, z. B. wann man sie mit der körnichten Sprache unsers großen Luthers zusammen stellt. Unser Publikum wird dadurch aufmerksamer auf seine Schriftsteller vom ersten Rang gemacht und zieht sie den Tändeleyen unseres Zeitalters vor. Ich erinnere Sie hier, was Sie Abbt's Angedenken noch schuldig sind. Ich bin unwillig, daß Sie nicht fortgefahren haben uns Abbt's Denkungsart, Schreibart, Geist und Genie aus seinen Schriften zu entwickeln. Das Publikum hat das Recht, es Ihnen abzufordern, da Sie das erste Stück uns davon geschenkt haben, wann Sie es Abbt's Geist nicht schuldig wären. Sie bewohnen Abbt's Haus, Sie sehen das Grabmahl, welches ihm Ihr großer Fürst errichtet hat, immer vor sich, und werden jetzt nicht entflammt, ihm ein bleibenderes Denkmahl als Marmor zu errichten, nicht, unsern Jünglingen zu zeigen, wie sie Abbt's Schriften lesen sollen? Sie sind ein harter Mann! Eigensinn ist es, wann Sie sich auf eine Erndte prosaischer Original-Schriftsteller freuen, und nicht dadurch auch ein schlummerndes Genie wecken wollen, daß Sie uns Abbt's Geist aus seinen Schriften zeigen. Keine undankbare Arbeit, wo Ihnen Jünglinge, die einst unter der Zahl unserer Schriftsteller glänzen werden, bekennen werden, sie haben Ihnen alles zu danken. Ein Mann, der das Herz der Menschen kennt, wird nicht wie die Biene des Horatz herumschwärmen; er weiß den Standort, wo er ausgehen muß, um alles auszuführen, was uns mit dem Geiste eines Mannes genau bekannt macht. Ich fordere Sie auf, es jetzt noch zu thun. Der Anfang ist gemacht, einzele Blumen sind schon gebrochen, der Weg, den Sie jetzt fortwandlen werden, ist mit Blumen bestreut. Kein Geschäft kann wichtiger seyn für eine ganze Nation, der Sie doch als Deutscher alles schuldig sind. Ich rede mit einem Patrioten, der wie Abbt denkt, ebenso handelt, und für die Nachwelt immer bewundernswürdig seyn wird. Ich habe mit Männern geredt, die eben so denken wie ich, mit Männern, die nicht

Neulinge sind, die Zeugen von den verschiedenen gelehrten Revolutionen seit 30 Jahren waren. Ich nenne Ihnen einen Mann darunter, der Ihre ganze Liebe hat, wann Sie wissen, was er für mein Vaterland gethan hat; Thaten, die sein Gedächtnis der Nachwelt empfehlen würden, wann er auch in der Litteratur nicht so groß wäre, als er ist: Herr Regierungs Rath Huber, den einigen Patrioten in meinem äußerst verderbten Vaterlande; der den griechischen und deutschen Musen unermüdlich opfert, und im Stillen sich freut, daß unsere Nation immer aufgeklärter wird. Ich setze nichts mehr hinzu. Sie sind der erste bey uns, der nicht blos trockner Biograph war, der uns den Geist eines Mannes zergliedern konnte, und der, wie man davon künftig urtheilen wird, nach einem würdigen Probestück nicht gewollt hat. Lassen Sie sich bewegen. Für mich fordere ich wohl noch mehr; ich wünschte an der Hand eines Mannes wie Sie sind, meine Sprache zu betrachten, die lange Gallerie von den ältesten Zeiten an zu durchwandern, an den Säulen großer Männer mit Ihnen zu verweilen, und meine Sprache nicht nach Systemen, sondern nach einzelen Erfahrungen zu zergliedern. Ich sollte Ihnen sagen, wie weit ich gekommen bin, aber ich stehe doch weit zurück, nur die feurige Begierde eines Jünglings kann jeden Fingerzeig benutzen. Ich habe zur Uebung nach dem Muster unsers schätzbaren Rammlers Oden aus Horatz übersetzt mit der Treue, die ich dem alten Römer schuldig zu seyn glaube; Proben würde ich Ihnen vorlegen, wann ich einem so geschäftigen Manne die Zeit, die er wichtigern Geschäften widmet, zu rauben, nicht erröthete. Und doch erbitte ich mir Ihren Rath in einem Geschäfte über unsere Sprache, eine Arbeit, die die Folge von jener war. Ihrer Bestimmung nach soll sie nur für den Uebersetzer seyn. Ich zeige Ihnen die verschiednen Stücke, aus denen Sie bestehen soll, kurz an: Von der Wahl der Wörter; von der Abkürzung der Worte: von der Zusammensetzung der Worte; und Beywörter mit Homers verglichen; von den Partikeln; von dem Participium; von der Wortfügung und Wortversetzungen mit der griech. und latein. Sprache verglichen; von Ideen, die unserer Sprache noch fremd sind; von der ältern deutschen Sprache; von der poetischen und prosaischen Sprache; vom Sylbenmaß; Regeln für den Uebersetzer. Wollen Sie mir das Vergnügen gönnen, eine Antwort von Ihnen zu erhalten, so würde ich mich über den Plan meiner Arbeit und ihre Ausarbeitung noch weiter erklären. Unterdessen erlauben Sie mir meinen Nahmen zu verschweigen, bis ich weiß, was Sie von einer solchen Arbeit denken, die ein Jüngling (vielleicht zu kühn) unternommen hat. Ich schätze und liebe Sie so sehr, daß ich nur Ihr Urtheil hören will. Die Antwort schicken Sie nur dem Buchhändler Metzler in Stuttgart, welcher meine Adresse weiß, und sie mir einhändigen wird unter dem untergeschriebenen Zeichen G. T. H.

Ich bin

Tübingen, den 2ten Sept. 1772.

mit der schuldigsten Verehrung
deroselben
gehorsamster Diener
G. T. H.

II.

Ein Brief Gottfried August Bürgers.

Mitgeteilt von Erich Janke in Groß-Lichterfelde.

Vorliegender Brief, den mir ein Sammler aus seiner Autographensammlung freundlichst zur Veröffentlichung überließ, ist in dieser Vollständigkeit noch nicht abgedruckt worden. Nur die in Sternchen eingeschlossenen, kurzen Absätze hat Hoff-

mann von Fallersleben in seinen „Findlingen“ 1, 283 veröffentlicht, woraus sie Adolf Strodtmann in sein großes Sammelwerk „Briefe von und an G. A. Bürger“ übernahm. Sie bilden dort Nr. 481 im 2. Band, S. 277. Der Inhalt ist in seinen Beziehungen leicht verständlich, nur wer mit dem „holländischen Käse“, der die abfällige Äußerung über Bürger gethan hat, gemeint sein könnte, vermochte ich trotz eifrigster Nachforschungen nicht zu entdecken. Über Lichtenbergs Urteil über die „Frau Schnips“, vergl. ebenfalls Strodtmann, Bürgerbriefe 2, 276, Anmerkung 1.

Wöllmershausen, den 23. Apr. 1778.

Mein lieber Dieterich

Habe ich es Ihnen nicht hundertmal gesagt, daß die Briefe, die wir bisweilen an einander geschrieben, blos zu unserer eignen Ergözung, keineswegs aber für die Augen eines Dritten bestimmt waren? Denken Sie nun einmal, wie wehe Sie mir thun, daß Sie durch Vorzeigen derselben, mich dem Urtheile jedes Lumpengesindels Preis geben? Sie thun das freilich aus unschuldigen Herzen und denken, andre Leüte sollen sich ebenso drüber gaudiren, wie Sie. Aber das ist den andern Leüten nicht immer gemütlich. Sie haben darüber gewacht, daß ich allen meinem bischen guter Laune abschwöre, und niemals wieder anders als mit finstrer ernsthafter Miene vor Ihnen erscheine. Wenn es Niemand, als etwa unser lieber Lichtenberg wäre, dem sie einen meiner tollen Briefe oder meine Frau Schnips gewiesen hätten, so wolte ich nichts dazu sagen, wiewohl mir lieber seyn solte, wenn auch dies nicht geschehen wäre. Aber mir ist hinterbracht worden, daß Sie in großen öffentlichen Gesellschaften mich in naturalibus, worin ich mich allein Ihren Augen gezeigt zu haben glaubte, ausgestellt haben. Darüber soll ein holländischer Käse die stinkende Aüserung haben fahren lassen; daß ich mich doch immer lächerlich machte, wie ich schon öfter gethan hätte.

Sehen Sie nun mal, was für Verdrus Sie meinem Herzen machen, so daß sogar ein holländischer Käse dergleichen sich herauszunehmen untersteht?

Und gegen wen nimt er sichs heraus?

Gegen einen, der sich Manns genug zu seyn getrauet, ihn und alle seinesgleichen an den Schwanz seines Pegasus zu binden, und zum Gelächter der Welt und Nachwelt in die schöne große Ewigkeit mit fortzuschleppen.

* Nein, lieber Dieterich, Sie haben nicht wohlgethan. Meine Frau Schnips solten Sie auch nur Lichtenberg allein weisen. Aber Göttingen ist nun, wie ich leider! höre, ebenfals vol davon. Mich wundert, daß Sie sie noch nicht der theologischen Fakultät gezeigt haben. Schicken Sie mir sie ja gleich zurück, daß ich sie verbrenne, und ihre Asche in die Luft streue. Diesmal was aus meinem Pulte vorgezeigt, und nie wieder! *

Was bisher geschehen ist, das wil ich, insofern es Sie betrift, vergessen, indem ich wol so viel einsehe, daß Sie nicht aus böfem Herzen (aber doch allemal aus Unvorsichtigkeit) gesündigt haben. Aber das schwöre ich bei Gott, daß, wenn Sie künftig von dem Hokuspokus, der zwischen uns künftig schriftlich oder mündlich vorfallen könte, etwas laut werden lassen, so nehme ichs auf, wie vorsäzliche feindschaftliche Beleidigung.

* Wenn Sie mich lieb haben, so verbrennen Sie diejenigen meiner Briefe, deren Inhalt nur für Sie allein war; und zu weiter nichts, als zum Lachen dienen solte. * Hier erfolgt der Korrecturbogen und neües Mspt. Adio!

G. A. B.

III.

Drei Briefe aus August Wilhelm Schlegels Nachlaß.

Mitgeteilt von Hermann Stanger in Wien.

1.

Hochwohlgeboren,
Hochverehrter Herr Professor!

Ich muſs Ihnen endlich ein paar Zeilen schreiben; den fortgesetzten unerwünschten Anlaß, den mir dazu schon längst Ihr anhaltendes Schweigen gegen uns dazu gab, konnte ich gerne versäumen, aber dem erfreulichen, den eben der Augenblick mir günstig darbietet, widerstehe ich weniger!

Ich habe soeben den herrlichen Aufsatz zu Ende gelesen, den uns von Ihnen der neue Berliner Calender gebracht, und fühle mich so angenehm erwärmt und aufgeregt,[1]) daſs ich gedrungen bin, Ihnen aus dieser Stimmung ein Wort als dankbarer Leser zuzurufen, auf die Gefahr hin, die mit dergleichen Beeiferungen stets verbunden ist. Lächeln Sie immerhin über den von Ihnen hier gar nicht bezweckten Enthusiasmus, aber wahr ist es, daſs ich abermals, wie schon in früheren Jahren, von Ihrer unübertrefflichen Gabe des schriftstellerischen Vortrags ganz bezaubert bin. Welche Gegenstände wissen Sie in das Gebiet der Anmuth und der vergänglichen Unterhaltung zu ziehen, ohne daſs die Spuren der Anstrengung und Verwirrung, durch welche Sie sich durchwinden muſsten, im geringsten sichtbar würden! Das Trockene, Abgebrochene einer bei ungeheurem Apparat noch zu so wenigen sicheren Ergebnissen durchgedrungenen gelehrten Forschung schwindet unter Ihren Händen, es tritt Leben und Gestalt nicht erst aus, sondern schon in der Untersuchung hervor, und die Lücken selbst erfüllen sich mit angenehmer Betrachtungsweise. Ihre kritische Erörterung trägt durchaus darstellende Elemente in sich, und dies gewährt einen außerordentlichen Reiz. Durch die eigentliche Schreibart, die aus der Mitte einer höchsten Weltbildung nach allen Seiten anspielend hinblitzt, und jedem Wort eine Unterlage der reichsten Vorstellung giebt, erhöht sich dieser Reiz für den Mitkundigen unendlich. Ich glaube nicht, daſs wir im Deutschen noch viele Beispiele haben, welche Gediegenheit und Leichtigkeit in solchem Maße vereinigt zeigen; man könnte meinen, ein feines, luftiges Netz der zartesten Fäden vor sich zu haben, und fände doch, wo man sie zu zerreißen versuchte, Eisenstäbe! Eigentlich nur dann erst ist eine Sprache und Litteratur gebildet zu nennen, wenn sie dergleichen Behandlung erfährt und zuläßt. In dieser Art ein Höchstes geleistet zu haben, wird Ihnen von den Deutschen nicht abgeläugnet werden; vermöchten erst Viele so zu schreiben, so würde Ihr Verdienst nur umso heller dastehn. Dies vor andern anzuerkennen, dies ganz zu schätzen, und Ihnen selber huldigend auszusprechen, ist mir ein Bedürfniß, daſs Sie keiner Eitelkeit, keiner verstellten Anmaßung zuschreiben mögen, sondern jedem besseren Antriebe, der einem freien Wohlgefallen sich verbindet, und dessen Ausdruck ganz dem Augenblicke gehört, den Sie selbst hervorgerufen haben! — Wie Schade, daſs die Fortsetzung dieser reizvollen kritischen Arbeiten uns erst übers Jahr zu Theil werden sollen! Ich möchte sogleich zu lesen fortfahren. Der Gedanke, dergleichen einem Taschenbuche zu gönnen, ist zwar diesem gewiſs höchst ersprießlich, aber braucht eine von diesem unabhängige, frühere Fortsetzung, dünkt mich, nicht auszuschließen.

---

[1]) „Beitrag zum Berliner Kalender 1829 und 1831: Indien in seinen Hauptbeziehungen, 1: bis auf Vasco de Gama, 2: bis auf die neueste Zeit", siehe Gödeke 6, 15.

Nach diesem meinem freudigen Herzensergusse darf ich vielleicht dennoch auch auf den früheren Anlaß, den ich gehabt hätte, Ihnen zu schreiben, und nur um so unbefangener zurückkommen! Sagen Sie Hochverehrter, wie können Sie unserer Societät für wissenschaftliche Kritik so ganz vergessen, Ihre übernommenen, zugesagten Beiträge so lange zurückhalten, ja sogar die wiederholten Anfragen und Erinnerungen so ganz unerwidert lassen? Mit einer Gesellschaft insonderheit — das wissen Sie besser, als ich es sagen kann, wiewohl leider unter den Deutschen dies Wissen noch gar selten ist — läßt sich nicht umgehn, und wäre sie auch nicht so zusammengesetzt, wie die unsre; ich habe Sie oft vertheidigt, wenn darüber verdrießliche Äußerungen vorkamen, obgleich ich selbst nicht weniger als Andre Ihr Schweigen unverantwortlich finden musste, und zuletzt konnt' ich nichts besseres thun, als selber dazu still zu sein. Sie sollten das Geschehene gutmachen, und uns zu dem neubeginnenden Jahrgang einiges von dem Versprochenen — weil es Ihnen zugetheilt war, konnte nun auch kein Andrer es liefern — einsenden, es brauchen ja nur wenige Blätter zu sein: wir wünschen ohnehin aus den starken Abhandlungen zu mäßigen Anzeigen überzugehn, und Ihre Feder würde auch der kürzesten Werth geben.

Ich bitte, beherzigen Sie dies, und machen Sie Ihren Freunden und Verehrern, welche hören müssen, wie Sie verklagt werden, ein besseres Spiel zu Ihrer Vertheidigung! — Das Unternehmen im Ganzen befestigt sich mehr und mehr, und gewinnt täglich an innerem wie an äußerem Leben.

Wir gedenken Ihrer mit bestem Antheil und wünschen Sie oftmals in unsern Kreis hieher, wo die angenehmen Eindrücke Ihrer letzten Anwesenheit und Ihres manigfachen Wirkens wohlbewahrt sind! In dem „Wir" ist vor allem meine Frau mitzuverstehen, die Ihnen auch freundlichste Grüße sendet. — Leben Sie wohl, und nehmen Sie den Einfall wie die Ausführung dieses Schreibens so gut und unbefangen, als sie gemeint sind, und bleiben Sie der wahrhaften Verehrung und Ergebenheit versichert, in welcher ich treulichst verharre

Ihr

gehorsamster

Berlin, den 28. November 1828.

K. A. Varnhagen von Ense.

2.

Hochwohlgeboren,
Hochverehrter Herr Professor!

Verzeihen Sie gütig die Belästigung dieser Ansprache, und der darin enthaltenen Bitte und Zumuthung! Beim Durchsehn früherer Briefschaften kommt mir lebhaft in Erinnerung, dass ich bei meiner Anwesenheit in Bonn, im Februar und März des Jahres 1829, Ihnen einen Brief meiner Frau abzugeben hatte, der mir als Einlage zugekommen war. Das Blatt war keines wichtigen Inhalts, und begleitete, soviel ich mich erinnere, eigentlich nur ein Gedicht von Robert. Da ich aber alles von der mir so theuren Hand Geschriebene sorgfältig einsammle und bewahre, so würde mir auch dieser damalige Brief von größtem Werthe sein. Haben Sie denselben noch, und können Sie denselben ohne zu große Bemühung hervorsuchen, so würden Sie mich sehr beglücken und verpflichten, wenn Sie mir ihn schicken wollten! Hierum wage ich Sie inständigst zu bitten, hoffend und vertrauend, dass Sie eine solche Bitte gern gewähren!

Mit ausgezeichnetster Hochachtung und ehrerbietigster Ergebenheit habe ich die Ehre zu verharren

Ew. Hochwohlgeboren

Berlin, den 25. Januar 1838.

gehorsamster
Varnhagen von Ense.

3.

Hochwohlgeborener
Höchstverehrter Herr Amtsgenosse!

Beyliegende köstliche Blätter sende ich Ihnen hiedurch zurück mit innigem Danke für gewogentliche Mittheilung derselben.

Wie verschieden ist der Eindruck, welchen Ihre Äußerung über Ossian vor vierzig Jahren auf mich machte von der jetzigen. Damals schien Sie mir verwegene Auflehnung gegen fast einstimmiges Urtheil bewährtester Dichter und Kunstlehrer. Gegenwärtig erkenne ich darin mit Bewunderung die frühe, späterhin so vielfach erprobte Selbstständigkeit Ihres Geistes verbunden mit dem Muthe und der Kraft, eingewurzelte Meinungen auszurotten, neue einzupflanzen.

Wie sehr ist zu bedauern, daß die geistreiche Talvy Ihr Geständnis nicht gekannt hat, um es ihrem trefflichen Büchlein über die Unechtheit der Lieder Ossian's [1]) einzuflechten. Als Zugabe von unschätzbarem Werthe würde es auch denen willkommen gewesen seyn, welche dem vermeinten Ossian unter den Dichtern einen höhern Rang anweisen, als ihm Ihrem Ausspruch zu Folge gebührt. Selbst Walter Scott rühmte dem Macpherson ein bedeutendes Talent nach. Auch möchte schwerer fallen, ihm ein solches abzusprechen wegen der unermesslichen Wirkungen, welche er hervorgebracht hat, wie viel hiezu das durch ihn künstlich erregte Vorurtheil auch beygetragen haben mag.

Wenn Sie nun damals den dichterischen Gehalt der Ossianischen Gesänge vielleicht mehr als billig herabsetzten: so thaten Sie dieses unstreitig nur in der Absicht, der Überschätzung derselben ein Gegengewicht zu geben, welche der Täuschung über ihren Ursprung zur Hauptsache diente. — Ich schließe mit der Bitte, die Versicherung innigster Verehrung zu genehmigen, mit welcher ich verharre

als Ihr

ergebenster Amtsgenosse
Bonn, d. 10. Mai 1842. Delbrück. [2])

IV.

Friedrich Heinrich von der Hagen an Friedrich von Raumer.

Mitgeteilt von E. Fischer von Roeslerstamm in Rom.

Die Bezeichnung „Nibelungen-Hagen", unter welcher der 1856 verstorbene Berliner Professor in der Erinnerung des deutschen Volkes fortlebt, drückt so ziemlich aus, worin sein Verdienst bestand: er war ein „Anreger" und mußte das Ausarbeiten den Geschulteren, den intensiven Forschern überlassen. Der Geschichtschreiber der Hohenstaufen, Friedrich v. Raumer, der auch kein trockener Büchermensch war, urteilt in seinem autobiographischen Werke „Lebenserinnerungen und Briefwechsel" über Hagen, der gleichzeitig ungefähr mit Link und Steffens nach Berlin berufen wurde, als er auf diese Periode zu sprechen kommt, mit folgenden Worten: „Hagen beharrte folgerecht auf der von ihm ergriffenen wissenschaftlichen Bahn," — von der Hagen war urspünglich Richter — „und wenn er auch einmal nibelungentrunken war, so befand er sich dabei doch besser und that der Wahrheit und guten Sache

[1]) Leipzig 1840.
[2]) Joh. Friedr. Ferd. Delbrück (1772—1848).

weniger Schaden, als seine allzu nüchternen Gegner mit ihren chemischen und anatomischen Anstalten. Seine Ausgaben der Nibelungen und des Tristan mit ihren sehr brauchbaren Wörterbüchern, haben mehr Personen in die altdeutsche Dichtkunst eingeführt, als mit großem Scharfsinn festgestellte schwierige Texte ohne weitere Hülfsmittel, und seine Ausgabe der lyrischen Dichter hat zur Lösung der umfassenden Aufgabe wesentlich beigetragen."

Jn dem ebenerwähnten Raumerschen Buche sind zwei Briefe von Raumer an Hagen und zwei (nur mit H— angeführte) Briefe Hagens an Raumer mitgeteilt. Das hier folgende Schreiben mußte dort fehlen; da Raumers Autobiographie nur bis in das Jahr 1832 reicht. Es trägt nicht die einem Briefe zukommende Unterschrift, und das Datum, an dem das Schriftstück abgesandt wurde, hinzuzufügen, fehlte es seinem Verfasser auf den engbeschriebenen 6 Oktavseiten, auf denen sich der reiche Jnhalt zusammendrängt, an Platz. Die ersten zwei Seiten sind auch nicht im Briefstil gehalten, sondern wurden von Hagen, wie er selbst auf der dritten Seite bemerkt, als Einleitung zu einem Vortrage vollgeschrieben, den er am 28. August 1837 wahrscheinlich in der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Altertumskunde halten wollte. Wahrscheinlich hat er noch während der Reise, die er beschreibt, d. h. gegen deren Abschluß, eine Abendstunde benutzt, um die günstige Stimmung, die ihn überkommen hatte, für seinen geplanten Vortrag zu verwerten. Jn Berlin wieder eingetroffen, holte er im September das halb beschriebene Blatt wieder hervor und gestaltete es zu einem Briefe an Raumer um, der damals mit seiner Familie in Paris weilte. Nun erst stellte er dem schon früher in die rechte Ecke geschriebenen Vortragstitel „Zum 28. August 1837" in der linken Ecke gegenüber „An Raumer".

Die von Hagen in so anziehender Form behandelte Fülle von Stoff, die in diesem Schriftstück niedergelegt ist, rechtfertigt es gewiß, daß ich dieses in meiner Sammlung befindliche Autograph seinem ganzen Jnhalte nach bekanntgebe.

An Raumer. Zum 28. Aug. 37.

Jndem ich meines Versprechens gedachte, an diesem Tage über Goethe's Glauben etwas zu sagen,[1]) fügte es sich glücklich, daß ein sommerlicher Ausflug mit den Meinigen, über Leipzig (wohin die Minnesinger[2]) mich riefen) mich auf die höchsten Höhen im Herzen des lieben Vater- und Mutterlandes führte, in das romantische und sagenreiche Thüringer Waldgebirge, u. in den phantastisch wundervollen Harz mit seinem Hexenberge, auf dem noch immer der Teufel los ist. So reiste ich die Kreuz u. Queer in den Gauen umher, wo die beiden Hauptzungen der Deutschen, die hohe Thüringische u. die niedere Sächsische, zunächst an einander stoßen, u. gemeinsam die Slavischen Eindringlinge, bis auf die Namen, wieder zurückgedrängt haben, — und wo ganz nahe an einander die eigentliche Heimat, Wohnort u. Wirkungskreis der beiden größten Männer Deutschlands, ja der Welt, Luthers u. Goethes, den Boden heiligt. Jch sah abermals Wittenberg, wo L. den großen weltgeschichtlichen Kampf begann u. bis ans Ende siegreich führte, wo alte und neue würdige Denkmale, u. fast jeder Stein sein Leben verkünden, wo ein Kloster zu seiner Wohnung mit Weib u. Kindern geweihet wurde und seine Kirche sein Grabmal ward. Dann, Erfurt, wo ein Strahl von oben ihn auf die geistliche Bahn wies und er sich ausrüstete mit der Lehre des Geistes und der Schärfe des Wortes. Weiter, Eisenach, wo er die Bibel zum gewaltigsten Werkzeuge der Weltverbesserung, die heilige Schrift zum deutschen Volksbuche machte, in dem größten

[1]) Mit Bleistift aber nicht vom Empfänger, sondern wohl auch von v. d. Hagen ist eingefügt: „in der deutschen Gesellschaft".

[2]) Minnesänger. Deutsche Liederdichter des 12., 13., 14. Jahrhunderts. Leipzig in der Barthschen Buchhandlung 1838. 3 Bände.

und mächtigsten Sprachwerke, der Grundlage aller neuen deutschen Rede seitdem. Und endlich, das Städtlein Eisleben, mit den rührenden Denkmälern seiner Geburt, seines Lebens u. seines Todes daselbst in der Heimat, dem Manns-Felde, wo er, der Bergmannssohn, mit dem Lichte der Offenbarung tief in die Schachte u. Stollen des Geistes hinableuchtete, die ewigen Schätze des wahren lebendigen christlichen Glaubens herauf holte, u. so getrost mit einem Glückauf! in die Grube fuhr. —

Eben hier nun, in der reichen goldenen Aue, wo im Kiffhäuser Berge der große Hohenstaufische Kaiser mit goldenem Barte unsterblich fortlebt und einst zur deutschen Weltherrlichkeit wieder hervorgehen wird, — am Fuße dieses wundervollen Berges, ebenfalls in dem Manns-Felde, im Städtlein Artern, wo aus der Tiefe das Salz der Erde quillt, hier war Goethes Urgroßvater Hans Christian in Mitte des 17. Jahrhunderts Meister in Erz und Eisenwerk, namentlich Hufschmied, um anzukündigen, daß sein Prometheischer Urenkel einst selber das Flügelroß besteigen u. ritterlich darauf sich zu den Sternen emporschwingen sollte. Dann, sah ich abermals Jena, wo am Schlosse von außen schon die aus der Erde u. dem Wasser geholten Stufen-Blöcke u. die vom Himmel gefallenen feurigen Steine das zum Tempel der Natur durch G. geschaffene Innere verkünden, wohin er sich gern von Haus und Hof in die Einsamkeit und zum einzigen Vertrauten Schiller begab, um die herrlichsten Werke deutscher Dichtung (z. B. Hermann und Dorothea) zu vollenden; u. wo er zuletzt einsam erhaben von der Warte an der Saalbrücke auf das Treiben u. Strudeln des Zeitstroms hinabschaute. Weiter, den Ettersberg, den Schauplatz übermüthiger Jugendfahrten, wilder Jagd und wirklicher genialer Schauspiele; von wo der Winterritt (über Schierke und Elend) auf den Teufels- u. Hexenberg die ergreifendsten Auftritte des (hier ebenfalls heimischen) Faust hervorriefen. Dann, die Badeörter: Berka, den heitern Aufenthalt späterer Tage und Freunde; und das liebliche Ilmenau, am Thüringerwalde, wo G. gern verweilte, auch die Berge und ihre Schätze erforschte, unsterbliche Geisteswerke schuf (namentlich Iphigenia), und in dem gastlichen (aus Hermann wohlbekannten) goldenen Löwen im Kreise seiner Enkel u. herzlichen Freunde und Verehrer seinen letzten Geburtstag feierte. Endlich, Weimar, wo bei den mannigfaltigen Erinnerungen aller der hohen Geister, welche das großsinnige Fürstenhaus, zum Ruhme des gesammten deutschen Vaterlandes versammelte, — hier ist doch selbst der abgeschiedene Größte unter ihnen noch immer der lebendigste, nicht allein in seinen äußerlichen Wirkungen u. Schöpfungen mit u. durch seinen großherzoglichen Freund (Park, Schloß, wissenschaftl. u. Kunstsamml.), sondern auch in dem dankbaren Andenken an sein rastloses, stäts würdiges tägliches Walten u. Leben an diesem länger als halbhundertjährigen Wohnort, wieder in der Nähe der ursprünglichen Heimat: Sein schönes Wort: „die Stätte ist geweihet, wo ein guter Mensch geweilt u. gewohnt hat" wird im höchsten Sinne an ihm bewährt. Sein stattliches, von ihm selbst erbautes Haus, mit dem noch immer freundlich einladenden Gruß (Salve) auf der Schwelle, mit den weiten gastlichen Räumen u. Garten, mit dem schönsten Schmuck, den erstaunlichsten Schätzen der Kunst u. Wissenschaft, u. daneben mit der bescheidenen, einsam dem Garten, wie der Sonne, zugewandten, wahrhaft heimlichen eigenen Wohnung und Umgebung, worin alles noch steht und liegt, wie er es in schönster Ordnung zuletzt sah, — dies alles erfüllt noch immer mit Verehrung und Liebe, wie bei seinem Leben, und sollte auf irgend eine Weise ein Eigenthum und Denkmal des gesammten deutschen Volkes und Landes sein u. bleiben. Aus diesem Heiligthume führt endlich zu einem noch höhern der Gang durch den blühenden Friedhof, zu dem letzten stillen Hause, das auf der Höhe in der Mitte, ein ernster Tempel, sich erhebt, und darin, wie das großherzige Fürstenpaar es wollte, mit dem würdigsten gemeinsamen Freunde Schiller, Goethe neben ihnen ruht, ihr ältester, treuester und größter Freund: und wie sein Name am Sarge aus der Gruft emporschimmert, so wird er mit ewiger Schrift in seinen unsterblichen Werken immerdar dem deutschen Lande u. Volke vorleuchten.

So hatte ich auf der glückseligen Fahrt den Eingang der Festrede gesammelt u. entworfen, u. kehrte damit zu rechter Zeit heim, — nachdem ich mir alle Zeitungen mit ihrer unseligen Politik u. Sorge vom Halse gehalten — fand aber auf der letzten Herberge die Staatszeitung mit der Anmeldung des längst vorhandenen unheimlichen Gastes und gespenstischen Revenants, der Cholera, welche nun auch dieses Fest, darauf wir uns alle so gefreut hatten, zerstörte, wenigstens vertagte, bis auf den Wolfgangstag, wo sie ja wohl ihren Wolfsgang wird beendigt haben. Grimmiger als bei der ersten Heimsuchung, — da aus einzelnen großen Häusern 20—30 Leichen getragen wurden — erregt sie auch allgemeineres Grauen. Zwar mache ich es, mit den Meinigen, auch diesmal möglichst, so mit der Cholera, wie Goethe es mit dem Alter machte. Im goldenen Löwen zu Ilmenau, wo wir in demselben Zimmer, das G. mit den Seinen beim letzten Aufenthalt bewohnte, köstliche Forellen aßen, erzählte mir der fast 90jährige Hauptmann von Quentzel, der im Gasthofe wohnt, wie er mit G. in dem geräumigen Vorsaale, wo sein letzter Geburtstag gefeiert wurde, in traulichem Gespräche sich über das Alter beklagt, u. G. ihn darauf getröstet: „Ja, sehn Sie, mit dem Alter das ist eine fatale Sache; aber machen Sie's so, wie ich: sehen Sie (u. indem machte er die Stellung wie in Rauchs kleinem Standbilde, mit den Händen auf dem Rücken, u. schritt strack einher), ich gehe immer so gerade fort, u. kehre mich gar nicht an das Alter." — Er hat Recht: aber, in der nächsten Frühlingstag- u. Nachtgleiche war auch er todt. —

Drum sei froh, l. Fr., daß Du mit den lieben Deinigen gerade zur rechten Zeit weggereist bist, u. hoffentlich bei der Heimkehr die Luft schon wieder rein finden wirst. Daß Deine Reise glücklich begonnen, erfuhr ich schon vor Verlesung Deines kurzen Tagebuchs eben auf meinem gedachten Ausfluge, zum Theil auf Deiner Spur zunächst im bayr. Hof zu Leipzig, wohin ich mich, nachdem ich glücklich, zum Theil noch durch Deine freundliche Wirkung auch in der Ferne, zum Decan erwählt war, mich aufmachte, den nach Erlösung schreienden Minnesingern zu Hülfe. Meine Drohung (das Übrige auf meine Kosten drucken zu lassen u. mit einer geharnischten Vorrede auszugeben) war doch dem Barth mit dem eisernen Herzen[1]) in die Glieder gefahren, u. ich fand wirklich schon einen Bogen fertig, den ich dort sogleich corrigierte; u. seitdem geht es nun stätig fort, zwar langsam (wöchentl. ein Bogen), jedoch scheint es, sicher). So konnte ich der frisch treibenden Pleisse-Stadt um so froher genießen; den mächstigsten neuen Eindruck gewährte die Eisenbahn, wodurch die Reise zur wundersamen Lustfahrt wird: es ging so schnell, daß die durchschnittenen Kornfelder sich wie im Kreise um einen drehten; noch magischer war die Rückfahrt im Vollmondlicht und funkensprühenden Sausen des Feuerrosses, das mit langem Halse wie der Strauß läuft u. auch glühende Kohlen verschluckt. — Weiter, in Deinem Gleise, nach Weißenfels (Freiburg wollte ich auch sehen, aber verspart ich lieber), Naumburg (bis in die Krypta), Kamburg, Dornburg, Jena, das herrl. Saalethal, Rudolstadt (wo wir im Ritter von Dir hörten): das Denkmal des heldischen Prinzen Ludwig vor Salfeld (würdig, nach Tieck, in Eisen gegossen) war hier unsre Sonnenwende, u. wir wandten uns auch in die herrlichen Windungen des tannenumkränzten Schwarzthals, dessen alte Stammburg der aufsteigende Vollmond märchenhaft beglänzte. Am heitersten Sonntagmorgen weiter, an der Schwarze bis zur Brücke, wo Dein Weg auf Koburg sich schied, wir aber, auf herrlichen neuen Wegen, die nur einmal eine Stunde abbrachen, auf der Höhe des Thüringerwaldes, über Langenwießen, fort bis Ilmenau, dann nach Arnstadt, wo eine der merkwürdigsten u. vollständigsten alten Kirchen, im Rundbogenstyl, eben preiswürdig in ihrer ursprüngl. Art ganz hergestellt wird. Dann kam ich wieder in

[1]) Wilh. Ambrosius Barth, der Sohn von Johann Ambr. Barth, damals Eigentümer der Barthschen Buchhandlung. Das Epitheton ist natürlich nicht ernst gemeinte Parallele zu „Barth mit der eisernen Stirn."

bekannte Gegenden, Erfurt—Weimar; abermals auf neuen Wegen über die Sachsenburg, Artern—Sangerhausen (wo die Kirche Ludwigs des Springers, auch im Rundbogenstyl), Roßla (nahe dem Kiffhäuser), die romantische Stammburg Stollberg, u. so in den Harz hinein, über den Mägdesprung u. den fröhlich weit ausspannenden Stufenberg, — die Teufelsmauern, die weitleuchtende Blankenburg, die hohe umwaldete Fürstenburg Wernigerode; u. von hier gemächlich zu Rosse auf den langen Herrn Philister, der aber, am Sonntage, von Studenten u. a. wimmelte sich auch sonst burschikos erwies u. trotz Claudius Rheinwein schenkte. Auch war er diesmal heiter, u. der Mond war seine Zauberleuchte. Schon seit Wernigerode aber kamen wir auf die unheimliche u. blutige Spur unsers Dienstmädchens, die, wie Du weißt, mit ihrem durch den jüngsten Zeitgeist, zunächst auch aus den neuesten Französ. Rabensteinromanen zum Ekel des leeren Lebens getriebenen Liebhaber sich gegenseitig umbringen wollte u. vorigen Herbst dazu den Teufelsberg ersehen. Hier vernahmen wir nun aufsteigend von Augen- u. Ohrenzeugen: beide wollten auf dem Hexenaltar ihre Bluthochzeit feiern, wurden aber gestört; ebenso in den Trümmern der Heinrichshöhe, u. erst im Walde an der Glashütte vollführten sie das Werk der Finsterniß; sie wollten zugleich feuern, aber sie zögerte, ein überladenes Pistol zersprang u. verwundete nur, drauf kehrte sie das ihrige gegen sich, es zerspringt auch (er war Artillerist!) und tödtet nicht, ihre Kleider gerathen in Brand, er sucht (in der Nacht) vergeblich Wasser, sie bittet in der Qual um den Tod durch ihr Taschenmesser, er wetzt es erst, u. zersticht sie endlich, u. wie er sich selber rühmt, mit teuflischer Freude auch das in ihrem Leibe noch lebende Kind! So wird sie dreifach, erschossen, verbrennt u. erstochen. Er kehrt nun das Messer gegen sich, kann sich aber nicht abthun, u. erst am folgenden Abend taumelt er bluttriefend aus dem Versteck zur Glashütte, spricht anfangs von Räubern, bekennt aber bald was der Gräuelanblick in der Nähe bezeugt. Er wird nach Wernigerode gebracht, geheilt, öffnet sich die Adern mit Glasscherben, wird in die Zwangsjacke gesteckt, wieder geheilt, erhenkt sich aber, vor wenigen Wochen, mit dem Halstuch am eisernen Ofen, der so niedrig ist, daß er knien muß, um zu hangen! — So steht dieser dreifache Mord aus den Akten auch ausführlich im Brockenbuch, u. ich habe einige Worte zum Schluß u. Aufschluß hinzugefügt. Daß wir von allen Seiten mit Fragen bestürmt wurden, kannst Du denken, u. noch bis Ilsenburg verfolgte uns dies gräuliche Brockengespenst. — Das romantische Ilsethal mit seinen tausend rauschenden Wasserfällen, in welchen seit der Sündflut die schöne, mit dem Geliebten versunkene Ilse dahinfließt, mit einem Chor fröhlicher Musensöhne durchzogen, beruhigte uns allmählich, u. der Gasthof zu den drei Forellen, mit seiner reizenden, erneuten Umgebung, machte seinem Namen Ehre. — Nun zurück, über Wernigerode, Blankenburg, auf der neuen Marmorchaussee nach Rübeland in die Baumannshöhle, u. so aus den Lüften in die Grüfte, doch nicht tief. Die uralte hohe Quedlinburg mit der Grabkirche des Voglers (Rundbogenstyl), der unverwesten Gräfin Königsmark u. dem kürzlich im Brühl errichteten würdigen Denkmal Klopstocks, sah ich auch gern wieder; dann war mir wieder neu, das fruchtreiche schöne Land, über Oschersleben bis Alsleben an der überall anziehenden Saale, über Könnern, am Petersberge hin, nach Halle, wo ich zum erstenmal, seitdem wir dort den Phädon auf der Saale lasen,[1]) die hohe herrliche Warte Giebichensteins, Buchsberg ꝛc. wieder begrüßte. Auch die Stadt erfrischt sich, der rothe Thurm hat sich veredelt, u. die neue Universität ist ein schönes Gebäude, das auf seine Umgebung verschönernd wirkt. Rauchs Standbild Franke's steht rührend inmitten seiner einzig großen Stiftung, die ich wieder mit Bewunderung u. Ehrfurcht durchschritt. Unsre Brüderstraße u. Klügelei hat sich auch etwas verändert, u. meine Stube ist jetzt

[1]) Raumer gedenkt dieser Wasserfahrt in dem citierten Buche 1, 31; er bezeichnet aber als ihre gemeinschaftliche Lektüre (eine schwer zu erklärende Wahl, wie er in einer Klammer hinzusetzt), Mendelssohns „Jerusalem“.

ein Kaufladen. Da von allen damaligen Lehrenden nur noch Tieftrunk[1]) übrig (der wirklich wenn auch nicht aus dem Weisheitsborn, doch aus der Lebensquelle einen tiefen Trunk gethan), u. kaum sonst noch ein Bekannter jener Zeit hier am Leben, überhaupt mir alles stiller vorkam, so war dies Hallische Wiedersehen wehmüthig, u. nur daß ich den Kindern alle Erinnerungsstellen zeigen konnte, erheiterte sie. Auf dem mir neuen Wege nach Wittenberg ist Landsberg, mit der alten rundbogigen Kapelle, die zum Petersberg hinüber schaut, sehenswerth; auch wohl die Kirche in Brehna. So wollten wir heim, aßen fröhlich im Einsiedler u. fanden zu Hause alles wohlerhalten. — Da hast Du, zur Erwiederung Deiner Regesten, eine flüchtige Federzeichnung unseres dreiwöchentl. Ausfluges, wobei uns Himmel u. Erde günstig waren. Ein netter geräumiger Wagen (aus Coblenz) war unser bequemes Haus, worin wir 125 Meilen machten: die Bewegung kostet etwa 16 Gr. auf die Meile, u. die Verzehrung Herberge &c. &c. für unser fünf, etwa 1 Th. auf jede Meile (Kutscher mußte für sich u. Pferde sorgen), u. wir haben uns nichts abgeben lassen. — Da bei unserer Heimkunft der Würgengel gerade im furchtbarsten Glanze durch die Straßen ging, so vertagte sich auch der Freitag[2]) einige Mal. Doch ist er jetzt wieder im vergnüglichen Gange, u. hat sich gut gehalten, bis auf einen kleinen Ausflug bei Toll[3]) (der die Solgers. Angel. besorgt hat). Die wahren Zahlen ergeben die wöchentl. Todtenlisten, u. da gab es einige Zeit täglich 100 mehr Gestorbene als Geborene. Schreckbare Fälle ereignen sich: ein erkranktes Dienstmädchen soll abgeholt werden, die Träger mit dem verhängnisvollen Korbe, dem Vorläufer des Sarges, kommen aus Versehen zu einer Gesunden, wollen sie wegführen, u. diese erschrickt so, obgleich es sich aufklärt, daß sie nach einigen Stunden an der Cholera stirbt. Man soll den Teufel nicht an die Wand malen. Es ist, als wenn Tod u. Teufel in diesem Gespenst dem Menschen ein Gesicht schneiden, u. er es nachschneiden muß, im Krampf. Man muß es eben standhaft verneinen, wie den Teufel selbst, den Geist der Verneinung. Wir ändern im täglichen Leben so wenig als möglich, scheuen kein reifes Obst u. trinken nur etwas mehr Wein, als sonst. Auch übrigens geht alles, zumal jetzt beim Abzuge des Ungethüms, alles seinen Gang. Das Lager bei Teltow ist gut ergangen, nur früher aufgehoben. Für die Cholera waisen wurde Mendelsohns Paulus in der Garnisonkirche sehr beifällig gegeben: ich habe es nur stückweise in der Singakademie gehört, u. die gefielen mir wohl: das höchste scheint freilich auch hier zu fehlen. Dies beseligte dagegen wieder in der erhabensten Alceste, die das letzte vor der Reise u. das erste nach der Reise war, was ich hörte u. sah, das A. u. O. Seitdem ist auch die Vestalin wieder erschienen, Spontinis Erstes u. Bestes; die Faßmann[4]) hat auch diesen Kranz würdig errungen (im eigentl. Sinne, da ihr ein Lorbeer u. Blumen zugeworfen wurden). Die Norma habe ich auch mal gehört; es ist eine Vestalin mit ein Paar Kindern, die, nachdem sie ins Wasser gegangen, ins Feuer springt: u. die Musik, semper idem. Die treffl. Hänel[5]) allein machts erträglich. Noch mehr bezaubert die Löwe[6]) in dieser modernen Genre-Musik; in der Somnambula, Postillon u. Johan von Paris würde sie selbst in Paris furore machen; sie übersingt selbst die Sonntag, u. spielt weit

---

[1]) Johann Heinrich Tieftrunk (1759—1837), Professor der Philosophie an der Universität Halle.

[2]) Gemütliche Zusammenkünfte am Freitag werden in Briefen Friedrich von Raumers an Waagen, an Steffens und an Andere gerichteten Briefen häufig erwähnt.

[3]) Wahrscheinlich der Jurist Friedr. Wilh. T., geb. 1790, † 1874 in Dresden. Der Ästhetiker Wilh. Ferd. Solger († 1819), um dessen Hinterbliebene es sich handeln dürfte, gehörte zu den gemeinschaftlichen Freunden von Raumer und Hagen.

[4]) Auguste Faßmann, geb. 1814, † 1874.

[5]) Eine ziemlich vergessene Berliner Sängerin.

[6]) Johanna Sophie Löwe, geb. 1811, gest. als Fürstin Liechtenstein 1866.

besser dabei. Das Schaupiel ist jetzo kleinlaut, da die Frauen, die auch hier das Beste wissen u. sind, ausgeflogen; die Hagn[1]) gasthiert am Rhein u. die Crelinger mit beiden Stichen[2]) spielt in Posen ihre besten Trümpfe aus. (eben lese ich den Tod des alten Crelinger,[3]) an der unheilbaren Krankheit von 84 Jahren). Die Universitas hat es auch meist gemacht wie Du, u. alle bleiben jetzt um so länger aus: Steffens erwartet noch immer in München Schellings Ankunft (aus Karlsbad) u. den Abzug der Dame Cholera. Nach Prag[4]) u. Göttingen[5]) zum Jubel sind auch mehrere gezogen; die Studenten haben mäßig gejubelt, u. hatten in einer Fahne eine Schlange, die den Balg abstreift! Manche promovierte Professoren kommen mit 2, 3 Doctorhüten zurück, wie die Bauern vom Markte kommen. Unsere Facultät war so dünne, daß zu Doctorexamen Extraordin. gepreßt werden mußten. Ich muß für L.,[6]) der erst Durchfall hatte, dann zum Jubel fuhr, schon Decansarbeit thun. Die Erneuung des einen Universitätsflügels ist sehr beschleunigt u. äußerlich bald fertig; unsere alten Götter stehen schon wieder neu angestrichen u. ausgeflickt droben; der Mercur scheint aber seinen Sack eingebüßt zu haben.

Ich arbeite gegenwärtig an Raszynky's 2ten Band,[7]) der mit München tiefer in die Mythol. Sage u. Geschichte führt u. erstaunliche Bilder liefert. Ein wahres Wunderwerk von dorther ist eben angelangt, u. verkündet die Zeitung, welche ich Dir beilege. Die Bewundrung ist bis jetzt einstimmig, auch bei Künstlern u. in Freitag. R. ist überglücklich, aber auch überlaufen, u. auf einen kleinen Ausflug nach Magdeburg entflohen, mit der schönen Wanda (die Mutter u. andre Tochter ist in Dresden geblieben); ich habe weiter zum Bloxberg gerathen, u. über Dessau Wörlitz zurück. — Nun leb' wohl u. vergnügt, l. Fr., sei nicht zu fleissig, hoffentl. sind Deine liebe Frau u. Tochter bei Dir in der Allerweltsstadt u. werden schon dafür sorgen, daß Du Dich zerstreuest. Grüße, wer sich meiner erinnert, bleib gesund, u. kehre mit Deinen Lieben fröhlich heim.

Dein treuer

Hagen.

(Drei Nachschriften an drei Seiten der 6 Oktavblätter, aus denen der Brief besteht.)

In Deinem Hause steht alles wohl. Die Anlage befördere gütigst bald; Sllerr hat hier studiert, bleibt dort längere Zeit u. ist ein netter junger Mensch, der mir zugethan ist, u. Dir gern dienen wird.

Da Du keine Addr. hier gelassen, so lasse ich alles durch Kestner an Dich geben. Ich lege auch die Anzeige von Goethes Werken bei: Eckermann hat mir in Weimar die Lücken ausgefüllt.

Dein Brief nach Turin ist besorgt, durch Philippsborn.[8])

---

[1]) Charlotte von Hagn, Schauspielerin 1809—1891.

[2]) Bertha und Clara Stich, die Töchter erster Ehe von Auguste Crelinger.

[3]) Bankier Crelinger, Schwiegervater der berühmten Schauspielerin.

[4]) 1837 fand in Prag die Naturforscherversammlung statt.

[5]) Das hundertjährige Universitätsjubiläum.

[6]) Hagens Fachcollege Lachmann, der 1836—1837 Decan war; vgl. K. Lachmanns Briefe an M. Haupt S. 23 f.

[7]) Raszynskis Histoire de l'art moderne en Allemagne. Paris 1836—1842 3 Bde. erschien gleichzeitig in von der Hagens deutscher Übersetzung in Berlin.

[8]) Der Legationsrat Philipsborn, Begründer des Magazins für Litteratur des Auslandes, geb. 1787, gest. 1848.

V.

Zwei Briefe Gottfried Kellers.

Mitgeteilt von Gustav Wilhelm in Triest.

Friedrich Bodenstedt ließ 1877 unter dem Titel: „Kunst und Leben. Ein neuer Almanach für das deutsche Haus" bei Spemann (ohne Jahr) ein poetisches Jahrbuch erscheinen, das nur noch zwei Fortsetzungen erhielt. Als stiller Mitredakteur war an der Herausgabe Wilhelm Hemsen, der Vorstand der königlichen Handbibliothek in Stuttgart (geboren am 24. April 1829 in Göttingen, gestorben am 20. Januar 1885 in Stuttgart), beteiligt. Er wendete sich auch an Gottfried Keller um einen Beitrag für das erste Jahrbuch, und dieser Veranlassung entstammen die zwei hier veröffentlichten Briefe des Dichters, deren Kenntnis ich der liebenswürdigen Vermittlung der Herren Eduard Hemsen in Wien und Friedrich Wilhelm Hemsen in Pola verdanke.

1.

Herrn Hofrath Dr. Wilhelm Hemsen,
Vorstand der Handbibliothek S. M. des Königs von Württemberg
in
Stuttgart
Academie.

Zürich 28. Febr. 1877

Hochverehrter Herr!

Ich bin Ihnen doppelt dankbar für das freundliche Lebenszeichen, das Sie mir mit Ihren sehr werthen Zeilen vom 22. d. Mts. gegeben haben, und das Altes und Neues verbindet.

Was nun einen Beitrag für das projectirte Jahrbuch anbelangt, so würde ich zunächst das ehrenvolle Anerbieten der Mitarbeiterschaft natürlich gerne benützen. Die Schwierigkeit besteht nur darin, daß ich für eine Novelle, die man vorzüglich wünscht, vor der Hand keinen Gegenstand, beziehungsweise keine Conception habe und eine solche vorerst noch abwarten müßte. Denn so geringfügig meine Erfindungen sind, so sind es eben doch solche, d. h. sie beruhen jedesmal auf einem spontan entstandenen inneren Gesicht (wenn diese banale Phrase erlaubt ist) und sind daher nicht von äußeren Wünschen abhängig. Es sind immer Sachen, die mir von langer Hand oder in Verbindung mit einer ganzen Gruppe, die in enger Beziehung zu sich selbst steht, vorschweben; am seltensten stößt mir ein Motiv auf, welches für sich allein ausgeführt werden kann. Vielleicht wird das nun anders, da ich jetzt wieder meine ganze Muße habe; seit dem halben Jahr, das ich frei der Produktion widmen konnte,[1]) habe ich nur die früher schon concipirten Züricher Geschichten in der deutschen Rundschau gemacht.[2]) Es kommt noch hinzu, daß ich für die Zukunft mehr auf die übrigen Formen des poetischen Hervorbringens gerichtet sein werde.[3])

---

[1]) Im Juli 1876 hatte Keller seinen Abschied als Staatsschreiber genommen (Baechtold, Gottfried Kellers Leben 3, 46.)

[2]) Deutsche Rundschau IX—XI. November 1876—April 1877.

[3]) Ein Blick auf die Entstehungsweise von Kellers Novellen bestätigt die Richtigkeit dieses Urteils. Überhaupt war er der Novellendichtung müde geworden. Als er an Frau Lina Duncker 1858 (Baechtold 2, 422) schrieb: „Die Novellen sind

Um nun eher zu ermitteln, ob der gewünschte Beitrag in Aussicht genommen und vielleicht durch äußern Anstoß gefördert werden kann, wäre es wünschbar, bestimmt den eventuellen Zeitpunkt zu wissen, bis zu welchem das Manuscript abgeliefert werden müßte.

Ob in Ermangelung einer Novelle etwas in Versen rhapsodisch Erzählendes, eine kleinere Composition, die seit Jahren angefangen ist, oder ein halber Bogen von liedartigen Sachen, die für eine Rettungsausgabe und Correctur meiner lyrischen Jugendsünden bestimmt sind, Ihrem Zwecke dienen könnte, müßte sowohl Ihrem freisten Ermessen, als auch meiner eigenen weiteren Erwägung, ob mit derartigem jetzt hervorzutreten sei, vorbehalten bleiben.[1])

Das ist leider Alles, was ich, hochzuverehrender Herr, auf Ihre wohlwollende Ansprache für einmal zu erwidern weiß und muß Ihre ferneren gefälligen Mitteilungen gewärtigen Darf ich Sie bitten, Herrn Professor v. Vischer recht warm von mir zu grüßen, wenn Sie ihn sehen?[2])

Ihr mit ausgezeichneter Hochachtung
u. freundschaftlich ergebener

Gottfried Keller.

Bitte lassen Sie den Ordenstitel auf den Briefadressen weg, nicht wahr?

2.

Zürich—Enge 15. Juni 1877.

Verehrter Herr Hofrath!

Durch Herrn Spemann, der mich hier besucht hat, werden Sie erfahren haben, daß ich bis ungefähr Mitte Juni meinen Beitrag Ihnen abzuliefern gedachte. Ich komme jetzt nur, Ihnen vorläufig zu sagen, daß ich im Abschluß begriffen bin und die Arbeit dieser Tage ins Reine schreiben, sodann dieselbe unverweilt absenden werde. Zur einstweiligen Orientierung bemerke ich, daß es sich um zwei schildernde Gedichte handelt, die etwa einen Druckbogen in Anspruch nehmen dürften.

---

hauptsächlich stecken geblieben, weil sie dem Plane nach ausschließlich aus Liebesgeschichten bestehen und mir die leichte Stimmung für dergleichen einstweilen abhanden gekommen ist, während ich durch mein hiesiges Leben für festere und löblichere Dinge angeregt werde," dachte er nicht, daß diese Dichtungsart ihn so lange festhalten werde. In seinen Briefen giebt er wiederholt die Absicht kund, sich ausschließlich dem Drama zuzuwenden, war er doch eigentlich, um Dramatiker zu werden, nach Berlin gezogen. Aber dort mußte er „die dramatischen Dinge vor sich schweben lassen wie ein Fuchs die Trauben" (an Ferd. Freiligrath Oktober 1855, Baechtold 2, 291) und mehr als 20 Jahre später erwidert er auf Freund Adolf Exners Anfrage, der ihn an gemeinsame Mondseer Gespräche erinnert, 29. Oktober 1877 (Baechtold 3, 376): „An meine Lustspiele u. dgl. hoffe ich nächstes Jahr zu gelangen." Die letzte Äußerung lehrt uns auch, „die übrigen Formen des poetischen Schaffens" in diesem Sinne zu deuten.

[1]) Ich vermute, daß Keller mit dem „in Versen rhapsodisch Erzählendem" den „Apotheker von Chamounix" meint, der, 1853 von ihm gedichtet, keinen Platz in der 2. Auflage seiner neuen Gedichte (1853) fand und erst 1883 in den Gesammelten Gedichten nach erfolgter Umarbeitung erschien. Aber Keller muß davon abgekommen sein, wie der zweite Brief zeigt.

[2]) Hemsen mag in seiner Anfrage Vischers Grüße vermittelt haben, der von seinen Züricher Zeiten her Keller befreundet blieb.

Die Titel sind:

Ein Festzug in Zürich
1857
und:
Das große Schillerfest
1859.

Beide haben eine kulturhistorische oder allgemein menschliche Pointe germanischen Charakters, wenn ich mich so gespreizt ausdrücken darf, und müssen als zusammengehöriges Päärchen zusammen erscheinen. Dagegen steht die Nichtaufnahme in das projectirte Jahrbuch natürlich auch jetzt noch vollkommen frei.[1])

Ich hoffe, daß Ihre Gesundheit mit den gegenwärtigen schönen Sommertagen wieder auf festen Füßen steht.

Ihr mit ausgezeichneter Hochachtung freundschaftlich ergebener

G. Keller.

---

[1]) Der Almanach brachte nur den „Festzug in Zürich" zum Abdrucke. „Das große Schillerfest", das ursprünglich als Abschluß des Apothekers von Chamounix geplant war (siehe Baechtold 2, 331. 541), fand dann Aufnahme in die Gesammelten Gedichte (Gesammelte Werke 10, 153).

Register.

Von Franz Spina in Mährisch-Türnau.

Abbt Th. 200.
Adam Ad. (Der Postillon von Lonjumeau) 210.
Akademie, Bayrische 107. Wiener, der Wissenschaften 132 f., der bildenden Künste 143 ff. 178. Grazer „Joanneum" 132 f. Böhmisches Museum 133. Brünner Franzens-Museum 134. Ungarisches Nationalmuseum 132.
André Karl 112 („Patriotisches Tageblatt").
Aretin Jos. von 177.
Arndt E. M., Naturschilderungen: 13. 51. 70. 86.
Arnim Ludw. Achim von 123 f. 125.
Artner Therese von 143 Anmerkung.
Auersperg Josef Graf 134.
Auffenberg Jos. Freih. von 185. 189.

Babo J. M. 98 Anmerkung. 110. 177.
Barth Heinrich 42 f. 46. 60. 63. 66. 78.
Barth Johann Ambr. 208
Barth Wilh. Ambr. 208.
Bellini Vinc. (Norma, Sonnambula) 210.
Berlin: Romantiker 123 ff.
Bodenstedt Fr. 212.
Boieldieu Fr. A. (Johann von Paris) 210.
Braun Sam. 5 f.
Brentano Clem. 115. 119. 125. 174. 187.
Brockes B. H. 4. 53.
Buch Leop. von 22. 24. 46. 57. 68. 83. 85. 87.
Bückeburg Wilh. Graf von 200.
Bürger G. A. 201 f. (Brief an Dieterich).

Calaminus G. 168 Anmerkung.
Canaval B. 94. 142.
Chamisso Ad. von, Naturschilderungen: 21 f. 46. 50. 57. 67. 70. 81. 89.
Calderon de la Barca 138 Anmerkung.
Caspar Fr. von 177. 189.
Castelli J. F. 128. 142.
Claudius M. 209.
Collin Heinr. von 95. 115. 116 f. (Shakespeare). 120. 124. 134. 135. 141. 155 (über das gesungene Drama). 173 Anmerkung 1.
Collin Matthäus von 93—199. 96. 97 (Einfluß Denis' und Ossians). 115. 116 f. 119 f. (fördert die Romantik in Österreich). 122 (Shakespeare). 125. 135—142 (über die nationale Wesenheit der Kunst). 150—154 (über das historische Schauspiel). 156 f. (über die Oper). 161 f. 162—164 (über den Charakter der deutschen Kunst). 164—167 (Geschichtsauffassung). 167—173 (Babenberger-Cyklus). 178. 179. 181—182 (Beiträge für die „Wiener Jahrbücher"). 182—194 (über neuere dramatische Litteratur). 194—199 (Collin und Grillparzer).
Coxe Wilhelm 131.
Crelinger Auguste 211.
Crelinger, Banquier 211.

Deinhardstein J. L. 142.
Delbrück Joh. Fr. Ferd. 205 (Brief an A. W. Schlegel).
Denis M. 96 f. (Ossian).
Destouches J. A. von 177.
Dieterich Joh. Christ. 201 f. (Brief von Bürger).
Dunker Lena 212.

Digitized by Google

Eckermann J. P. 211.
Eckschlager J. A. 177.
Egel Aug. 99 Anmerkung.
Eggers Freiherr von 14.
Ehrenberg Christ. Gottfr. 15. 63.
Eichendorff J. von 50.
Erhardt Andreas 177.
Eschwege W. C. von 25. 66.
Exner Adolf 213.

Faßmann Auguste 210.
Faust 207.
Fellinger J. G. 135.
Ferber Jac. 7.
Fischel Max 142.
Fischer Chr. A. 13. 56.
Fleming P. 3.
Forster Georg 7. 8. 46. 57. 72.
Fouqué F. de la Motte 124. 167 f.
Francke Aug. Herm. 209.
Freiligrath Ferd. 213.
Friedrich Barbarossa 207.
Friedrich Gerhard 12. 56.
Füger Friedr. H. 115.
Fuggers „Ehrenspiegel" 143 f.

Gauermann Jak. 146.
Gellert Chr. Fr. 53.
Gentz Fr. von 127.
Gersdorf Wilhelmine von 176.
Gluck C. W. von 155. 210 (Alceste).
Gmelin J. G. 6.
Goebel Fr. 15. 64.
Goethe Hans Christian 207.
Goethe J. W. 4. 10. 48 (Naturgefühl). 53 (Werther). 98 ff. (Einfluß des „Götz" auf das österreichische Ritterdrama). 99 (Götz-Aufführungen in Wien). 206 (Glaube). 207 (Hermann und Dorothea. Faust. Iphigenia). 208.
Gollinger 142.
Gottsched J. Ch. 168 Anmerkung.
Götzinger 56.
Gräff B. J. 142.
Grillparzer Franz 93 (König Ottokar). 115. 128 (Spartacus, Alfred). 130. 131 Anmerkung 2. 144 Anmerkung 1. 156. 161 Anmerkung („Wer ist schuldig?") 166. 174 (Ahnfrau). 175 (österreichische Dramenstoffe). 177 (Uhland „Ludwig der Bayer"). 178 f. (Beziehungen zum Kreise Hormayrs). 181 (Sappho). 189 Anmerkung. 194—199 (Kaiser Albrecht, Die letzten Römer, Ein treuer Diener seines Herrn, Bruderzwist in Habsburg, Libussa, Drahomira, Ottokar).
Grisebach A. 42. 77. 83.
Große von 8.
Grötsch 177.
Günther Chr. 3.

Hacquet 7.
Hagen Friedr. Heinr. von der 205—211 (Brief an Fr. von Raumer).
Hagn Charlotte von 211.
Haller A. von 4.
Hamann Joh. G. 181. 199.
Hammer-Purgstall J. von 105. 115. 120. 142.
Hanusch J. J. 142.
Händel G. F. 156.
Hänel 210.
Hartmann Gottlob David 199—201 (Brief an Herder).
Hausmann Joh. Fr. L. 57.
Heine H. 51.
Heinrich der Vogler 209.
Hemmerde K. H. 168.
Hemprich Wilh. Fr. 15.
Hemsen Wilh. 212. 214.
Herder J. G. 4. 119. 199—201 (Hartmann an Herder).
Heyden Friedrich von 193 f.
Hochgebirge, Wertschätzung der 62
Höfel Blas. 146.
Hoffmann E. Th. A. 50.
Hohenstaufendramen 193 f.
Homer 201.
Hölderlin Fr. 50.
Horaz 200. 201.
Hormayr J. von 94. 105 f. 107. 111—117 (Patriotische Zeitschriften, Einfluß auf Collin). 141. 149. 176. 177. 178 ff. (Beziehungen zu Grillparzer). 182. 194.
Hornemann Fr. 7.
Huber Joh. Ludw. 201.
Humboldt Alex. von 1. 7. 8 f. 27. 35 Anmerkung 1. 46. 51. 62. 70. 72. 86.

Iffland A. W. 100. 124.
Immermann K. 185. 189.

Jahrbücher, Wiener, der Litteratur 180. 181 f.
Junghuhn Fr. 41. 53. 74. 78. 81.

Digitized by Google

Kalchberg Joh. N. von 100 f. 135. 142. 174.
Katte A. von 15.
Keller Gottfr. 212—214 (Briefe an Hemsen).
Kestner Aug. 211.
Kisfaludy Alex. 149.
Kittlitz F. H. Freihr. von 22. 57. 69. 72. 73. 78.
Klaproth J. von 19.
Klein A. von 168 Anmerkung.
Kleist Ew. von 4. 85.
Kleist H. von 124. 178. 185 f.
Klopstock Fr. G. 4. 53 (Naturgefühl). 96 ff. (Einfluß auf die österreichische Dichtung). 209.
Kolb Peter 6.
Kollmann J. 133. 142 Anmerkung. 176.
Königsmark, Gräfin 209.
Kopitar B. 112.
Körner Theodor 115. 148—150 (in Wien).
Korte Jonas 7.
Kotzebue August von 100. 120. 134. 168 Anmerkung. 208 Anmerkung.
Kotzebue Moriz von 14.
Kotzebue Otto von 20 f.
Krafft Peter 145. 175.
Krusenstern J. von 20. 56. 78.
Kuffner Chph. 142.
Kumar J. A. 133 Anmerkung.
Kurz Franz 115. 176.

Längenfeld Joh. Nep. 99.
Lachmann K. 211.
Lafontaine A. 115.
Laxmann 7.
Lenau N. 50.
Lichtenberg Geo. Chph. 202.
Lichtenstein Heinr. 23. 51. 63.
Liechtenstern J. M. von 111.
Link Fr. 16. 205.
Lope de Vega 168 Anmerkung.
Löwe Johanna Sophie 210.
Ludwig der Springer 209.
Luther M. 200. 206 f.

Macpherson 205.
Managetta J. W. von 98 Anmerkung. 177.
Martius Karl Fr. Ph. von 27. 46. 52. 59. 66. 69. 71. 77.
Mayer Phil. 142.
Mednyansky Frhr. von 182.
Meinert J. G. 112. 182.
Mendelssohn Mos. 209.
Mendelssohn-Bartholdi Fel. 210.
Messerschmidt D. G. 6.
Metternich Fürst 131. 146.
Meyen Fr. J. Ferd. 28. 46. 57. 59.
Middendorf Th. von 45. 65.
Minnesinger 200.
Minutoli H von 17.
Mosel J. Fr. von 156. 160.
Möser Justus 102. 108. 114 Anmerkung 1.
Muchar A. von 133 Anmerkung.
Müller Adam 115. 162.
Müller Johannes von 102 ff. 179.
Mynart M. H. 150. 168 Anmerkung.

Napoléon I. 178. 197.
Naturgefühl, Naturschilderung 1—93. Deutsche, bis auf Humboldt 1—11. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts 11—47. Einfluß der Litteratur und der geographischen Wissenschaften 47—60. Darstellung der Naturschilderung 60 ff. Bildliche Ausdrücke 85 f.
Nicolai Fr. 8. 51. 56. 199.
Niebuhr Karsten 6.
Nienstädt Wilh. 193.
Novalis Fr. 50.

Ochs Fr. 168 Anmerkung.
Olearius Adam 6.
Opitz M. 3.
Ossian 96 f. 205. Dramatisiert: 97. 98 Anmerkung 1.
Österreich:
Patriotisch-nationale Bestrebungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts 93.
Ritterdrama 98—102.
Einfluß der Ideen Joseph II. 94 ff., der Geschichtswissenschaft (Joh. von Müller) 102 ff.
Einfluß der Berliner Patrioten 123 ff.
Erzherzog Johann 104 f. 132. 143.
Musik 154 ff. Einwirkung des Freiheitskampfes 159. Geschichtliches Drama. 174 ff.
Ottokar von Hornek 195. 197.

Pallas Sim. 7.
Perger S. F. von 144.
Petter A. 145.
Philipsborn 211.

Pichler Caroline 114. 120 f. 125. 128. 141. 159—161. 175. 178.
Poeppig Ed. (Naturschilderung) 34 ff. 46. 52. 60. 67. 71. 73. 75. 78. 82. 84.
Popper A. 168 Anmerkung.
Preußen. Prinz Louis Ferdinand 192.
Prokesch Ant. 32. 59. 63. 83.
Püchler Ben. von 176.
Pückler-Muskau Fürst von 64. 71. 74. 86.
Pyrker L. 115. 141. 150. 178.

Quentzel, Hauptmann von 208.

Ramler K. W. 201.
Raszynski 211.
Rauch Christ. Dan. 208. 209.
Raumer Friedr. von 193. 205—211.
Raupach E. 193.
Reichardt J. Fr. 129.
Reisebeschreibung, Deutsche 5 ff.
Richter Franz 133 Anmerkung.
Richter Jean Paul 49 (Naturgefühl).
Riedler J. W. 115. 132.
Ritterdrama siehe Österreich.
Robert L. 204.
Romantiker, Naturauffassung 50, in Wien 117—123.
Rousseau J. J. 53. 62.
Rüppell Ed. 33. 58. 63.
Rudolf und Ottokar (dramat. Stoff) 168.
Rupprecht Joh. 142.
Ruß Karl 143. 178.
Rußegger J. 45. 64.

Saam Friedr. 98 Anmerkung.
Sachs Hans 181.
Sachsen-Weimar. Karl August und Luise von 207.
Salm Hugo Franz, Graf 134.
Sartori Franz 131. 176.
Saussure H. B. de 62.
Schedius Ludw. von 111.
Schelling F. W. J. von 50 (Naturgefühl). 164 ff. (Einfluß auf M. Collin). 189 Anmerkung. 211.
Schikaneder Em. 100.
Schiller Fr. 1. 49 (Naturgefühl). 120 (Braut von Messina) 142. 184 (Wallenstein, Tell, Jungfrau). 188. 192 f. 194. 207. 142. 214 (Schillerfest).
Schlegel A. W. 114 Anmerkung 2. 115. 118. 120. 136. 137 Anmerkung. 151 f. 182. 183. 190 f. 203—205.
Schlegel Fr. 118. 120. 146—148 (Deutsches Museum). 149. 180. 188.
Schlenkert F. C. 168 Anmerkung.
Schlözer A. L. 104 Anmerkung.
Schmidt J. W. 11. 53. 55.
Schneller J. F. 133 Anmerkung.
Schomburgk Rich. 38. 69. 73. 77. 80. 87.
Schomburgk Rob. 38. 46. 66. 67. 71. 75. 79. 88.
Schöne K. Chr. L. 168 Anmerkung.
Schreyvogel J. 99. 177.
Schubert Heinrich (Naturschilderung) 53. 55. 77.
Schütz Wilhelm von 185. 189. 191. 192.
Scott Walt. 205.
Seetzew U. J. 16. 83.
Shakespeare W. 117. 122. 138. 150 f. 183. 194.
Sklerr 211.
Solger W. F. 180. 183 f. 188 f. 210.
Sonnleithner Josef 130.
Sontag Henriette 210.
Spee Friedr. von 3.
Spemann W. 212. 213.
Spix Joh. B. von 27.
Spontini Gasp. (Vestalin) 210.
Stadens Hans 5.
Stadion Philipp Graf von 111. 112 f.
Staël Frau von 115. 120.
Steffens H. 205. 210. 211.
Steller G. W. 6.
Sternberg Kaspar, Graf von 134 Anmerkung.
Sterzinger Ferdinand 107.
Stich Bertha und Clara 211.
Stolberg Christian Graf von 181.
Stolberg Leopold Graf von 8. 181.
St. Pierre, Bernardin 62.
Stubenvoll Franz 98 Anmerkung
Sturm und Drang 98 (Einfluß auf die österreichische Dichtung).
Sulzer J. G. 8. 10.
Suppantschitsch J. A. 133 Anmerkung.
Süvern J. W. 126.
Szecheny Franz von 115. 132.

Talvy (Buch über Ossian) 205.
Tell-Stoff 109 Anmerkung.
Theater: Pest 134. Wien 154 ff. (Oper).
Thienemann 14.

Digitized by Google

Tieck Fr. 208.
Tieck L. 50. 115. 119. 123. 125. 150 f. 165. 173 f. 183. 185. 192 f. 194.
Tieftrunk J. H. 210.
Toll Fr. Wilh. 210.
Törring Jos. Aug., Graf 98.
Tschudi J. von 39.

Uhland L. 50. 177. 185. 187. 193.

Varnhagen von Ense K. A. 115. 203 f. (Briefe an A. W. Schlegel).
Varnhagen von Ense Rahel 204.
Vernulaeus Nic. 168 Anmerkung.
Vierthaler Franz M. 115.
Vischer Fr. 213.
Vodnik V. 133 Anmerkung.
Volkslied 182.

Waagen G. F. 210.
Wagner Mor. 40. 75. 77. 83.
Wartinger 133 Anmerkung.
Weber K. M. von 115.
Weidmann F. C. 142. 176.
Weißenbach Alois 142.
Weißenthurn, Frau von 159.
Werner Zach. 115.
Werthes Fr. A. Cl. 98. 149. 168 Anmerkung.
Westenrieder Lorenz von 106—110.
Wetzel K. F. G. 177. 185. 188.
Wied-Neuwied, Max Prinz von 26. 51. 77.
Winklern Joh. von 101.
Wolfart Karl 124.
Wrangel F. von 31. 52. 58. 65. 66. 68.

Zahlhas J. B. von 177.
Zelter K. Fr. 123.
Ziegler F. W. 99. 168 Anmerkung.
Ziska-Schottky, Volkslieder 182.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

830.5 .E89e C.1
Euphorion. ACL1845
Stanford University Libraries
3 6105 044 933 179

AUG 3 1 1971
NON-CIRCULATING

Stanford University Library
Stanford, California

In order that others may use this book, please return it as soon as possible, but not later than the date due.

Digitized by Google

Digitized by Google